EIFEL-FESTSCHRIFT

ZUR 25 JÄHRIGEN JUBELFEIER DES EIFELVEREINS

IM AUFTRAGE DES HAUPTVORSTANDES
HERAUSGEGEBEN VON
ALFRED HERRMANN



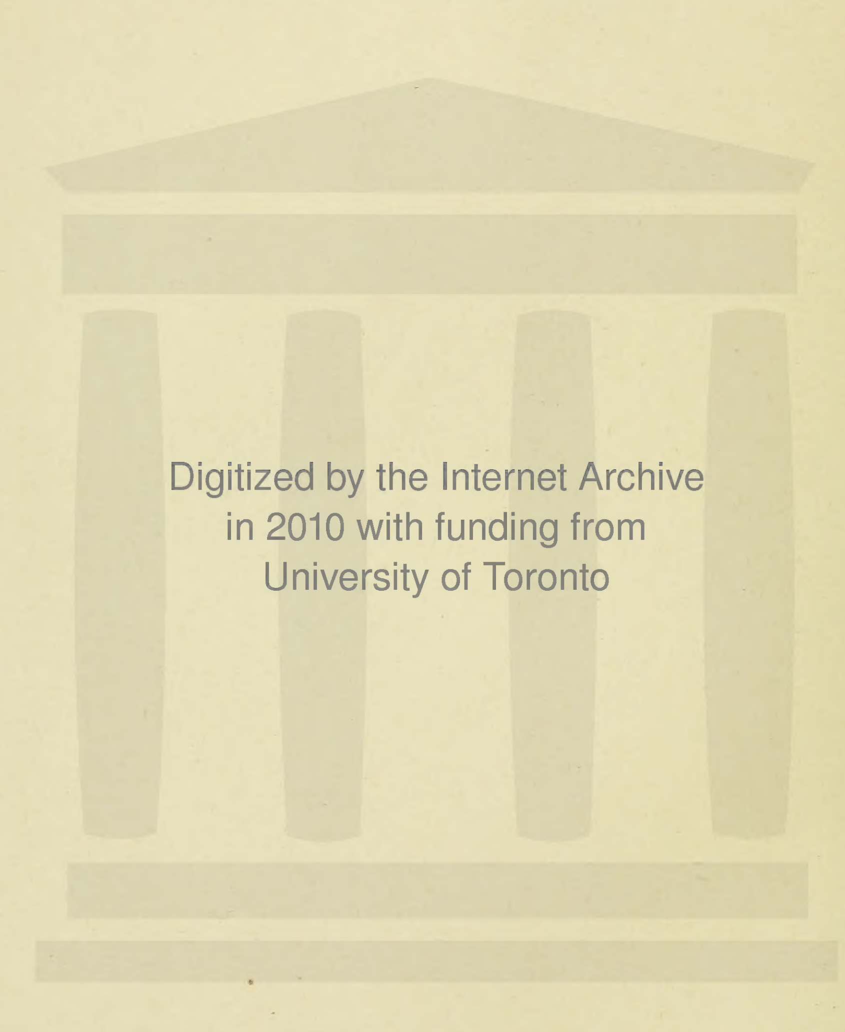
SELBSTVERLAG DES EIFELVEREINS







EIFEL-FESTSCHRIFT







Mezzotinto Bruckmann, München

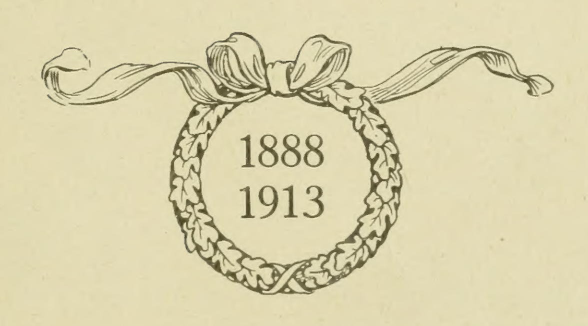
Am toten Maar.

EIFEL-FESTSCHRIFT

ZUR

25 JÄHRIGEN JUBELFEIER DES EIFELVEREINS

IM AUFTRAGE DES HAUPTVORSTANDES
HERAUSGEGEBEN VON
ALFRED HERRMANN



SELBSTVERLAG DES EIFELVEREINS
IN KOMMISSION BEI CARL GEORGI, BONN

Es steht dem Herausgeber nicht zu, die einzelnen Beiträge dieser Festschrift näher zu charakterisieren und den Versuch zu machen, aufzuzeigen, daß nicht nur ein äußeres, sondern auch ein inneres, geistiges Band sie umschlingt. Wohl aber ist es meines Amtes, über die Entstehung dieser Festschrift kurz zu berichten.

Es war am 5. März 1909, als der Vorsitzende des Eifelvereins, Landrat Dr. *Kaufmann*-Euskirchen, die Mitglieder des Hauptvorstandes sowie eine Reihe von Lehrern der Bonner Universität zu einer Versammlung einlud und ihr den Plan unterbreitete, die Jubelfeier des Vereins auch durch ein literarisches Denkmal rheinischer Gelehrter zu verherrlichen.

Was der Eifelverein und damit die gesamte Eifel Landrat *Kaufmann* verdankt, bedarf heute für weiteste Kreise unserer Provinz keiner Hervorhebung; künftigen Geschlechtern bewahrt es die Vereinsgeschichte; hier ist der Ort, zu betonen, daß auch die Vaterschaft dieser Festschrift ihm gebührt und er ihr Werden allzeit mit tatkräftigem Interesse begleitet hat.

In der genannten Sitzung wurde zur Herausgabe der Festschrift ein Ausschuß gewählt, der, freilich mit wechselnden Teilnehmern, im Laufe der nächsten Jahre mehrmals zusammentrat, um über die Vorarbeiten der Festschrift Bericht entgegenzunehmen, sowie über ihre Ausgestaltung und die künftigen Absatzmöglichkeiten zu beraten. Mit besonderem Danke ist hier Herr Geheimrat Prof. Dr. *Steinmann*-Bonn als Vorsitzender dieses Ausschusses zu nennen.

Vor allem aber gebührt der wärmste und bleibende Dank des Eifelvereins den Männern, die unserer Festschrift den Inhalt gaben, nicht minder denen, die seit dem Jahre 1909 uns treu blieben, wie jenen, die, oft unter erschwerenden Umständen, für andere in die Bresche traten. Es darf dabei auch nicht unerwähnt bleiben, daß unsere Mitarbeiter ebenso wie Herr Professor *Fritz von Wille,* dem wir das Titelblatt, und die Eifelmalerin *Marie Kunz,* der wir die Federzeichnungen in der Festschrift verdanken, ihren schönsten Lohn uneigennützig in dem Bewußtsein erblicken, im Eifelverein einer idealen Sache gedient zu haben.

Der Herausgeber im besonderen empfindet es dankbar, daß die Mitarbeiter ihm auch als lästigem Mahner und Dränger freundlich gesinnt blieben. Für mannigfache Mitwirkung fühlt er sich ferner auch dem stets hilfsbereiten Schriftführer des Hauptvorstandes, Herrn Oberpostsekretär *J. Berghoff* in Bonn, verpflichtet, und wahrlich nicht gering ist die Arbeitslast, die Herr Dr. jur. *Vonachten* in Aachen auf sich nahm mit der Versendung der vorbestellten Exemplare der Festschrift.

Der lebhafte Dank des Eifelvereins und aller derer, die sich an diesem Buche erfreuen werden, gebührt endlich auch, und nicht im geringsten Maße, dem Hauptvorstand, weil er als Auftraggeber und Verleger eine nicht geringe finanzielle Verantwortung auf sich nahm. Zwar war es den Bemühungen des Vorsitzenden gelungen, den Herrn Landwirtschaftsminister und die Rheinische

Provinzialverwaltung zu vermögen, ihr stets bewährtes Interesse für die Eifel durch Bewilligung namhafter Zuschüsse für die Drucklegung der geplanten Festschrift erneut zu erweisen, aber infolge der beständig schwankenden Zahl der Mitarbeiter war ein Etat schwer aufzustellen und er erreichte zu guter Letzt eine bedeutende Höhe, als Umfang und Ausstattung der Festschrift über den ursprünglich geplanten Rahmen erheblich hinauswuchsen. Da war es ein hochherziger, von ideellen Rücksichten bestimmter Entschluß, den Preis der Festschrift für die Mitglieder gleichwohl unverändert zu lassen, so daß er, gemessen an ihrem materiellen Wert, kaum mehr als eine Anerkennungsgebühr darstellt. Der Dank der Eifelfreunde für so viel Entgegenkommen blieb zum Glück nicht aus. Schon auf Grund der Vorbestellungen kann die Festschrift in rund 12000 Exemplaren hinausgehen. Alle Bevölkerungskreise beteiligten sich an der Subskription, aber wir wissen es besonders zu schätzen, daß der Herr Oberpräsident, die Herren Regierungspräsidenten und das Provinzialschulkollegium der Rheinprovinz die Verbreitung unserer Festschrift vor allem auch in jenen Kreisen nachdrücklichst gefördert haben, die berufen sind, die ideellen Güter unseres Volkslebens zu pflegen.

Was seinen Zweck in sich selbst trägt, ist des Bestandes und der Fortentwicklung sicher. Diese Gewißheit scheint mir das schönste Angebinde für unseren Eifelverein zu seinem Jubelfeste. Möchte die Feier zu Trier zugleich auch, genährt durch die großen Erinnerungen des Jahres 1913, von der Erkenntnis beherrscht sein, daß die Liebe zur engeren Heimat und die wissenschaftliche Betrachtung ihrer Vergangenheit, wie sie unsere Festschrift für die Eifel versucht, der edelste und kräftigste Nährboden ist für die Liebe und Wertschätzung des größeren Vaterlandes und seines Herrscherhauses.

Bonn, im April 1913.

ALFRED HERRMANN.

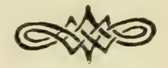


INHALT.

Verzeichnis der Abbildungen:

Karten, Grundrisse u. ä.

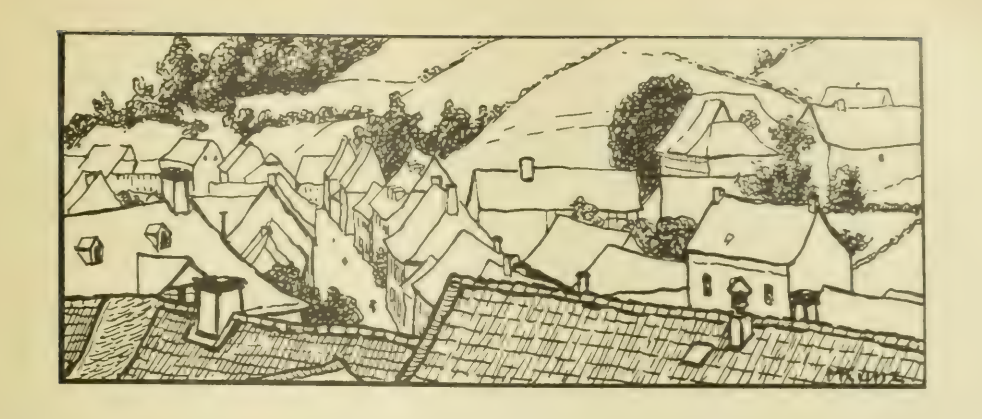
Federzeichnungen von Marie Kunz-Bonn:



I. TEIL:

BEITRÄGE VERSCHIEDENEN INHALTS.





□ □ DER EIFELVEREIN □ □
RÜCKBLICK AUF SEINE GRÜNDUNG UND ENTWICKLUNG VON 1888—1913
□ □ VON MICHAEL ZENDER. □ □

EINLEITUNG Auf 25 Jahre frischer, selbstloser und erfolgreicher Arbeit kann der Eifelverein zurückschauen. Das langverkannte und doch so reizvolle Eifelland, reich an landschaftlicher Schönheit und geologischer Eigenart, hat der Verein dem Fremdenverkehr und der Wanderlust erschlossen, die Liebe und Freude an der Natur und der schönen deutschen Heimat geweckt und gefestigt und regen Anteil genommen an der Mehrung der Wohlfahrt dieses ehedem wirtschaftlich so darnieder liegenden Landesteiles an des Reiches Westmark. Solche Erfolge zu erzielen, bedurfte es einer Reihe von arbeitsreichen Jahren und einer uneigennützigen, opferwilligen Schaffenskraft begeisterter und befähigter Männer, die in der Leitung des Gesamtvereins und auch innerhalb seiner Ortsgruppen mit Umsicht und Geschick die rechten Wege und Mittel fanden und in beharrlicher Einzelarbeit zu einem glücklichen Gesamtergebnisse führten. Was kann uns im Jahre der silbernen Jubelfeier näher liegen, als einen Rückblick zu werfen auf dieses erste Vierteljahrhundert segensreichen Vereinslebens. Eine solche Rückschau gibt uns erfreuliche Gelegenheit, die Verdienste der Mitarbeiter an diesem Werke zu würdigen und für die Nachwelt dauernd festzuhalten.

Das Bergland, das unser Jubelverein zu seinem Arbeitsgebiet sich erkor, war in der Vorzeit geschätzt als noch prächtige, ausgedehnte Waldungen das Klima begünstigten und die Talgründe und Abhänge zur Zeit der blühenden fränkischen Kultur im frühen Mittelalter dem Anbau von ertragreichen Fruchtbeständen und edlen Obstsorten dienten. Auch an Besuchern hat es der Eifel seit den ältesten Zeiten nie gefehlt; nur waren diese Eifelfahrer früherer Jahrhunderte weit von denen verschieden, die heute das Gebirge durchstreifen. Der römische Soldat, den der harte Kriegsdienst aus dem sonnigen Italien in ein Blockhaus an der einsamen Waldstraße auf den Eifelhöhen verschlagen hatte, der Kaufmann, der um des Gewinnes willen die Talschluchten durchzog und die Erzeugnisse des Südens den rauhen Nordländern um teueren Preis verhandelte, Jahrhunderte später fremdländische Mönche, die sich in den weiten Eifelwaldungen in mühsamer Rodung ihre Klosterstätten errichteten, — sie alle führte nicht Wanderlust ins Gebirge, sondern Beruf und Pflicht. Wohl wurde der Wald an den Abhängen zu den

Ebenen hin allmählich gelichtet, und die Walddörfer suchten Anschluß an den großen Völkerverkehr des Rheintales zu erlangen; doch inmitten des Gebirges waren die spärlichen Besiedelungen noch unzugänglich. Nur dann herrschte regeres Leben im Eifel- und Ardennenwalde, wenn das Hifthorn erscholl zu dem lustigen Kläffen der Jagdmeute, und Ritter und Edelfrauen zum Weidwerk auszogen, um beutebeladen am Abend zur Eifelburg zurückzukehren.

Zu Beginn des verflossenen Jahrhunderts erschienen wiederum von Nah und Fern Wandersleute in unserem Eifellande; doch auch sie kamen nicht aus Wanderlust und zur Erholung; statt des Rucksackes trugen sie ein Ränzlein mit Versteinerungen, an Stelle des Wanderstabes führten sie Pickel und Hammer in der Hand. Es waren Naturforscher und Geologen, die den Spuren der Vergangenheit nachgingen und in den zahlreichen und düsteren Maaren der Vulkanherde ein ausgezeichnetes und einzig dastehendes Lehr- und Lerngebiet entdeckt hatten. Langsam verbreitete sich durch diese Forscher in der Außenwelt die Kenntnis des eigenartigen Gebirges, das nach dem bekannten Worte Leopold von Buchs, des Altmeisters der deutschen Geologie, „seinesgleichen in der ganzen Welt nicht hat". Leider blieb diese Wertschätzung des Eifellandes zunächst auf die Kreise der Forscher beschränkt. Wollte sich ein vereinzelter Wanderer der Naturschönheiten des Gebirges erfreuen, so sorgte immer noch kein Reisepfad und kein freundlicher Wegweiser dafür, daß er auch bequem und richtig sein Ziel fände, und hatte er nach vieler Mühe seinen Bestimmungsort erreicht, so war es mit Unterkunft und Verpflegung noch gleichfalls häufig übel bestellt.

Da erstand im Herbst des Jahres 1832, wohl den meisten Lesern unbekannt, in *Schleiden* ein *„Verein zur Beförderung der Landwirtschaft, des Gewerbefleißes, der Intelligenz und Sittlichkeit in den Eifelgegenden"*, der kurzweg Eifelverein genannt wurde und dessen erster Vorsitzender mit dem gegenwärtigen verdienstvollen Vereinsleiter auch den Namen gemeinsam hat; es war der Professor der Staatswissenschaften Dr. Peter Kaufmann zu Bonn, ein geborener Eifler. Daß diese Gründung nur wirtschaftliche Zwecke im Auge hatte, war sehr natürlich. Zu damaliger Zeit waren touristische Bestrebungen allenthalben noch unbekannt. Eine Hebung der Erwerbsverhältnisse erschien der Bevölkerung naheliegender und nutzbringender; denn die Kriegswirren, politische Zersplitterung und andere Ursachen hatten den Wohlstand des Eifellandes mehr und mehr beeinträchtigt. In seiner bemerkenswerten Eröffnungsrede betonte denn auch der Gründer des Vereins die Notwendigkeit neuer Erwerbsquellen für das Eifelland, da ein Teil der Bevölkerung seine bisherigen verloren habe; die Briten bedrängten durch die Einfuhr ihres wohlfeilen, aber schlechten Eisens, die Spanier durch die Billigkeit ihres Bleies den Gewerbefleiß der Eifelgegenden. Die Landwirtschaft leide unter der rückständigen Viehzucht und der Schiffelwirtschaft, dem mangelhaften Futterbaue und der dürftigen Düngung, und Handel und Gewerbe kranke an dem Mangel an aufschließenden Straßen. Der Verein fand freudige Aufnahme; an vielen größeren Eifelorten wurden Zweigvereine ins Leben gerufen, unter denen die „Lokalabteilungen" Schleiden, Daun, Bitburg, St. Vith und Prüm, letztere unter der regen Leitung des bekannten Landrates Bärsch, in besonders vielseitiger Tätigkeit die bessernde Hand anlegten. Bei den Behörden fand auch schon der damalige Eifelverein fördernde Anerkennung, ja der preußische Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., übernahm das Protektorat über den Verein. Als Vereinsblatt wurde der *„Niederrheinische Anzeiger* für Staats- und Wirtschaftslehre" bestimmt, der 1833 unter Kaufmanns Leitung erstmalig erschien. Schon nach kurzer Zeit gliederte sich mit denselben Zielen ein landwirtschaftlicher Verein für den Niederrhein an, dann ein solcher für das oberbergische Land, und als um 1840 diese

landwirtschaftliche Vereinigung auf die ganze Rheinprovinz ausgedehnt ward, da verblaßte allmählich das besondere Interesse für die Eifellande; das Vereinsblatt wandelte sich um in die noch bestehende „*Landwirtschaftliche Zeitschrift für Rheinpreußen*“ und der Eifelverein der dreißiger Jahre ging sang- und klanglos in dem großen rheinpreußischen Gesamtverbande auf.

Die Abgeschlossenheit und der wirtschaftliche Tiefstand der Eifel blieben bestehen und wurden von Jahr zu Jahr fühlbarer, als die neuern Verkehrsmittel durch raschere Zufuhr fremdländischer Frucht schweren Wettbewerb schafften und sowohl Mangel an Kapital wie allzu zähes Festhalten am Althergebrachten den Übergang zu einem veränderten Wirtschaftsbetrieb gleich sehr erschwerten. Als nun auch noch in vielen Teilen der Eifel der Viehbestand durch bösartige, von Frankreich nach dem Kriege in den siebziger Jahren eingeschleppte Seuchen erheblich vermindert wurde und dann eine Reihe ungünstiger Jahre selbst die notwendigsten Nahrungsmittel wie Kartoffeln, Hafer und Buchweizen mißraten ließen, da trat zu Anfang der achtziger Jahre ein derartiger Notstand ein, daß die großen Tagesblätter und illustrierten Zeitschriften Aufrufe erließen und Sammlungen veranstalteten zur Linderung der *Hungersnot in der Eifel.* Über 1½ Millionen Mark wurden aus allen Teilen Deutschlands durch den Vaterländischen Frauenverein und andere Sammlungen aufgebracht, wodurch insbesondere die unglückliche Zeit vom Winter bis zum Herbst 1883, bis zur neuen Kartoffelernte, gemildert werden sollte. Kartoffeln waren nämlich in diesen trostlosen Tagen laut Berichten von Pfarrern und Lehrern in manchen Dörfern der hohen Eifel geradezu zum Luxusartikel geworden. Man richtete in allen Notstandsorten Suppenküchen ein, verteilte Hülsenfrüchte, Brot und Fett und suchte vor allem auch der zunehmenden Sterblichkeit der darbenden Kinder vorzubeugen.

Mit umfassenderen und nachhaltigeren Mitteln traten aber alsbald auch Staat und Provinz helfend ein und bemühten sich durch Schaffung neuer Verkehrswege, durch Aufforstungen von Ödland und durch Gewährung eines namhaften Notstandfonds, den Betrieb des Land- und Wiesenbaues sowie der Viehzucht nutzbringender zu gestalten.

So erfreulich und wirkungsvoll nun auch die Anteilnahme der Mitwelt und der Behörden an dem Geschick der Eifelbewohner war, so hatten doch die krassen Schilderungen der Dürftigkeit, der Unwirtlichkeit und Öde dem gesamten Eifelgebiete den letzten Rest des Ansehens außerhalb seiner Grenzen geraubt. Ungeschaut wurde nun allenthalben unser Bergland als ein „rheinisches Sibirien“ verschrieen, als arm und öde und kalt; der Eifler selbst verleugnete draußen seine Heimat und bestätigte dadurch nur das allzuschroffe Vorurteil, das leider auch bestehen blieb, als die wirtschaftlichen Verhältnisse sich allmählich zu bessern begannen. Und diese Mißachtung hatte gerade ihren Höhepunkt erreicht, als in den Jugendjahren unseres neugeeinten Deutschen Reiches ringsum auf allen Gebieten ein macht- und kraftvolles Leben sich regte. Das Nationalgefühl war erwacht und erstarkt und mit ihm ein bewußteres Heimatsgefühl, das uns die Schönheit und Eigenart unserer deutschen Lande und besonders der deutschen Mittelgebirge voll erkennen und schätzen ließ. Der Sinn und das Gefühl für die Natur, von jeher auf das Innigste mit dem deutschen Gemüte verbunden, erfuhr eine neue Belebung, und als durch die Umgestaltung der Erwerbsverhältnisse eine stärkere Inanspruchnahme der Geistes- und Nervenkraft in mächtig anwachsenden Industriegebieten noch dazu in Erscheinung trat, da regte sich allerorts gar lebhaft die Wanderlust. Neue Bahnverbindungen, dem erhöhten Verkehrsbedürfnis entsprungen, ermöglichten die Ausführung größerer Wanderfahrten. In den verschiedensten Landschaften schlossen sich Natur- und Wanderfreunde und be-

geisterte Verehrer der heimatlichen Berge zu Vereinigungen zusammen, so am Harz und in Thüringen, im Taunus, an der Rhön und im Odenwald, im Schwarzwald und auf den Vogesen, in der Mark und in den Sudeten. Unsere liebe, schöne Eifel aber wurde noch gemieden, sie war ja so verschrien als unwegsam, dürftig und kahl, so gänzlich unbekannt in ihren landschaftlichen Reizen! Vom Rhein her wagte man höchstens eine kurze Fahrt nach dem Ahrtal und an den See von Laach, wie denn auch Bädeckers Rheinlande von damals nur dieses Grenzgelände streifen, im übrigen aber die Eifel als nicht vorhanden betrachten . Ja, gerade in dem Jahre 1883, als sich die schon blühenden Wandervereine der deutschen Mittelgebirge zu einem großen touristischen Verbande zusammenfanden, da füllten die Hilferufe für die arme hungernde Eifel die Spalten der deutschen Zeitungen! Wer wollte sich nun in diese trostlosen Gaue hineinbegeben? — Da war der Zeitpunkt gekommen, daß neben der staatlichen Fürsorge auch die Selbsthilfe einsetzte, daß der wirtschaftlichen Aufbesserung auch ideale Förderung sich anreihte. Da galt es, durch eigenen Aufschwung und begeistertes Wirken die irrigen Vorstellungen zu bekämpfen und zu beseitigen, die landschaftlichen Reize zu erschließen und bekannt zu machen und den Strom der Wanderfreunde auch in das verkannte Eifelland zu lenken. Das Jahr 1888 brachte uns endlich die so notwendige Ergänzung der bisherigen Bestrebungen, es entstand *der Eifelverein* von heute; noch ist's nicht zu spät gewesen! Ein historisch denkwürdiges Jahr ist's zugleich, das dem jungen Verein zu seinem Ausgangspunkte bestimmt war. Die unvergeßlichen deutschen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. waren in diesem Jahre aus dem Leben dahingeschieden, und unser gegenwärtig regierender Kaiser Wilhelm II., der in seiner späteren Regierungszeit ein so warmer und begeisterter Freund der Eifel geworden ist, hatte seine segensreiche Herrschertätigkeit begonnen. Es gereicht dem Eifelverein zur freudigsten Genugtuung, zur selben Zeit auf ein Vierteljahrhundert erfolgreicher Tätigkeit zurückschauen zu können, da sein hoher Gönner und Förderer auf dem Throne das silberne Jubelfest seiner segensreichen, kraftvollen Regierung feiert.

GRÜNDUNG DES EIFELVEREINS AM 22. MAI 1888

Es war am 22. Februar 1888, als von der alten Moselstadt Trier aus ein begeisterter und langjähriger Kenner der Eifel, der Gymnasialdirektor Dr. Adolf *Dronke,* an einflußreiche Eifelbewohner die Einladung ergehen ließ, zu einer vorbereitenden Besprechung behufs Gründung eines *„Eifel-Klubs“* nach Gerolstein zu kommen. Der Gedanke fand in allen Teilen des weiten Eifelgebietes freudigen Widerhall. An verschiedenen Eifelorten war man schon früher ähnlichen Plänen näher getreten, ohne sie jedoch zur Ausführung zu bringen. So fügt Oberpfarrer Dr. Pauly aus Montjoie seiner zustimmenden Antwort bei, dasselbe Projekt sei schon von ihm selbst vor vier Jahren geplant und in Bonn mit den Abgeordneten Kreuser und Franssen, Redakteur Borgmann aus Euskirchen und Pfarrer Krüll aus Mechernich beraten worden; die Ausführung wäre nur verschoben worden, weil damals die Verkehrsverhältnisse noch nicht genügend fortgeschritten waren. Bürgermeister Thielen und Oberförster Beck aus Manderscheid wollten schon 1885 dem dortigen Verschönerungsverein die gleichartigen Vereine von Kyllburg, Gerolstein, Daun und Gillenfeld zu gemeinsamem Wirken angliedern; dem Anschreiben Dronkes stimmten auch sie freudig bei, fragten aber an, ob er bei der Gründung an die Zusammenfassung einer größeren Anzahl bestehender Verschönerungsvereine der Eifel gedacht habe. Landrat Graf Brühl zu Daun bot gleichfalls mit Freuden seine Mitarbeit an. Von besonderem Werte war aber die sofortige Zustimmung des damaligen Regierungspräsidenten *Nasse* von Trier, der

dann auch in der Folge als Oberpräsident der Rheinprovinz ein warmherziger Förderer des Eifelvereins geblieben ist. Die angekündigte *Vorberatung* fand am 18. März in *Gerolstein* statt. Eine recht ansehnliche Zahl von einflußreichen Männern hatte sich hier im Herzen der Eifel um Dronke geschart, um der Eifelheimat emporzuhelfen. Auch Regierungspräsident Nasse war in Begleitung des Oberregierungsrats v. Geldern von Trier erschienen, um sich genauere Kenntnis von den Zielen und der Einrichtung der geplanten Gründung zu verschaffen. In frischem, zuversichtlichem Tone entwickelte Direktor Dronke die grundlegenden Gedanken zu dem bedeutsamen Werke, das in anderen Gebirgen mit ähnlichen Verhältnissen schon so reiche Frucht getragen habe. Über diese Grundgedanken herrschte in der Versammlung völliges Einverständnis. Die näheren Einzelheiten der Vereinigung und der Entwurf der Satzungen sollten bis zu einer demnächstigen Versammlung ausgearbeitet werden. Neben Direktor Dronke beauftragte man damit Landrat Graf Brühl, Regierungs-Assessor Landsberg aus Trier und Bürgermeister Thielen aus Manderscheid, die sich bis dahin schon hervorragend der Eifelsache werbend und beratend gewidmet hatten. Dieselben Herren unterzeichneten auch den *Aufruf*, der nunmehr in den Eifeler und rheinischen Zeitungen erschien, um zur Begründung des Eifelklubs nach Bad Bertrich einzuladen. Zeitungsberichte, von Thielen und Dronke ausgehend, klärten die Bevölkerung über die Notwendigkeit und die Zwecke der Vereinigung auf. Besondere Beachtung fand ein längerer Artikel, den Dronke am 29. April in der Kölnischen Zeitung veröffentlichte. Hier wies er in der ihm eigenen klaren und gemütvollen Sprache auf die vielen noch unbekannten und unerschlossenen landschaftlichen Schönheiten der Eifel hin und zeigte sodann recht eindringlich, welch ein dankbares Arbeitsfeld sich daraus ergäbe für schaffensfreudige Eifelfreunde. — Im *Kursaale zu Bertrich* fand am Pfingstdienstag, den 22. Mai 1888, die angekündigte Versammlung zur *Gründung des Eifelvereins* statt. Gewiß hat das reizende Bertrich, das so manchem, der hier Genesung fand, in dankbarer Erinnerung steht, dazu beigetragen, daß die Versammlung so gut besucht war; doch war es vor allem die Liebe zur Eifel, die so zahlreiche Männer aus allen Berufszweigen nach dem Badeorte geführt hatte. Direktor Dronke legte auch hier die Notwendigkeit und die Ziele des Zusammenschlusses klar und stellte dann die Satzungen des Vereins zur Beratung, die Regierungs-Assessor Landsberg nach verschiedenen Konferenzen mit dem genannten Ausschuß ausgearbeitet hatte. Wo man in den Zielen so völlig einig war, da konnten die Einzelheiten der Satzungen keine besonderen Meinungsverschiedenheiten hervorrufen, und man verständigte sich ohne Schwierigkeit über die Art und Weise der künftigen Geschäftsführung. Ein Antrag, den Verein einheitlich auch über den Hochwald jenseits der Mosel zu erstrecken, wurde nicht gebilligt, wohl aber die Mitwirkung des Vorstandes bei der etwaigen Gründung eines besonderen Hunsrücks- und Moselvereins und dessen freundnachbarliche Unterstützung durch den Eifelverein zugesagt. Als Arbeitsgebiet des Eifelvereins bestimmten diese erstmaligen Satzungen das Eifelgebiet im weitesten Sinne, d. i. den Teil der Rheinprovinz, der im Osten vom Rhein, westlich von der Landesgrenze, nördlich von der Köln-Aachener Eisenbahnlinie und südlich von der Mosel umschlossen wird. Sein Zweck ist die Erschließung der Eifel in *landschaftlicher, wissenschaftlicher* und *wirtschaftlicher* Beziehung. Seine Mitglieder sollten Ortsgruppen bilden, die ihre Satzungen selbständig bestimmen können, doch so, daß sie den Zwecken des Gesamtvereins dienlich sind und der Genehmigung der Hauptleitung unterliegen. Auch Einzelmitglieder werden zugelassen. Für je 50 Mitglieder entsenden die Ortsgruppen einen stimmberechtigten Vertreter zu den jährlichen Hauptversammlungen. Der Haupt-

vorstand setzt sich zusammen aus je einem Vertreter der Ortsgruppen und dem aus den Mitgliedern für drei Jahre gewählten besonderen Vorstand, der aus einem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Rechner und einer Anzahl Beisitzer besteht, deren Zahl nach Bedürfnis ergänzt werden kann. Der Beitrag wurde auf 2 Mark jährlich festgesetzt, der zur Hälfte an den Hauptverein abgeführt werden muß. Den Hauptvorstand wählte man durch einfache Stimmenmehrheit. Er bestand aus den Herren: Direktor Dr. Dronke, Trier, Vorsitzender; Verleger Ed. Lintz, Trier, Rechner; Gymnasiallehrer Simmes, Trier, Schriftführer; Landrat Graf Beyssel, Koblenz; Landrat Graf Brühl, Daun; Oberförster Beck, Trier; Apotheker Gummich, Kyllburg; Notar Kaumanns, Mayen; Regierungsassessor Landsberg, Trier; Bürgermeister Thielen, Manderscheid; Pfarrer Wiesen, Gerolstein; Forstmeister Witzell, Trier. Nachdem die Satzungen genehmigt und die Vorstandswahl vollzogen war, wurde den Teilnehmern schließlich als nächste wichtigste Aufgabe bezeichnet, nunmehr sogleich für die Verbreitung des neuen Vereins durch Werbung von Mitgliedern zu wirken und die Bildung möglichst zahlreicher Ortsgruppen in dem weiten Vereinsgebiete zu veranlassen; eine örtliche Satzung wurde zu dem Zwecke ausgearbeitet. Bürgermeister Thielen regte sogleich die Gründung einer besonderen Vereinszeitschrift an. Aber diesen Plan hielt man allgemein mit Rücksicht auf die bedeutenden Kosten für verfrüht. Der neue Vorsitzende versprach, bis auf weiteres alle Mitteilungen durch Rundschreiben an die Vorstandsmitglieder und die Leiter der Ortsgruppen gelangen zu lassen. Der Name Eifelklub wurde mit Recht beanstandet und in Eifelverein umgeändert.

So war nun der Eifelverein ins Leben getreten und hatte feste Gestalt angenommen. Die Teilnehmer verließen Bertrich mit großer Schaffensfreude und dem hoffnungsvollsten Ausblick in die Zukunft. Doch wohl keiner von den verdienten Gründern wird auch nur entfernt geahnt haben, daß der Verein so ungemein schnell und fruchtbar in Wachstum, Erfolg und Ansehen sich entwickeln würde.

Der Siegeszug des Eifelvereins hat seinen Grund zunächst in der Sache selbst, die er vertritt. Eine verkannte, ausgedehnte Landschaft zu erschließen, bei den weitesten Kreisen unseres Volkes den Sinn für die Heimat, die Freude am Wandern und am Umgang mit der Natur wieder zu wecken und zu beleben, das ist ein Schaffensfeld mit gesunder, lebensfähiger Unterlage. Doch die Idee allein verhilft einer Sache noch nicht zum Siege, sie bedarf auch willensstarker, begeisterter Männer, die sie mit Hingebung und Geschick verfechten. Vor allem hängt die gedeihliche Entwicklung eines solchen Vereins ab von den *Vorsitzenden,* die es verstehen, durch ihren Eifer für die Sache und ihr Vorbild weite Kreise um ihr Banner zu sammeln und mit Umsicht die rechten Mithelfer auszuwählen und sie dem für sie passenden Schaffensfelde zuzuteilen. In den Händen solcher Männer lag, gottlob, die Leitung des Eifelvereins seit seinem Bestehen. Direktor *Dr. Dronke,* General *von Voigt,* Landrat *Dr. Kaufmann,* das sind die bisherigen Leiter des Eifelvereins gewesen, deren Namen im Verein, im ganzen Eifellande und weit darüber hinaus unvergeßlich bleiben werden. In der umsichtigen Wirksamkeit dieser Führer des Vereinsschiffleins treten je nach der Eigenart der Persönlichkeit doch verschiedene Richtungen zutage, die der jeweiligen Wirkungszeit ihr Gepräge verliehen haben. *Direktor Dronke,* der Gründer des Vereins, hat in seiner begeisternden Art in Wort und Schrift und in persönlichem Austausch mit den Freunden der Eifel für das Land geworben und den Vereinsgedanken allgemein geweckt. Neben der *landschaftlichen Erschließung* der Eifel erstrebte er die Hebung des Gebiets auch durch rein *wirtschaftliche* Maßnahmen (1888—1898). — *General von Voigt* hat es durch sein gewinnendes und besonnen vornehmes Wesen verstanden, die Kräfte des Vereins enger zusammenzufassen, dem Vereine eine gesunde *finanzielle*

Grundlage zu geben und unter Ausscheidung wirtschaftlicher Bestrebungen den Verein durch den Entwurf einer durchgehenden Wegebezeichnung auf eine *vorwiegend touristische Tätigkeit* zu verweisen (1898—1904). Den anerkannten organisatorischen Talenten und dem ausdauernden unermüdlichen Fleiße des tatkräftigen und jugendfrischen gegenwärtigen Vorsitzenden, *Landrat Dr. Kaufmann*, ist es dann vorbehalten gewesen, den Verein zu einer *ungeahnten Höhe* heranzuführen, die Wirksamkeit des Eifelvereins auf die *mannigfaltigste Weise fördernd auszugestalten* und namentlich die *Wanderbewegung in den Vordergrund des Interesses* zu stellen.

Wenn wir in den folgenden Ausführungen den Versuch wagen, aus der Fülle von Berichten und Beschlüssen der 25 Jahre das Wesentliche herauszuschälen, zu sichten und zu einem Überblick über die Wirksamkeit des Eifelvereins zusammenzustellen, so läßt sich diese Arbeit nicht übersichtlicher gruppieren als nach den drei Zeitabschnitten, wie sie durch den Wechsel in der Vereinsleitung vorgezeichnet sind.

I. Die ersten zehn Vereinsjahre unter Leitung von Gymnasialdirektor Dr. Dronke. 1888—1898.

Direktor Dr. Adolf Dronke wurde am 7. März 1837 in Coblenz als Sohn des Gymnasialprofessors Dr. Ernst Dronke geboren. Da sein Vater als Gymnasial-Direktor nach Fulda berufen wurde, verlebte er seine Jugendzeit in der idyllischen Stadt im Hessenlande. Seine Gymnasialstudien vollendete er nach des Vaters frühem Tode in Bonn. Nachdem er seiner Dienstpflicht bei den Pionieren in Coblenz genügt hatte, studierte er in Bonn Mathematik und Naturwissenschaften, promovierte 1860 und bestand bald darauf sein Oberlehrerexamen. Mehrere wissenschaftliche Arbeiten trugen ihm einen Ruf an die Universität Prag und später an die Hochschule zu Zürich ein, die er aber nicht annahm. Erst an höheren Schulen in Grevenbroich und M.-Gladbach tätig, übernahm er 1864 die Leitung der Provinzial-Gewerbeschule in Coblenz. Hier beteiligte er sich auch am öffentlichen Leben, wirkte viel für die Entwicklung des Kunsthandwerks und rief eine Sparkasse für Handwerker ins Leben, aus welcher die noch heute blühende Mittelrheinische Bank in Coblenz hervorging, die er von 1873 an 2 Jahre lang leitete. 1875 trat er wieder in den Schuldienst zurück und begann seine Wirksamkeit in Trier, wo er die Leitung der Realschule übernahm, die unter ihm zum Realgymnasium, dann zum staatlichen Vollgymnasium ausgebaut wurde. Als Schulmann war Dr. Dronke rastlos tätig und genoß großes Ansehen. Seine Kartenwerke und erdkundlichen Lehrbücher wurden sehr geschätzt. In Trier stand er zugleich auch im Mittelpunkte aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen.

Schon als Knabe liebte er die Berge; im Rhöngebirge wurde er bei späteren Besuchen mit den Einrichtungen und dem Erfolge des Rhönklubs bekannt, dessen Satzungen ihm bei Gründung des Eifelvereins als Richtschnur dienten. Durch seine geographischen Studien und auf Ferienreisen hatte er die Schönheiten der Eifellandschaft, aber auch deren Notstände und Abgeschlossenheit kennen gelernt. Seine rastlosen Bemühungen um die Gründung und Weiterentwicklung des Eifelvereins trugen ihm den ehrenvollen Namen „Eifelvater" ein. Allerorts war er bekannt und geschätzt. Jedermann verehrte den wackern, wohlwollenden Herrn mit dem charakteristischen Kopf voll buschigen Weißhaares und dem gar freundlich blickenden Augenpaar.

Die große Arbeitslast, die er auf sich genommen, erschöpfte leider nur zu früh die Kräfte des rüstigen Mannes. Nach längerer Krankheit suchte er Ostern 1898 Heilung in Neuenahr, aber der Tod ereilte ihn hier im 61. Lebensjahr am 10. Juni 1898. Ein Denkmal inmitten seiner geliebten Eifel wahrt sein Andenken für künftige Geschlechter.

Beginn der touristischen Aufschließung der Eifel nebst wirtschaftlichen Bestrebungen für die Eifelbewohner.

1. Werbetätigkeit.

Ehe ein erfolgreiches Arbeiten für die Eifel möglich war, mußte der junge Verein im Eifelgebiete selbst festen Fuß fassen und in allen Teilen des weiten Ge-

birgslandes Verbreitung finden. Der beste Weg hierzu war zweifellos die Bildung zahlreicher Ortsgruppen, schaffensfreudige Eifelfreunde, die dahin wirkten, fanden sich zunächst recht viele unter den Teilnehmern an den ersten Versammlungen in Gerolstein und Bertrich, die dort so reiche Anregung gefunden hatten. Sogleich nach Gründung des Vereins erließ der Vorstand an diese Teilnehmer und an



Gymnasialdirektor Dr. Dronke.

sonstige Herren aus allen größeren Eifelorten eine Aufforderung zur Werbung neuer Mitglieder. In der Regel reiste Dronke selbst dorthin, wo die Gründung einer Ortsgruppe in Aussicht war oder er wurde von den führenden Persönlichkeiten gebeten, in der vorberatenden Versammlung zu erscheinen. Seine überzeugende Beredsamkeit hatte stets den gewünschten Erfolg. Solche Reisen benutzte der unermüdliche Mann zugleich, um sich über alle Verhältnisse der betreffenden Gegend und ihre Bewohner genaue Kenntnis zu verschaffen, und mit neuen Arbeitsplänen und einer Mappe voll neuer Mitgliedernamen kehrte er regelmäßig zu seinem Moselheim zurück. Doch auch an Hemmnissen fehlte es der Neugründung nicht.

Die erste und größte Schwierigkeit für die Ausbreitung des Eifelvereins lag in seinem Verhältnis zu den bestehenden Verschönerungsvereinen. Verschiedene solcher Vereinigungen, wie die von Montjoie, Malmedy, Manderscheid, Prüm u. a. hatten schon seit vielen Jahren unter bedeutenden Opfern manches Gute für ihren Ort geschaffen. Man befürchtete, ein Aufgehen in dem großen Gesamtverbande würde die lokalen Interessen schädigen, da der Verkehr zu sehr verteilt und der Beitrag für fernliegende Zwecke verwandt werde. Immer wieder wies Dronke demgegenüber darauf hin, daß die allgemeine Aufschließung der Eifel gerade den bevorzugten Orten zugute komme, und daß nur durch gemeinsames Vorgehen Großes geschaffen werden könne. Es war Dronkes Werbearbeit günstig, daß er warmherzige, weitblickende Helfer fand. Oberpfarrer Dr. Pauly in Montjoie, Bürgermeister Thielen und Oberförster Beck in Manderscheid vertraten das allgemeine Interesse in ihren Orten mit Nachdruck, blieben aber auch treue Stützen des Gesamtvereins. Zudem ging man von seiten des Vorstandes des Eifelvereins mit kluger Mäßigung vor und genehmigte vermittelnde Auswege. Der örtliche Verschönerungsverein vereinigte sich z. B. mit der Ortsgruppe, ein gemeinsamer Vorstand leitete den Doppelverein oder aber man erhöhte für die Mitglieder aus dem Ortsvereine, die der Ortsgruppe zugleich beitraten, den Mitgliedsbetrag, der dann dem Hauptverein abgeliefert wurde. Auch an dieser Einsendung des Teilbetrages seitens der Ortsgruppen nach Trier nahm man Anstoß, indem einige Zweigvereine den Verdacht äußerten, das Geld würde im Interesse der Stadt Trier verwandt. Gegen diese Eifersüchtelei nahm Dronke ganz energisch Stellung und widerlegte in einem Jahresbericht an der Hand klarer Zahlen das Unrichtige dieser Befürchtung. Solche Strömungen vermochten aber weder den Schaffensmut des Vorsitzenden und seiner Getreuen zu hemmen, noch dem erfreulichen Wachstum des Vereins zu schaden. Schon im Gründungsjahre 1888 bildeten sich 22 Ortsgruppen mit ungefähr 1500 Mitgliedern, und zwar Alf, Bitburg, Bonn, Daun, Gemünd, Gerolstein, Gillenfeld, Hillesheim, Köln, Kyllburg, Malmedy, Manderscheid, Mayen, Mehren, Montjoie, Neuerburg, Prüm, Remagen, Schoenecken, Trier, Waxweiler, Wittlich. Im zweiten Jahre traten 19 weitere Zweigvereine hinzu, und zwar Adenau, Altenahr, Andernach, Bertrich, Blankenheim, Bleialf, Brohltal, Burgreuland, Euskirchen, Kaisersesch, Kelberg, Koblenz, Kochem, Ligneuville, Losheim, Münstereifel, Nideggen, Rheinbach, St. Vith. Das Jahr 1892 zeigt schon 56 Ortsgruppen. Diese Zahl der Ortsgruppen ist bis zu Dronkes Ableben nicht mehr erheblich überschritten worden. Die Zahl der Mitglieder in den ersten 10 Jahren läßt sich nur ungefähr angeben:

1888:	1480	Mitglieder	1894:	3400	Mitglieder
1889:	2450	„	1895:	3200	„
1890:	2900	„	1896:	2800	„
1891:	3000	„	1897:	3600	„
1892:	3400	„	1898:	2500	„
1893:	3700	„			

Diese Ausbreitung des Vereins in den ersten 10 Jahren ist gewiß erfreulich zu nennen und in Anbetracht der geringen Verkehrsmöglichkeit, der noch fehlenden Werbeorganisation und des erst allmählich anhebenden Touristenverkehrs besonders anzuerkennen.

2. Vereinsleitung und Versammlungen.

Dem Hauptvorstand wurden in der Folge noch weitere Persönlichkeiten zugeteilt, die durch ihr Ansehen und durch ihre Schaffenskraft dem Verbande förderlich waren, so Geh. Justizrat Professor Dr. Loersch aus Bonn; Redakteur Dr. Kleser,

Köln; Justizrat Saassen, Wittlich; Gymnasiallehrer Overdick, Trier und Dr. *Andreae,* Burgbrohl. Bald nach der Gründung wurde Bürgermeister *Thielen* zum 2. Vorsitzenden gewählt. Thielen hatte sich schon vor seiner Vereinstätigkeit durch seine soziale und literarische Befähigung weit über seinen amtlichen Wirkungskreis hinaus verdient gemacht. Mit sicherem Blick verfolgte er den sozialen Entwicklungsgang in unserem Vaterlande, der ihm auch den Hauptstoff zu seiner journalistischen Tätigkeit lieferte, mit reger Phantasie hierbei ein Darstellungsvermögen verbindend, wie es nicht viele berufene Schriftsteller ihr eigen nennen. Einen von ihm selbst nicht erwarteten Erfolg erzielte er mit der feuilletonistisch gehaltenen Bitte um milde Gaben: *das Grab im Schnee.* Einige Monate nach des Eifelvaters Ableben trug man auch diesen verdienten Eifelfreund zu Grabe. Damit der vielbeschäftigte Vorsitzende entlastet und seine Kraft nicht zu sehr zersplittert wurde, schuf man schon auf der Versammlung zu Prüm im Sommer 1890 für die verschiedenen Aufgaben des Vereins besondere Ausschüsse. Den Vorsitz im wirtschaftlichen Ausschuß übernahm Dr. Andreae im Verein mit Eisenbahnsekretär Kröffges, Köln, die Leitung des geschichtlichen Zweiges wurde Rektor Dr. Asbach, Prüm, und Geheimrat Loersch, die der Bauten- und Wegekommission dem Baurat Dau, Trier, und Bauinspektor Hünerbein, Prüm, und die eines literarischen Ausschusses dem Grafen Brühl und Bürgermeister Thielen zugeteilt.

Eine wichtige Pflicht der Dankbarkeit erfüllte der Eifelverein, als er auf seiner 1. Generalversammlung im August 1888 zu Gemünd den bisherigen Regierungspräsidenten von Trier, Nasse, der als Unterstaatssekretär nach Berlin berufen worden war, zu seinem Ehrenmitgliede erwählte. Die wichtigsten Hilfeleistungen des Staates, die in den Notstandsjahren der Eifel zugewandt wurden, sind auf die Bemühungen dieses einflußreichen Gönners und Freundes der Eifellande zurückzuführen. Daß der Eifelverein dem bedrängten Landesteil durch Erschließung seiner landschaftlichen Schönheit aufhelfen wollte, sicherte ihm von vornherein die volle Sympathie des obersten Leiters der Provinz, die sich in häufigen Besuchen der Versammlungen, in vielen behördlichen Vergünstigungen und in regelmäßigen Zuwendungen äußerte. Sogleich nach Mitteilung der Wahl richtete Nasse aus Berlin an den Vorsitzenden ein bemerkenswertes Antwortschreiben, in welchem er die Ehrenmitgliedschaft „des von Ihnen in richtiger Erkenntnis der Vorzüge der Eifel mit großer Aufopferung gegründeten Eifelvereins“ mit herzlichem Danke annahm. „Mein Interesse und meine Liebe“, so heißt es weiter, „werden stets der Eifel gewidmet bleiben, und ich werde mich freuen, wenn der Eifelverein sich immer mehr ausbreitet und zur Hebung des schönen Gebirgslandes, welchem er seine Kräfte widmet, in erfolgreicher Weise beiträgt.“ Als Nasse zwei Jahre später, nachdem er zum Oberpräsidenten seiner heimatlichen Provinz ernannt worden war, bei seiner Anwesenheit auf der Herbsttagung zu Prüm zum Ehrenvorsitzenden gewählt wurde, da nahm er dankend die Wahl an mit dem Bemerken, daß sicher niemand mehr Herz für die Eifel habe als er.

Außerordentlich befruchtend auf die Vereinstätigkeit wirkten auch damals schon die Vorstandssitzungen und *Hauptversammlungen,* die alljährlich mehrmals einberufen wurden. Ihr Wert liegt nicht nur in den Beschlüssen und geschäftlichen Arbeiten, sondern in der anregenden Aussprache der führenden Persönlichkeiten, die stets sich gegenseitig zu neuem Wirken anspornen und neue Wege weisen. Dronke war immer zur Stelle, die Seele aller Beratungen. Weder Entfernung noch Ungunst der Witterung konnte ihn abhalten. „Scheint die Sonne nicht zu uns herein, so scheint sie von uns hinaus“, so äußerte er sich wohl, wenn draußen Regenschauer den engen Beratungssaal umtosten, während drinnen der Eifellande Wohl beraten wurde. In der Regel wurden zwei Hauptversammlungen im Jahre ein-

berufen, eine Frühjahrs- und Herbsttagung; nur in den Jahren 1895 und 1896 ließ man es bei einer Versammlung bewenden. Sie fanden in folgender Reihenfolge statt:

1888 am 22. Mai in Bertrich, am 12. August in Gemünd;
1889 am 12. Juni in Neuerburg, am 25. August in Mayen;
1890 am 15. Juni in Prüm, am 19. August in Andernach;
1891 am 7. Juni in Monjoie, am 24. August in Hillesheim;
1892 am 29. Mai in Wittlich, am 14. August in Neuenahr;
1893 am 28. Mai in Kochem, am 27. August in Malmedy;
1894 am 12. Juni in Burgbrohl, am 5. August in Schleiden;
1895 am 16. August in Blankenheim;
1896 am 16. August in Gerolstein;
1897 am 9. Juni in Nettersheim, am 15. August in Bitburg.

Der Hauptversammlung, die meist des Sonntags tagte, ging in der Regel am Samstagabend eine *Vorstandssitzung* voraus, in welcher nur die Mitglieder des Hauptvorstandes und die Leiter oder Beauftragte der Ortsgruppen vertreten waren.

Die Satzungen des Vereins, wie sie in Bertrich angenommen und in Gemünd endgültig genehmigt wurden, blieben in dieser Fassung bis zum Jahre 1894 bestehen. Da man aber für den Verein, schon wegen seiner Ankäufe von Grund und Boden, die Rechte einer juristischen Person erlangen wollte, mußten verschiedene Bestimmungen, insbesondere über Vermögenssicherung, Stimmrecht, Versammlungen geändert oder neu aufgenommen werden. Nachdem in der Hauptversammlung zu Burgbrohl am 12. Juni 1894 diese Satzungsänderungen beschlossen worden waren, konnte Direktor Dronke in der Vorstandssitzung zu Koblenz am 16. Mai 1897 die erfreuliche Mitteilung machen, daß die genannte Berechtigung durch Allerhöchste Genehmigung erteilt sei.

3. Einnahmen und Ausgaben; Vereinsvermögen.

Im Anfang der Vereinstätigkeit war der Eifelverein fast ausschließlich auf die Mitgliederbeiträge angewiesen, von denen die Hälfte, also mindestens 1 Mark, dem Hauptverein zugeführt wurde, die andere Hälfte den Ortsgruppen zu eigener Verwendung verblieb. Ein regelmäßiger Zuschuß des Oberpräsidenten betrug 250 Mark jährlich, dem sich noch Beihilfen der Kreise und Gemeinden zugesellten in einer Durchschnittshöhe von 400 Mark. Im allgemeinen konnte der Vorstand mit einem Haushaltplan rechnen, der sich in der Höhe von 3500—4500 M. bewegte. Davon wurden ungefähr 60 v. H. für Wegeführung und Zuschüsse an die Ortsgruppen, für Bauten u. dgl. abgegeben, der Rest verblieb für Verwaltung, Reklame und wirtschaftliche Unterstützung. Zur Erhöhung der Einnahmen schlug Dronke im Jahre 1891 die Veranstaltung einer größeren Geldlotterie vor; dem Vorstand erschien dieses Vorhaben zu gewagt und man nahm davon Abstand. Ein kleiner eiserner Bestand war in den ersten Jahren stets zurückgelegt worden, doch das Jahr 1893 brachte infolge vermehrter Unterstützung der Ortsgruppen einen Abschluß, der den Verein ohne jeden Barbestand beließ. Da wurde in der Vorstandssitzung zu Rolandseck beschlossen, künftighin mindestens 25 v. H. der Einnahmen als Rücklage verzinsbar anzulegen. In die neuen Satzungen wurde diese Bestimmung sogleich aufgenommen mit dem Zusatze, diese Zuführung zum Vereinskapital sei so lange fortzuführen, bis die Summe von 12 000 Mark erreicht sei.

Ein nennenswertes Vermögen an Barbestand besaß der Verein zu Dronkes Zeit noch nicht, wohl aber an Eigentum, das in den vom Gesamtvereine angelegten Bauten und für wirtschaftliche Versuche angekauften Liegenschaften bestand. Die Vermögensübersicht vom Jahre 1896 lautet

1. Grundeigentum in der Gemeinde Bell	40 M.	
2. Aussichtsturm auf dem Gänsehals	3400 M.	
3. Lieser Brücken (2)	600 M.	
4. Zwei Wiesenparzellen bei Manderscheid	40 M.	
5. Schutzhaus auf dem Mäuseberg	540 M.	
6. Grundstück in Montjoie	100 M.	
7. Brücke über die Ruhr bei Paulushof	2200 M.	
8. Barbestand	554 M.	
Summa	7454 M.	
abzüglich Schuld für den Gänsehalsturm	1758 M.	
	5696 M.	Vereinsvermögen.

Zur Tilgung dieser Schuld für den Gänsehalsturm wurde beschlossen, an die Ortsgruppen 200 Anteilscheine zu 10 Mark abzugeben, was aber nicht viel Erfolg brachte, so daß diese Schuld sich noch bis über das Jahr 1900 hinaus zog.

4. Beginn der touristischen und landschaftlichen Erschließung der Eifel.

In der erstmaligen Fassung der Vereinssatzungen war mit Recht betont worden, zunächst das Interesse weiterer Kreise auf die landschaftlichen Schönheiten und Denkwürdigkeiten der Eifel in Wort und Bild zu lenken und deren Kenntnis zu verallgemeinern, dann das Aufsuchen und Zugänglichmachen der schönen Punkte zu erleichtern, bequeme Verbindungswege, Ruhe- und Schutzplätze, verschönernde Baumpflanzungen, Wegezeichen und Wegweiser zu schaffen und die Unterkunfts- und Verpflegungsverhältnisse aufzubessern. Unumgänglich notwendig war fürs erste die *Reklame für die Eifel* in Wort und Bild. Nur durch die Notstandsberichte war die Eifel nach außen hin dem Namen nach bekannt geworden, von ihren Schönheiten und ihrer Eigenart hatte selbst der Eifelbewohner keine Kenntnis, so daß auch für unser Bergland das bekannte Dichterwort zutraf:

„Zu Rom, Athen und bei den Lappen
Da späh'n wir jeden Winkel aus,
Die wir daheim im Finstern tappen
Und Fremde sind im Vaterhaus."

Mit begeisterten Worten bestärkte ein Aachener Mitglied, der Eifelkenner Hubert Nehles, den Vorsitzenden in seinem Bestreben, die Eifel auch einmal in ihrer lichten Seite zu zeigen. „Die Eifel, die so gerne Rheinlands Sibirien genannt wird, in der es neun Monate wintert und nur drei Monate sommert, sie dürfte wohl nicht mit Unrecht die rheinische Schweiz genannt werden. Den vielen Großstädtern, die bisher so gerne die armen Eifeler als Zielpunkt ihrer Witze betrachten, denen möchten wir mit Stolz das Wort des Trierischen Kurfürsten zurufen: Eiflia me genuit, genitrix clarorum virorum! (In der Eifel, dem Geburtslande berühmter Männer, stand meine Wiege!) . . ." Jetzt erschienen in den Eifelzeitungen, so in der Eifeler Volkszeitung zu Prüm, eine Reihe von Aufsätzen über die Westeifel, über die Abtei Prüm usw. Sogleich nach der Gründung des Vereins wurden hauptsächlich durch Dronke und Thielen größere und kleinere Beiträge über die verschiedensten Täler, Burgen, Vulkane und Eifelstädtchen an größere Blätter und die bedeutendsten illustrierten Zeitungen eingesandt, nach Dronkes Angabe in der Regel 20—30 Aufsätze im Jahre. Kein Geld wurde gespart, um in Anzeigen in in- und ausländischen Blättern auf das Gebirge empfehlend aufmerksam zu machen. Fast jedes Jahr wurden dafür 200 bis 300 Mark in den Haushaltsplan eingesetzt. Die Herstellung guter Eifelphotographien wurde durch den Vorstand empfohlen. Bald brachten die Zeitschriften zu den Aufsätzen auch reizende Eifelbilder, auf einer

Kunstausstellung in Scheveningen war der Eifelverein mit 200 guten Photographien vertreten, auf der Ausstellung des Deutschen Touristenverbandes im selben Jahre zu Trier mit einer noch höheren Zahl an Bildern und Karten. Um noch größere Fühlung nach außen hin zu erhalten, trat der Eifelverein 1891 diesem Touristenverbande bei, ja, Direktor Dronke übernahm sogar auf drei Jahre die Leitung dieses großen Gesamtverbandes. Alle diese Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, die Eifel wurde weit über ihre Grenzen hinaus bekannt und aufgesucht. Fast auf jeder Versammlung konnte der Vorsitzende berichten, wie sich in einzelnen Orten der Verkehr verdoppelt, verdreifacht habe, wie die Anfragen an ihn über Unterkunft, über die schönsten Reisewege usw. kaum mehr zu bewältigen seien. So berichtet er 1894 auf der Tagung in Schleiden, auf eine Anzeige in nur zwei holländischen Zeitungen seien in diesem Sommer eine große Anzahl holländischer Familien zum Sommeraufenthalt in die Eifel gekommen, für die vulkanische Eifel seien an einem Tage 72 Anmeldungen eingetroffen, er selbst habe vor kurzem den holländischen Verkehrsminister durch das Liesertal begleitet. Dieser sei sehr entzückt von der Eifelromantik gewesen und habe versprochen, seinen nachgeordneten Beamten dieses Gebiet als Urlaubsaufenthalt warm zu empfehlen; selbst der türkische Gesandte habe mit Begleitung auf 5 Wochen in der Eifel Wohnung genommen. Bei derselben Gelegenheit empfahl der Vorsitzende, um auch die amerikanischen Reisenden heranzuziehen, auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd Plakate anzubringen und Eifelansichten in den Kajüten auszulegen. Auch eine Reihe volkstümlicher *Eifelschriften* erschienen in dieser Zeit, so vor allem Herm. Rehms „Hochland der Eifel". Kröffges in Köln fand viel Erfolg mit seinem Verzeichnis der Eifeler Sommerfrischen; auch Baedecker fand sich veranlaßt, nunmehr in den „Rheinlanden" der Eifel größere Aufmerksamkeit zu schenken. Vor allem aber mußte durch einen gediegenen besonderen *Eifelführer* dem Fremden allseitiger Aufschluß gegeben werden. Schon in der ersten Hauptversammlung zu Gemünd wurde der allgemeine Wunsch nach einem solchen Werke zum Ausdruck gebracht. Dronke verfaßte selbst in kurzer Zeit einen Führer, dem aber, wie er selbst erkannte, noch viele Unvollkommenheiten anhafteten. Mit Zuziehung eines besonderen Ausschusses, dem Dr. Andreae, Burgbrohl, vorstand, und mit Verwertung der Berichtigungen aus den einzelnen Ortsgruppen wurde das Buch jedoch bald zu einem recht brauchbaren Führer umgestaltet, der in Baedeckers „Rheinlanden" damals als das Beste auf diesem Gebiet bezeichnet ward.

Alle vorgenannten Bestrebungen gingen in der Hauptsache vom Vorstande aus. Doch der Schwerpunkt zur touristischen Hebung der Eifel sollte in der *Tätigkeit der Ortsgruppen* liegen. In jedem Jahre nahm der Vorsitzende Gelegenheit, den Ortsgruppen anzuempfehlen, mit den Gastwirten Fühlung zu halten und ihnen stets wieder einzuschärfen, sich in bezug auf Verpflegung, Räumlichkeiten und Sauberkeit dem wachsenden Fremdenverkehr anzupassen. Damals schon wurde beschlossen, kein Wirt solle im Eifelführer erwähnt werden, der nicht berechtigten Ansprüchen genüge. Von besonderer Wichtigkeit erschien dem Verein die Tätigkeit der Ortsgruppen für die *Verschönerung* und *Zugänglichmachung* ihrer Orte. Von einem einheitlichen, durchgehenden Wegeplan mit einheitlicher, bestimmter Bezeichnung war zu Dronkes Zeit noch nicht die Rede. Es war aber für den Anfang schon sehr anerkennenswert, daß die örtliche Tätigkeit einsetzte und für gute Zugänge zu den schönsten Aussichtspunkten, für Verbindungswege und vor allem für Aufschluß der Flußtäler durch Fußpfade Sorge trug. Der Hauptverein gab meist dazu die Anregung, stand beratend zur Seite und gewährte namhafte Zuschüsse. Schon in einem Rundschreiben vom 15. August 1888 forderte der Vorstand die Ortsgruppen auf, die zur Erschließung der Täler notwendigen Fußwege anzugeben

und womöglich Pläne dazu beizufügen. Auch die Errichtung von Wegweisern, Ruhebänken und Tempelchen oder Schutzhütten an besonders schönen Aussichtspunkten wurde warm empfohlen und unterstützt. In einer Übersicht im 5. Vereinsjahre gibt der Vorsitzende an, daß zu diesen baulichen Zwecken allein der Verein mit seinen damals noch geringen Mitteln bereits 5000 Mark beigetragen, die Ortsgruppen aber insgesamt mit privater Hilfe wohl gegen 70 000 Mark dazu aufgewendet hätten. Im ganzen wurden damals schon vom Verein und seinen Ortsgruppen gegen 120 km Fußpfade neu angelegt, etwa 450 Wegweiser und 300 Ruhebänke und 60 bis 70 kleinere Schutzhäuschen aufgestellt, und etwa 30 Stege und Brücken, darunter die Eisenbrücke an der Oberpleiner Mühle bei Wittlich, hergestellt. An größeren Aussichtstürmen waren bereits 8 gebaut worden: auf dem Gänsehals, dem Hochsimmer, dem Prinzenkopf bei Alf, der Mäuseturm bei Mehren, auf der Detzenley, dem Hardtkopf, Wildpretshügel und Langerscheid, dem dann das seitens der Ortsgruppe Brohltal errichtete große Aussichtsgerüst am Laacher See nachfolgte. Der massive Turm auf dem Gänsehals im Mayener Vulkangebiet machte dem Verein, wie wir bereits erfahren, die größte Sorge, so daß in einer Vorstandssitzung zu Koblenz der Beschluß gefaßt wurde, bis auf weiteres von der Erbauung derartiger Aussichtstürme abzusehen. Auch die Erhaltung und Zugänglichmachung der zahlreichen *Eifelburgen* war vorgesehen worden, doch die Berichte darüber befriedigten den Vorsitzenden nicht. Von Interesse ist heute, was Dronke 1892 darüber kundgibt: „Es werden von den Ortsgruppen nur 50 als im betr. Wirkungskreis gelegen bezeichnet, während mir bereits rund 200 alte Burgen bekannt sind; letztere scheinen also nicht gerne in die Tätigkeit einbezogen zu werden. Von den angegebenen 50 Ruinen gehören 9 dem Staate, den Gemeinden 8, Privaten 26; von 5 heißt es: Eigentümer unbekannt, während von zweien (Blankenheim und Neroth) ausdrücklich bemerkt wird, daß sie niemanden gehören. Die Verhandlungen mit der Regierung wegen der staatlichen Burgen haben noch zu keinem Resultate geführt. Glücklicher ist es uns ergangen mit der Ruine der alten Klosterkirche Buchholz im Bezirk der Ortsgruppe Brohltal, deren Erhaltung auf unsere Vorstellung von der Regierung zu Koblenz besorgt wird. Die Ortsgruppe Montjoie erhält den alten Stadtturm „Haller“. Unser Verein gibt den ganzen Reinertrag aus dem Eifelführer für die Erhaltung der Burgen her; Hartelstein bei Prüm, Kerpen, Blankenheim, Ramstein sind so durch unsere Mithilfe erhalten worden, aber der Fonds ist zu gering. Zahlreiche Ruinen gehen mit raschen Schritten ihrem Verfall entgegen. Ich kann nur die Vorstände der Ortsgruppen dringend bitten, alle geeigneten Schritte — wie Anregung bei Privaten und Behörden, auch Artikel in Zeitschriften — zu tun, um den jetzigen Bestand wenigstens vor weiterer oft mutwilliger, ja sogar oft vandalischer Zerstörung zu schützen. Der Vorstand wird jeden Schritt nach dieser Richtung unterstützen.“

Auch die *wissenschaftliche Durchforschung* der Eifel in geschichtlicher und naturhistorischer Richtung wurde durch Dronke und eine Reihe namhafter Gelehrten im Vorstand und seinen Ausschüssen gefördert. Erwähnt sei auch hier die Unterstützung, die der Verein dem schlichten, aber sinnigen Eifeldichter Peter Zirbes zu teil werden ließ. Die Fortsetzung und Neuherausgabe des großen Werkes von Schannat-Bärsch: „Eiflia illustrata“, ward öfters vergeblich angeregt. Dronke beklagte, daß seit Wirtgen, Förster und Winter die Erforschung der Eifelflora keine wesentlichen Fortschritte mehr gemacht hat. Um die Erhaltung einheimischer Pflanzen in der Eifel, wie Orchideen, Gentianen, Pyrola-Arten hätten sich die Ortsgruppen Birresborn und Kelberg verdient gemacht. Doch herrschte schon damals im Eifelverein reger Sinn für Unterstützung aller derartigen Bestrebungen, zählte

er doch in seinen Reihen Fachgelehrte wie Kammerpräsident Schorn, der sich durch seine „Eiflia sacra" verewigt hat, Oberlehrer Follmann, der in geologischen Fragen dem Verein eine erfahrene Stütze war, Direktor Dr. Asbach und Professor aus'm Werth, die der älteren Eifelgeschichte ihre Aufmerksamkeit widmeten, Justizrat Bram und Tochter, die durch literarische Beiträge aus dem Eifelgebiet die Mitglieder erfreuten. Auf Hauptversammlungen und in den Ortsgruppen fanden auch schon in dieser Zeit *Vorträge* aus diesen Gebieten statt, die den Mitgliedern genaue Kenntnis ihrer Gegend verschaffen sollten.

Der Sammlung aller Eifelschriften in einer besonderen *Bücherei* schenkte man von Anfang an die verdiente Beachtung. In dem ersten Rundschreiben nach der Vereinsgründung in Bertrich war auch die Bitte enthalten, alle Schriften und Berichte über das Eifelland, die entbehrlich seien, dem Vorsitzenden einzusenden. Da man die Wohnung des Vorsitzenden, die zur erstmaligen Aufstellung der Bücherei bestimmt war, nicht dauernd benutzen wollte, wurde in Andernach im Sommer 1890 beschlossen, die Bücherei nach *Prüm* zu verlegen, wo der Kreisausschuß einen Raum dazu hergab und Dr. Asbach die Verwaltung übernahm. Weil eine genaue Aufstellung des vorhandenen Bestandes doch vor allem nach der geschichtlichen Richtung noch große Lücken aufwies, wurde in Montjoie 1891 durch Oberpfarrer Pauly angeregt, laufende Mittel für die Neubeschaffung in den Haushaltsplan einzusetzen und von allen Behörden und Verlagshandlungen etwaige Duplikate von Eifelwerken für die Bücherei des Vereins zu erbitten.

5. Wirtschaftliche Bestrebungen des Eifelvereins.

In seinen ersten Anfängen war man dem Plane, dem Eifelland auch wirtschaftlich aufzuhelfen, noch nicht bestimmt näher getreten, auch die Satzungen der ersten Fassung enthalten darüber noch keine Angaben. Als sich jedoch die ersten Ortsgruppen gebildet hatten und in der Frühjahrsversammlung zu Neuerburg 1889 über deren dringendste Aufgaben beraten wurde, da ward zum ersten Male die Anregung zu solchen wirtschaftlichen Versuchen gegeben. Der Vorsitzende empfahl eindringlich den Zweigvereinen, man möge darauf hinwirken, 1. daß die Hausindustrie (Spinnen, Weben, Verfertigung der Geräte) wieder auflebe, 2. daß die Eifeler Naturerzeugnisse (Heidel-, Him-, Brom- und Erdbeeren, eßbare Pilze) besser ausgenutzt würden, 3. daß überall Fischereigenossenschaften für Hebung der Fischzucht Sorge tragen möchten, wodurch außer dem Eigenbedarf gewiß über 1 Million Mark für Fische erzielt werden könne. Nachdem noch im selben Jahr in Mayen die Frage über die wirtschaftliche Betätigung des Eifelvereins endgültig mit ja entschieden worden war, brachte das folgende Vereinsjahr durch Beschluß zu Prüm die bereits erwähnte Wahl eines wirtschaftlichen Ausschusses, dem außer Dr. Andreae, Burgbrohl, und Kröffges, Köln, noch Bürgermeister Thielen sowie Justizrat Nels und Winterschuldirektor Dr. Klee in Neuerburg angehörten. Besonders durch den Eifelverein zu Köln, dessen stellvertretender Vorsitzender Kröffges war, fanden diese Bestrebungen Förderung. Nach verschiedenen Vorversuchen wurde ein von Dr. Andreae verfaßter Fragebogen an die Ortsgruppen versandt, der sich in der Hauptsache über die volkswirtschaftliche Lage der Eifelbewohner verbreitete. Der Ausschuß begehrte zu wissen, welche Haupterwerbszweige in der betreffenden Gegend vorherrschten, welche Erzeugnisse aus dem Ackerbau zum Verkauf kämen, welche Obstsorten hauptsächlich gezogen, ob Beeren und Pilze gesammelt, ob Käse gewonnen, Bienenzucht betrieben, Krametsvögel gefangen wurden, ob der Krebs- und Fischfang nennenswert sei, was für Hausindustrie noch gepflegt würde, was für Bodenschätze, Mineralquellen vorhanden seien und wie sie ausgenutzt würden. Obschon die Antworten recht unvollständig und

dürftig einliefen, ging man doch unverdrossen mit den verschiedensten Maßnahmen nach dieser Richtung hin vor. Mit der Belebung der Hausindustrie begann man in Blankenheim und Stadtkyll. Die Heidschnucke suchte man auf der Darscheider Heide zur Verbesserung der Schafzucht einzuführen, man machte Versuche mit neuen Hafersorten in Manderfeld und Losheim, organisierte von Köln aus Bezugsstellen für Butter und Eier, begann mit Molkereien, beeinflußte die Geflügelzucht durch Gründung von Großbetrieben und Einführung neuer Rassen, drang auf bessere Behandlung des Stalldüngers und auf Einführung von Kunstdüngerstoffen, wollte sogar die sauren Wiesen mit besseren Grassorten bepflanzen, in Nettersheim versuchte man den Anbau von Papierfaserpflanzen und in Schleiden gar die Erzeugung von Rhabarberwein, von dem Proben auf der Tagung in Kochem verabreicht wurden. Die größte Sorgfalt und die meisten Geldmittel verwandte man aber dazu, die Fischzucht der Eifel, die in älterer Zeit sehr ergiebig und einträglich gewesen war, zu besserer Entfaltung zu bringen. Von einzelnen Ortsgruppen, vor allem von Köln, sowie durch den Hauptverein belebte man eine Reihe von Eifelbächen, Weihern und die meisten Maare mit vielen Tausend Edelfischen und Krebsen, man legte zu dem Zwecke neue Weiher an und schuf besondere Fischzuchtanstalten. Das Fischereigesetz vom Jahre 1874 war der Eifeler Fischzucht nicht von Vorteil gewesen. Die sogenannte Adjazentenfischerei, wonach bei kleineren Gewässern die auch nur auf kurze Strecken angrenzenden Grundbesitzer die Fischerei ausüben dürfen, beklagte man besonders, da durch sie jede Veredelung und Förderung des Nachwuchses unterbleibe und der Fischräuberei durch Fremde offene Türe gegeben sei. Da beschloß der Eifelverein auf der Herbstversammlung in Hillesheim, eine Petition an das preußische Ministerium zu richten, dahingehend, 1. die Adjazentenfischerei aufzuheben, 2. die Verpachtung der Fischerei durch die Gemeinden anzuordnen, 3. bestimmte Schonzeiten einzuführen und 4. die Strafen für Fischereifrevel zu verschärfen. Dem Gesuche wurde zwar keine Folge gegeben, aber ein allgemeines Gesetz in Aussicht gestellt.

Doch die wirtschaftlichen Bestrebungen Dronkes und seiner Freunde hatten keinen Erfolg. Die Mittel, die vom Verein aufgewendet werden konnten, waren zu diesen Maßnahmen unzulänglich, die nötige Sachkenntnis in landwirtschaftlichen Dingen fehlte zumeist und die bestehenden großen Vereinigungen, wie die landwirtschaftlichen Vereine und der Rheinische Fischerei-Verein betrachteten diese Versuche des Eifelvereins schließlich als einen Eingriff in ihr Arbeitsgebiet und verhielten sich ablehnend. So hat dann der Eifelverein in der Folge diese Art seiner Tätigkeit eingeschränkt und sie der einflußreicheren und stärkeren Fürsorge des Staates, der Provinz und der genannten Verbände überlassen, blieb aber nach wie vor bestrebt, diesen Faktoren nach Bedürfnis beratend und hinweisend zur Seite zu stehen. Und doch können wir auch heute noch dieser Mühewaltung des Eifelvereins unsere Anerkennung nicht versagen. Durch die sich stets wiederholenden Notstandsjahre war der Eifelbewohner von damals in seiner Strebsamkeit erschlafft und hatte alles Vertrauen auf seine eigene Kraft verloren. Wenn Dronke mit seinen Getreuen vielseitige wirtschaftliche Versuche zur Hebung des Bauernstandes anstellte, so suchte er dabei vornehmlich durch Stärkung des Selbstbewußtseins und des eigenen Kraftgefühls zur Selbsthilfe anzuspornen, auf daß die Bewohner der so häufig in Anspruch genommenen Mildtätigkeit und der Staatshilfe entbehren lernten. Und in der Tat haben viele dieser Maßnahmen des Vereins dem Eifelland und dem Eifelbewohner manches Körnlein Anregung gegeben, das sich späterhin als nutzbringend erwiesen hat.

Nicht passender können wir unsere Betrachtung über diesen ersten Zeitraum der Vereinsgeschichte beenden, als durch die anerkennenden Worte, mit denen der

Aufruf zur Errichtung eines Dronkedenkmals den Eifelvater und seinen Eifelverein zu würdigen verstand. „Mit unermüdlichem Eifer, mit einer an Aufopferung grenzenden Tätigkeit und Ausdauer, mit der Liebe eines Vaters zu seinem Kinde, nicht achtend der Beschwerden des nahenden Alters und der wankenden Gesundheit hat Direktor Dronke trotz schwerer Berufstätigkeit seine Zeit und Arbeitskraft dem edlen Zwecke gewidmet. Der Erfolg war großartig, die Erwartung weit übertreffend. Eifelvater hat daher längst die dankbare Eifel ihren Wohltäter genannt; einem Herzensbedürfnis folgend, will sie ihm jetzt ein Denkmal in Eifellavagestein errichten, das auch der Nachwelt Kunde von seinem selbstlosen, opfervollen Wirken geben soll."

II. Der Eifelverein unter dem Vorsitze des Generals von Voigt. 1898—1904.

Hans Eduard v. Voigt wurde am 12. März 1841 in Mainz geboren. Nach seiner Ausbildung im Kadettenkorps trat er als Fähnrich bei den Deutzer Kürassieren ein, und nahm als Leutnant dieses Regiments an dem Feldzug gegen Österreich teil. Im Jahre 1868 nahm er seinen Abschied, um sich der Landwirtschaft zu widmen. Doch seine Vorliebe für den Soldatenstand führte ihn 1869 wieder zum Heeresdienste zurück. Unter Beförderung zum Premierleutnant ward er beim 7. Ulanenregiment in Saarbrücken eingestellt, das im Feldzuge 1870 zuerst mit dem Feinde in Fühlung trat. Hierbei hat sich Leutnant von Voigt bei einem Streifzug, der die Sprengung eines Eisenbahntunnels bezweckte, rühmlichst ausgezeichnet. Im weiteren Verlauf des Krieges befand er sich beim Stabe v. Goebens als Ordonnanzoffizier. Gleich nach Beendigung des Krieges erfolgte seine Beförderung zum Rittmeister, 1875 wurde er als Adjutant zum Generalkommando in Stettin beordert. Nach mehrfachem Rangwechsel erfolgte 1888 seine Ernennung zum Kommandeur des hessischen Leibdragonerregiments. Fünf Jahre später übernahm er die Führung der 16. Kavalleriebrigade in Trier, wo 1894 seine Beförderung zum Generalmajor erfolgte. 1896 wurde er zur Disposition gestellt, behielt jedoch seinen Wohnsitz in Trier.

Fortsetzung und schärfere Umgrenzung der touristischen und landschaftlichen Erschließung der Eifel unter Ausschluß rein wirtschaftlicher Bestrebungen.

1. Vereinsleitung und Versammlungen.

In der Herbstversammlung zu Bitburg im Jahre 1897 kündigte Direktor Dr. Dronke unter allgemeinem Bedauern bereits seinen Rücktritt von der Leitung des Eifelvereins an, da er mehr und mehr fühle, wie sehr er seine Kräfte erschöpft habe. Gottes Ratschluß hat dem Eifelvater den endgültigen Austritt aus dem Vorstande erspart; am 10. Juni 1898 schied er dahin, betrauert von seinen Getreuen im Eifelverein und in den Eifellanden. Zur selben Zeit erkrankte auch der 2. Vorsitzende, Bürgermeister Thielen in Manderscheid, recht bedenklich, und so stand der Eifelverein bald darauf auch an der Bahre dieses warmherzigen Eifelfreundes und Mitgründers des Vereins. In der Vorstandssitzung vom 3. Juli 1898 wurde nun General v. Voigt einstimmig zum 1. Vorsitzenden gewählt und zu seinem Stellvertreter Dr. Andreae in Burgbrohl bestimmt. Auf der folgenden Herbsttagung zu Adenau nahm der neue Vorsitzende Gelegenheit, sich dem Gesamtverein vorzustellen, wobei er die Bitte aussprach, ihm nunmehr durch Vertrauen und in treuer Mithilfe das schwierige Amt eines Vorsitzenden zu erleichtern. v. Voigt war der Eifel und dem Verein kein Fremder. Während seines Aufenthaltes in Trier hatte er das Eifelland kennen gelernt, sowohl auf seinen militärischen Übungsritten wie auch in häufigen Fußwanderungen. Nicht bloß die landschaftlichen Schönheiten fesselten ihn oft zu längerem Aufenthalte in der Eifel, sondern auch die geschichtlichen Denkwürdigkeiten des Gebirges, vor allem die damals beginnenden Ausgrabungen aus der Römer- und Frankenzeit. Bei seinem Dienstantritt in Trier

hatte der Eifelverein bereits dem schwer geprüften Gebirgsland die helfende Hand geboten, und General v. Voigt verfolgte dessen Beginnen mit lebhaftem Interesse. Auch die persönlichen Eigenschaften des neuen Vorsitzenden gaben die Gewähr, daß die Wahl den Vereinszwecken sehr dienlich war. v. Voigt war in weiten Kreisen hochgeachtet und beliebt wegen seiner ruhigen, vornehmen und ritterlichen



General von Voigt.

Gesinnung, wegen seines besonnenen und offenen Charakters. Was er unternahm, trug den Stempel größter Zuverlässigkeit, und so zeigte es sich auch bald im Eifelverein, daß das Erbe Dronkes in geeignete Hände übergegangen war. — Auch im übrigen Vorstande des Vereins traten bald nach Beginn der Tätigkeit v. Voigts Änderungen ein. An Stelle von Verlagsbuchhändler Fr. Val. Lintz hatte bereits Gymnasiallehrer Schneider aus Trier das Amt eines Rechners übernommen, Oberlehrer Seiwert aus Trier wurde im folgenden Jahre zum Schriftführer bestimmt. Am 20. August 1899 traten durch Wahl in der Hauptversammlung zu Montjoie Domkapitular Aldenkirchen, Trier, und Landrat Dr. Kaufmann, Malmedy, in den Hauptvorstand ein. Die jeweiligen Regierungspräsidenten von Aachen, Köln,

Koblenz und Trier, sowie der Landeshauptmann der Rheinprovinz wurden zu Ehrenmitgliedern des Eifelvereins erwählt.

Die *Hauptversammlungen* wurden wie bisher zweimal im Jahre einberufen. Sie fanden statt:

1898 am 15. August in Adenau;
1899 am 14. Mai in Bonn, am 20. August in Montjoie;
1900 am 27. Mai in Kyllburg, am 16. September in Prüm;
1901 am 19. Mai in Bollendorf, am 11. August in Mechernich;
1902 am 1. Juni in Brohl, am 7. September in Gemünd;
1903 am 7. Juni in Daun, am 20. September in Münstereifel.

Die *Vorstandssitzungen* gingen stets der Haupttagung vorher. Besondere Sitzungen des Vorstandes fanden außer der Wahlversammlung zu Trier am 3. Juli 1898 noch am 22. Februar 1902 in Trier und am 17. Januar 1904 in Koblenz statt.

2. Ausbreitung des Vereins.

Die Jahre 1897 und 1898 waren der Entwicklung des Vereins nicht günstig und brachten einen erheblichen Rückgang der Mitgliederzahl, die auf 2500 sank. Die lange Krankheit Dronkes und der Wechsel in der Vereinsleitung, Unstimmigkeiten mit dem Verlage des Eifelführers und finanzielle Schwierigkeiten hatten die Werbetätigkeit erschlaffen lassen und den Vereinsgedanken beeinträchtigt. Nachdem der neue Vorsitzende eine festere Grundlage geschaffen und die Schwierigkeiten überwunden hatte, kam wieder regeres Leben in die Vereinstätigkeit, und die Zahl der Ortsgruppen und Mitglieder mehrte sich zwar langsam, aber stetig. Im Jahre 1901 wurde die Zahl 3000 wieder erreicht; sie stieg dann in der Folge alljährlich um einige Hundert, so daß Anfang 1904, als Landrat Kaufmann die Leitung übernahm, immerhin ein fester Bestand von 58 Ortsgruppen mit 3700 Mitgliedern erreicht war. Generalmajor v. Voigt suchte mit dringlichen Worten bei jeder Tagung zur Werbearbeit und zur Gründung neuer Ortsgruppen anzuregen; besonders lieb war ihm die Vermehrung der Zweigvereine schon aus dem Umstande, weil nur dadurch die Durchführung und Unterstützung des begonnenen planmäßigen Wegenetzes gefördert werden konnte. Wo er Erschlaffung im Vereinsleben der Ortsgruppen wahrnahm, da griff er selbst vermittelnd und fördernd ein, beraumte unter seinem Vorsitze Zweigversammlungen an und machte Vorschläge, wie durch häufigeres Zusammenkommen, durch Vorträge, Ausflüge, Besuch benachbarter Ortsgruppen u. dgl. neue Anregung zu geben sei. Erfreulich war das auftretende *Wanderleben* in den Ortsgruppen, vor allem in den größeren Zweigvereinen der großen Nachbarstädte. Im neuen Vereinsblatte zeigen Aachen, Bonn, Köln, Koblenz u. a. Orte schon regelmäßige Wanderungen an und berichten dann darüber. Das war ein neues Werbemittel, das nicht ohne Wirkung blieb.

3. Regelung der Einnahmen und Ausgaben.

Die Kassenverhältnisse des Eifelvereins ließen in der erwähnten Übergangszeit an Übersichtlichkeit und Ordnung zu wünschen übrig und waren auch in ihrem Bestande nicht allzu günstig. In den letzten Jahren unter Dronkes Vorsitz mehrten sich infolge der wirtschaftlichen Ziele die Anträge der Ortsgruppen, deren Bewilligung gar häufig eine Überschreitung der Zuschüsse zur Folge hatte. Die Regelung der Mitgliederbeiträge ließ mancherorts lange Zeit auf sich warten, so daß eine klare Rechnungslage in der Hauptleitung schwierig wurde. Zudem belastete durch die Übernahme des Aussichtsturmes auf dem Gänsehals immer noch die bereits erwähnte Restschuld die Kasse des Eifelvereins. General v. Voigt faßte sogleich den Entschluß, hier Wandel zu schaffen und nicht zu ruhen, bis

der Eifelverein auf fester finanzieller Unterlage stand. Schon auf der ersten Tagung in Adenau stellte er den Antrag, fortan die Bewilligungen für die Ortsgruppen, denen ja die Hälfte der Beiträge satzungsgemäß zu eigener Verwendung zuständen, bis auf weiteres nur auf die dringensten Fälle zu beschränken. Bis zum 1. Oktober jeden Jahres müsse die Abrechnung seitens der Ortsgruppen und die Zusendung der Beitragsgelder an den Rechner des Hauptvereins erfolgen. Zur Tilgung der Schuldsumme für den besagten Aussichtsturm wurde alljährlich zu der vermehrten Entnahme von Anteilscheinen ein bestimmter Betrag eingesetzt, so daß der Vorsitzende bereits auf der Herbstversammlung zu Mechernich 1901 die endgültige Begleichung dieses Restbetrages aus früheren Jahren mitteilen konnte. Ein namhafter Betrag, ein Viertel der Einnahmen, wurde ferner bei jeder Aufstellung des Jahreshaushalts zur Vermehrung eines Sammelfonds vorgesehen, und da zudem die Ausgaben so geregelt wurden, daß stets noch ein Überschuß vorhanden war, so war es möglich, daß der Verein im Jahre 1904 schon einen Reservebestand von 7100 Mark aufzuweisen hatte. Diese günstige Regelung der Kassenverhältnisse durch den Vorsitzenden v. Voigt ist um so höher einzuschätzen, da die Ausgaben, wie wir weiterhin ersehen werden, zu wichtigen touristischen Bestrebungen und zur Begründung eines Vereinsblattes keineswegs eingeschränkt wurden.

4. Errichtung eines Dronke-Denkmals auf dem Mäuseberg bei Daun.

Daß dem verdienten Begründer und Förderer des Eifelvereins ein Gedenkstein mitten in seinem geliebten Eifellande errichtet werden müsse, das ward sogleich nach seinem Ableben allseits als Dankespflicht betrachtet, die keinen Aufschub dulde. Noch im Herbst 1898 wurde in Adenau beschlossen, dieses Denkmal auf dem *Mäuseberg bei Daun,* wo der Eifelvater so gern geweilt und wo bis vor kurzem noch ein Aussichtsturm gestanden hatte, erstehen zu lassen. Die Spenden zu dem Denkmal liefen reichlich ein; es beteiligten sich daran nicht bloß die Ortsgruppen und der Hauptverein, sondern auch zahlreiche Eifelfreunde von nah und fern, so daß bald eine Summe von zirka 4000 Mark aufgebracht war. Nach dem Entwurf des Kreisbaumeisters Krahe in Gerolstein wurde das Denkmal in Dauner Besaltlava in einer Gesamthöhe von 10,50 m ausgeführt. Der sechsseitige Unterbau ist zu einer nach Süden offenen, 5 m hohen Schutzhalle ausgestaltet und trägt über dem Eingang die Worte: „Seinem Begründer, dem Eifelvater Adolf Dronke, der dankbare Eifelverein Anno 1902“. Darüber zeigt sich an dem Oberbau die von der Ortsgruppe Wuppertal (Elberfeld) gestiftete Bronzeplatte mit dem wohlgelungenen Reliefbild Dronkes von L. Heitsch und der Unterschrift: „Dr. Adolf Dronke von seinen Wuppertaler Freunden“. Der eigenartige Aufbau soll zugleich von seiner Plattform aus Aussicht und im Innern Schutz bieten und den kahlen, weithin sichtbaren Rücken des Mäusebergs zieren und beleben. Einfach und schlicht wie der Gefeierte, wie sein Denkmal, war auch die Feier der Einweihung, die sich unter großer Beteiligung am 7. Juni 1903 im Anschluß an die Frühjahrstagung des Vereins in Daun vollzog. Ein stattlicher Festzug bewegte sich hinauf zu dem steilen Berge, wo General v. Voigt nach herzlichen Erinnerungsworten an den Gefeierten den Gedenkstein enthüllte und ihn der Gemeinde Daun zu treuem Schutze übergab. Eine trefflich gewählte Landschaft hält hier das Andenken des Eifelvaters dauernd rege. Mächtige Berghänge im wechselvollen Schmuck der Kiefern und Buchen, weit hinziehende Hochflächen mit düsterm Heidebestand unterbrochen von stacheligen Wacholderbüschen und dem tiefen Gelb des Ginsters, an den Grenzen des weiten Gesichtsfeldes die fernen Umrisse der Eifelriesen zum Rhein und zur Mosel hin, tief unten im Tale das freundliche Daun, umrahmt von Feldern und Wiesen, zur jenseitigen Senkung hin die dunklen Kraterseen, die ein Hauch unnennbarer Schwer-

mut geheimnisvoll umschwebt: Das ist die Eifel, wie sie Dronke geliebt hat, die Eifel mit dem Zauber einer herben und doch so ergreifenden Schönheit!

5. Gründung eines Vereinsblattes.

Eine gut geleitete, regelmäßig erscheinende Zeitschrift bietet in einer derartigen Gemeinschaft schätzenswerte Vorteile. Sie erleichtert den Verkehr des Vorstandes mit den Ortsgruppen, vermittelt bei den Mitgliedern tiefere Kenntnis von Land und Leuten der engeren Heimat, würdigt die Schöpfungen und Beschlüsse des Vereins, weckt Wanderlust und Natursinn; sie wird zum Bindeglied im Vereinsleben und zu einem wirksamen Werbemittel nach außen hin. Solche Förderung der Vereinsbestrebungen schwebten Bürgermeister Thielen vor, als er schon am Gründungstage des Eifelvereins den Antrag stellte, ein besonderes Vereinsblatt ins Leben zu rufen. Doch die Kosten erschienen dem jungen Verein dazu noch zu hoch; man konnte dessen Entwicklung noch nicht überschauen und begnügte sich vorab mit dem Notwendigsten, mit der Schaffung eines Eifelführers. Wichtige Mitteilungen ließ man durch besondere Rundschreiben an die Ortsgruppen gelangen, für die laufenden Bekanntmachungen wählte man die ersten Jahre die Zeitschrift *„Der Tourist“* und 1898 die *„Rheinischen Touristenblätter in Montjoie“*. Doch schon im folgenden Jahre wurde der Vertrag mit dem Verleger Weiß in Montjoie durch dessen Ableben hinfällig, und nun erst fühlte man so recht das Bedürfnis nach einem eigenen Vereinsorgan, zumal der Eifelverein zu besseren finanziellen Verhältnissen erstarkte. Noch verhielt sich die Frühjahrsversammlung 1899 zu Bonn unschlüssig und abwartend; man wollte sich noch begnügen mit zeitweilig in Druck erscheinenden Mitteilungen, aber die Hauptversammlung in Montjoie 1899 beschloß endgültig die Gründung einer eigenen Zeitschrift. General v. Voigt fand in dem stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Andreae und den Vorstandsmitgliedern Geheimrat Bram in Koblenz, Landrat Kaufmann in Malmedy und Justizrat Saassen in Bonn bei den Verhandlungen darüber die wirksamste Unterstützung. Mit dem 1. Januar 1900 sollte das Eifelvereinsblatt erstmalig erscheinen und dann in der Folge allmonatlich in einem Umfange von 4 Seiten. Für das Jahr 1900 wurde ein Betrag von 1000 Mark zur Verfügung gestellt. Das Blatt soll enthalten: Mitteilungen des Vorstandes, Aufsätze über Land und Leben in der Eifel und auf begrenztem Raum Inserate; es soll jedem Mitglied kostenlos zugeteilt werden. Der Verlag des Eifelvereinsblattes wurde Buchdruckereibesitzer Weigt in Andernach übertragen und zum ersten Schriftleiter der bewährte Eifelkenner Dr. Andreae bestimmt. Der Versand an die Ortsgruppen wird auf Kosten des Hauptvereins erfolgen, die Verteilung an die Mitglieder aber den Zweigvereinen überlassen.

Mit einem zur regen Unterstützung aufmunternden Geleitwort trat nun das Vereinsblatt am ersten Tage des neuen Jahrhunderts seinen Lebensweg an. Solch ein neues Unternehmen brachte naturgemäß dem Schriftleiter manche Schwierigkeiten, ehe es rechte Wertschätzung und Mithilfe fand. Doch der unermüdliche Dr. Andreae vermochte geschickt die Hemmnisse zu überwinden, einen Stab von treuen Mitarbeitern wie Bram, Follmann, Reuter, Grebe u. a. wußte er um sich zu scharen, der Vorsitzende stand ihm fördernd zur Seite, und so wurde das Vereinsblatt schon in der ersten Zeit ein recht wirksames Bindeglied im Vereinsleben, dessen Umfang sich auch schon auf 8 Seiten ausdehnen mußte. Wie es sich in der Folge weiterhin entwickelt hat, das wird uns auf späteren Zeilen berichtet werden.

6. Touristische Bestrebungen.

Schon auf den ersten Tagungen unter dem Vorsitze v. Voigts, in Adenau und Montjoie, war betont worden, daß es dem Wesen des Eifelvereins und seinen Zielen

mehr entspreche und förderlich sei, wenn er seine Hauptaufgabe in der landschaftlichen und touristischen Erschließung des Eifellandes suche. In der touristischen Aufschließung der Eifel habe der Verein ein weit dankbareres Feld seiner Betätigung, und der zunehmende Fremden- und Reiseverkehr in der Eifel käme doch sicherlich auch dem Wohlstande der Bewohner zugute, nicht bloß den Wirten, sondern auch den übrigen Gewerbetreibenden und dem Landmanne. Als wichtigste Aufgabe zur Hebung der Wanderlust im Eifellande wurde allgemein die Schaffung eines großzügigen *Wanderwege-Netzes* mit einer *einheitlichen Wegebezeichnung* durch das gesamte Bergland erachtet; dieses ebenso dankbare wie schwierige Ziel blieb fortan auf allen Versammlungen im Vordergrund der Beratungen. Wohl war auch bisher diese Seite der Vereinstätigkeit nicht vernachlässigt worden; doch hatte man die Herstellung gangbarer Wege und Fußpfade den Ortsgruppen überlassen und dabei in der Regel nur ein Gebiet, ein Tal ins Auge gefaßt, ehe das folgende touristisch erschlossen wurde, so daß in einem großen Teil des Eifellandes, insbesondere gegen Westen hin, von einer Wegeerschließung noch keine Rede war. — Die Versammlungen des Jahres 1900 in Kyllburg und in Prüm bringen nun den *Plan* eines durchgehenden Wegenetzes und einer gleichmäßigen Wegebezeichnung. Der Vorsitzende gibt hier und dann auch in den ersten Nummern des Eifelvereinsblattes genauen Aufschluß über die Gesichtspunkte bei der Wahl der Wege und die Art der Ausführung für die Wegebezeichnung. Es soll ein Wegenetz festgelegt werden, welches die schönsten Wanderwege bezeichnet, die das Eifelland von Ost nach West und von Süd nach Nord möglichst in gerader Richtung durchqueren, wobei festzuhalten ist, daß schattige Waldwege den staubigen Landstraßen und Feldwegen vorzuziehen sind und möglichst viele sehenswerte Punkte berührt werden. An diese, von allen Ortsgruppen in gemeinsamem Interesse und nach Verabredung mit der Nachbargruppe zu bezeichnenden „*Eifelvereinswege*" schließen sich dann je nach Bedürfnis „Ortsgruppenwege" an, welche als Zwischenwege dienen. Die Eifelvereinswege von Nord nach Süd sollen durch einen Ring, die von Ost nach West durch ein Kreuz bezeichnet werden. Jeder Weg erhält eine bestimmte Farbe, so daß eine Verwechslung ausgeschlossen ist. Zum Aufsuchen von Chausseen und Feldwegen reichen wohl Karten, Eifelführer und Wegweiser aus, die Farbenzeichen geben die Richtung an, wo die Straße verlassen werden kann, wo der schattige oder kürzere Weg durch den Wald oder zu den schönsten Punkten zu finden ist. Vogesen, Schwarzwald und Odenwald dienen als Beispiel, wie ein Gebirge erst durch Wegebezeichnung mit Farben zum Nutzen seiner Bewohner und zur Freude für Naturfreunde dem Verkehr erschlossen wird. In genauer Linienführung werden die Vereinswege schon im Plane nach der Generalstabskarte festgelegt. 7 Wegelinien führen von *Ost nach West:* Sinzig—Aachen, Brohl—Montjoie, Andernach—St. Vith, Cochem—Ouren, Alf—Vianden, Wengerohr—Vianden, Ehrang—Bollendorf; 6 Wegelinien sollen von *Norden nach Süden* ziehen: Aachen—Trier, Düren—Trier, Euskirchen—Wittlich, Rheinbach—Uerzig, Meckenheim—Cochem, Brohl—Moselkern.

An den Orten, wo die Vereinswege ausgehen, sollen Orientierungstafeln an Wegekreuzungen angebracht werden, die angeben, welche bezeichneten Wege hier abgehen, wie sie bezeichnet und wie groß die Entfernungen sind. Die Ausführung dieses großzügigen Planes dachte man sich für den Anfang so, daß die Ortsgruppen wanderfreudige Mitglieder ausersehen sollen, die gelegentlich auf Ausflügen oder Spaziergängen mit Farbtopf und Karte die Bezeichnung vornähmen, der Hauptverein bezahle die Kosten, auch die Herstellung der Orientierungstafeln. Mit diesem Plane war ein umfassendes, großzügiges Wegenetz für die Eifel vorgezeichnet, so daß von jetzt an für durchgehende Hauptwege jede planlose Willkür aus-

geschlossen war. Freilich, die Ausführung war nicht leicht und nicht auf einmal möglich. Wohl begannen einzelne Ortsgruppen, wie Trier und Bollendorf, sofort mit den ihnen zugewiesenen Strecken, nach und nach folgten auch andere; Unterstützungen wurden gegeben, gelegentlich auch Schenkungen von privater Seite, doch die tatsächliche Durchführung des Wegeplanes blieb einer späteren Zeit vorbehalten.

Daß dem *Eifelführer,* der schon unter Dronke seine 7. Auflage erlebt hatte, fortan noch größere Wertschätzung beigemessen ward, lag bei der stärkeren Hervorhebung der touristischen Ziele nahe. Ein solches Buch bedurfte naturgemäß einer starken Verbesserung und Berichtigung. Auf der Herbsttagung zu Adenau 1899 wurde zur Vervollkommnung des Führers in Text und Karten ein besonderer Ausschuß gewählt. Erst wurde die 1899 erscheinende 8. Auflage durchgelesen und mit einer neuen Karte versehen; die 9. Auflage aber wurde durch Professor Rauff, Bonn, in mustergültiger Weise einer gänzlichen Umarbeitung unterzogen. Eine Übersichtskarte sollte auf Rechnung des Verlegers zugefügt werden. In dieser Zeit entstanden recht bedauerliche Zwistigkeiten mit dem Verleger Stephanus, die auch auf die übrige Tätigkeit des Vereins lähmend einwirkten. Der durch Dronke geschlossene Vertrag war dem Vereine nicht günstig, da er u. a. die Verlagsrechte auf ewige Zeiten abgegeben hatte. Es wurde auf Aufhebung dieses Vertrages geklagt, aber Klage und Berufung wurden abgewiesen. Infolgedessen ergaben sich bei der Herausgabe des Führers Schwierigkeiten, bis unter Landrat Kaufmanns Leitung dem unerquicklichen Streite ein Ende gemacht wurde. — Der Hebung des Fremdenverkehrs wandte v. Voigt gleich seinem Vorgänger sein volles Interesse zu. Reklameanzeigen werden zwar nicht in früherem Umfange veranlaßt, aber nach wie vor wird die einflußreiche Presse mit Aufsätzen und Beschreibungen aus dem Eifelgebiet versehen. Wiederholt schärfte er den Ortsgruppen ein, die Wirte anzuhalten, daß sie vor allem für zeitgemäße, behagliche Unterkunft und reichliche Verpflegung sorgen müssen. Der unter Dronke anhebende Reiseverkehr nach der Eifel steigerte sich auch weiterhin von Jahr zu Jahr, zumal weitere Eisenbahnlinien, wie die Brohltalbahn und die Strecke Düren—Kreuzau, die Erreichung der Eifel bis ins Innere des Berglandes begünstigten. Auch mit den Bestrebungen anderer Gebirgsvereine blieb man in Fühlung; der Verbandstag der deutschen Touristenvereine 1903 in Altenahr festigte dieses förderliche Einvernehmen und schaffte der Eifel auch in der Ferne gute Freunde.

Dem Beispiele ähnlicher Vereine folgend, ward dem Eifelverein um diese Zeit auch ein *Vereinsabzeichen* beschafft, das die Mitglieder bei Festlichkeiten und Ausflügen auch äußerlich als Mitglieder kenntlich machen sollte. Es besteht aus einer Agraffe, die Buchenblätter und einen Wacholderzweig darstellt und am Hute oder am Rocke befestigt werden kann.

7. Anteilnahme des Eifelvereins an gemeinnützigen Bestrebungen.

Das neue Jahrhundert hat eine ganze Reihe von Vereinigungen gebracht, die in der Erhaltung und Wahrung des Altehrwürdigen in Natur und Heimat das deutsche Volk zur idealeren und bodenständigeren Lebensauffassung zurückgeleiten wollen. Ein solch löbliches Ziel hat ja auch der Eifelverein auf seine Fahne geschrieben, und so setzte jetzt auch bei uns die Arbeit nach dieser Richtung hin ein, die dann in der Folgezeit zu recht erfreulichen Ergebnissen führte. Für die Erhaltung des Denkwürdigen in Geschichte, Natur und Kunst bietet die Eifel ja geradezu ein klassisches Arbeitsfeld, das auf Schritt und Tritt auf eine blühende ältere Kultur und auf traute Sitten und Bräuche eines biederen Menschenschlages zurückweist. Wir gedachten schon der zahlreichen Ruinen alter Rittersitze und Klosterstätten, auf deren Erhaltung schon Dronke die Ortsgruppen so eindringlich

verwiesen hatte. Eine besonders denkwürdige und reizend gelegene Burg rettete der Eifelverein an der Schwelle des 20. Jahrhunderts vor ihrem Verfalle und *erwarb* sie als *Eigentum: Die Niederburg bei Manderscheid* im Liesertale. Diese Burg sowie die angrenzende obere Burganlage gehören zu den ältesten Adelssitzen der Eifel. Die Grafen von Manderscheid beherrschten samt ihren Seitenlinien Blankenheim, Schleiden, Sternberg, Gerolstein u. a. einen großen Teil des Eifelgebietes. Ihr Stammsitz im engen Felsentale der Lieser bot hier fast den einzigen Übergangspunkt von der Mosel zum Kylltale; der schroffe Felsgrat bildete in seiner vertieften Lage zur umgrenzenden Hochfläche zugleich auch eine ausgezeichnete Abwehrsperre. Eine Burg von dieser geschichtlichen und landschaftlichen Sonderheit zu erwerben und der Nachwelt zu erhalten, war ein recht bedeutsames Werk. Da der größte Teil der Niederburg in die Hände bäuerlicher Besitzer geraten war, verfiel sie mehr und mehr dem Abbruch, und als sie 1899 in öffentlicher Versteigerung ausgeboten wurde, kaufte sie General v. Voigt für die Summe von 1250 Mark an. Auf der nächsten Tagung zu Bonn übernahm der Eifelverein deren Besitz und beschloß die Ausbesserung und Erhaltung. Das große Interesse des Regierungspräsidenten Dr. zur Nedden an diesem Erwerb, Zuschüsse des Ortes Manderscheid und des Kreises Wittlich, ein allerhöchstes Gnadengeschenk von 1000 Mark, erhebliche Beihilfen der Provinzialverwaltung, größere Privatspenden der Herren Rautenstrauch und Steingröver in Trier ermöglichten dem Eifelverein die Ausführung einer umfassenden Instandsetzung der einzigartigen Burganlage. — Auch zwei schön gelegene Ruinen in der Westeifel, Burg *Reinhardstein* im Warchetale und *Burgreuland* im Urtale, fanden damals in ihrer Wiederherstellung wirksame Beihilfen durch den Hauptverein und die Ortsgruppen Aachen und Kölner Eifelverein.

Wiederholt gedenkt der Eifelverein in seinen Versammlungen des *Naturschutzes,* der Erhaltung einheimischer, seltener Pflanzen und der nützlichen Vogelarten. — Bei Gelegenheit der hundertjährigen Gedächtnisfeier des „Vereins für nützliche Forschungen" regte Regierungspräsident zur Nedden an, eine Ausstellung von charakteristischen *Kleidertrachten* und altem Hausgerät im April 1901 in Trier zu veranstalten und fand dabei gleichfalls lebhafte Unterstützung beim Eifelverein. Auch die Veranstaltungen des Trierer Kunstvereins, eine Gemäldeausstellung von Eifelbildern im Roten Hause zu Trier im Jahre 1902 und die Herausgabe des geschichtlich wertvollen Eifelheftes der Zeitschrift „Rheinlande" wurden vom Vorsitzenden wärmstens empfohlen, ebenso die Veröffentlichung des Trierer Baurats v. Pelser-Berensberg über Eifler Sitten, alte Trachten und Hausgeräte. *Mehrere literarische Neuheiten* aus dem Eifelgebiete, so das Nachlaßwerk Dronkes „Die Eifel", herausgegeben von Stadtschulrat Dr. Küppers in Köln, Herm. Ritters reizende Eifelskizzen „Von der Höhe" und Zenders reichhaltige Eifeler Sagensammlung werden gleichfalls um diese Zeit auf den Versammlungen und im Vereinsblatte empfehlend besprochen. — Leider sind zur selben Zeit namhafte Förderer der Eifelliteratur und des Eifelvereins für immer dahingeschieden, so Domkapitular Aldenkirchen in Trier, Geheimrat Bram in Koblenz, Kammerpräsident Schorn in Bonn und Oberpfarrer Dr. Pauly in Montjoie.

Am 3. Januar 1904 ließ der Vorsitzende v. Voigt dem Vorstande des Eifelvereins die bedauerliche Mitteilung zugehen, daß er aus persönlichen Gründen nicht mehr in der Lage sei, den Verein noch weiterhin zu leiten. Eine nach Koblenz berufene Vorstandssitzung beschloß darauf, eine Neuwahl bis zur Frühjahrstagung in Wittlich hinauszuschieben und bis dahin Dr. Andreae in Burgbrohl mit der Leitung der Vereinsgeschäfte zu betrauen. In Wittlich nahm die Versammlung mit lebhaftem Bedauern Kenntnis von dem Rücktritt des bisherigen Vorsitzenden und

ernannte ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenmitgliede mit Sitz und Stimme im Hauptvorstand. Gleichzeitig wurde hier beschlossen, eine vorspringende Felskuppe an der unter ihm erworbenen Burg Niedermanderscheid mit seinem Namen zu benennen und dem zweiten Eifelvater ein Ehrendiplom mit Aufnahme der Ruine Manderscheid zu überreichen.

Am 3. September 1911 ward der treue Eifelfreund auf dem trauten Friedhof zu Honnef a. Rh. bestattet, woselbst er die letzten Jahre seines tatenreichen Lebens in stiller Ruhe verbracht hatte. „Wir alle", so schließt Landrat Kaufmann, sein Nachfolger im Vereinsvorsitz, den warmherzigen Nachruf in der Septembernummer des Vereinsblattes 1911, „die wir mit ihm für den Verein haben tätig sein dürfen, werden den vornehmen, bescheidenen und feinfühligen Mann, der vielen von uns ein treuer Freund geworden war, nimmer vergessen. Als General v. Voigt zu unser aller Bedauern aus persönlichen Gründen sein treugeführtes Amt niedergelegt, hofften wir ihn noch lange den Unseren nennen zu dürfen. Nun nehmen wir zum zweiten Male von ihm Abschied. Aber die Treue, die er dem Vereine selbst gehalten hat, werden wir ihm stets gern bewahren."

III. Des Eifelvereins Entwicklung unter dem Vorsitz des Landrats Dr. Kaufmann. 1904 bis zur Gegenwart.

Landrat Dr. Karl Kaufmann wurde am 15. November 1863 in Bonn geboren. Im Hause seines Vaters, des langjährigen Oberbürgermeisters der rheinischen Musenstadt, erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Die Familie Kaufmann war in der literarischen und musikalischen Welt weithin bekannt, und ein auserlesener Kreis geistig hervorragender Männer und Frauen pflegte mit ihr regen Verkehr. Nachdem Kaufmann im Jahre 1882 seine Gymnasialstudien in Bonn beendet hatte, widmete er sich in seiner Heimatstadt und in München dem Studium der Jurisprudenz. Nach wohlbestandenem Assessorexamen trat er als Justitiar bei der Königlichen Regierung zu Trier in den höheren Verwaltungsdienst ein. Dortselbst gewann er durch die Verbindung mit einer Tochter der alteingesessenen Patrizierfamilie Rautenstrauch nähere gesellschaftliche Beziehungen und erwarb sich durch Leitung des Kunstvereins und Förderung der musikalischen Bestrebungen um die Hebung des geistigen Wohles der Stadt sehr wesentliche Verdienste. Von 1899—1907 leitete Kaufmann als Landrat den Kreis Malmedy, dessen wirtschaftliche Interessen in ihm einen unermüdlich tätigen und erfolgreichen Förderer fanden. Im November 1907 erhielt er seine Berufung zum Landrat des Kreises Euskirchen, in welcher Stellung er bis zur Gegenwart wirkt.

1. Vereinsleitung und Versammlungen.

Die Wahl des Landrates Dr. Kaufmann zum Vorsitzenden bot alle Bürgschaft zur glücklichen und erfolgreichen Weiterführung des Eifelvereins. Seine jugendfrische Begeisterung für die edle, ihm längst vertraute Aufgabe paarte sich mit straffer, entschlossener Tatkraft; eine vortreffliche Rednergabe verband sich bei ihm mit sicherem Takt und kluger Besonnenheit, die geschickt alle Schwierigkeiten und Gegensätze überwand oder milderte, sein ausgeprägtes organisatorisches Talent fand hier ein dankbares Schaffensfeld, das er in vielseitigster Weise ausgestaltete zu der machtvollen Entfaltung der Gegenwart. Sein Elternhaus in Bonn schon hatte ihm von Jugend auf die schönste Gelegenheit geboten, auf fröhlicher Wanderfahrt in der herrlichen Umgebung vertraut zu werden; seine Berufsstellung in Malmedy inmitten der Eifel, dann in Euskirchen in unmittelbarer Angrenzung, führte ihn mehr als andere in das Arbeitsgebiet des Vereins und brachte ihn in nächste Fühlung mit dessen Bewohnern. Von besonderer Bedeutung für Kaufmanns nunmehrige Stellung war es, daß er auch mit den Verhältnissen und Geschäften im Eifelverein selbst schon seit langem bekannt und vertraut war. Schon unter Dronke stand er dem Verein nahe, und bereits im Jahre 1899 ward er in den Vorstand gewählt, in

dem er dem früheren Leiter eine treue Stütze war. Kaufmann besaß eine glückliche Hand, als er sich alsbald einen Stab von treuen und erfahrenen Mitarbeitern sicherte und Männer um sich scharte, die nicht nur dekorativ ihre Posten bekleideten, sondern ihm in gleicher Begeisterung und Selbstlosigkeit mit reger Schaffensfreude, sei es in allgemeiner Vorstandstätigkeit oder in stiller Einzelarbeit, zur



Landrat Dr. Kaufmann.

Hand gegangen sind. Als 1907 Geheimrat Dr. Lörsch in Bonn aus gesundheitlichen Rücksichten und Domkapitular Aldenkirchen aus Trier durch sein Ableben ausgeschieden waren, wurde der Vorstand durch den kunstverständigen Regierungspräsidenten a. D. zur Nedden in Koblenz, den Gymnasialdirektor Dr. Lemmen in Malmedy und den Vorsitzenden des Kölner Eifelvereins Geheimrat Fein glücklich ergänzt. Das Jahr 1908 führt der Vereinsleitung neue rüstige Kräfte zu, die heute noch in erfolgreicher Betätigung dem Vorstande angehören. An Stelle des von Malmedy versetzten Direktors Lemmen trat der Kgl. Lotterieeinnehmer C. Pöschel aus Aachen, für den zurückgetretenen Geheimrat Fein der Gymnasiallehrer Hans

Hoitz aus Köln ein. Das durch Rücktritt des Gymnasialprofessors Dr. Seiwert-Trier freigewordene Amt des Schriftführers wurde dem Postsekretär Berghoff in Bonn übertragen und als Schatzmeister folgte dem verdienstvollen verstorbenen Gymnasiallehrer Schneider-Trier Dr. jur. B. Vonachten aus Aachen. Da das überaus starke Anwachsen des Vereins und die Vermehrung seiner besonderen Aufgaben in den letzten Jahren außerordentlich große Mehrarbeit brachte, wurden im Jahre 1911 noch 16 weitere Mitglieder in den Hauptvorstand gewählt, und zwar Notar Dr. Bigenwald in Nideggen, Kaufmann Karl Breuer in Neuß, Weingutsbesitzer Alfred Dahm in Walporzheim, Bürgermeister Faßbender in Bollendorf, Professor Dr. Follmann in Koblenz, Professor Dr. Hassert in Köln, Seminarlehrer Hinsen in Prüm, Professor Hürten in Münstereifel, Professor Dr. Körnicke zu Bonn, Fabrikant Walter Scheibler in Montjoie, Landgerichtsrat a. D. Schnitzler, Haus Giersberg bei Münstereifel, Oberregierungsrat a. D. Schuch in Köln, Professor Schürmann in Düren, Landrat Weismüller in Daun, Professor Fr. v. Wille in Düsseldorf und Schriftleiter Rektor Zender in Bonn. Als der Tod im Jahre 1912 zwei bewährte langjährige treue Mitglieder des Vorstandes, Verleger F. V. Lintz in Trier und Justizrat Saassen in Bonn aus unserer Mitte fortberief, da traten an deren Stelle der Kaufmann Paul Ossyra in Echternach und Beigeordneter Stadtbaurat Schilling in Trier. So setzt sich nunmehr der Hauptvorstand des Eifelvereins aus den Vorsitzenden der 140 Ortsgruppen und 27 Mitgliedern zusammen. Dazu sind noch im Gesamtverein für die einzelnen Ausschüsse, so für Wegerschließung, Schülerherbergen, Werbezwecke, Verkehrsinteressen, Nachrichtendienst eine Reihe kundiger und eifriger Mitglieder aus den Ortsgruppen tätig, die wir bei der Besprechung all dieser Einrichtungen in ihrer verdienstvollen Wirksamkeit noch näher kennen lernen. Ungemein förderlich und zugleich ehrenvoll ist es für den Eifelverein, daß die Vertreter *hoher Behörden* ihm mit Freuden als Ehrenmitglieder und Ehrenvorsitzende angehören und seine Interessen in wertvoller Weise unterstützen. Gegenwärtig zählt der Verein zu seinen Ehrenmitgliedern die Regierungspräsidenten Dr. Baltz in Trier, von Bake in Arnsberg, früher in Trier, Dr. v. Sandt in Aachen, Dr. Steinmeister in Köln und Scherenberg in Koblenz, sowie Landeshauptmann Dr. v. Renvers in Düsseldorf. — Nachdem der langjährige Ehrenvorsitzende Oberpräsident Nasse im Jahre 1906 in den Ruhestand getreten war, wurde sein Amtsnachfolger *Freiherr v. Schorlemer* nach erfolgter Wahl gebeten, gleichfalls den Ehrenvorsitz zu übernehmen. Auch Freiherr v. Schorlemer war uns ein warmer Freund und Förderer in reger Anteilnahme an den Aufgaben und Veranstaltungen der großen Gemeinschaft. Reiche Unterstützungen hat er dem Vereine zugewandt und gar manche Zuschüsse für allgemeine Zwecke des Vereins flüssig gemacht; die aufrichtigsten Segenswünsche des Vereins begleiteten den scheidenden Oberpräsidenten, als er im Sommer 1911 zum Landwirtschaftsminister berufen ward. Wie der gegenwärtige Oberpräsident Staatsminister a. D. *v. Rheinbaben,* der gleichfalls die Wahl zum Ehrenvorsitzenden freundlich dankend annahm, dem Eifelverein in seinen Bestrebungen zugetan ist, das steht noch in unser aller Erinnerung, die wir an der Hauptversammlung des Jahres 1911 in Montjoie teilnahmen. In tief empfundenen Worten betonte Exzellenz v. Rheinbaben dortselbst die ihm so sympathischen Endziele des Vereins: „Der Eifelverein führt die durch schwere Berufsarbeit der Allmutter Natur entfremdeten Mitbürger wieder heraus aus entnervender Arbeit, heraus aus dem Parteigetriebe und zurück in die heimatlichen Berge und Wälder; er gibt damit vielen wieder, was sie verloren hatten oder was ihnen verkümmert war: Die Liebe zum engeren deutschen Vaterlande, die Freude an der Natur und deren Schätzen und den damit Hand in Hand gehenden Ausgleich der gesellschaftlichen, politischen und religiösen Gegensätze in unserer Nation.“

Weit fruchtbringender und vielseitiger noch als in früheren Jahren gestalteten sich unter der neuen Leitung die *Versammlungen* des Vereins. Noch behält man in den beiden ersten Jahren eine Frühjahrs- und eine Herbsthauptversammlung bei, aber vom Jahre 1906 an mußte man sich mit einer Tagung des Gesamtvereins zur Frühjahrszeit begnügen, und zwar fanden diese alle an dem traditionellen Sonntage nach Pfingsten statt.

1904 am 29. Mai in Wittlich, am 4. September in Malmedy;
1905 am 4. Juni in Vianden, am 3. September in Aachen-Eupen;
1906 am 11. Juni in Nideggen;
1907 am 25 Mai in Trier;
1908 am 14. Juni in Rheinbach;
1909 am 5. Juni in Mayen;
1910 am 21. Mai in Neuerburg;
1911 am 11. Juni in Montjoie;
1912 am 1. Juni in Echternach;
1913: Jubelfest in Trier.

Eine jede dieser Tagungen erfreute sich der Anwesenheit des zuständigen Regierungspräsidenten; in Malmedy beehrten der hochbetagte Oberpräsident Nasse, in Nideggen und Rheinbach Oberpräsident Freiherr v. Schorlemer und in Montjoie und der darauf folgenden Vorstandssitzung zu Düsseldorf Exzellenz v. Rheinbaben die Sitzungen mit ihrem Besuche. Zu rechten Schaffenstagen für das Wohl des Vereins haben sich insbesondere die *Vorstandssitzungen* herausgebildet. Am Vorabende jeder der genannten Hauptversammlungen trat der Hauptvorstand erst zu einer Beratung zusammen, aber außerdem fanden alljährlich noch mehrere solcher Vorstandssitzungen statt, wobei die verschiedenen Eifelteile bei der Wahl des Tagungsortes möglichst berücksichtigt wurden.

1904 in Trier;
1905 in Remagen und Bonn;
1906 in Düren, Nideggen und Eschweiler;
1907 in Koblenz, Gerolstein und Ahrweiler;
1908 in Prüm, Neuerburg und Schleiden;
1909 in Montjoie, Zülpich und Speicher;
1910 in Hillesheim, Neuß und Burgbrohl;
1911 in Krefeld, Call und Waxweiler;
1912 in Düsseldorf, Heimbach und Bitburg;
1913 in Aachen.

Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Teilnehmer an diesen ersprießlichen Sitzungen. Der Grund dafür liegt nicht lediglich an der Zunahme der Mitgliederzahl und der Ortsgruppen, sondern auch an dem außerordentlich anregenden Verlauf der Tagungen. Wahrlich, wenn Eifelvater Dronke heutigen Tags aus seiner Ruhestatt erstände, er würde staunen über die prächtige Entfaltung des Sprößlings, den er aus der Taufe gehoben, und mit freudiger Genugtuung auf das Vereinsleben herniederschauen, in dem schon die Tagungen des Vorstandes weit zahlreicher beschickt sind und weit mehr Schaffensstoff zu Nutz und Frommen seines geliebten Eifellandes erledigen müssen als ehedem eine Hauptversammlung des Gesamtvereins. Jeder Einladung zu einer solchen Sitzung folgt eine ausführliche Würdigung der betreffenden Örtlichkeit in Wort und Bild im Vereinsblatt. Von allen Seiten eilen sie nun herbei, die Großstadteifler und die richtigen Eifler, Akten, Anträge, Berichte und Reden in der Tasche, aber auch mit heller Natur-

freude, mit Frohsinn und Wanderlust im Herzen. Allsogleich beginnt die umfangreiche Vereinsarbeit; bald ist im dichtbesetzten Saale die Verhandlung im vollen Gange. Der Vorsitzende, Landrat Kaufmann, befindet sich wieder in seinem ureigensten Schaffensfelde, frisch und gewandt versteht er selbst die schwierigsten Fragen zum guten Abschluß zu bringen, ein geborener Leiter, Diplomat und Regent zugleich. Ihm zur Seite, fleißig in den Akten blätternd und stets zur Auskunft bereit, sitzt Schriftführer Berghoff, der nun schon eine Reihe von Jahren in treuem, selbstlosem Wirken ein großes Stück wertvoller Vereinsarbeit geleistet hat. Jeder Punkt der Tagesordnung findet erst sachgemäße Einführung und Erläuterung, dann wird aus der stattlichen Zahl der wackeren Eifelberater heraus das Für und Wider sorgfältig und anregend erwogen. Mit Interesse folgen wir immer wieder den Ausführungen und Einwürfen all der geschätzten Eifelfreunde, deren Namen im Vereinsleben schon längst einen guten Klang haben. Vereinswege, Schülerherbergen, Eifelführer, Jugendwandern, Vereinsblatt, Heimatschutz, Lichtbilder, Werbearbeit, Verkehrsinteressen, Beihilfen der verschiedensten Art, das sind so die Hauptgebiete, die schier unerschöpflich sind für neue Anregungen, Ausgestaltung und Weiterführung. Handelt es sich um Beihilfen, so sind die Wünsche aus den Ortsgruppen selten knapp bemessen. „Aber, meine Herren", so hören wir dann vom Vorstandstische her, „wie kann das alles die Kasse leisten". Es ist unser gewissenhafter, peinlich treuer Schatzmeister, Dr. Vonachten, der in freundlicher Verständigung mit dem Vorsitzenden dämpft und die Forderungen in Einklang zu bringen sucht mit dem Haushaltsplan. Aber zumeist sind die Antragsteller befriedigt, besonders, wenn der Vereinsleiter noch andere Unterstützungsquellen verrät und diese mit zu erschließen verspricht. Allgemeines Bravo, sobald sich auch noch irgend ein Großstadtschatzmeister erhebt und eine weitere runde Summe dazu aus der Kasse seiner Ortsgruppe in Aussicht stellt. Schon senken sich die Abendschatten über die Eifellandschaft und die Sitzungsstätte, doch die Verhandlungen nehmen ihren Fortgang und finden oft erst nach dem gemeinsamen Abendtisch ihre völlige Erledigung. Ein stimmungsvoller Austausch von Erinnerungen und Freundschaftsbeziehungen beendet den arbeitsreichen Tag, der auf fröhlicher Wanderfahrt in der Umgebung des Tagungsortes am folgenden Sonntage seinen Fortgang nimmt. In dem ungezwungenen Verkehr der verschiedenen Stände und Berufe zeigt sich stets wieder die schönste, die idealste Frucht unseres Eifelvereins. Wo Freude und Sinn für Naturschönheit und Wanderlust, wo vereintes Schaffen für Heimat und Gemeinwohl die Menschheit zusammenführt, da ist kein Raum für Eigenbrödelei und kleinlichen Dünkel, da findet nur ein grades, selbstloses und wohlwollendes Gemüt einen dauernden Platz.

2. Einnahme und Ausgabe; Vereinsvermögen.

Die beginnende Entfaltung des Vereins an Mitgliederbestand und Ansehen vermehrte seine Geldquellen, aber die wachsenden Bedürfnisse und vielfältigen Neueinrichtungen erhöhten naturgemäß auch die Ausgaben. Doch dank einer umsichtigen und vorausschauenden Kassenführung blieben die Einnahmen, ohne daß wohltätige Maßnahmen in ihrer Entwicklung gehemmt worden wären, im rechten Einklang mit den Ausgaben, so daß die schon vorher begonnene Vermögensbildung sich von Jahr zu Jahr vergrößerte. Die Einnahmen ergaben sich alljährlich aus den Beiträgen der Mitglieder und Korporationen, den staatlichen und privaten Spenden, dem Ertrag aus den Vereinsschriften und den Zinserträgen der Kapitalanlage; die Ausgaben wurden verwandt für Beihilfen an die Ortsgruppen, für Wegebezeichnung und Schülerherbergen, für das Vereinsblatt, für Verwaltung, Drucksachen, für Werbe- und Reklametätigkeit. Die Hauptausgaben sind bei Er-

örterung der wichtigeren Einrichtungen des Eifelvereins näher bezeichnet; es mögen hier die Kassenabschlüsse eines jeden Jahres nebst Vermögenszuwachs in Übersicht folgen:

	Einnahmen	Ausgaben	Vereinsvermögen
1904	M. 6638,88	M. 5990,68	M. 8500
1905	„ 7497,75	„ 7496,05	„ 10250
1906	„ 8747,55	„ 8445,00	„ 12100
1907	„ 11094,00	„ 9314,00	„ 14823
1908	„ 16430,11	„ 15988,00	„ 19142
1909	„ 18237,12	„ 17439,39	„ 20000
1910	„ 21245,06	„ 20428,22	„ 14000
1911	„ 23951,63	„ 23520,77	„ 16000
1912	„ 27126,95	„ 25247,14	„ 19000

Zu diesem Vermögen trat 1907 eine hochherzige Schenkung des zu Düren verstorbenen Fabrikanten Eberhard *Hoesch,* der dem Eifelverein den Betrag von 20 000 Mark als Stiftung zur Förderung seiner Ziele im Interesse des schönen Eifellandes letztwillig vermachte. Auch an dieser Stelle sei dem edlen Menschenfreunde herzlicher Dank gezollt für seine namhafte Spende, die sich würdig den vielen anderen wohltätigen Stiftungen anreiht, die der Verstorbene und seine vortreffliche Gattin der Stadt Düren und einer Reihe gemeinnütziger Unternehmungen zugewandt haben. Durch eifrige Weiterarbeit im Sinne seiner letztwilligen Bestimmung wird der Eifelverein das Andenken dieses Wohltäters ehren und seine Verpflichtung einlösen. Am Schlusse des Vereinsjahres 1912 betrug demnach das Vereinsvermögen 39 000 Mark.

Die Verminderung des ersparten Vermögens vom Jahre 1910 und das geringe Anwachsen im Jahre 1911 ist auf die an den früheren Verleger des Eifelführers H. Stephanus in Trier gezahlte Abfindungssumme von 10 000 Mark zurückzuführen, wodurch aber auch der wertvolle Eifelführer in den Besitz des Vereins übergegangen ist. Nicht einbegriffen ist in obiger Zusammenstellung der Ertrag des Aufrufs für Schülerherbergen vom Jahre 1911, insgesamt 15 000 Mark, dessen Zinsen lediglich den Herbergen zugute kommen.

3. Erfolgreiche Werbetätigkeit zur Ausbreitung des Vereins und Hebung des Fremdenverkehrs.

Je stärker der Eifelverein an Zahl der Ortsgruppen und Mitglieder wird, desto weiter trägt er das Interesse für das Eifelland, desto höher werden die Mittel zu löblichen Vereinszwecken und desto zahlreicher der Strom des Fremdenzuflusses. Landrat Kaufmann ersah sogleich mit sicherem Blick, daß nach dieser Richtung hin zunächst mit Nachdruck gearbeitet werden müsse, um dem Verein eine sichere Unterlage für seine Ziele zu verschaffen. Noch zählte der Eifelverein um 1904 nur gegen 3800 Mitglieder in 58 Ortsgruppen. Auf der Herbstversammlung in Malmedy verglich der neue Vorsitzende diese Zahlen mit dem Mitgliederbestande der benachbarten Vereine und fand den Stand des Eifelvereins verhältnismäßig gering. Nun ward sogleich beschlossen, daß die Ortsgruppen mit allen Mitteln insbesondere durch häufige, billig zu veranstaltende Wanderungen und Vorträge sich der Gewinnung neuer Mitglieder annehmen sollten, daß ferner von seiten des Hauptvorstandes die Städte und Kreise des Vereinsgebietes und darüber hinaus zum korporativen Beitritt oder doch zu regelmäßigen jährlichen Beihilfen veranlaßt würden. Ein Rundschreiben erging allsogleich an Städte und Kreise, und der Erfolg war recht erfreulich. Schon im nächsten Jahresbericht konnte der Vorstand mit-

teilen, daß über 80 solcher Gemeinwesen dem Verein mit insgesamt 1350 Mark Jahresbeiträgen sich angeschlossen hätten. Um eine Übersicht über den Jahresbestand an Mitgliedern und Korporationen zu erhalten, wurde beschlossen, von nun an alljährlich im Januar ein namentliches *Mitgliederverzeichnis* erscheinen zu lassen, das daraufhin erstmalig 1905 gedruckt und fortan bis 1910 alljährlich erneuert wurde. Wegen der großen Kosten sollte dieses Verzeichnis von diesem Zeitpunkt an nur alle drei Jahre erscheinen, statt dessen aber die Namen und der Bestand der Ortsgruppen nebst Vorstandsmitgliedern jedes Jahr im Vereinsblatte bekanntgegeben werden. — Das Vereinsjahr 1905 setzte mit erneutem Werbeeifer ein, der sich nunmehr auch auf weitgehende *Reklametätigkeit* erstreckte. Eine besondere Kommission trat zur Beratung zusammen und schuf eine von G. Ritter verfaßte Reklameschrift, die in vielen Tausend Exemplaren mit Genehmigung der Eisenbahnverwaltungen in Bahnzügen und auf den Bahnhöfen ausgehängt und verbreitet wurde. Die Zahl der Mitglieder stieg schon beträchtlich, vor allem durch bedeutenden Zuwachs in den der Eifel benachbarten Städten Köln, Aachen, Bonn und Trier. Der Vorsitzende beklagte aber immer noch die geringere Beteiligung innerhalb des Eifelgebietes selbst, namentlich in den besuchtesten Badeorten. Diese Teilnahmslosigkeit sei auf die zu starke Betonung rein örtlicher Verhältnisse zurückzuführen; diese Interessen ließen sich aber wohl mit der Förderung des gemeinsamen Zieles, den Fremden- und Touristenverkehr zu heben, vereinigen.

Vom Jahre 1906 an wurde die Werbetätigkeit des Eifelvereins durch einen besonderen *Werbeausschuß* fester gefügt; die Ortsgruppe Bonn übernahm diesen wichtigen Zweig der Vereinsarbeit und übertrug ihn auf die Mitglieder Gymnasiallehrer Reuter, die Bankbeamten Heringer und Kesselring, Postsekretär Berghoff und Lehrer Lengersdorf. Um den vielen Vorurteilen über die Eifel entgegenzutreten und die Außenstehenden über die Ziele des Eifelvereins aufzuklären, wurden mehrere Tausend illustrierte Werbeheftchen an einflußreiche Persönlichkeiten und die Redaktionen größerer Zeitungen versandt. Der Erfolg zeigte sich in vielen Zuschriften und Beitrittserklärungen. Besonders zugkräftig bewährte sich die Einführung der Werbeblocks, die auf Wunsch des Ausschusses seitens der Ortsgruppen jedem Mitgliede zugänglich sind, auf daß allerorts in Freundeskreisen und allsogleich zum Einschreiben neuer Mitglieder angeregt werde. Bei Gründungen neuer Ortsgruppen ging genannter Ausschuß ratend und fördernd zur Hand und nahm auch da werbende Fühlung, wo einzelne Herren bereit waren, sich um eine solche Gründung zu bemühen. Dringend empfahl der Ausschuß den Ortsgruppen auch regelmäßige Wanderungen, die vorher in den Tageszeitungen bekannt zu geben seien, sodann auch Einrichtung von Schülerreisen in die Eifel und planmäßige Jugendwanderungen, worüber wir noch an anderer Stelle Näheres erfahren werden. Noch fehlte es an einem alle Eifelteile umfassenden *Eifelalbum*, das in billiger und doch geschmackvoller Darbietung die Reize der Landschaft darstellt und somit auch sein Teil Werbearbeit leistet. Der Werbeausschuß verhandelte bereits über die Art der Ausführung eines solchen Bildwerkes, doch da der Kölner Eifelverein schon die Herausgabe eines Eifelalbums mit der Firma Hoursch & Bechstedt vereinbart hatte, so nahm man von der Schaffung eines zweiten Albums Abstand und förderte das Kölner Unternehmen. Fünfzig große Landschaftsbilder nach künstlerischen Originalaufnahmen sind in demselben aufgenommen; das Geleitwort verfaßte Karl Kollbach, den Einbandentwurf Fritz v. Wille. Der billige Preis von zwei Mark ermöglichte recht weite Verbreitung des Albums. — Auch die Schaffung von *Ansichtspostkarten*, die in Serien gruppiert, Sehenswürdigkeiten der Eifel, wie alte Burgen und Ruinen veranschaulichen sollen, wurde bereits 1906 angeregt. Leider sind die Verhandlungen darüber durch die Unstimmigkeiten bei dem betr. Kunst-

verlag in Trarbach gescheitert. Erfreulicherweise legen in neuerer Zeit private Unternehmungen dieser Art und einzelne Ortsgruppen wie Aachen größeren Wert auf künstlerische Ausführung und finden dabei rege Unterstützung durch den Eifelverein. Auch ausländische Zeitungen, so die weit verbreitete „Vlämische Gazet" in Brüssel, wurden mit ständigen Anzeigen über das Eifelland bedacht. Ein sichtbarer Erfolg dieser Bemühungen zeigte sich in der erfreulichen Gründung der Ortsgruppe *Brüssel,* die nun zum Ausgangs- und Mittelpunkt aller weiteren Reklame und Werbetätigkeit für das Eifelgebirge und den Eifelverein im belgischen Nachbarlande wurde.

Die zum Bildschmuck des Vereinsblattes und des Sommerfrischenverzeichnisses (s. folgenden Abschnitt) benutzten *Klischees,* die Schriftführer Berghoff für den Eifelverein in seine Obhut nahm, dienten nunmehr den Ortsgruppen zur bildlichen Ausschmückung für Aufsätze, Prospekte und Eifelführer. Infolge des erweiterten Umfanges der Vereinszeitschrift ist diese Sammlung bereits recht stattlich geworden, und die starke Nachfrage sogar vom Auslande her hat den Beweis erbracht, wie wirksam auch diese Bereitstellung der Klischees dem Vereinszwecke gewesen ist.

Als ganz vorzügliches Werbemittel bewähren sich weiterhin gute *Lichtbilder,* wenn sie mit einem gefälligen Geleitwort erklärt werden. Auch diesem trefflichen Mittel, die Eifellandschaft bekannt zu machen, widmete der Eifelverein unter der neuen Leitung seine volle Aufmerksamkeit. Schon seit 1905 hat der Verein unter wirkungsvoller Mitarbeit des Professors Dr. Follmann in Koblenz bei der Firma C. Liesegang in Düsseldorf eine mehrere Hundert Bilder umfassende Sammlung herstellen lassen, zu denen der Schriftsteller Herm. Ritter in Berg. Gladbach ein ansprechendes Geleitwort verfaßt hat. Damit war der erste Schritt in der Lichtbilderfrage getan. Doch unter dieser Sammlung waren auch weniger gute Bilder vertreten, da einzelne Ortsgruppen geringwertige Aufnahmen dazu eingesandt hatten. Zudem waren sie auch ihrem Inhalte nach nicht gleichmäßig auf die Eifelgebiete verteilt. Es regte sich der Wunsch, die Lichtbilder in eigene Verwaltung zu nehmen und sie dann selbst an die Ortsgruppen unentgeltlich abzugeben. So wurde denn in der Sitzung des Hauptvorstandes zu Speicher am 2. Oktober 1909 ein besonderer Ausschuß gewählt, der diesem Plane näher treten und dann geeignete Vorschläge machen sollte. Dieser Ausschuß sollte auch die Beschaffung von Vorträgen und die Gewinnung von Rednern ermöglichen. Auch fernerhin bildete die Liesegangsche Sammlung den Grundstock, von der in der Folge annähernd 300 käuflich erworben würden. Daneben erstrebte man die Herausgabe einer Reihe von Lichtbildern, welche den großen Wanderlinien des Vereins nachgeht und sich mehr künstlerisch in die Einzelheiten vertieft. Wünschenswert erschienen Aufnahmen von Personen, welche nicht nur die Technik der Photographie genau kennen, sondern auch als begeisterte Freunde der Eifelnatur das Schönste und Innerste derselben zu erfassen und im Bilde festzuhalten vermögen. Es war eine glückliche Fügung, daß der Lichtbilder-Ausschuß seine grundlegende Beratung in *Aachen* abhielt. Hier hatte einige Jahre vorher eine Ausstellung von Eifelphotographien im städtischen Suermondtmuseum berechtigtes Aufsehen erregt. Die hervorragendsten Aussteller waren die bekannten Photographenliebhaber E. Charlier-Aachen und Walter Scheibler-Montjoie, die nun auch dem Eifelverein in dieser Frage in dankenswerter Weise zu seinem Ziele verhalfen. Als dann auch die Ortsgruppe Aachen, angeregt durch die eifrigen Pfleger künstlerischer Bestrebungen, Landgerichtsrat Braun und C. Pöschel, sich bereit erklärte, die Arbeiten des Lichtbilderausschusses dauernd als eine Angelegenheit ihrer Gruppe zu betrachten, da waren dem Erfolg die Wege geebnet. Charlier überließ dem Verein eine Serie von

75, Scheibler eine solche von 140 Bildern; beide Schenkungen umfassen das Venn- und Roehrgebiet bis zum Urtale, die Westeifel. Die Ortsgruppen Echternach und Mayen-Stadt sandten eine größere Zahl Lichtbilder aus der Luxemburger Schweiz und der Umgegend von Mayen, Frau Seminarlehrer Hinsen schenkte über 100 Aufnahmen aus der Prümer Landschaft; es folgten noch weitere Zuwendungen aus Trier, Eupen, Kyllburg, Speicher und Zülpich, so daß nunmehr außer der Liesegangschen Sammlung 12 Lichtbilderfolgen, im ganzen über 900 Bilder, zur Verfügung stehen. Pfarrer Gries in Roetgen hat zu den Serien der Westeifel in bilderreicher Sprache Texte geliefert, desgleichen Hermann Ritter zu einer Zusammenstellung über Eifelburgen. Die Lichtbilder einschließlich Text werden nach Serien von Aachen aus durch den Schatzmeister Dr. Vonachten an die Ortsgruppen verliehen; über die gute Instandhaltung der Bilder sind genaue Bezugsvorschriften bekannt gegeben. Von Jahr zu Jahr wächst die Nachfrage nach den Lichtbilderfolgen, zumal sich eine Reihe geschätzter Eifelkenner wie Direktor Dr. Cramer-Düsseldorf, jetzt Münster, Reuter-Bonn, Postinspektor Herdes-Euskirchen, Herm. Ritter, Pfarrer Gries und Ewerz-Köln zu Vorträgen bereit erklärten. Auch Einzelmitglieder, fern dem Vereinsgebiet, baten um Überlassung von Lichtbildern der Eifel, so daß solche Vorträge mehrmals mit großem Erfolge in Berlin, Breslau, Amsterdam, Utrecht u. a. O. gehalten werden konnten. Es bleibt eine dankbare Aufgabe für kommende Vereinsjahre, auch die noch fehlenden Eifelgebiete mit Lichtbilderfolgen zu bedenken und weitere Redner und Schriftsteller für die textliche Belebung der bildlichen Darstellung zu gewinnen.

Noch sind an dieser Stelle verschiedene andere Maßnahmen zu erwähnen, die in jüngster Zeit nützliche Werbearbeit leisteten und den Fremdenverkehr mächtig förderten. Recht schätzbare Dienste hatte der Bonner Werbeausschuß in dieser Richtung hin schon geleistet; leider schied ein rühriges Ausschußmitglied, Bankbeamter Heringer, aus, der als Bankdirektor nach Neheim verzog. Mit Rücksicht auf die erweiterten Vereinsbestrebungen wurde der Ausschuß für Werbearbeit um eine Reihe von Mitgliedern aus anderen Ortsgruppen verstärkt. Doch dieses Zerstreutwohnen erwies sich einer gemeinsamen Tätigkeit recht hinderlich, und als zudem der Vorsitzende des Werbeausschusses infolge anderweitiger Inanspruchnahme sein Amt niederlegte, wurde ums Jahr 1911 die Neubildung desselben der *Ortsgruppe Düsseldorf* übertragen, die dem großen Industriegebiet, einem noch viel versprechenden Werbefelde, näher angrenzt und die in den ausersehenen Ausschußmitgliedern unter dem Vorsitze des Landesrats Adams einflußreiche und eifrige Werbekräfte aufweist. Noch ist die Tätigkeit dieses Ausschusses von kurzem Bestehen, hat aber schon manche wertvolle Anregung gegeben. Es wurden durch seinen Schriftführer, Kaufmann Kümmel, die notwendigen Unterlagen beschafft, um bei der Errichtung von Kaufmanns- und Beamtenerholungsheimen die Unternehmer auf die Eifel hinzulenken; von hier aus fand auch der von Professor Schürmann-Düren verfaßte *Aufruf* für die *Schülerherbergen*, über die wir noch an anderer Stelle berichten werden, seinen Ausgang. Der Werbearbeit förderlich war eine neue *Werbeschrift*, die seit Herbst 1912 von Düsseldorf aus an die Ortsgruppen und einflußreiche Eifelfreunde versandt wird; der Text stammt von dem Verfasser dieser Vereinsgeschichte. In seine Schilderungen ist eine Anzahl guter Eifelbilder eingeflochten; vereinsgeschäftliche Orientierung und eine Eisenbahnkarte der Eifel und ihrer Grenzgebiete bilden eine schätzenswerte Ergänzung des Hauptteils. Die freundliche Anerkennung, die dieser Werbeschrift allerseits zuteil geworden ist, läßt erhoffen, daß sie sich als eine recht zugkräftige Reklame in der Zukunft erweisen wird.

Im März 1911 wurde in der Kölner Sitzung des Werbeausschusses dem Vor-

schlage des Mitgliedes Redakteur Heidtmann, Düsseldorf, zugestimmt, die Blätter aller bürgerlichen Richtungen durch *Übermittelung von geeigneten Nachrichten aus der Eifel* zu veranlassen, diesem Gebirgsland und damit auch dem Eifelverein mehr als bisher ihr Interesse zuzuwenden. Der erste Versuch brachte ein erfreuliches Ergebnis, und so wurde denn auf der Jahreshauptversammlung in Montjoie beschlossen, ein *ständiges Nachrichtenamt* des Eifelvereins zu gründen. Zum Leiter desselben ward Redakteur Heidtmann gewählt, der sich seiner Aufgabe bis zur Gegenwart mit erfreulichem Erfolge gewidmet hat. In zwangloser Folge erscheinen die verschiedenen Mitteilungen aus dem Eifellande, welche an 250 Zeitungen zur gelegentlichen Verwertung versandt werden. Im letzten Vereinsjahre haben über 140 Blätter, und zwar nicht nur die führenden rheinischen Blätter, sondern auch angesehene Zeitungen des mittleren und westlichen Deutschlands, ja des Auslandes, solche Nachrichten aus der Eifel gebracht und meist auch mit dem Vermerk „vom Eifelverein herrührend“ abgedruckt, so daß auch diese Einrichtung geeignet erscheint, das Interesse für das Eifelbergland wach zu erhalten und dem Wanderverkehr und Fremdenzufluß zu dienen. Der neue Werbeausschuß regte 1911 in der Jahresversammlung zu Montjoie auch die Bildung eines besonderen *Verkehrsausschusses* an, der unter dem Vorsitze des Oberregierungsrates a. D. Schuch-Köln, bereits mehrmals getagt hat, um zweckmäßige Zugverbindungen nach und in dem Eifelgebiet, die Auflegung neuer Sonntagskarten mit wahlfreier Benutzung zu erreichen, kurz, um alle Fragen zu prüfen, die auf den zweckmäßigen Reiseverkehr in der Eifel von Einfluß sind. Manchen Erfolg hat schon die kurze Schaffenszeit dieses Ausschusses aufzuweisen. Da seine Mitglieder aus den verschiedensten Teilen des Eifelgebietes gewählt sind, ist die Gewähr gegeben, daß die Bestrebungen für Verbesserungen des Reiseverkehrs allen Gegenden möglichst gleichmäßig zugute kommen.

Besonders erfreulichen Zuwachs an Mitgliedern zeitigte das Verfahren verschiedener Ortsgruppen wie Trier, Euskirchen, Bonn u. a., die ein besonderes Anschreiben, dem neuerdings die neue Werbeschrift hinzugefügt werden kann, an alle angesehenen Familien der Stadt versandt haben, um damit unmittelbar zum Beitritt anzuregen. Wie sich der Vereinsgedanke im letzten Jahrzehnt unter Landrat Kaufmanns Leitung allenthalben festgewurzelt hat und der Eifelverein an Ortsgruppen und Mitgliederzahl in ungeahnter Weise gewachsen ist, darüber möge uns folgende Übersicht in annähernden Angaben belehren:

Vereinsjahr	Zahl der Ortsgruppen	Mitgliederzahl am Jahresschlusse
1904	58	3700
1905	64	5000
1906	70	6800
1907	72	9300
1908	91	10500
1909	108	13300
1910	114	14700
1911	126	16500
1912	133	18500
1913	140	19000

Auffallend ist der besonders beträchtliche Zuwachs in den letzten Jahren. Nehmen wir den Durchschnitt der 9 Vereinsjahre der letzten Periode, so ergibt sich ein jährliches Wachstum an Mitgliedern um 1600, an Ortsgruppen um 10. Vergleichen wir das Endjahr mit dem Jahre 1904, so zeigt sich, daß sich in diesen 9 Jahren unter dem letzten Vorsitzenden die Zahl der Ortsgruppen auf das zwei-

einhalbfache, die Mitgliederzahl aber auf das fünffache gestiegen ist. Im Eifelgebiete selbst sind auch in kleineren Orten mit rein ländlichen Verhältnissen eine Reihe neuer Ortsgruppen entstanden. Die benachbarten Großstädte, insbesondere nach Norden hin, haben ganz bedeutenden Zuwachs erhalten. Besonders bemerkenswert ist es, daß der Verein auch in der Reichshauptstadt Berlin festen Fuß gefaßt hat, und daß selbst im Auslande, in Brüssel und sogar in Chicago jenseits des Weltmeeres durch blühende Ortsgruppen den Zielen des Eifelvereins und der Heimatliebe erfreuliche Pflege zuteil wird.

Namen und Bestand der Ortsgruppen im Jubeljahre 1913 (bis März 1913).

Aachen (1000 Mitglieder), Adenau (110), Ahrhütte (39), Ahrweiler (268), Andernach (85), Alf (47), Altenahr (25), Amel-Meyerode (28), Alsdorf (59), Antweiler (49), Altenessen (55), Barweiler (27), Berlin (36), Bertrich (15), Bickendorf (53), Birgel-Lissendorf (23), Birresborn (42), Boos (31), Bitburg (95), Blankenheim (68), Bleialf (60), Bonn (960), Bollendorf (150), Brohltal (190), Brück (54), Brüssel (350), Büllingen (63), Bütgenbach (55), Burgreuland (35), Call (100), Chicago (410), Clerf (50), Coblenz (360), Cölner Eifelverein (2170), Cöln (670), Commern (50), Cordel (32), Crefeld (360), Crefeld, Verein der Eifelfreunde (100), Daun (87), Diekirch (84), Dollendorf (65), Düren (431), Düsseldorf (718), Echternach (30), Ehrang (95), Ehrenfeld (202), Elsenborn (84), Erfttal (38), Eschweiler (170), Ettelbrück (80), Ettringen (20), Eupen (230), Euskirchen (314), Feytal (40), Godesberg (80), Gemünd (125), Gerolstein (90), Gillenfeld (50), Heimbach (50), Hellenthal-Blumenthal (78), Hillesheim (58), Hosingen (30), Hohenfels (34), Houverath (41), Jülich (102), Jünkerath (58), Kaisersesch (132), Kelberg (37), Kempenich (61), Kreuzau (100), Kyllburg (88), Langerwehe (78), Liblar (42), Ligneuville (31), Lückerath (70), Lutzerath (70), Linnich (53), Malmedy (113), Manderfeld (54), Manderscheid (52), Marmagen (30), Mausbach (40), Mayen-Stadt (270), Mayen-Land (140), Mechernich (102), Meckenheim (27), Montjoie (150), Mülheim-Rhein (156), Müllenborn (50), M.-Gladbach (380), Münstereifel (120), Münstermaifeld (81), Nettersheim (42), Neuenahr (50), Neuerburg (120), Neuß (450), Nideggen (140), Niederbreisig (62), Nürburg (80), Ourtal (75), Pollenz (120), Prethtal (50), Prüm (190), Prümtal (30), Reifferscheid (30), Rheinbach (90), Roetgen (45), Rurberg (40), Ripsdorf (45), Remagen (42), Saarbrücken (120), Salmtal (42), Satzvey-Wachendorf (58), Schleiden (78), Schönecken (112), Sinzig (35), Sötenich (36), Speicher (160), Stadtkyll (132), Steinfeld-Urft (85), Stolberg (210), Siebengebirge (45), Schuld (35), Trier (750), Ulmen (56), Vianden (78), Virneburg (72), St. Vith (32), Vossenack (72), Viersen (76), Waxweiler (100), Weismes (48), Wittlich (175), Wolseiffen (48), Wuppertal (105), Weibern (51), Wiesdorf (68), Zweifall (38), Zülpich (90).

4. Weiterentwicklung des Eifelvereinsblattes.

Das Vereinsblatt wurde unter der neuen Vereinsleitung fürs erste in demselben Umfange und von demselben Schriftleiter, dem stellvertretenden Vorsitzenden, Dr. Andreae, weitergeführt. Leider sah sich Dr. Andreae im Sommer 1905 veranlaßt, wegen stärkerer geschäftlicher Inanspruchnahme dieses Amt niederzulegen. Nunmehr übernahm der Vorsitzende Landrat Kaufmann zu der Bürde seines Amtes auch noch die Schriftleitung des Vereinsorgans. Mit dem Verleger C. Weigt in Andernach wurde der Verlagsvertrag bis Ende 1906 verlängert; es sollten fortan die Einnahmen aus den Anzeigen, die freilich noch recht gering waren, zu einem Drittel dem Verleger zugute kommen. Die Julinummer 1905 zeigte schon den ersten Bildschmuck, die Burg Nothberg und die Ruine des Klosters Schwarzenbroich bei Eschweiler, wozu Provinzialschulrat Dr. Cramer, der späterhin so fruchtbare Mitarbeiter, den Text verfaßt hatte. Obschon die Firma C. Weigt in Andernach mit löblichem Eifer die Verlagspflichten erfüllt hatte, bestimmten doch finanzielle Vorteile die Vereinsleitung, das Blatt nach Ablauf des Verlagsvertrages um 1906 bei der Universitätsdruckerei C. Georgi in Bonn herstellen zu lassen. Der neue Vertrag wurde auf 5 Jahre getätigt; 6500 Exemplare sollte die Firma auf eigene Kosten drucken, für je 100 Stück der weiteren Auflage aber 2 Mark vom Verein er-

halten. Die Einnahmen aus den Anzeigen wurden dem Verlage zugestanden. Der Vorsitzende suchte dem Blatte auch inhaltlich wertvolle Beiträge zuzuführen; eine ständige Abteilung des Blattes „Literarisches und Verwandtes“ würdigt seitdem regelmäßig die neuesten Erscheinungen der einschlägigen Literatur; auch wurde die Veröffentlichung der Namen von neuen Mitgliedern im Interesse der Werbung eingeführt. Mit Recht erkannte die Vereinsleitung, wie wertvoll die Aufbewahrung der einzelnen Jahrgänge für die Mitglieder sei; geschmackvolle, von Fritz v. Wille entworfene Einbanddecken wurden zu diesem Zwecke bei dem Verlage A. Bagel in Düsseldorf in Auftrag gegeben, die heute noch von dem Schatzmeister zu billigem Preise bezogen werden. Da die vermehrten Arbeitsgebiete dem Vorsitzenden erhebliche Mehrbelastung brachten, so konnte er für die Zukunft die Verwaltung der Schriftleitung nicht mehr beibehalten. Er fand in Kreisbaumeister Cnyrim in Malmedy einen Nachfolger, der von Herbst 1906 bis Herbst 1909 mit Umsicht und Erfolg die Schriftleitung führte. Besonders bemerkenswert waren in dieser Zeit die Beiträge des Würzburger Arztes Dr. Schmidt, eines geborenen Eiflers, die Lebensbilder berühmter Eifelsöhne behandelten. Die Juni-Nummer 1909 brachte prächtige Bilder des Eifelmalers Fritz v. Wille mit textlicher Würdigung durch die Schriftstellerin Klara Viebig.

Mit Oktober 1909 ging die Leitung des Eifelvereinsblattes in die Hände des Berichterstatters, des Rektors Zender in Bonn, über. Daß nunmehr Verlag und Redaktion am selben Platze, und zwar in der Universitätsstadt Bonn sich befanden, konnte der Entwicklung des Blattes nur von Vorteil sein. Der neue Schriftleiter nahm sich mit warmem Interesse seiner neuen Tätigkeit an. Es gelang ihm, durch vielfältige mündliche und briefliche Anregung eine Reihe geschätzter Mitarbeiter aus wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Kreisen zu gewinnen, so daß Text und Bildschmuck des Blattes von Jahr zu Jahr nicht nur umfangreicher und reichhaltiger geworden sind, sondern auch dank der vorzüglichen Mitarbeit und der wertvollen Unterstützung durch den Vorsitzenden und die Ortsgruppen an Gediegenheit und Mannigfaltigkeit des Inhaltes gewonnen haben. Die Auswahl an schätzenswerten Beiträgen wurde nach und nach immer größer; die Seitenzahl stieg von Monat zu Monat, aus den 8 Textseiten von früher wurden schließlich 20, die als Normalzahl festgelegt werden konnten. Das Vereinsblatt bringt außer den Bekanntmachungen und Mitteilungen des Vorstandes allmonatlich 4 bis 5 größere, meist reich illustrierte Aufsätze, deren Inhalt sich auf Geschichte, Landschaftliches, Volkskunde, Dichtung, Wirtschaftliches, Natur- und Heimatschutz, Wanderlust und Wintersport in vielseitigem Wechsel wirkungsvoll verteilen. Mehrere Hefte der letzten Jahrgänge zeichnen sich in Stoff und Bildschmuck besonders aus; so enthält die Oktober-Nummer 1910 gute Wiedergaben von Bildern des geschätzten Eifelmalers Hans v. Volkmann, zu welchen der Schriftsteller Dr. v. Vleuten (Karl Ferdinands) treffliche Textworte geschrieben hat. Die November-Nummer des Jahres 1911 ist der denkwürdigen Kaiserreise durch die Eifel gewidmet; ein sorgfältig bearbeiteter Text und reicher Bildschmuck rufen die dreitägige Eifelfahrt Sr. Majestät in lebhafte Erinnerung. Der Ehrenvorsitzende Oberpräsident von Rheinbaben übermittelte eine Anzahl besonders ausgestatteter Exemplare dieser Nummer dem Kaiser, der sie mit Interesse entgegennahm und ganz besonderen Dank dafür aussprechen ließ.

Freilich brachte die bedeutende Ausdehnung des Vereinsblattes sowie die anwachsende Auflagenhöhe auch erhebliche Mehrkosten, die im Jahre 1911 auf 7000 Mark stiegen; doch der neue Verlagsvertrag mit der Firma C. Georgi verringerte die Kosten um mehrere Tausend Mark, so daß heute die Verlagskosten durchaus erträgliche sind in Anbetracht der bedeutsamen Aufgabe, die das Blatt im Vereinsleben und als Werbemittel nachweislich erfüllt.

5. Schriften des Eifelvereins zur Förderung des Fremdenverkehrs und der Wanderlust.

a) *Der Eifelführer.* Von der ersten Entwicklung dieses unentbehrlichen Buches haben wir bereits Kenntnis genommen. Als Landrat Kaufmann die Vereinsleitung übernahm, war es seine erste Sorge, den Mißhelligkeiten mit dem Verleger Stephanus in Trier ein Ende zu bereiten. Ein Ausschuß unter seinem Vorsitz erzielte 1904 einen neuen Vertrag, der dem Verein das wichtige Recht verlieh, den Führer mit der 21. Auflage für 10 000 Mark zurückzukaufen. Da Professor Rauff durch seine Berufung nach Berlin die Schlußredaktion der von ihm völlig umgearbeiteten 11. Auflage leider nicht mehr vornehmen konnte, führte der Vorsitzende diese aus und fand dabei dankenswerte Unterstützung durch Professor Dr. Polis in Aachen, der den allgemeinen Teil Dronkes wesentlich umarbeitete und eine Abhandlung über das Klima beigab, und durch Professor Dr. Holzapfel-Aachen, welcher eine neue geologische Skizze schuf. Mit dem Jahre 1905 wurde die Bearbeitung der folgenden Auflagen dem Gymnasialdirektor Prof. Dr. Meyer in Münstereifel übertragen, der wiederum manche Berichtigungen vornahm. Mit der Entwicklung des Fremdenverkehrs in der Eifel wuchs auch das Bedürfnis, den Eifelführer schon zu Anfang der Reisezeit in neuer Auflage zur Verfügung zu haben. Da aber ein bestimmter Erscheinungstermin in dem Vertrage nicht festgelegt war und da der Führer meist erst im Juli erschien, kaufte ihn der Eifelverein bereits im Jahre 1909 von dem bisherigen Verleger zu der festgesetzten Summe von 10 000 Mark und einer Vergütung von je 2000 Mark für jede der noch fehlenden 5 Auflagen zurück und übertrug ihn der Firma Schaar & Dathe in Trier. Diese sicherte rechtzeitiges Erscheinen zum 1. Juni alljährlich zu und die Zahlung von fünfmal 2000 Mark nebst den Zinsen von 10 000 Mark. Besondere Mehrkosten sind also dem Eifelverein nicht entstanden, er wird vielmehr mit der 21. Auflage im Jahre 1915 eine bedeutende Einnahme aus dem Führer erzielen, da alsdann die jährliche Zahlung von 2000 Mark an Stephanus entfällt. Mit dem Verlagswechsel trat auch eine Änderung in der Schriftleitung des Führers ein, da Direktor Meyer wegen eines Augenübels die Durchsicht nicht mehr leisten konnte. Hans *Hoitz* aus Köln, der die Eifel durch seine erfolgreiche Tätigkeit in der Wegebezeichnung und bei der Einrichtung der Schülerherbergen gründlich kennen gelernt hatte, übernahm die Neubearbeitung, die bis zum Jahre 1915 die gänzliche Umgestaltung des Führers dergestalt bringen wird, daß nicht mehr die Bahnlinien die Grundlage der Beschreibungen bilden werden, sondern die bezeichneten Hauptwanderungen.

b) *Das Verzeichnis der Sommerfrischen und der Kur- und Badeorte in der Eifel.* Um Erholungsbedürftige auf die zahlreichen Gelegenheiten zu einem Sommeraufenthalt in der Eifel hinzuweisen, erschien im Mai 1906 erstmalig ein Sommerfrischenverzeichnis, das im Auftrage des Hauptvereins von Schriftführer J. Berghoff bearbeitet wurde, der diese Aufgabe in mustergültiger Weise löste, so daß das Büchlein in seiner Anlage anderen Gebirgsvereinen bereits zum Vorbild gedient hat. Die neue Vereinsschrift gibt in knapper und übersichtlicher Weise über alle Verhältnisse in den Sommerfrischen Bescheid, über die Höhenlage, die landschaftliche Umgebung, die besonderen Vorzüge, Bade- und Kurgelegenheiten, Lage, Bahn- und Postverkehr, Gottesdienst, Annehmlichkeiten usw. Diesen allgemeinen Angaben reiht sich die Anführung der Unterkunftsgelegenheiten an, und die Gasthöfe werden mit Zahl und Preis der Zimmer, der Pension, des Mittag- und Abendessens angezeigt. Das hübsch illustrierte Büchlein ist zum Preise von 30 Pfennig erhältlich. In dankenswerter Weise ließen die Eisenbahndirektionen Köln, Essen und Saarbrücken den Verkauf an den Fahrkartenschaltern zu. Der Absatz war infolgedessen ganz erfreulich, die 1. Auflage war schon in einigen

Wochen ausverkauft. Im Mai 1911 erschien bereits die 4. Auflage, das 10. bis 12. Tausend; sie enthielt auf 131 Textseiten Auskünfte über 197 Orte, rund 600 Nachweise über Unterkunftsgelegenheiten und 69 in den Text eingestreute Bilder.

c) *Eifelwanderbuch: 180 Tageswanderungen in der Eifel.* Zahlreiche Anfragen beim Eifelverein und seinen Ortsgruppen um Angabe von Wanderplänen ließen es 1905 als ein Bedürfnis erscheinen, die lohnendsten Ausflüge für einen und mehrere Tage festzulegen und in einem billigen Büchlein erscheinen zu lassen. Dieses Bedürfnis war damals größer als heute, da der Eifelführer oft vergriffen war und die durchgehenden Wanderungen nicht genügend berücksichtigte. Die Bearbeitung wurde Hans Hoitz übertragen, der dabei von vielen Ortsgruppen unterstützt wurde. Die Darstellung in diesem Schriftchen ist eine schematische; sie enthält die zu berührenden Orte und Tage, ihre Höhe, ihre Entfernung voneinander und die Himmelsrichtung. Bei gut bezeichneten Wegen genügen diese Angaben mit der beigegebenen Karte allein. Das Büchlein wird viel gekauft; die 1. Auflage erschien 1906 in 10 000 Exemplaren, die 2. in 3000 Stück 1910.

d) *Liederbuch des Eifelvereins.* Zu den Mitteln, für ein Wandergebiet zu begeistern, gehört in erster Linie das gesungene Lied. Unsere Dichter haben das Eifelland lange vernachlässigt; es ist deshalb in den Liedersammlungen nicht vertreten. So war es eine ebenso notwendige wie dankbare Aufgabe, dafür zu sorgen, daß auch unser Gebirgsland mehr denn bisher im Liede verherrlicht und besungen werde, von den Touristen auf der Wanderschaft und in der Schenke, von den Studenten in der Herberge, von der Jugend in der Schule und damit eindringend in die Bevölkerung. Auch die Mitglieder des Eifelvereins empfanden es mehr und mehr als ein Bedürfnis, auf ihren Versammlungen und Wanderungen ein handliches Wanderliederbuch benutzen zu können. Es bemühte sich der Eifelverein durch seinen musikalischen Bücherwart, Seminarlehrer Hinsen, Dichter und Tonkünstler heranzuziehen, um Eifellieder zu finden, die zur Verbreitung geeignet sind. Um diesen Liedern eine Sammelstelle zu geben, beschloß der Vorstand, ein Eifelliederbuch herauszugeben und mit der Bearbeitung Hans Hoitz zu betrauen. Das Buch erschien 1912 in geschmackvollem Leinenband in 5000 Exemplaren; es enthält außer 5 Originalliedern und 16 Eifeldichtungen, die nach bekannten Melodien gesungen werden, noch eine große Zahl von Wander-, Studenten- und Volksliedern, so daß es ein Kommersbuch im kleinen darstellt. Es hat noch den besonderen Vorzug, daß die meisten Strophen unter die Noten gesetzt sind. Ein Auszug der 9 schönsten Eifellieder wurde besonders gedruckt und mit behördlicher Empfehlung und mit Unterstützung des Regierungspräsidenten Dr. Baltz in 6000 Stück den Volksschulen unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

6. Touristische Bestrebungen im Eifelverein bis zur Gegenwart.

Wie die *Wanderbewegung im Eifelgebiet* in der dritten Vereinsepoche in den Vordergrund der Vereinsbestrebungen trat und durch die mannigfachsten Maßnahmen zur heutigen Höhe herausgebildet wurde, ist bereits angeführt worden. Unter den Hilfsmitteln zur Aufschließung und Hebung eines Gebirges als Wandergebiet steht unstreitig obenan eine umfassende und zuverlässige

a) Wegebezeichnung.

Schon v. Voigt hatte diese als eine der wichtigsten Aufgaben des Vereins betrachtet und mit großer Sachkenntnis einen durchgehenden Markierungsplan für die Eifel zur Richtschnur für die Arbeiten aufgestellt. War auch der Plan mit all-

seitiger Freude begrüßt worden, so brachte doch erst die Folgezeit dessen energische Durchführung. Zunächst wurden im Jahre 1904 die Landräte der Eifelkreise mit der Bitte angegangen, durch die ihnen untergeordneten Organe farbige Zeichen an Bäumen, Häusern und Steinen anbringen zu lassen. Viele Wege sind damals auch nach dieser Weisung bezeichnet worden. Da aber die von Voigtschen Zeichen keine Richtung angaben und Wegweiser fehlten, konnte es nicht ausbleiben, daß die Wegebezeichnung noch manches zu wünschen übrig ließ. Es war daher für den Verein von großem Wert, sich die reichen Erfahrungen des Kölner Eifelvereins nutzbar zu machen. Die Vorschläge dieser Ortsgruppe bildeten die Grundlage zu den Beratungen eines *Wegeausschusses*, dessen Leitung Geheimrat Fein übernahm, dem Hans Hoitz und Robert Lentz-Köln, Professor Hürten-Münstereifel, Krawutschke-Düren und K. Pöschel-Aachen zur Seite standen. Noch im Herbst 1904 begründet, begann der Ausschuß alsbald seine verdienst- und erfolgreiche Tätigkeit. Die Bezeichnung mit leicht verwischbaren Farben machte bald einheitlich gehaltenen, weithin sichtbaren und dauerhaften Zinkschildern Platz. Die Genehmigung zur Anbringung der Zeichen, Wegeschilder und Orientierungstafeln an Bäumen, Steinen usw. wurde durch die in Betracht kommenden Staats- und Provinzialbehörden, insbesondere auch die Forstbehörde, gerne gestattet und die Anbringung und Beschützung derselben vielfach wirksam unterstützt. Außer den Hauptwegen des von Voigtschen Planes wurde noch eine Reihe von *Nebenwegen* zur Bezeichnung ausgewählt, welche noch weniger als jene den Landstraßen folgen, sich auf lauschigen Pfaden verlaufen und vor allem landschaftliche Schönheiten erschließen. Sie gehen in der Regel an irgend einem Punkte von der Hauptlinie ab, um sich später wieder mit ihr zu vereinigen. Mehr und mehr wurde die Bezeichnung zumal der Hauptlinien den einzelnen Ortsgruppen entzogen und der einheitlichen Wegebezeichnung durch den Wegeausschuß des Hauptvereins unterstellt, der in der Folge durch Zuwachs verstärkt wurde.

Einzelne besonders erfahrene und schaffensfreudige Mitglieder des Wegeausschusses, vor allem Hans Hoitz und Robert Lentz-Köln, Professor Hürten-Münstereifel, Krawutschke-Düren, Postverwalter Hubert-Waxweiler, übernahmen als *Wegeobmänner* die Neubezeichnung und Instandhaltung ganzer Wanderlinien oder Teilstrecken. Hans Hoitz machte mit der Festlegung und der Bezeichnung des im von Voigtschen Plan nicht vorgesehenen großen Eifel-Höhenweges Köln—Trier (208 Kilometer), der heute noch der besuchteste aller Wanderwege der Eifel ist, den Anfang. Es folgten die Linien Sinzig—Aachen, Aachen—Trier, Burgreuland—Luxemburg u. a. Die Strecke Brohl—Montjoie und Brohl-Moselkern, die Robert Lentz bezeichnete, gingen 1911 in die alleinige Verwaltung des Kölner Eifelvereins über. Die Jahre 1910 und 1911 brachten ferner die Erschließung einiger besonders interessanter, im von Voigtschen Wegenetz nicht vorgesehener Wegestrecken. Der Vulkanweg Andernach—Gerolstein (160 km) soll die der Eifel eigentümlichen Bildungen, die Krater und Maare, in einer durchgehenden Wanderlinie zugänglich machen. Die Bezeichnungsarbeiten wurden 1911 dem Wegeobmann Hoitz übertragen, der einen großen Teil des Weges mit Ausnahme der mittleren Teilstrecke Virneburg—Ulmen—Manderscheid—Daun bereits fertiggestellt hat. Durch Wegeobmann Krawutschke und die Ortsgruppen Düren und Gemünd wurde 1911 die Wegemarkierung durch das herrliche Waldgebiet des Kermeters und an den Hängen des vielbesuchten Urftsees zu den benachbarten Bahnhöfen geführt. Ein beträchtliches, wertvolles Stück Arbeit hat nunmehr der Wegeausschuß durch seine Obmänner im Verein mit einzelnen Ortsgruppen geleistet: die schönsten Gegenden des Eifellandes sind durch sorgfältige Auswahl und leicht kenntliche Wegezeichen dem Wanderer zugänglich gemacht und außer mehreren neuen Linien und vielen

Nebenwegen ist der große von Voigtsche Wegeplan mit Ausnahme der Linien Cochem—Rheinbach bereits vollendet.

Der Wegeausschuß erhielt, nachdem Geheimrat Fein seine verdienstvolle Tätigkeit 1909 aufgab, in dem Hauptvereinsvorsitzenden einen neuen Leiter und untersteht jetzt, durch Zuwahl neuer Mitglieder verstärkt, dem stellvertretenden Vorsitzenden Amtsgerichtsrat Arimond-Bonn. Es seien nur die Hauptlinien in ihrer Ausdehnung und Bezeichnung namhaft gemacht.

A. Längslinien von Norden nach Süden.

1. Aachen—Trier, 233 km, Wegezeichen roter Ring;
2. Burgreuland—Luxemburg, 110 km, blauer Ring;
3. Düren—Trier, 200 km, blauer Ring;
4. Euskirchen—Wittlich, 110 km, roter Ring;
5. Eifelhöhenweg Köln—Trier, 208 km, rotes Dreieck;
6. Rheinbach—Uerzig, 94 km, blauer Ring;
7. Rheinhöhenweg Bonn—Andernach, 73 km, Zeichen R.
8. Brohl—Moselkern, 62 km, erst rotes Dreieck, dann roter Ring.

B. Querlinien von Osten nach Westen.

9. Sinzig—Aachen, 157 km, roter Winkel;
10. Brohl—Montjoie, 102 km, erst blauer Keil, dann rotes Dreieck;
11. Alf—Vianden, 100 km, rotes Kreuz.

Zu den Kosten der Neubezeichnung und Instandhaltung steuerte der Hauptverein bei i. J. 1904: 550 Mark, 1905: 1050 Mark, 1906: 420 Mark, 1907: 1437 Mark, 1908: 1779 Mark; 1909: 1344 Mark; 1910: 1280 Mark; 1911: 1581 Mark; 1912: 2761 Mark.

Der Eifelwanderer, der heute von den Zeichen geleitet, den zahlreichen Wegelinien folgt und die Herrlichkeit des Eifellandes nunmehr in allen seinen Teilen zu genießen vermag, kann wohl nur entfernt ermessen, mit welcher Mühewaltung und Hingabe solche Vereinsarbeit getätigt wurde, die nicht mit der einmaligen Neubezeichnung abschließt, sondern die jährliche Begehung, Ausbesserung und Vervollkommnung verlangt.

Der Wanderbewegung im Eifelgebiete war neben einer durchgehenden, einheitlichen Wegebezeichnung die Einrichtung von

b) Schüler- und Studentenherbergen des Eifelvereins

ungemein förderlich. Erfahrungsgemäß haften die Eindrücke, die wir in jungen Jahren empfangen, am tiefsten und dauerndsten; kein Alter ist so empfänglich für die Schönheiten der Natur wie die Jugend. Bei der anhebenden Wanderbewegung galt es darum vor allem, unsere heranwachsende Jugend und zunächst die studierende mit den reizvollen deutschen Landschaften vertraut zu machen und dadurch in ihr Heimatsinn und Vaterlandsliebe zu wecken und zu pflegen. Das selbständige Fußwandern soll die Schüler wenigstens zeitweilig dem verweichlichenden Stadtleben entziehen, ihnen Mut und Selbstvertrauen einflößen, den Körper in frischer Wald- und Bergluft stählen und widerstandsfähiger machen, sowohl gegen Einflüsse der Witterung, als auch gegen geistige Anstrengungen und endlich durch die reichen Eindrücke der Landschaften und der örtlichen Sehenswürdigkeiten einen Anschauungsunterricht gewähren, den uns der größte Pädagoge am herrlichsten Anschauungsgegenstand und in unendlichem Wechsel bietet.

Um nun den Studierenden und Schülern der oberen Klassen das Wandern zu erleichtern und sie mit nur bescheidenem Sparpfennig eine Zeitlang die freie Gottes-

natur durchstreifen zu lassen, hat sich in *Hohenelbe* in Böhmen ein *Verein zur Förderung der deutschen Schülerherbergen* gebildet, der unter der bewährten Leitung des Fabrikanten *Guido Rotter* auf eine fast dreißigjährige höchst erfolgreiche Wirksamkeit zurückschauen kann. Mit Wirten und Privaten traf der Verband Vereinbarungen, den Schülern entweder umsonst, oder nur gegen geringes Entgelt ein Nachtlager mit Frühstück oder Abendbrot zu gewähren. Diese Einrichtung griff das Gute der alten Bacchantenfahrten des Mittelalters und der Turnfahrten Jahns wieder auf und leitete es in maßvolle Bahnen. Erst blieb dieses Herbergsunternehmen auf den österreichischen Teil der böhmischen Bergländer beschränkt, breitete sich dann aber rasch in den benachbarten Gebirgen Sachsens und Schlesiens aus, bis es sich in den Jahren 1905 bis 1908 im Fluge auch den Westen Deutschlands eroberte.

Auf dem Verbandstage der deutschen Touristenvereine im Sommer 1903 zu Altenahr stand die Frage der Schülerherbergen für Westdeutschland im Vordergrunde, und die begeisternden Worte des Pfarrers Löscher fanden auch in den Eifelbergen lebhaften Widerhall, so daß schon das folgende Jahr 1904 die ersten Verhandlungen darüber im Eifelverein zeitigte, der dann in der Folge allen Gebirgsvereinen des Westens nach dieser Richtung hin voranging und vorbildlich wurde.

Auf der Frühjahrsversammlung zu Wittlich regte der Kölner Eifelverein durch Professor Hassert zum ersten Male die Gründung von Schülerherbergen im Eifelgebiete an. Köln nehme seit Bestehen der Handelshochschule besonderes Interesse an dieser Einrichtung und sei bereit, 50 Nachtquartiere auf seine Kosten zu übernehmen. Der in Wittlich neugewählte Vereinsleiter wandte dieser Anregung seine ganze Aufmerksamkeit zu in der richtigen Erwägung, daß durch die Förderung der Schülerherbergen auch der Eifelverein und sein Arbeitsgebiet nur Vorteile ernten könne. In der Tat: die Aufschließung des Vereinsgebietes und die Zunahme des Wanderverkehrs, die bald nachher ganz merklich einsetzte, ist nicht zum mindesten den Schülerherbergen zu danken. Die wandernden Schüler sind eben eine lebendige, höchst wirksame Reklame. Sie berichten zu Hause über die Eindrücke auf den Wanderungen, von den Gegenden, die sie schön gefunden, und veranlassen dadurch Verwandte und Bekannte, auch dorthin zu gehen. Kommt der Schüler zu Amt und Würden, so sucht er gerne die Stätten wieder auf, die er in der Jugend kennen gelernt, und wird auch dem Vereine zugetan, der ihm so Gutes erwiesen. — So folgte denn der Anregung bereits auf der folgenden Versammlung in Malmedy der Beschluß, daß der Kölner Eifelverein die ersten Herbergen auf den neuen Wanderlinien Köln—Trier und Aachen—Sinzig einrichten solle. Da beide Linien durch Hans Hoitz um dieselbe Zeit bezeichnet wurden, ward er auch mit der Einrichtung der Schülerherbergen betraut und hat seine Aufgabe mit größtem Erfolg gelöst. Diese günstige Verknüpfung brachte den Herbergen der Eifel vor allen damaligen Schülerheimen schon gleich einen besonderen Vorzug, den Pfarrer Löscher, der rührige Wanderapostel der Schülerfahrten, des öfteren rühmlich hervorhob: die Eifelherbergen liegen nicht zerstreut im Gebirge, sondern auf durchgehenden, gut bezeichneten Wanderlinien und Herbergsketten und so, daß jede folgende Herberge von der vorigen durch eine kleine Tagereise erreichbar ist. Dazu kommt noch die der Eifel eigentümliche Einrichtung, daß die Ausweiskarte zum Besuch von Museen und vielen Burgen berechtigt, und daß sich in den Eifelherbergen allenthalben hilfsbereite Freunde der Jugend aus gebildeten Kreisen, Bürgermeister, Pfarrer, Lehrer, Apotheker u. a. finden, welche die örtliche Leitung der Herbergen und die Beratung der Schüler übernehmen. Alle genannten Vorzüge bewirkten, daß das Eifelland sofort einen bedeutenden Besuch durch die studierende Jugend erhielt und schon nach wenigen Jahren alle Herbergsgebiete an Zahl der Besucher

übertraf. Im Jahre 1907 war die vorgesehene Einrichtung der Herbergen auf den genannten Strecken vollendet, und der Kölner Eifelverein gab seinen Auftrag an den Hauptverein zurück. Dieser übertrug auch fernerhin dem bisherigen verdienten Leiter Hans Hoitz die weitere Ausgestaltung durch Gründung von Herbergen auf den Wanderwegen Aachen—Trier, Aachen—Luxemburg, Düren—Trier.

Die Benutzung der Herbergen geschieht nur gegen Vorzeigen einer Ausweiskarte, die der Schüler von der Hauptleitung in Hohenelbe durch Vermittlung der betreffenden Schulleitung erhält. Jeder Ausweiskarte ist ein gedrucktes Herbergsverzeichnis beigegeben; es benennt nebst den Orten auch die Herbergen, die unentgeltliche oder im Preise ermäßigte Unterkunft geben, nennt den Herbergsleiter und die besonderen Vergünstigungen. Der Herbergsleiter empfängt die jungen Wanderer, weist das Quartier an, stempelt die Karten und gibt Rat und Auskunft. So beruht die ganze jugendfreundliche Einrichtung auf einem harmonischen Zusammenwirken zwischen Schule, Hauptleitung und Herbergsleitung. Sehr wirksame Förderung wurde den Eifelherbergen durch einen Erlaß des Provinzialschulkollegiums zu Koblenz vom 6. November 1911 zuteil, worin die Leistungen des Eifelvereins auf dem Gebiete der Schülerherbergen und Jugendwanderungen in hohem Maße anerkannt und den Direktoren der höheren Schulen ein Zusammenwirken mit dem Eifelverein empfohlen wurde.

In den ersten Jahren wurden in den Eifelherbergen nur in beschränkter Zahl, meist nur an die 3—5 ersten Schüler, Freiquartiere gewährt. Das zeitigte aber ein Wettlaufen der Schüler; schon längst vor Tagesschluß wurden die Herbergen belagert, und kein Wandertag ward in rechter Weise ausgenutzt. Von 1910 an erhielten darum *alle* Schüler freies Nachtlager und Frühstück, was aber die Kosten derart erhöhte, daß das Bestehen vieler Herbergen in Frage kam. Man hielt eine geringe Beteiligung der Schüler an den Lasten für angebracht und erhöhte den Betrag für die Ausweiskarte von 30 auf 85 Pfennig und zuletzt auf 2 Mark. Da jedem Schüler dafür 20 Freiquartiere zustehen, sind die Vorteile immer noch sehr erheblich. Die letzten Jahre brachten noch eine weitere Einrichtung, die Kosten zu verringern, nämlich die Schaffung von Eigenheimen in Toren, Burgen und Gemeinderäumen, wodurch auch der Denkmalpflege gedient wird. Derartige Musterherbergen befinden sich bereits in der alten kurfürstlichen Burg zu Andernach, im Zülpicher Tor zu Nideggen und im alten Grafenschloß zu Neuerburg. Die Beobachtung, daß viele Schüler die Herbergen mit der Bahn oder mit dem Stahlroß zu erreichen suchten und weniger Wert auf das Fußwandern legten, hat ferner dazu geführt, auf den Höhenwegen Kontrollstationen zu errichten und das Freiquartier an den Besuch dieser Orte zu knüpfen.

Die Deckung der erheblichen Kosten für die Schülerherbergen, die in den letzten Jahren 10 000 Mark noch überstiegen, machte dem Eifelverein nicht geringe Sorge; doch die Einrichtung wurde von Anfang an getragen durch die Gunst weitester Kreise, die durch Privatspenden den jährlichen Zuschuß des Eifelvereins wirksam ergänzten. Der Oberpräsident, der Unterrichtsminister, viele Stadtverwaltungen, Kreise, die Ortsgruppen und Private leisteten alljährlich namhafte Beiträge. Ein wirkungsvoller, von Professor Schürmann verfaßter Aufruf erbrachte im Jahre 1911 beträchtliche Gaben der Frau von Burgsdorff-Düsseldorf, des Fabrikbesitzers Weber-Euskirchen und vieler anderer Jugendförderer, die insgesamt 15 000 Mark betrugen, deren Zinsen für die Herbergsausgaben verwertet werden, wie es in gleicher Weise mit dem erwähnten Vermächtnis von 20 000 Mark des Kommerzienrats Hoesch in Düren geschieht.

Besonders anerkennend und erfreulich war es für den Eifelverein, daß der deutsche Kaiser den Schülerherbergen der Eifel auf Befürwortung durch den Ober-

präsidenten Freiherrn von Rheinbaben aus seiner Privatschatulle den Betrag von 2000 Mark gespendet und die Herbergen als recht nutzbringend und ihm sehr sympathisch bezeichnet hat.

Die nachstehende Übersicht gibt uns erwünschten Aufschluß über das Anwachsen und die Bedeutung der Herbergen.

Übersicht über die Besuche und Kosten der Schülerherbergen in der Eifel.

Jahr	Herbergen	Besuche	Kosten	Beitrag des Eifelvereins
1905	18	618	980 M.	200 M.
1906	26	1735	2600 „	500 „
1907	35	3099	3760 „	800 „
1908	37	4050	4215 „	800 „
1909	44	5276	5075 „	800 „
1910	43	8191	10200 „	800 „
1911	41	8664	10488 „	2600 „
1912	42	8846	11761 „	1200 „

Am Ende des Vereinsjahres 1912 bestanden die folgenden *Schülerherbergen* in der Eifel:

Aachen (105 Besuche i. J. 1912), Bollendorf (222), Bruch (256), Burgbrohl (295), Clerf (49), Cordel (178), Dasburg (264), Daun (656), Diekirch (132), Echternach (444), Ehrang (240), Elsenborn (42), Eupen (160), Gemünd (266), Heimbach (91), Hörschhausen (119), Kaiserhammer (108), Kreuzberg (681), Kronenburg (202), Lammersdorf (32), Malmedy (237), Manderscheid (713), Mersch (100), Montjoie (163), Mulartshütte (65), Münstereifel (125), Neuerburg (97), Nideggen (103), Niederkail (135), Nürburg (704), Pesch (37), Prüm (191), Rheinbach (114), Rurberg (107), Sinzig (714), St. Vith (259), Untergolbach (75), Vianden (263), Walhorn (30), Waxweiler (77), Wittlich (95).

Anderweitige Wanderpflege im Eifelverein.

Die treffliche Wegebezeichnung und die Schülerherbergen haben der Wanderbewegung im Eifelgebiet mächtigen Ansporn gegeben. Dazu traten in den einzelnen Ortsgruppen die gemeinsamen *Wanderausflüge,* die sich erst in den Städten, dann aber auch in ländlichen Zweigvereinen mehr und mehr eingebürgert haben und in der Gegenwart allenthalben zu einer ständigen Einrichtung und einer wesentlichen Zug- und Werbekraft für den Verein geworden sind. Unter bewährter Führung eilen jetzt ganze Scharen von Mitgliedern und Gästen aus allen Vereinsgebieten hinaus in die Eifelberge; große Kosten werden vermieden, der Rucksack birgt in der Regel den nötigen Unterhalt; der Alkohol wird mehr und mehr verdrängt, dafür aber Natursinn und Frohlust im Waldeszauber und Berggrün mächtig angefacht. Halbtagswanderungen, die den weniger wandertüchtigen Mitgliedern entgegenkommen und die Kenntnis der engeren Heimat erschließen, wechseln mit größeren Wanderungen und mehrtägigen Touren, die in fernere Eifelteile oder auch schon in andere Gebirgsgegenden hineinführen. Ansprechende Schilderungen der Reiseeindrücke in den Tageszeitungen haben schon manches Mitglied gewonnen und den Teilnehmern eine Nachfreude bereitet. Eine Reihe von Ortsgruppen hat sich nähere oder auch schon entferntere Gebirgsteile zu ihrem besonderen Arbeits- und Ausflugsgebiet bestimmt und daselbst genauere Bezeich-

nungen, Schutzhütten, Aussichtstempelchen, Stege und Fußwege geschaffen. Wo es an Mitteln fehlte, hat der Hauptverein Unterstützung gewährt.

Nachdem die Bestrebungen auf dem Gebiete der *Jugendpflege* durch die Erlasse des preußischen Unterrichtsministers neue Anregung erfahren haben, stellt sich auch der Eifelverein in den Dienst dieser Bestrebungen. In wirkungsvollem Vortrag legte auf Veranlassung des Eifelvereins Professor Kissinger aus Darmstadt auf der Jahresversammlung in Montjoie 1911 die Ziele und die Mittel dar, die zur Hebung der Wanderlust bei der Jugend geeignet sind. Die Vorstände der Ortsgruppen erklärten sich den Schulbehörden gegenüber ausnahmslos bereit, den wandernden Vereinigungen der Jugend im Wandergebiet führend zur Hand zu gehen. Außerdem aber haben auch einzelne Ortsgruppen wie Köln, Stolberg, Neuß u. a. schon besondere Jugendwanderungen unter bewährter Führung ständig eingerichtet. Im Zusammenhange mit dem Vorgesagten möge nicht unerwähnt bleiben, daß der Kölner Eifelverein schon seit mehreren Jahren den *Lehrlingen* des Kaufmanns- und Handwerkerstandes eine Anzahl von *Herbergen* im Eifelgebiet geschaffen hat, die ähnlich wie die Schülerherbergen den jungen Leuten freies Nachtlager und Frühstück gewähren. Wie in früheren Jahren haben auch in diesem Jahre viele Hundert Jünglinge aus der Großstadt in den Fastnachtstagen auf mehrtägiger Wanderung unter Leitung kundiger Führer Erholung in der Eifel gesucht und gefunden.

c) Herausgabe von Wegekarten.

Vielfache Klagen über die Unzuverlässigkeit der dem Eifelführer beigegebenen Karten veranlaßten die Ortsgruppe *Bonn* im Jahre 1905, beim Hauptverein den Antrag zu stellen, anstatt der unzureichenden Karten zum Eifelführer genaue Karten der ganzen Eifel zu schaffen. Durch Beschluß der Hauptversammlung zu Eupen im Herbste 1905 wurde die Bildung eines besonderen Ausschusses beschlossen, der diesen Antrag beraten und die erforderlichen Unterlagen beschaffen sollte. Diesem Ausschusse gehörten an Breiderhoff-Rheinbach, Hoitz-Köln, Krawutschke-Düren, Pöschel-Aachen und Willms-Bonn. Nach eingehenden Vorberatungen wurde Herbst 1906 in Eschweiler beschlossen, mit der Herausgabe der Karten im Maßstabe 1 : 75 000 im folgenden Jahre zu beginnen. Die Ortsgruppe Bonn, der die Überwachung der Ausführung übertragen worden war, bildete alsbald zu diesem Zwecke einen örtlichen Kartenausschuß aus den Mitgliedern Willms, Hager und Wolff. Dieser empfahl dem Hauptverein, Karten im Maßstabe von 1 : 50 000 herstellen zu lassen. Auf der Hauptversammlung in Trier 1907 fand jedoch dieser Antrag völlige Ablehnung; auch wurde hier die Herausgabe von Wegekarten durch den Hauptverein als unnötig bezeichnet und die Kartenfrage bis auf weiteres vertagt. — Doch im Jahre 1909 kam die Angelegenheit von neuem ins Rollen. Es ist das Verdienst unseres trefflichen Schriftführers *J. Berghoff*-Bonn, der die Beschaffung guter Kartenwerke für ein aufblühendes Wandergebiet mit Recht als nutzbringend und notwendig erachtete, daß die Beschaffung von Eifelkarten endgültig in Fluß kam. Er trat mit einer Anzahl kartographischer Institute in Verhandlungen, die dazu führten, daß die Hauptvorstandssitzung in Call im Juli 1911 die Herausgabe von insgesamt 15 Eifelkarten beschloß und mit der Bearbeitung des ersten Kartenblatts Bonn-Ahrtal das kartographische Institut H. Petters (Inh. G. Metzeroth) in Stuttgart betraute. Dieses Blatt erschien Ostern 1913 im Buchhandel und fand allseitige gute Aufnahme. Nunmehr werden die folgenden Kartenblätter in rascher Folge erscheinen; das nächste Blatt wird den Laacher See und das Maifeld zur Darstellung bringen.

d) Wintersport im Eifelverein.

Seit dem Jahre 1905 regten sich immer zahlreicher die Stimmen, welche zum Besuche des Eifelgebirges auch im Winter anregten und die Schönheiten des schneebedeckten Gebirges und die erfrischende Wirkung der Sportausübung in kräftigender Winterluft in Wort und Bild schilderten. Auch in die Eifel sollte ein Wintersportleben einziehen, wie es der Harz, Thüringen und der Schwarzwald schon seit Jahren besitzen. Die Eifel bietet Rodelwege zu genußreichen Abfahrten, und die weiten Hochflächen mit ihren oft langen und hoch verschneiten Hängen sind den Skiläufern recht zweckdienlich. Getragen von dem Bestreben, den Skilauf als sportliche Betätigung, als winterliches Wandern zu pflegen und ihn bei den Eifelbewohnern als Verkehrsmittel einzuführen, schlossen sich im Winter 1907 viele Sportsfreunde in Köln und Bonn, meist Mitglieder des Eifelvereins, zu Sportsvereinen zusammen, dem sich bald gleiche Vereinigungen in kleineren und größeren Städten am Nordrande der Eifel anreihten und die dann im *Wintersportsverbande für die Eifel* zu gemeinsamen Zielen und in engster Fühlung mit dem Eifelverein, dessen finanzielle Unterstützung er genießt, zu einer großen Gemeinschaft sich vereinten. Mehrere treffliche Skigelände und Rodelbahnen wurden bald ausfindig gemacht und daselbst Lehrkurse eröffnet, eine Broschüre „Winter in der Eifel“ gab in allen Fragen des Wintersports die nötige Auskunft, ein regelmäßiger Schneenachrichtendienst trat ein und die Gewährung von besonderen Sonntagszügen zu den Eifelsportgebieten ward vermittelt. Im Vereinsblatte gab Professor Hessenberg-Bonn, eingehende Belehrung über Ausrüstung und Ausübung des Sports, und eine Ausstellung in Bonn über Schneesportausrüstung vermittelte die nötige Anschauung. Leider waren die Winter der letzten Jahre infolge geringen Schneefalles dem Sportbetrieb wenig günstig; doch haben schon die bisherigen Bestrebungen in Verbindung mit den immer stärker einsetzenden Vereinswanderungen in den Wintermonaten den Verkehr auch zu dieser Jahreszeit sehr gehoben, so daß an verschiedenen Eifelorten an den Wintersonntagen ein derartiges Leben eingesetzt hat, daß es dem an den schönsten Reisetagen in besserer Jahreszeit um nichts nachsteht.

7. Denkmalpflege und Heimatschutz, Kunst und Wissenschaft im Eifelverein.

Die Erhaltung der heimischen, bodenständigen Eigenart in der Bauweise und im Landschaftsbilde, die Wahrung der Altertümer und Baudenkmäler in ihrer Ursprünglichkeit hat sich der *Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz* zu seinem besonderen Arbeitsfelde erkoren. In diesem Bestreben ward die Vereinigung nach besten Kräften vom Eifelverein unterstützt. Der Ortsgruppe *Düren* gebührt besonderer Dank, daß sie diese Angelegenheit mit Nachdruck anregte und vertrat. Auf der Vorstandssitzung zu Neuß im Winter 1909 beklagte deren Vorsitzender, Prof. Schürmann, daß die heimische Bauweise allenthalben im Schwinden begriffen sei, wodurch die landschaftliche Schönheit auch im Eifellande sehr beeinträchtigt werde. Die verschiedensten Vorschläge zur Hebung und Erhaltung heimischer Eigenart wurden in eingehende Erwägung gezogen. Zunächst gelangten die Ausführungen Schürmanns im Eifelvereinsblatte zur Veröffentlichung und wurden auch als Flugblätter in vielen Tausend Exemplaren an die Ortsgruppen und Bürgermeisterämter der Eifel zur Belehrung verteilt. Sodann trat man an den Verein für Denkmalpflege mit der Bitte heran, bei seinen besonderen, einer bestimmten Landschaft gewidmeten Veröffentlichungen nunmehr auch die Eifel eingehend zu berücksichtigen. Der Verein für Denkmalpflege hat infolgedessen drei Sonderhefte aus dem Eifelgebiete gegen entsprechende Barzuschüsse und feste Ab-

nahme einer großen Anzahl Hefte in Aussicht genommen. Mit der Herausgabe eines Heftes über *Eifelburgen* ist bereits der Anfang gemacht. Es behandelt 16 der bemerkenswertesten Rittersitze der Eifel, die von fachmännischer Seite, insbesondere nach der baulichen Entwicklung hin, in Wort und Bild trefflich dargestellt wurden, um weitere Kreise für die Erforschung und die Erhaltung dieser denkwürdigen Zeugen vergangener Jahrhunderte zu interessieren. Das folgende Heft soll der ländlichen Bauweise gewidmet werden und 1913 als Jubiläumsgabe erscheinen. — Weiterhin gab ein Vortrag des Professors A. Schmidt aus Aachen über *das Bauernhaus der Eifel*, gehalten auf der Jahresversammlung zu Neuerburg 1910, ähnlichem Bestreben des Eifelvereins Ausdruck, und eine Reihe von Aufsätzen im Vereinsblatte diente dem gleichen Zwecke. Besondere Erwähnung verdienen hier auch die Bemühungen um die *Erhaltung des Strohdaches* in der Eifel, das so trefflich ins Landschaftsbild hineinpaßt und auch manche wirtschaftliche und ethische Vorteile in sich birgt. Auch dieser Frage hat Professor Schürmann eindringlichst das Wort geredet; eine vom Eifelverein und von der Ortsgruppe Prüm veranstaltete Brandprobe gab praktische Gewähr, daß ein Verfahren, das Stroh in einer bestimmten Mischung erst zu durchtränken, dessen Feuergefährlichkeit bedeutend herabmindere. Man richtete sodann seitens des Vereins an die zuständigen Behörden die Bitte, auf Abänderung oder mildere Auslegung der geltenden Verordnungen über die Anwendung des Strohdaches in ländlichen Gemeinden, leider ohne nennenswerten Erfolg. Auch über den idealen Wert der *Ausschmückung der Landhäuser mit Blumen und Pflanzen* wurde in jüngster Zeit auf den Versammlungen des Eifelvereins beraten und mit Genugtuung verzeichnet, wie einige Ortsgruppen, so Bitburg, Bollendorf und Speicher, besonders erfolgreich in dieser Betätigung der allgemeinen Wohlfahrtspflege gedient haben. Auch fand die Anregung, schöne Baumgruppen einer Gegend und seltene und alte Bäume zu erhalten, vielfach Berücksichtigung.

Auf der Tagung in Montjoie 1911 beklagte die Ortsgruppe Eupen durch Hauptlehrer Langenberg, daß die zunehmende Aufschließung und Aufforstung des Hohen Venns die Erhaltung der heimischen Tier- und Pflanzenwelt daselbst in Frage stelle. Da trat man sogleich dem Plane näher, mit Unterstützung durch die Staatsregierung und des Vereins für Natur- und Denkmalpflege in Aachen durch Schaffung eines *Naturschutzgebietes* im Hohen Venn dem Schwinden der alten heimischen Tier- und Pflanzenwelt Einhalt zu tun. Infolge dieser Bemühungen, die tatkräftig von dem Regierungspräsidenten Dr. von Sandt in Aachen unterstützt wurden, hat das Landwirtschaftsministerium angeordnet, daß ein Gebiet in der Oberförsterei Eupen, die sogenannte Miste, bis auf weiteres nicht aufgeforstet oder zur Torfgewinnung verwertet werden darf, sondern als Naturschutzgebiet dienen soll. Leider sind weitere Schritte des Eifelvereins um Ausdehnung dieses Vennschutzgebietes ohne Erfolg geblieben. — Im Ahrgebiet hat die *Bonner* Ortsgruppe auf zwei prächtigen Höhen, dem *Steinerberg* und dem *Kölmich*, gleichfalls treffliche Naturschutzgebiete geschaffen, wo vornehmlich dem trauten Eifelwacholder dauernder Bestand gesichert wird und infolge der Anregung von Dr. König durch Anlegung von Nist- und Futterstätten den nützlichen Sängern aus der *Vogelwelt* ein freundliches Heim bereitet worden ist. Daß der Vorsitzende des Eifelvereins in seinen amtlichen Mitteilungen alljährlich mit Nachdruck auf die Schonung der Waldbestände dringt und namentlich vor Brandschäden durch Rauchen eindringlich warnt, hat gewiß auch schon gute Früchte gezeitigt. — Ein bemerkenswertes Baudenkmal aus römischer Zeit ist die unter dem Namen *Römerkanal* bekannte, von Professor Hürten im Vereinsblatt eingehend gewürdigte *Wasserleitung*, deren Spuren am Vorgebirge und in der Nordeifel noch zu finden sind. Als das in der

Nähe von Urft gelegene Grundstück mit dem Anfang des Kanals und der Hauptquelle, dem Grönepütz, zum Verkauf gelangte, erwarb die Ortsgruppe *Düsseldorf* das denkwürdige Gelände als Eigentum und sicherte dadurch die Erhaltung der Quelle und der baulichen Überreste der alten Wasserleitung.

Die Instandsetzung und Erhaltung der *Eifelburgen* fand ebenfalls weitere Aufmerksamkeit, nicht nur durch die erwähnten Veröffentlichungen, sondern auch durch bauliche Maßnahmen. Eine große Anzahl von Burgruinen, so z. B. Burgreuland, Heimbach, Montjoie, Reinardstein wurden bei ihrer Wiederherstellung durch die Staats- und Provinzialbehörde vom Eifelverein und seinen Ortsgruppen mit Zuschüssen bedacht. Auch die dem Eifelverein zugehörige Burg *Niedermanderscheid* zeigte in den letzten Jahren bauliche Schäden, deren dauernde Beseitigung durch besondere Vereinsbeihilfen und einen ständigen Fonds aus den Eintrittsgeldern beabsichtigt ist.

Wie der Eifelverein die Denkmäler älterer Zeiten vor dem Verfalle zu bewahren sucht, so ist er nicht minder bemüht, auch denkwürdige Begebenheiten der Geschichte in seinen Gauen durch Neuschaffung von Denkzeichen der Nachwelt in steter Erinnerung zu halten. Da ist vor allem aus jüngster Zeit die *Errichtung eines Denksteines für die Klöppelkrieger von Arzfeld* bemerkenswert. Das Dorf Arzfeld, unweit der Luxemburger Grenze gelegen, war im Jahre 1798 der Mittelpunkt von Kämpfen, welche die Landbevölkerung dieser Gegend gegen ihre Bedrücker, die Franzosen, führte. Es war die Anhänglichkeit an das bisherige Herrscherhaus, vor allem aber der Eifer für die von den Franzosen rücksichtslos unterdrückte Religion der Väter, welche die Bauern des Oeslings zur verzweifelten Abwehr getrieben hatte. Sie fand ihren Höhepunkt in dem tragischen Ereignis, das mit dem Namen Klöppelkrieg bezeichnet wird. Das bedeutendste Gefecht auf jetzt preußischem Gebiete bei Arzfeld hat 40 Landleuten das Leben gekostet. Ein Massengrab auf dem Dorfkirchhofe ward ihnen zur Ruhestätte, aber noch zierte kein Erinnerungszeichen den Begräbnisort. War auch der Ausgang des Kampfes durch die Planlosigkeit der Aufständischen und die Übermacht des Feindes völlig ergebnislos, so verdienen doch die Beweggründe zur Tat und das tragische Geschick der Gefallenen unsere Teilnahme. Das benachbarte belgische und Luxemburger Land hatte bereits bei der 100 jährigen Wiederkehr der Erhebung die gefallenen Krieger dieser Grenzgebiete durch glänzende Erinnerungsfeiern und wertvolle Denkmäler geehrt. Da hielt es der Eifelverein für seine Pflicht, auch das Andenken an die gefallenen Landsleute von Arzfeld festzuhalten. Die Schaffung eines einfachen aber würdigen Denkzeichens auf dem Kirchhofe in Arzfeld wurde 1907 in Anregung und durch die Vorarbeiten und Sammlungen der Ortsgruppe *Koblenz* der Ausführung näher gebracht. Ein Entwurf des Bildhauers Wilh. Faßbender aus Köln fand Annahme, und so konnte denn am 30. August 1908 die Einweihung des Denkmals, das einen Kostenaufwand von etwa 4000 Mark erheischte, vollzogen werden. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung von nah und fern geschah die Enthüllung durch den Vorsitzenden Landrat Dr. Kaufmann, der das Denkzeichen dem Orte und dem Kreise Prüm zur treuen Obhut übergab. Der als Geschichtsforscher hochgeschätzte Privatdozent *Dr. Herrmann* aus Bonn schilderte in trefflicher Festrede die Erhebung der Eifeler Landleute im Rahmen der weltbewegenden Ereignisse der damaligen Zeit und deutete die sinnvollen Zeichen des Denksteins. Das Denkmal, ein grauer Granitstein von 4 m Höhe, stellt auf der Vorderseite den Augenblick dar, wo die Streiter, die Hand auf das Kreuz gelegt, den Schwur leisten, für Gott und Vaterland zu streiten und zu sterben. Die Gestalten der Krieger sind charakteristische Eifeltypen, bei denen auf noch lebende Bewohner aus Arzfeld und Dausfeld zurückgegriffen wurde. Das Figurenbild

zeigt über sich ein hervortretendes Kreuz mit Goldzwickeln und in tieferer Lage die Widmung: „Den Streitern für Gott und Vaterland im Jahre 1798. Der Eifelverein 1908".

Eine vollendete Kunstdarbietung wird die Jubiläumsausstellung in Trier sein, die außer Bildern der besten Eifelmaler auch alte kirchliche Geräte, Eifeltrachten, Hausgeräte und auch Erzeugnisse neuzeitlicher Kunst zeigen wird.

Die *wissenschaftliche* Durchforschung des Eifelgebietes gehört zwar nicht zu den unmittelbaren Aufgaben des Eifelvereins, aber man bringt sowohl bei der Hauptleitung wie auch in den Ortsgruppen allen derartigen Bestrebungen volles Verständnis und Interesse entgegen und auch verschiedentlich förderliche Anteilnahme. So wurden durch die Museumsverwaltungen Bonn und Trier in den letzten Jahren ganz bedeutsame Ausgrabungen im Eifelgebiet unternommen und deren geschichtliche Ergebnisse im Vereinsblatte und in Vorträgen in den Ortsgruppen zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Alle Neuerscheinungen, die das Eifelland behandeln, sei es auf naturwissenschaftlichem, geschichtlichem oder volkskundlichem Gebiete, finden in der Bücherschau des Vereinsorgans ihre Bewertung, und besonders eingerichtete Vortragsabende in vielen Ortsgruppen fördern die Kenntnis der Heimat. Für die Vorträge, welche sich in der Regel den Hauptvereinsversammlungen anschließen, gewinnt man stets kenntnisreiche Forscher als Redner, und besonders wertvolle Eifelwerke, wie das 1912 bei Velhagen & Klasing erschienene Eifelbuch von Professor Follmann, werden vom Vorstande wärmstens gefördert und in deren Bezuge für die Mitglieder Vergünstigungen erwirkt.

Auch die vorliegende Festschrift ist ein bedeutsames Werk der Eifelforschung, das durch Zuwendungen des Eifelvereins, der Staatsregierung und der Provinz im Druck erscheinen konnte und in seinen Beiträgen aus der Feder anerkannter rheinischer Gelehrten den weitesten Kreisen Forschungsergebnisse der verschiedensten Wissenszweige in allgemein verständlicher Form vermitteln soll.

Besonderen Wert legt der Eifelverein seit längerer Zeit auf eine geordnete und vermehrte *Eifelbücherei,* die der wissenschaftlichen Durchforschung des Heimatlandes dienlich sein soll. Im Jahre 1898 war der vorhandene Bücherbestand von Prüm nach Trier gebracht worden. Die Notwendigkeit einer anderweitigen Unterbringung führte dazu, daß sie 1905 wieder nach *Prüm* zurückverlegt werden mußte, wo erst Professor Teusch, dann seit 1908 Seminarlehrer Hinsen deren Verwaltung übernahm. Wiederholt wurden die Mitglieder, rheinische Verleger und Antiquariate aufgefordert, alle Schriften und Bildwerke, welche geeignet sind, die Kenntnis der Eifel zu fördern, namhaft zu machen oder sie der Bücherei zuzuführen. Ein ansehnlicher Betrag wird alljährlich in den Haushaltplan des Vereins für Vermehrung des Bücherbestandes eingesetzt, so daß es, auch dank einiger privater Zuwendungen, gelang, die Bücherei zu einer stattlichen Sammlung zu gestalten. Diese machte schon 1908 die Herausgabe eines besonderen Verzeichnisses notwendig, das infolge weiterer Vermehrung im letzten Jahre durch einen Nachtrag vervollständigt werden mußte. Seminarlehrer Hinsen hat sich mit Hingabe und Sachkenntnis der Verwaltung der Bücherei, die in seiner Wohnung in Prüm ein passendes Heim gefunden hat, angenommen. Mehrmals im Jahre veröffentlicht er im Eifelvereinsblatte die neuesten Zugänge an Büchern und Zeitschriften. Zu Studienzwecken sind die Räume der Vereinsbücherei jedem Mitgliede offen; doch findet auch ein Versand der Bücher nach auswärts statt. In den letzten Jahren hat die Bibliothek den Verfassern wissenschaftlicher Arbeiten vielfach wesentliche Dienste geleistet.

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung. Noch ist nicht alles, was wir in emsiger Arbeit erstrebt haben, erreicht oder vollendet worden. Es gilt der Zukunft,

gar manches, was der Verein geschaffen, nicht nur zu erhalten, sondern noch weiter auszubauen und neue Aufgaben hinzuzufügen. Aber demjenigen, der unsere Arbeit mit Interesse verfolgt hat, drängt sich die Überzeugung auf, daß wir mit Treue und Erfolg gearbeitet haben. Und wenn heute Tausende von nah und fern nach dem trauten Eifellande hinausziehen, um sich neue Lebenskraft aus ihr mit nach Hause zu nehmen, um sich an ihren Reizen zu erquicken und an ihrer Vergangenheit zu lernen, so dürfen wir am Jubelfeste mit Freuden bekennen, daß unser Eifelverein an seinem Teile redlich dazu beigetragen hat.

Möge dem Verein auch fürderhin die nötige Unterstützung für seine weiteren Ziele zuteil werden, mögen sich stets Männer finden, welche wie bisher bereit sind, diese Aufgaben auszuführen aus Liebe zur Sache und zur Eifelheimat, auf daß der Verein noch weiter wachse an Zahl seiner Anhänger und in der Anerkennung derer, für die er tätig ist, zum Segen für seine Mitglieder und des Eifellandes!

Ein fröhliches Frischauf für die Zukunft!



WAS WISSEN WIR VOM NAMEN DER EIFEL? VON JOHANNES FRANCK.

Wenn der Eifelverein die vorstehende Frage nicht gerade einem Sprachwissenschaftler vorgelegt hätte, so würde er für seine Festschrift vielleicht einen unterhaltendern Artikel bekommen haben. Denn über den Namen der Eifel sind schon mancherlei mehr oder weniger interessante Vermutungen ausgesprochen worden, und es wäre ja hübsch für den Leser, sie in einer abwechslungsreichen Reihe hier vorüberziehen zu sehen mit dem Recht, sich nach dem eigenen Geschmack die eine oder andere davon auszusuchen. Aber die Leute vom strengen Fach wissen in der Regel viel weniger von den Dingen als die Liebhaber; und gerade die etymologischen Bedürfnisse des Publikums können wir häufig schlecht befriedigen und kaum viel anderes tun, als unbegründete Annahmen zurückweisen.

Bei den großen und meist nicht voll gewürdigten Schwierigkeiten der Etymologie ist es geboten, von dem einzig sicheren, was wir für die Beurteilung eines Wortes oder eines Namens haben, den L a u t e n auszugehen. Denn sie allein zwingen die Deutungsversuche in feste Bahnen, während sonst die Deutungsmöglichkeiten zahlreich sind und zwar allerlei geistreiche Vermutungen, aber keine Sicherheit, auf die es doch allein ankommen sollte, zulassen. Fragen wir, von welchem Gesichtspunkt aus ein Name für eine Landschaft aufgekommen sein könnte, so sind Dutzende von Antworten möglich. In der Regel werden solche Namen nicht beigelegt, sondern sie wachsen von selbst, und weiter betont ein den Freunden der Eifel rühmlich bekannter Forscher in seiner Studie über den Eifelgau[1]). mit Recht, „daß die alten Landschaftsbenennungen überhaupt nicht in so abstrakter Weise, das heißt durch Reflexion über den Gesamtcharakter zustande gekommen sind; sie sind vielmehr ausgegangen von Volksnamen oder aber von konkreten Einzelgegenständen (Flüssen, Wäldern, Ortschaften)“. Für uns ist die Eifel als Gesamtheit allerdings ein anschaulicher Begriff. Aber das verdanken wir allein den Karten oder eigenen Reisen und Beschreibungen in Verbindung mit den Karten. Für die Leute, unter denen der Name aufkam, fehlte jedoch diese Anschauung; er muß von irgend einer Einzelheit ausgegangen sein und sich dann über ein größeres Gebiet verbreitet haben. Der Einzelheiten sind aber viele, die dafür in Betracht kommen könnten. Nehmen wir auch einmal eine ganz bestimmte an, nehmen wir an — was übrigens durch nichts bewiesen ist — es sei ein Bergrücken gewesen, der anschaulich vor seinen Umwohnern dastand. Selbst dann hätte er für die eine Seite eher einen spitzen, für die andere einen stumpfen Eindruck machen, von hier aus die, von dort aus eine ganz andere Ähnlichkeit haben, einmal in der, ein andermal in jener Farbe erscheinen können. Er hätte nach der Höhe oder der Breite, der Form oder derFarbe oder nach der Lage oder noch nach anderen Eigenschaften benannt werden können. Dazu kommt in unserm Fall, daß der Name recht verschiedenen Sprachen angehören könnte. Die meisten geographischen Bezeichnungen der Eifelgegend sind keltischen Ursprungs. Aber man nimmt jetzt vielfach an, daß eine Reihe derselben auch einer früher dort ansässigen, mit den Ligurern verwandten Völkerschaft entstammen, und später haben auch die germanischen Besiedler nach ihrer Sprache Namen umgetauft oder neu eingeführt, die an

[1]) *Franz Cramer,* Rhein. Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit, S. 146—155.

sich auch sehr wohl in die älteste urkundlich belegte Zeit hineinreichen könnten. Das gibt ungezählte Möglichkeiten, und es wird nicht schwer fallen, für einen beliebigen Einfall in irgend einem Wörterbuch oder einer anderen Quelle eine entsprechende Wortform zu finden, zumal wenn man es mit den Entsprechungen nicht so genau nimmt. Ganz anders ist es mit den Lauten, allerdings auch nur für den, der die Geschichte der Sprache, mit der er es zu tun hat, ganz genau kennt. Nach ihnen lassen sich die Möglichkeiten aufs engste begrenzen, läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß nur diese und keine andere, auch nur in anscheinenden Geringfügigkeiten abweichende Form einer Deutung zugrunde gelegt werden darf. Damit sind freilich der Phantasie des Etymologen weit engere Schranken gezogen, und gar leicht ist er genötigt, sich zu bescheiden statt einen geistreichen Einfall funkeln zu lassen, den ein anderer mit einem vielleicht noch geistreicheren ablöst.

Wenn wir also zunächst bei den Lauten bleiben, so haben wir bei ihnen den alleruntrüglichsten Anhalt an der heimischen Aussprache. Überall lautet der Name im ripuarischen Teil *Efel*, mit langem, geschlossenem *e*, südlich davon *Äfel*, mit offenerem langem Laut. In Verbindung mit dem schriftsprachlichen *ei* weist das mit voller Eindeutigkeit auf früheren Diphthong *ei*, der noch früher, etwa bis zum 8. Jahrhundert, *ai* gewesen sein muß. Ebenso eindeutig sind die Konsonanten. Ein scharfes, das heißt ohne den Stimmton gesprochenes *f* wie in *Efel*, haben wir in der Mundart auch als Ergebnis der Lautverschiebung aus früherem *p*, wie in *schlafen, laufen.* Dieser Ursprung kommt hier jedoch nicht in Betracht; denn in dem Falle wäre in der lateinisch-romanischen Tradition eine Form mit *p* zu erwarten, und außerdem würden wir dann wahrscheinlich in der deutschen Form doch nicht *f* sondern *p*, wie zum Beispiel in *appel*, haben. Dann aber ergibt sich, daß der erste Konsonant zur Zeit, als der Name in den deutschen Mund gelangte, unmittelbar vor dem *l* gestanden haben muß. Hätte sich noch irgend ein vokalischer Laut dazwischen befunden, so würden wir nicht *f*, sondern den entsprechenden mit Stimmton versehenen Laut, den wir fürs ripuarische Gebiet mit *v* oder *vv* bezeichnen, wie in *üvver* „über", *ovve* „Ofen", *jelöve* „glauben", *schrive* „schreiben", *jrove* Plural von „Graf", *hove* Plural von „Huf", hören. Südlich würde der Name sogar, wie die genannten Wörter, *w* haben, also *Äwel* lauten müssen. Der Konsonant, der unmittelbar vor dem *l* stand, muß *f* gewesen sein, oder allenfalls *b* — vergleiche *jaffel* neben schriftdeutschem *gabel*, *effe* neben *eben*, *tafel* aus lat. *tabula* — das aber dann wohl schon vorher spirantisch war, also mit *v* oder einem in unserer Grammatik gebräuchlichen durchstrichenen *b* zu bezeichnen wäre. Die Möglichkeit, daß schon, bevor der Name in den Mund der Franken gelangte, zwischen *l* und dem vorangehenden Konsonanten ein Vokal geschwunden gewesen sei, kann nicht geleugnet werden; aber dann könnte es nur ein Ableitungsvokal, ganz gewiß nicht der Wurzelvokal eines selbständigen Wortes gewesen sein, wie es bei dem Versuch *Eifel* als ein Kompositum „einsames Feld" aus *ein* und einem zu *feld* gehörigen Wort zu deuten der Fall wäre. Die Form also, in der in den ersten Jahrhunderten der Name von den Franken entweder selbst geschaffen oder von ihren Vorbewohnern überkommen sein muß, war — die Endung nehmen wir einmal als *a* an — *Aifla* oder *Aivla.* Damit verfallen ohne weiteres alle bisher ernsthaft erörterten Deutungen, da sie eben andere Grundformen voraussetzen.

Wir haben weiter zu fragen, wie sich zu diesem aus der Aussprache gewonnenen Ergebnis die geschichtliche Überlieferung verhält. Sie reicht nicht in sehr alte Zeit zurück, die ersten Belege finden sich in geschäftlichen Urkunden aus den Jahren 762 und 772 als *pagus eflinsis* und *efflinsis*, also in abgeleiteter adjektivischer Form. *E* ist, neben *ei* und der älteren Form *ai*, die wir gleich auch treffen werden, die im Lateinischen gewöhnliche Bezeichnung des deutschen *ei;* die

Länge des Vokals wird niemals besonders ausgedrückt. *F* und *ff* bezeichnen gleicherweise das, wie wir gesehen haben, scharfe *f*. Im Jahre 838 erscheint dann der *pagus* mit dem Namen *Eifla*. Damit ist nicht so ganz sicher erwiesen, daß dies auch ursprünglich der Gauname gewesen sei; denn das Adjektiv könnte auch von irgend einer topographischen oder sonstigen Einzelheit ausgegangen und das Substantiv als Name des Gaues eine spätere Übertragung oder Zubildung sein, wie zum Beispiel *Rumänien* durch Vermittlung des Adjektivs romanisch(e Sprache) seinen Namen der Stadt Rom verdankt, und *Deutscher, Deutschland* nur Zubildungen nach dem Adjektiv *deutsch* sind, das ursprünglich „volkstümlich" besagt. Im Jahre 1114 ist zum ersten Mal *Eiflia* mit der Endung *-ia* belegt, die nachträglich, nach Analogie der zahlreichen Ländernamen auf *-ia*, statt *Eifla* eingetreten, aber trotz dem späten Vorkommen immerhin auch alt, sogar älter als *Eifla* sein könnte. 1051 begegnet zum ersten Mal die Form *Eiffila* mit einem Zwischenvokal zwischen *f* und *l*, die wir aber als jünger anzusehen haben, wie zum Beispiel *geisila, thîhsila, zwîfilon* neben den älteren Formen *geisla, thîhsla, zwîflon*. Es ist dasselbe wie wenn heute Namen der Schriftform *Eifler, Löffler* als *Eifeler, Löffeler* ausgesprochen werden. Die Schreibung mit *ai* ist in *Aiflensis* aus den Jahren 975 und 978 belegt[1]). Möglicherweise jedoch auch in einer älteren Urkunde der Abtei Prüm aus der Zeit zwischen 861 und 884. Dort heißt es *in villa quae nuncupatur merningo* (wie man annimmt, Mehring an der Mosel, nordöstlich Trier) *vel carasco* (als Kersch zwischen Trier und Echternach gedeutet) *seu agflense*. Diese Form spielt bei Cramer eine wichtige Rolle, obwohl sie sich sachlich nicht auf unsern Gau sondern auf eine Örtlichkeit in der Gegend von Mehring und Kersch beziehen muß. Aber man müßte sich von vorneherein sagen, daß *Agflense* im fränkischen Mund eine Unform wäre, und wenn sonst die Überlieferung zuverlässig ist, so darf man sie als *Aiflense* deuten. *g* ist eine in lateinisch-romanischen Urkunden der älteren Zeit öfter vorkommende Schreibung für *i* hinter Vokal, wie *Gambhagme* für Gambsheim im Elsaß, *Wolfagde* für *Wolfaide* (oder *Wolfhaide*), *Chagnerico* = *Chainerico*. In unserer Urkunde selbst heißt ein Mann *egnarius*, gewiß ein *Einhari(us)*. Das wäre, wenn auch unsere Eifel nicht gemeint sein kann, ein willkommenes Zeugnis für den sonst so allein stehenden Namen. Im Sinne Cramers



[1]) Die sämtlichen älteren Formen findet man zusammen bei *Cramer*, a. a. O. S. 146, 149, 148 Anm. 4.

läßt sich die Form in keiner Weise verwerten. Er will *Eifel* mit einer gleichfalls in einer Prümer Urkunde stehenden Form *pagus Aquilinse* vereinigen und letztere als die keltisch-lateinische Urform von *Eifel* erweisen. In der Urkunde wird zum Jahre 804 bei einem Austausch mit Gütern im Bietgau (Bitburggau) ein Ort *Wisibanio* (in der Endung wohl entstellt) *in pago Aquilinse* genannt. Man nimmt an, damit sei Wiesbaum, Kr. Daun, gemeint und setzt daraufhin *pagus Aquilinsis* = *pagus Eiflinsis*. Es ist höchst gewagt, einer einmal vorkommenden Form, die wir nicht einmal aus dem Original, sondern nur aus dem im 10. bis 12. Jahrhundert geschriebenen Goldenen Buch der Abtei Prüm kennen, den gleichen Wert wie so vielen anderen Zeugnissen beizumessen. Es wäre natürlich wünschenswert, wenn wir eine Erklärung dafür zu geben vermöchten, wie der Schreiber, wenn er wirklich *Eifel* meinte, dazu gekommen sein mag, statt der Form *Aiflinse* oder *Eflinse* die gewiß nicht so ähnliche *Aquilinse* zu setzen. Es gab in der Tat einen *pagus Aquilinsis* in Lothringen. Ich will die Frage nicht aufwerfen, ob in unserer Urkunde nicht von einem — mit dem deutschen *wiese* zusammengesetzten — Ort in Lothringen die Rede sein könne, will auch nicht in Erwägung stellen, ob etwa an eine Schreibung wie *Agflinse*, etwa gar mit *v* für *f*, zu denken sei, aus der das *Aquilinse* entstanden wäre: wir haben es eben mit einer Unerklärlichkeit zu tun, die wir bei unserer Beweisführung außer acht lassen dürfen; denn die Form ist mit der sonst gesicherten unvereinbar. Die Versuche Cramers sind methodisch nicht zu halten. Er beruft sich, um das *f* an Stelle von *qu* zu erklären, auf romanische Lautveränderungen und meint, der Name könne den Germanen überliefert sein, nachdem er im Munde von Keltoromanen die entsprechende Veränderung erlitten habe. Allein keltoromanisch wäre noch nicht romanisch, und ich bezweifle, daß man die nötigen Keltoromanen in unserer Gegend für die fragliche Zeit wahrscheinlich machen könnte. Eine frühere Namensform *Aqualia* erscheint wallonisch jetzt als *Aywaille* an der Amblève. Wer damit zu Werke gehen will, der müßte zum mindesten die wallonische Lautgeschichte genau kennen. Jedenfalls ist die Tatsache, daß heute dort *Ay* geschrieben wird, weit entfernt von einem Beweis, daß ein *Aqualia* in der Eifelgegend im 6. bis 7. Jahrhundert den Laut *ai* gehabt habe. Selbst wenn wir einmal zugeben, der Name sei durch romanische Vermittlung zu den Eifelfranken gelangt und habe — was mir, auch nach dem Urteil von Romanisten, fast ausgeschlossen erscheint — im Romanischen *Aiwl-*, *Aivl-* gelautet, so wäre immer noch erst zu erweisen, daß neben dieser volkstümlichen Form noch die Überlieferung einer offiziell erhaltenen Form *Aquilinsis* zu dem Prümer Schreiber gelangt sein könne.

Auch nach der historischen Durchmusterung bleibt es dabei, daß die Deutung von einem *Aifl-* des 8. Jahrhunderts auszugehen hätte, und jede Deutung, die für diese Zeit eine davon abweichende Form verlangte, unzulässig ist. Verschiedene Erklärer gehen, ohne ein Wort darüber zu verlieren, von *efl-* zu *eifl-* über, als ob das nicht etwas ganz anderes wäre. Wenn auch ein Germanist es nicht anders macht [1]), so muß ich annehmen, daß ihm damals die fränkischen Lautverhältnisse nicht vertraut waren. Und wenn der nicht seltene Familienname *Eifler* auch in der Schreibung *Effler* vorkommt [2]), und dann wahrscheinlich auch „gut deutsch" mit kurzem Vokal gesprochen wird, so gehört das nur in das reiche Kapitel der Entstellungen von Orts- und Personennamen, die wir der umständlichen Schreibung früherer Jahrhunderte zu danken haben, wie *Leffmann* für *Lefmann* (= Liebmann), *Brockhoff* für *Brōk-*(= hd. Bruch)*hof*, *Dürkopp* für *Dürkop* „Teuer-

[1]) *Friedr. Kauffmann*, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 2 S. 45.
[2]) *Kisch*, Nösner (Nösen in Siebenbürgen) Wörterbuch, s. v. *Effler*.

kauf"[1]). Unser Schluß aus den Lauten gilt auch für eine Etymologie, die weite Kreise vielleicht am ehesten befriedigt, und von der man doch wohl auch an dieser Stelle ein Wort zu hören erwartet. Wie steht es damit? Aus dem 2. Jahrhundert haben wir zwei lateinische Votivaltäre, einen aus Köln und einen aus Wesseling, die den *Matronae Afliae* gewidmet sind. Wir haben es mit dem Mütterkult zu tun, der wohl keltischen Ursprungs ist, dann in den großen Sammelteich aller möglichen Kulte, der sich in den letzten Jahrhunderten des Römerreiches gebildet hatte, einging und dann auch von den westlichen Germanen, die im Kriegsdienst oder bürgerlichen Leben mit der römisch-gallischen Kultur in Berührung kamen, aufgenommen wurde. Eine lange Reihe von Namen aus diesem Mütterkult ist uns bezeugt, von denen kaum ein einziger, außer solchen die von Ortsnamen abgeleitet sind, sicher gedeutet ist. Der Kult war eine Mode, vermutlich konnte man nach Belieben neue Matronen schaffen, indem man seine Heimat oder sonst etwas Liebes vergöttlichte. Eine Anzahl der überlieferten Namen werden von einigen aus dem Germanischen gedeutet, während andere auch sie für keltisch halten; der eine sieht in demselben Namen die Personifikation irgend eines Begriffes, in dem der andere auch nur eine Heimatsvergöttlichung erblickt. So sind die *Afliae* von der einen Seite zu einem germ. Wort, altnord. *afl* „Kraft" in Beziehung gesetzt worden. Man deutet sie als „die mit Kraft hervorbringenden" oder insbesondere als „Verkörperung des schweren Erntesegens". Andere jedoch suchen auch hinter den *Afliae* irgend einen keltischen Ortsnamen *Afl-* [2]). Man wird doch zugeben, daß irgend ein vergöttlichter Begriff am unteren Rhein im 2. Jahrhundert, von dem wir eigentlich nichts als den Namen wissen, und der Name der Landstrecke in der Hohen Eifel, den wir seit dem 8. Jahrhundert kennen, sich nicht so nahe stehen, und ich würde es für richtig halten, eine solche Etymologie vor dem Publikum n i c h t zu vertreten, auch wenn der Zwang der Lautgesetze nicht wäre.

Bekanntlich läßt sich heute kaum sagen, wo die Grenzen der Eifel zu ziehen

[1]) Der obengenannte lothringische *pagus Aquilinsis* ist nach einem Flüßchen *Aquila* genannt, und dies heißt heute allerdings *Eichel* mit *ei*. Aber wir können wahrscheinlich ganz genau angeben, wie es zu seinem *ei* gekommen ist. Im deutschen Mund ist *Aquila* regelrecht zu (belegtem) *Achele* geworden und mußte weiter mit *i*-Umlaut *Echele* werden. Wahrscheinlich kommt nun eine Dehnung des *e*-Lautes vor *ch* hinzu, die in lothringischen Mundarten nicht unbekannt ist, z. B. *dāch, dācher*, „Dach, Dächer". Und nun haben wir es mit der bekannten Verhochdeutschung von Ortsnamen zu tun: mundartl. *Echel* oder *Āchel* wurde zu *Eichel*, weil in der Mundart auch hochdeutschem *ei ä*-Laute entsprechen. Ich kenne die Lautverhältnisse der einzelnen lothr. Mundarten nicht genau genug, um noch bestimmter zu reden. Aber ähnlich wie angedeutet ist der Vorgang sicherlich gewesen, und das h e u t i g e *ei* von *Eichel* kann ebensowenig wie das *ay* von *Aywaille* die Annahme rechtfertigen, ein altes *a* habe im 8. Jh. fränkisch *ei* werden können. Man muß eben Orte und Zeiten auseinander halten, und gerade weil wir bei ihr über so reichen Beobachtungsstoff verfügen, ist die Lautlehre von solcher Wichtigkeit. In Eifelmundarten ist früheres *leffel* „Löffel" jetzt allerdings *leifel* wie *breiche = brechen, eisse = essen, weische = weschen (waschen)*. Aber wie wenig das für ein früheres *Eifel* aus **Effel* beweisen kann, geht schon daraus hervor, daß die Mundarten, die *leifel* sprechen, im Namen der Eifel gerade nicht dieses *ei* sondern *ē* haben. *Löffel* und *Eifel* treffen in der ortsüblichen Aussprache nirgends zusammen. — Einen Stamm mit kurzem *e* und wahrscheinlich früherem kurzem *a* haben wir im Namen des Örtchens *Effelsberg*, sö. von Münstereifel, mit vertauschtem zweiten Glied aus älterem *Effel(e)sbure*. In der Nähe ein Bach *Effelsberg*, dessen zweites Glied gleichfalls umgetauscht sein muß. Die ortsübliche Aussprache wird den Namen auf die Seite von *leffel* usw. stellen und wie diese von *Efel* mit langem *e* scheiden. Mit diesem *Efles-* könnten allerdings, wenigstens nach den Lauten geurteilt, die *matronae Afliae* (s. oben) etwas zu tun haben.

[2]) Vgl. *Richard M. Meyer*, Germanische Religionsgeschichte, 402, und anderseits *Friedr. Kauffmann*, Zs. d. Ver. für Volkskunde, 2, 24 ff.

wären; aber so viel steht fest, daß es früher ein engeres Gebiet war, das unter dem Namen verstanden wurde. Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts werden, neben einer kleineren Anzahl nicht gedeuteter Orte, die folgenden als solche der Eifel in Urkunden genannt: Sarresdorf (westlich Gerolstein), Bettingen (nördlich davon), Steffeln (westlich Hillesheim)[1]), Lehnrath (nördlich davon), Baasem, Dahlem, Schmidtheim (zwischen Stadtkyll und Blankenheim), Steinfeld (südöstlich Schleiden), Satzvey und Lessenich (südwestlich Euskirchen), Iversheim (nördlich Münstereifel), Kesseling (südöstlich Altenahr), Weibern (b. Kempenich), Adenau, Barweiler (südwestlich Adenau), Nohn (in der gleichen Richtung), Betteldorf und Berlingen (nordöstlich Gerolstein); innerhalb dieses Umkreises Auel (zwischen Steffeln und Hillesheim)[2]), Hillesheim, Wiesbaum (nördlich; s. wegen dieses Ortes oben), Uexheim (östlich), Leudersdorf (westlich), Ahrdorf, Hoffeld, Müsch, Rodder, Reifferscheid, Antweiler, Laufenbach(er Hof), Schuld, Liers[3]) (alle in der Gegend von Adenau, an der Ahr oder in ihrer Nähe), Hümmel (nordwestlich Aremberg), Lindweiler (südwestlich davon), Tondorf (nordwestlich davon), Gilsdorf (bei Nöthen, südwestlich Münstereifel). Dazu kommen Blankenheim und Reetz (südöstlich) aus den Annales Rodenses vom Jahre 1152[4]). Hiervon sind die gesperrten Orte in der Karolingerzeit bezeugt. „Die Orte", sagt Cramer, „gehören fast ausnahmslos dem Kreise Adenau sowie den westlich anstoßenden Teilen der Kreise Daun und Schleiden an. Nördlich von diesem Gebiete sind nur ganz vereinzelte Punkte im oberen Erftgebiet genannt, südlich, östlich und westlich der genannten Kreise aber kein einziger Ort". Es ist ein Gebiet, das sich um die obere Kyll und Ahr nebst deren südlichen Zuflüssen in ihrem Oberlauf, Ah, Nohner- und Trierbach aufbaut, im wesentlichen die „Hohe Eifel".

Unverkennbar ist die Übereinstimmung in den Grenzen mit denen des Dekanats Eifel[5]), und es läßt sich kaum bezweifeln, daß — wie schon Beyer annahm[6]) — zwischen dem alten Gau und dem Dekanat ein innerer Zusammenhang besteht. Bei kirchlichen und anderen Neueinteilungen wird man sich, wo der Zweck es erfordert, an alten Zuständen nicht stören, aber wo die Not nicht vorliegt, wird man sie auch nicht antasten. Prüm gehört nicht mehr zum Eifelgau[7]) sondern in der Regel zum Bietgau, wenn seine Lage nicht als „im Gebiet der Ardennen" bestimmt wird, und Münstereifel erscheint noch im Jahre 898 als *Novum monasterium in pago Riverense,* erst 1114 in *Eifla.* „Es muß scharf betont werden," sagt Cramer, „daß in den Urkunden der „Eifelgau" stets nur als ein Gau neben anderen seinesgleichen innerhalb des heutigen Eifelgebiets genannt wird". Neben ihm erscheinen noch innerhalb des Gebietes, das von uns ganz oder teilweise zur Eifel gerechnet wird, der *pagus Carovascus* um Prüm, der Bietgau (Bitburg), der Moselgau, der

---

[1]) In einer parallelen Urkunde wird Steffeln mit *souuerdis uilla* (Schwirzheim) dem pagus Corrascus zugeteilt.

[2]) Bei *Cramer,* S. 153, nach dem Kommentar des Caesarius (13. Jh.) zum Güterverzeichnis der Abtei Prüm v. J. 893. Daß der Ort ausdrücklich der Eifel zuerteilt sei, habe ich nicht gefunden.

[3]) *Lidersadonowe* bei *Beyer,* Mittelrhein. Urkundenb. I Nr. 245, ao. 975.

[4]) *Recene est villa iuxta Blankenheim, ubi regio nuncupatur Eiphla.* Monum. Germ., Scriptores XVI, 720, 11.

[5]) S. die Karte „Kirchliche Organisation um das Jahr 1450" im Geschichtl. Atlas der Rheinprovinz.

[6]) Ähnlich Dr. *J. Förster;* s. Rhein.-Westf. Schulzeitung XXIX, 5.

[7]) Aber *in Pruma Eiffliae* in einer klevischen, erst dem 16. Jh. angehörigen, freilich wohl ältere Quellen enthaltenden Chronik; s. *Seiberts,* Quellen 2, 130.

Ripuariergau *(Riverensis)*[1], der Zülpichgau, der Jülichgau, der Kölngau, der Bonngau, der Mayen- (oder Meinvelt-)gau und der Ahrgau. Das Gebiet westlich vom Eifel-, nördlich vom Bietgau scheint meistens als Ardennengebiet (Arduenna) bezeichnet worden zu sein. Man kann nicht annehmen, daß die Grenzen für diese Namen, zumal für eine allgemeinere Kenntnis, überall festgelegen hätten. Es können also leicht Schwankungen vorgekommen sein. Allein höchst auffällig ist es, wenn in einer Urkunde vom Jahre 978 eine *uilla Gundelauinga in pago Aiflensi*, wie man annimmt, auf den Ort Gondelfangen bei Merzig an der Saar zu deuten wäre[2]). Aus nichts geht aber hervor, daß Eifel ursprünglich der Name eines Berges oder eines Gebirgszuges gewesen sei. Auch keiner der umgebenden Gaue scheint nach einem Gebirge genannt zu sein, und es kann in dem zugrunde liegenden *Aifl-* ursprünglich auch alles mögliche andere stecken.

Ein germanisches *aifl-* könnte man vergleichen und hat man verglichen mit althochdeutsch *eifar, eibar* „acerbus, amarus, horridus, immanis", altenglisch *āfor* mit ähnlichen Bedeutungen; die romanische Sippe, zu der französisch *affreux* gehört, ist vielleicht aus diesem germanischen Wort entlehnt. Da zuweilen *r-* und *l-*Ableitungen nebeneinander stehen, so könnte es — aber immerhin ist das nur eine Voraussetzung — neben diesem germanischen *aibro-, aifro-* ein *aiflo-* gegeben haben, und es wäre nicht übel anzunehmen, daß jenes Gebiet hoher, schroffer Gebirgszüge mit tief eingeschnittenen, gewundenen Flußtälern vor der Besiedelung als „unwirtlich und Schrecken erregend" angesehen worden sei. Allein eine so alte germanische nicht komponierte Ortsbezeichnung dürfte für die Gegend kaum nachzuweisen sein. Man mag immerhin erwägen, daß dieser germanische Stamm *aib-* auf indogermanisch *aibh-* beruhen, auch im Keltischen als *aib-* vorhanden gewesen und einen Adjektivstamm *aibla* gezeugt haben könnte. Aber erwiesen ist bis jetzt ein solches indogermanisches *aibh* weder im Keltischen noch einer anderen Sprache. Auch mit einem keltischen Stamm, dem man nach seinen Abkömmlingen eine Grundbedeutung wie „Äußeres, Miene" zuspricht, unter anderem in gälisch *aoibh* „freundlicher Blick", *aoibhinn* „hübsch", ist kaum etwas anzufangen, schon deshalb nicht, weil seine ältere Lautform nicht feststeht. Wenn schließlich der Name ligurisch ist, so müssen wir wohl alle Hoffnung ihn zu deuten aufgeben. Denn das „Ligurische" besteht für uns nur aus einem Rest mehr oder weniger sicher zugehöriger Namen, deren eigentliche Bedeutung uns unbekannt ist und vielleicht immer unbekannt bleiben wird.

So ist unser Schluß, daß wir zwar die alte Form des Namens als *Aifla* festzustellen, aber weder über ihre Bedeutung, noch ihren ethnischen Ursprung etwas zu sagen vermögen. Weitere Versuche hätten vielleicht ihre Aufmerksamkeit auf den Namen des Eifgenbaches bei Wermelskirchen, Nebenflusses der Dhünn, auf die Ortsnamen *Eifa* im Kr. Biedenkopf oder *Eibingen* bei Rüdesheim und *Aibling* in Bayern zu richten.

---

[1]) »Der Ripuariergau, der im Norden den Eifelgau in einem Bogen umfaßte, verschwindet seit dem 11. Jh.« *Cramer,* a. a. O. S. 149.

[2]) Mit Rücksicht darauf, daß die Bestandteile zusammengesetzter Namen, besonders die zweiten, nicht selten durch andere ersetzt werden, könnte man auf Gondelsheim nö. Prüm weisen. Das wäre wenigstens nicht weit vom richtigen Eifelgebiet.



DER RHEINISCHE VEREIN FÜR DENKMAL-PFLEGE UND HEIMATSCHUTZ UND DIE EIFEL

□ VON EDUARD ZUR NEDDEN. □

In einer Jubiläums-Festschrift des Eifelvereins darf Gruß und Glückwunsch des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz nicht fehlen! — Haben doch beide Vereine stets enge und freundliche Beziehungen miteinander unterhalten und gibt es doch kaum eine Tagung der Organe des Denkmalpflegevereins, in der nicht mehr oder minder bedeutsame Fragen aus dem Eifelgebiete zur Erörterung stehen. Ja: bis zu einer gewissen — wenn auch unberechtigten — Eifersucht anderer rheinischer Landesteile hat unsere Fürsorge für die Eifel Veranlassung gegeben! Und doch ist es wohl verständlich, wenn unser Verein von seiner Gründung an der Eifel ein besonders warmes Interesse zuwandte. Haben wir doch in der Rheinprovinz kaum ein Gebiet, das in seinen Burgen und Kirchen, in seinen Städtchen und Dörfern, in seiner Bauweise und seinen Naturdenkmälern so lebhaft die Hilfe aller erheischt und erbittet, denen die Pflege unserer rheinischen Kulturdenkmäler und der Schutz unserer rheinischen Landschaft und Eigenart obliegt. Dankenswerterweise hat denn auch der Eifelverein selbst bei seiner vielseitigen Tätigkeit diejenigen Aufgaben nicht außer acht gelassen, deren besonderer Förderung sich der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz widmet. Und so haben sich beide Vereine von Anfang an gerne die Hand gereicht zu gemeinsamem Wirken für das schöne und weite Land, an das wir bei dem Namen *„Eifel“* denken.

Wenn ich bei dieser Gelegenheit kurz schildern soll: in welcher Weise und in welchem Umfang der Denkmalpflegeverein sich mit der Eifel beschäftigt hat, so sei zunächst der größeren Publikationen in unseren zwanglos erscheinenden „Mitteilungen“ gedacht. Im Vordergrunde steht unser im Jahre 1911 herausgegebenes *Eifelburgenheft,* das unter reicher Illustrierung durch fleißige und tiefgründige Studien und Aufsätze von fachkundigen Eifelfreunden ein wertvolles und freudig begrüßtes Sondermaterial über Geschichte und Bauart vieler Eifelburgen brachte. Der Eifelverein unterstützte dieses Unternehmen durch die sehr willkommene Übernahme von 1500 Exemplaren für seine Mitglieder. Die Behandlung weiterer Burgen in späteren Heften bleibt vorbehalten.

Wir dürfen hoffen, daß auch die Schrift, welche unser Verein mit finanzieller Beihilfe des Eifelvereins dem letzteren zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum widmet, freundliche Aufnahme finden wird. Behandelt sie doch in der *„Eifelbau-*

weise" ein für die Geschichte der Eifelkultur und Eifel-Volkskunst besonders wichtiges Thema, für dessen Bearbeitung in der Person des Herrn Regierungsbaumeisters *Zengeler* in Bonn ein Kenner gewonnen wurde, der fast sein ganzes Leben hindurch Material für das genannte Thema in größter Vollständigkeit und Treue gesammelt hat.

Daß auch für weitere größere Publikationen uns die Eifel noch ein reiches und dankbares Feld bieten wird, bedarf hier ebensowenig einer näheren Beleuchtung wie die Überzeugung, daß Einzelfälle und Einzelbedürfnisse aus der Eifel, die Rat und Hilfe erheischen, in unerschöpflicher Menge sich immer wieder dem Denkmalpflege-Verein aufdrängen werden. Gibt doch schon ein Blick auf Fälle, in denen bisher der Verein helfen konnte, ein Bild unserer vielseitigen Inanspruchnahme.

An Geldbeiträgen (zirka 10 000 Mark) wurden von uns für die Eifel bewilligt:

1. Für Erhaltungsarbeiten an Burgen und Befestigungen in Heimbach, Cobern, Ahrweiler, Reinhardstein, Kasselburg und Pyrmont;
2. für kirchliche Gebäude in Arnoldsweiler, Carden, Lüxheim und Hönningen;
3. für Erhaltung und Verschönerung des Ortsbildes (Herstellung von Fachwerkhäusern usw.) in den auf der Eifeluferseite der Mosel gelegenen Orten Ürzig, Buchholz, Kaimt, Pünderich, Müden, Gondorf, Ediger, Carden, Cochem, Mesenich und Alf; [1])
4. für entsprechende Aufgaben und Arbeiten im Innern der Eifel zu Monreal, Mayen, Oberkail, Niedermanderscheid, Adenau, Neuerburg, Kastenholz, Hasselsweiler, Montjoie, Kelberg, Ahrweiler, Prüm, Heimbach und Mechernich.

Des weiteren wurde der Denkmalpflegeverein, vielfach auf Anregung oder im Benehmen mit dem Eifelverein, u. a. mit folgenden Angelegenheiten aus dem Eifelgebiete befaßt: Turm auf der Hohen Acht, alte Häuser in Cröv, Kirche in Kleinbüllesheim, Aremberg bei Antweiler, Fabrikanlagen in Irrel, Dinghaus in Cuchenheim, Birgeler Kopf bei Remagen, Nothberger Burg bei Eschweiler, steinzeitliche Befestigungsanlage bei Mayen, Kaiserpavillon in Manderscheid, Eifelblockhäuser, Klosterruine Himmerod, Kirche in Mehren, Burgturm in Kyllburg, kurfürstliche Schlösser in Wittlich und Kärlich, Verunstaltung des Ahrtales durch Bergwerksunternehmungen usw., Haus in Heimbach, zerstörte Brücken im Ahrtale, Ausmalung der Genovevakapelle, eisenbahnfiskalische Bauten im Aachener Bezirk, Niederburg Manderscheid, Eisenbahnbeamtenhäuser in Blankenheim, Abtei Prüm, Zulassung von Strohdächern, Evangelische Kirche in Gerolstein, Überbrückung des Lieserbaches bei Manderscheid, Burg Kerpen, Virneburg, Burg Monreal, Kapelle in Urb, Römerstraße bei Müggenhausen, Propsteigebäude in Karden, Römerbauten am Balduinhäuschen bei Trier, Kakushöhle, Schloßturm in Wittlich, Brückenbau bei Hönningen (Ahr), Lochmühle im Ahrtal, Hospitalkirche in Mayen usw.

Auf Vollständigkeit macht vorstehende Aufzählung keinen Anspruch. Sind doch beispielsweise hier die Beihilfenbewilligungen usw. für Sachen aus den Ost- und Nordabhängen und Ausläufern der Eifel nur zum Teil berücksichtigt. Aber zur Genüge ist wohl gezeigt: welch reiches Betätigungsfeld in der Eifel bisher schon fand und sicherlich im harmonischen Zusammenwirken mit dem Eifelverein auch fernerhin finden wird: der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz.

---

[1]) Es darf hier auch auf den *v. Behrschen* Aufsatz über Fachwerkhäuser in Heft 3 der „Mitteilungen" für 1907 verwiesen werden.

STAATLICHE UND PROVINZIALE DENKMALPFLEGE IN DER EIFEL*)

◻ VON EDMUND RENARD. ◻

MIT 11 ABBILDUNGEN.

Die Eifel ist von jeher Hinterland gewesen; das zeigt ihr Denkmälerbestand deutlich — von den Resten der großen römischen Landgüter bis zum bescheidenen bürgerlichen Wohnhaus der Eifelstädtchen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Auf jenen letzten Ausstrahlungen der römischen Kolonialkunst, den großen Grundbesitzungen, erwachsen Jahrhunderte später die mittelalterlichen Zentren kirchlicher, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Art, die wichtigen Eifelklöster Prüm, Steinfeld, Maria-Laach, Himmerod, Stablo-Malmedy, Cornelimünster, neben ihnen im weiteren Verlauf des Mittelalters die zahlreichen kleinen Dynasten, ihre stolzen Burgen und bescheidenen Städtchen. Die romanischen und frühgotischen Klosteranlagen und Stiftskirchen, die bescheideneren Schöpfungen des ausgehenden Mittelalters, Burgen, Stadtbefestigungen und zahlreiche spätgotische Kirchen, darunter die große, für die Eifel charakteristische Gruppe der zweischiffigen Landkirchen, bilden den wertvollsten Denkmälerbestand der Eifel, die — in engen natürlichen Zusammenhängen mit der großen Geschichte der Rheinlande — auch von jener bescheidenen künstlerischen Nachblüte des 18. Jahrhunderts in den Rheinlanden nicht unberührt geblieben ist; wenigstens der Westrand der Eifel hat in seinen engen kulturellen Beziehungen zu unseren westlichen Nachbarn damals eine Reihe interessanter Kunstschöpfungen wesentlich profanen Charakters, das Ergebnis einer kurzlebigen, aber intensiven wirtschaftlichen Blüte, noch hervorgezaubert.

Im allgemeinen aber hatten sich in diesem Hinterlande die mittelalterlichen Einrichtungen und Wirtschaftsformen fast unverändert erhalten — zahlreiche kleine Dynasten- und Adelssitze, ein Netz von etwa 50 Stiftskirchen und Klöstern mit einem zersplitterten Besitz an Grundeigentum und Rechten der mannigfachsten Art. Jene äußerliche, namentlich in der Bautätigkeit sichtbare Nachblüte des 18. Jahrhunderts konnte wohl für kurze Zeit über den langsam, aber sicher fortschreitenden Niedergang der Eifel hinwegtäuschen; als aber im Jahre 1794 die Wogen der französischen Revolution aus erster Hand dieses Gebiet überfluteten, da fiel das in seinen sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen vermorschte Gebäude zu Staub ineinander.

Die mit der Einverleibung in die französische Republik erfolgende Umwälzung aller rechtlichen Verhältnisse im Jahre 1794, die gleichzeitige Sequestrierung des geistlichen Grundbesitzes und die daraus folgende Aufhebung der Klöster im Jahre 1802 warfen einen immerhin noch außerordentlich großen Bestand an wertvollen Baudenkmälern und Kunstschätzen auf den Markt. Nur für eine verhältnismäßig geringe Zahl der Klosteranlagen fand sich eine angemessene Verwertung, und es war ganz natürlich, daß gegenüber diesen Schicksalen die eben neu errichteten Bauten des 18. Jahrhunderts (Steinfeld, Prüm, St. Thomas, Niederehe, Cornelimünster u. a.) die größere Widerstandskraft vor den mittelalterlichen Bauten

*) Die sachlichen Angaben der nachstehenden Ausführungen beruhen zum einen Teil auf der rheinischen Lokal-Literatur, die im einzelnen zu zitieren zu weit führen würde, zum anderen Teil auf amtlichem Aktenmaterial und Archivalien des Königlichen Geheimen Staatsarchives in Berlin. — Vgl. zu meinen Ausführungen auch die Abbildungen des Aufsatzes von *Hirschfeld* in dieser Festschrift.

voraus hatten, und daß die abgelegeneren idyllischeren Klosteranlagen bei dem Fehlen eines ordentlichen Verwendungszweckes am ehesten untergehen oder zu Ruinen werden mußten (Himmerod, Schwarzenbroich, Tönnisstein, Marienthal u. a.). Sofern der klösterliche Grundbesitz nicht schon in den Jahren seit 1794 versteigert worden war, ist er mit den inzwischen säkularisierten Klostergebäuden im wesentlichen in den Jahren 1804 und 1805, dann wieder in den Jahren 1809—1811 zum Verkauf ausgestellt worden. Die preußische Regierung, der die Volksmeinung noch so oft die Säkularisierung vorwirft, fand an Klosterbesitz in dem Eifelgebiet recht wenig mehr vor — das kleine Kloster Tönnisstein, das sie im Jahre 1819 verkaufte,



Fig. 1. Klosterruine Himmerod.

und Maria-Laach, das — ohne die noch heute im Staatsbesitz befindliche Kirche — im Jahre 1820 dem damaligen Regierungspräsidenten des Bezirkes, Delius, überlassen wurde. Von etwa 50 Kloster- und Stiftskirchen gingen etwa 20 — namentlich da, wo schon Verpflichtungen der Klöster und Stifte zum Pfarrdienst bestanden, — als Pfarrkirchen in den Besitz der Kirchengemeinden über, der Rest verfiel zum Teil dem glücklicheren Los, als Ökonomiegebäude wenigstens erhalten zu bleiben (Buchholz bei Burgbrohl, Reichenstein bei Montjoie u. a.); der andere Teil fand das schlimmere Geschick, alsbald als Steinbruch ausgenutzt zu werden, so namentlich Himmerod (Fig. 1); manche wertvolle Bauten sind dabei so gründlich genutzt worden, daß kein Stein mehr von ihnen Zeugnis gibt.

Das Schicksal der Burgen und Schlösser der Eifel verlief in etwas anderen Bahnen, wenn auch die inneren Ursachen des Niederganges des adeligen — des landesherrlichen wie des lehnsadeligen — Besitzes im Grunde die gleichen wie bei der Vernichtung des geistlichen Besitzes waren. Eigentlich lebensfähig war von den landesherrlichen Burgen und den Adelssitzen schon seit dem 16. Jahrhundert ein großer Teil nicht mehr und nur in den allerseltensten Fällen hat man, wie etwa

bei der Neuerburg mit ihren großen Batterietürmen, den Versuch gemacht, noch im 16. Jahrhundert die fortifikatorische Bedeutung dieser Bergschlösser zu erhalten. Sonst dienten die landesherrlichen Burgen nur noch als Verwaltungssitze und Amtswohnungen, bis Zufälligkeiten — in Nideggen die Erdbeben, in Heimbach ein Brand — sie jeder praktischen Verwendung entzogen oder der allmähliche Verfall der Gebäude, wie wahrscheinlich bei der Kasselburg, sie abgängig machten. Es waren zweifellos mit geringen Ausnahmen ziemlich billige Lorbeeren, die in den Jahren 1632 und 1633 die schwedischen Truppen unter dem Grafen Baudissin und die französische Armee im Jahre 1689 bei der Eroberung und der Zerstörung so



Fig. 2. Schloß Blankenheim in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.
Tuschzeichnung im Besitz von Geheimrat Heimsoeth, Erpel.

zahlreicher Eifelburgen sich erworben haben. Die Sprengungen, die die Franzosen entsprechend dem Auftrag, alle festen Punkte zu brechen und auch für eine nachdrückliche vorübergehende Verteidigung unbrauchbar zu machen, allenthalben in der Eifel vorgenommen haben, werden wohl noch oft überschätzt; einzelne modern ausgebaute Anlagen, wie die Gräfinburg a. d. Mosel, zeigen ebenso wie das Heidelberger Schloß, daß die französischen Mineure in wichtigen Fällen ihre Aufgabe recht gründlich und sehr kunstgerecht zu erledigen verstanden. Bei den Eifelburgen kann man sich des Verdachtes nicht erwehren, daß die einfache und billige Sprengung eines Turmes oder Mauerstückes mehr willkommen war, um einen schönen Bericht nach Paris zu schicken; im übrigen genügte auch ein Niederbrennen der kaum noch wertvollen und verwendbaren Gebäude, die deshalb meist auch nicht wieder aufgebaut worden sind.

So fanden die Umwälzungen der französischen Zeit schon einen stark entwerteten Besitz vor, der nun durch die Beseitigung der Dienste und Abgaben noch stark vermehrt wurde. Die zahlreichen kleinen Landesherren, so die Fürsten

Metternich, von der Leyen, die Grafen Boos von Waldeck, Walbott von Bassenheim und viele andere sind infolge der Entschädigung mit süddeutschem geistlichen Besitz meist abgewandert, und der niedere Adel der Eifel ist, soweit er sich nicht auf auswärtigen rentablen Grundbesitz stützen konnte, vielfach ganz untergegangen. Bezeichnend ist für diese Erscheinung zum Beispiel der Unterschied zwischen den in französischen Staatsbesitz übergegangenen landesherrlichen Burgen der Herzöge von Aremberg (Aremberg, Kasselburg, Gerolstein) und ihrem reichen Lehnbesitz (Schleiden, Oberkail, Seinsfeld usw.), der sie heute noch zu den größten Grundbesitzern neben dem Staat in der Eifel macht. Von dem in der Eifel ange-



Fig. 3. Burg Reifferscheid, nach der Lithographie von Ponsart, um 1830.

sessenen rheinischen Adel haben sich auf die Dauer zu halten vermocht namentlich die Grafen von Kesselstatt in Dodenburg, die Grafen Beissel von Gymnich in Schmidtheim, die Grafen von Eltz zu Eltz, die Grafen Renesse in Bürresheim, die Grafen von Spee in Arenthal; im übrigen hat der Adel nach einem harten Kampf, der sich noch einige Jahrzehnte in das 19. Jahrhundert hinein erstreckt, ebenso wie auf dem Hunsrück die ererbte Scholle verlassen müssen, die ihn nicht mehr ernähren konnte. Alle diese Wandlungen bilden die Ursache dafür, daß von etwa 60 noch aus dem Mittelalter stammenden bedeutenderen adeligen Sitzen, nur etwas mehr als ein halbes Dutzend unversehrt uns überkommen ist, so Eltz, Schmidtheim, Bürresheim, Hamm, Malberg u. a. Der meist in Ruinen bestehende Besitz der französischen Staatsregierung ist wie der geistliche Besitz alsbald zum Verkauf gestellt worden, und auch die preußische Staatsregierung hat diesen Versuch in den zwanziger Jahren wiederholt — freilich oft, wie bei der Nürburg, ohne Erfolg, so daß ein ziemlich umfänglicher Ruinenbesitz dem Fiskus gottlob verblieben ist.

Eine der vandalischsten Zerstörungen war diejenige des Schlosses Blanken-

heim, das eben im 18. Jahrhundert unter den letzten Grafen von Manderscheid-Blankenheim noch eine umfängliche Ausgestaltung mit großen französischen Gartenanlagen erfahren hatte (Fig. 2). Der Kölner Kanonikus Wallraf konnte im Jahre 1803 wenigstens den größten Teil des berühmten Blankenheimer Antiken-Kabinetts retten, das Schloß selbst kam an einen französischen Forstinspektor Klein, der den Bau alsbald auf das gründlichste ausschlachtete und mit dem Ende der französischen Herrschaft spurlos verschwand. Noch heute ist die stolze Ruine eines der schlimmsten Schmerzenskinder der Denkmalpflege in der Eifel, da der Staat sich nicht als Eigentümer bekennen will. Ähnlich steht es um die Schloßruine Virneburg, bis zur französischen Zeit Eigentum der Fürsten von Löwenstein-Wertheim; einer der späteren Besitzer, ein Nachkomme der letzten Löwensteinschen Amtmänner, hat, als er zu sicherheitspolizeilichen Maßnahmen herangezogen wurde, schleunigst den Nießbrauch an dem kümmerlichen Aufwuchs auf Lebenszeit einem alten Lehrer und das Eigentum einem alten Hausierhändler verkauft, der vor etwa 12 Jahren im Landarmenhaus starb. Die Denkmalpflege hat sich bei seinen Lebzeiten vergeblich bemüht, die Ruine in öffentlichen Besitz zu bringen — jetzt sind etwa 60 Erben vorhanden, zum Teil in Amerika ansässig, die allmählich zum Verzicht auf ihr Eigentumsrecht gebracht werden sollen.



Fig. 4. Burg Reifferscheid im Jahre 1910.

Blankenheim und Virneburg sind zwei Beispiele dafür, welche mannigfachen Geschicke den nicht dem Staat verbliebenen Ruinen beschieden waren. Mit den Burgen wurden naturgemäß auch die sonstigen Adelssitze und Höfe vielfach frei, viele von ihnen, wie namentlich Lissingen, befinden sich bei mehr oder minder guter Erhaltung noch heute in Teilbesitz, andere sind durch die Aufteilung des Grundbesitzes Ruinen geworden oder ganz verschwunden, wieder andere sind, nachdem sie in der Revolutionszeit enteignet, versteigert und als Steinbruch ausgenutzt worden waren, später, in stark reduziertem Zustande teilweise, durch Ankauf wieder in den Besitz der Stammfamilien gekommen, so die Winneburg in denjenigen der Fürsten Metternich, Aremberg in denjenigen der Herzöge von Aremberg und Reifferscheid in denjenigen der Fürsten Salm-Reifferscheid (Fig. 3 und 4). Wie

schnell nach einem gewissen Zeitraum der Verfall vor sich geht, das zeigt ein Beispiel noch der jüngsten Zeit besonders deutlich, die hübsche spätgotische kleine Burg Gödersheim im Kreise Düren (Fig. 5 und 6); sie ist heute nach zweimaliger Teilung des Grundbesitzes gemeinschaftliches Eigentum von 15 Bauern. Die systematische Aufteilung größerer adeliger Besitzungen in der Eifel ist für die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts wirtschaftsgeschichtlich ganz bezeichnend, auch im niederrheinischen Flachland konnte man sie damals ebenso beobachten, während dort heute gerade wieder die Zusammenlegung zu Großbetrieben vielfach die alten Sitze ausrangiert und zu Ruinen macht. Den Interessen der Denkmalpflege sind jene Aufteilungen wohl nie förderlich gewesen, wie die Ruinen schaffende Tätigkeit des Münstermaifelder Getreidehändlers Franz Georg Weckbecker, der bekanntesten Persönlichkeit auf diesem Gebiete in der Eifel, zeigt; Pyrmont und verschiedene andere Burgen sind von ihm erst zu Ruinen gemacht worden, wobei ruhig zugegeben werden mag, daß eine Betrachtung seiner Wirksamkeit von sozialen Gesichtspunkten aus vielleicht zu einem günstigeren Resultat führen kann.

Ein ähnlich schlimmes, wenn nicht schlimmeres Schicksal brachte die französische Zeit dem beweglichen Kunstbesitz, besonders demjenigen kirchlicher Herkunft — um so bedauernswerter, als jene Zeiten nur in wenigen Fällen einen Marktwert für diese Dinge kannten. Welche unermeßlichen Werte damals auch in der Eifel zugrunde gegangen sind, ist nicht zu übersehen. Wohl war das rheinische Flachland, namentlich Köln, wesentlich reicher an mittelalterlichen kirchlichen Kunstschätzen, wohl waren es nicht immer, wie zum Beispiel bei den spätmittelalterlichen Tafelgemälden, mit denen Köln die Eifel versorgte, die höchsten Qualitäten, aber gerade die alten Eifelklöster bewahrten doch nach dem wenigen, was wir davon wissen, aus ihrer bis in die romanische Zeit hinein reichenden Blüte teilweise recht wertvolle Werke. Manches davon ist von den pensionierten und exilierten Mönchen bei der Aufhebung mitgenommen worden; so vor allem das romanische Tragaltärchen von Godefroy de Claire, das der letzte Abt von Stablo-Malmedy der Familie Walz in Hanau hinterließ, bei der er Aufnahme gefunden hatte und bei der er in Hanau starb, und das, durch Jahrzehnte hindurch dort sorgsam gehütet, vor zwei bis drei Jahren für einige Hunderttausend Mark den Weg nach Amerika zu Pierpont Morgan gewandert ist. Dahin gehört der mit prachtvollen Miniaturen und goldenem Einband versehene Codex Epternacensis in der Bibliothek zu Gotha, den Theophanu und ihr Sohn, Otto III., dem Kloster geschenkt hatten, dahin gehört der vergoldete Metallschrein des hl. Pontentinus aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, ehedem in der Abtei Steinfeld, jetzt in der Apollo-Galerie des Louvre, dahin gehören vor allem auch die in alle Welt verstreuten kostbaren Handschriften der Abtei Prüm (Coblenz, Trier, Berlin, Paris, Manchester), deren bedeutsamste vor wenigen Jahren aus dem Nachlaß von Görres für die Berliner Bibliothek gerettet werden konnte (Fig. 7); dieses Evangelienbuch brachte Kaiser Lothar als kostbarstes Geschenk dem Kloster mit, als er im Jahre 852 der Welt entsagte und sich in das Kloster Prüm zurückzog. Einen eigentlichen Wert hatten damals vielleicht allein die Glasmalereien, und zwar unter der Einwirkung der englischen Neugotik vornehmlich auf dem englischen Markt, aber auch in Deutschland hatte die Romantik nach dieser Seite schon eingewirkt. Es gab eine Reihe von Sammlern damals am Rhein, Herr von Zwierlein in Geisenheim, Freiherr vom Stein in Nassau, in Köln J. B. Hirn und vornehmlich C. Geerling, der Verfasser des ältesten rheinischen Werkes über Glasmalerei, der aber ganz wesentlich an dem Export von Glasmalereien aus Eifelklöstern nach England beteiligt gewesen zu sein scheint; jedenfalls besaß er die Glasgemälde aus Kloster Schwarzenbroich, von denen er eine heute nicht mehr festzustellende Wappenscheibe König Friedrich



Fig. 5. Burg Gödersheim um 1895.

Wilhelm III. schenkte, und vielleicht hat Geerling auch die schönen spätgotischen Glasgemälde aus Mariawald, die sich in der Stephanskirche zu Norwich befinden, nach England verhandelt (Fig. 8).

Diesen destruktiven Gewalten, die einen so reichen alten Kunstbesitz unbarmherzig zerstörten, aus seinen natürlichen Zusammenhängen rissen und auf den Markt warfen, stehen die kleinen stillen Anfänge der Denkmalpflege gegenüber, die schon vor der französischen Umwälzung aus dem Ideenkreis der Romantik heraus geboren worden waren. Die französische Regierung am Rheine hat freilich keine tieferen Denkmalpflege-Aspirationen gehabt; denn die künstlerische Entwicklung zum strengen Klassizismus hatte in Frankreich durch die politische Umwälzung alles weniger als eine Störung erfahren, sondern gerade im Kaiserreich ihren stärksten Ausdruck gefunden. Immerhin lassen sich doch die Anfänge praktischer Denkmalpflege in der im Jahre 1796 vorgenommenen Instandsetzung der Igeler Säule erkennen und den Präfekten Lezay-Marnesia lernen wir verschiedentlich als einen warmen Freund rheinischer Denkmäler kennen. Namentlich aber war die Jahrhunderte alte Entwicklung in den Rheinlanden nicht zu ertöten; die Rhein-Romantik greift durchaus zielbewußt mit einem stark konfessionellen Moment und mit einer ausgesprochenen, ganz natürlichen Betonung der künstlerischen Seite in die Blütezeit rheinischer Kunst zurück, und es ist in höchstem Maße interessant, wie die künstlerische Romantik bei den berufenen Stellen der Staatsregierung in Berlin aus der neu gewonnenen Rheinprovinz reiche Nahrung zieht. Sammler wie die Gebrüder Boisserée, der Kanonikus Wallraf und andere in Köln, Pick in Bonn, werden, indem sie — auch stark lokal interessiert — von den auf den Markt geschleuderten mittelalterlichen Kunstwerken aufkaufen, was sie eben kaufen können, die Be-



Fig. 6. Burg Godersheim im Jahre 1909.

gründer der rheinischen Denkmalpflege, mag sich ihr Ideal noch so weit von dem der modernen Denkmalpflege, das Kunstwerk in seinen natürlichen Zusammenhängen lebensfähig zu erhalten, entfernen. Das Interesse an der reichen Geschichte der Heimat, Romantik und Religiosität schaffen den Boden, auf dem sie alsbald nach der preußischen Annektion mit den staatlichen Organen zum Schutz der rheinischen Denkmäler friedlich zusammenarbeiten können. Der Vater der staatlichen Denkmalpflege in Preußen, Schinkel, ist der Verfasser jener großen Eingabe der Baudeputation vom Jahre 1815, die in selten klarer Form die Forderungen umschrieben hat, die heute noch die Forderungen einer ordentlichen Staatsfürsorge für die Denkmäler sind, die freilich auch heute in Preußen nur erst zum Teil ihre Erfüllung gefunden haben; im Jahre 1816 folgt Schinkels große amtliche Bereisung der Rheinprovinz, die ihn freilich bei der alle Interessen in Anspruch nehmenden Rhein-Romantik nicht weit in die Eifel geführt zu haben scheint. Der Denkmalpflege-Gedanke war damals jedenfalls bei der Staatsregierung schon sehr stark, und im Prinzip ist die Verpflichtung des Staates zur Denkmalpflege nie bestritten worden; die Zweifel bezogen sich vielmehr fast ausschließlich auf die Ressortierung, wie diese Zweifel auch heute ja noch nicht vollkommen behoben sind. Schon im Jahre 1817 war das Oberpräsidium in Coblenz angewiesen worden, aus den säkularisierten Gütern einen Fonds für die Unterhaltung der noch in Gebrauch befindlichen Kirchen zu schaffen, worauf das Oberpräsidium seinerseits auch die Notwendigkeit der Erhaltung der nicht mehr benutzten Kirchen betonte. Auch waren es zwei Einzelfälle aus dem Grenzgebiet der Eifel, die Erhaltung der Petersbergkapelle und der Kreuzbergkirche bei Bonn, die im Jahre 1821 den Anlaß zu einer Forderung nach etatsmäßigen Mitteln für Erhaltung der fiskalischen Denkmäler gaben und außerdem die Anstellung eines rheinischen Konservators in der Person des bekannten Bonner Kunstfreundes und Gelehrten Bernhard Hundeshagen anregten. Wenn die Bestellung eines ständigen Organs für den Denkmälerschutz damals auch nicht zustande kam, so wurden doch anstelle der geforderten etatsmäßigen Mittel wenigstens von Fall zu Fall solche aus dem allerhöchsten Dispositionsfonds zugesagt, der seitdem auch bis auf den heutigen Tag regelmäßig für Denkmalpflegezwecke eingetreten ist. Die wenige Jahre später (1828) erfolgende Ernennung eines ehrenamtlichen „Konservators der rheinischen Altertümer“, des Antiquitätenhändlers C. Geerling in Köln (s. o.), ist eine Episode, die weder eines gewissen Humors noch der Tragik entbehrt — das Eintreten des Kronprinzen für Geerling, in dem man in Wirklichkeit den Bock zum Gärtner setzte, das Versagen seiner Tätigkeit, die plagiatorische Zusammenstoppelung seiner Berichte, die Entziehung des ihm eigentlich irrtümlich verliehenen Titels im Jahre 1834, sein geschäftlicher Zusammenbruch und sein freiwilliges Ende in den Fluten des Rheines.

Wenn überhaupt die aus den Rheinlanden kommenden Wünsche auf Erhaltung der monumentalen Zeugnisse der Vergangenheit zum großen Teil den Anstoß zu einer Organisation der staatlichen Denkmalpflege in Preußen gegeben haben, so fällt wohl das größte Verdienst hierbei Friedrich Wilhelm IV. zu. Seine Vorliebe für die Rheinlande, für den Rhein der Romantik, seine Burgen, Kirchen und alten Städtchen ist bekannt genug; darüber hinaus hat er aber auch schon als einer der ersten der romantischen Eifel ein lebhaftes Interesse zugewendet, wie das seine verschiedenen Eifelreisen bekunden. Wo immer in den Rheinlanden unter Friedrich Wilhelm III. sich Wünsche nach Denkmalschutz geltend machten, ging man den Kronprinzen an, Fürsprecher zu sein.

Aber auch von innen heraus erfolgt unter dem Einfluß der Romantik seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts eine außerordentliche Erstarkung des Denk-



Fig. 7. Aus dem Evangeliar Kaiser Lothars, früher in der Abtei Prüm, seit 1909 in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

malpflegegedankens; neben die Rhein-Romantik tritt die Eifel-Romantik. Zwei Namen verdienen hier besonders genannt zu werden, der Zeichenlehrer N. J. Ponsart in Malmedy, dessen prächtige große Lithographien im vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts überhaupt erst weiteren Kreisen die Schönheit der roman-

tischen Eifellandschaft erschlossen (Fig. 3), nachdem schon einzelne malerische Eifelmotive von Quaglio und von Lasinsky im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts lithographiert worden waren, und der Landrat des Kreises Prüm, Dr. Georg Baersch, dessen große Neubearbeitung des Schannatschen Manuskriptes, der Eiflia illustrata, in den Jahren 1824—1855 erschienen, bis heute das standard work über die Eifel geblieben ist. Kein anderes Gebiet der Rheinlande kann sich einer ähnlich gründlichen und umfassenden Landesbeschreibung aus so früher Zeit erfreuen. Was Baersch und Ponsart für die Verbreitung des Interesses und damit auch für die Ideen einer geordneten Denkmalpflege in der Eifel getan haben, ist nicht hoch genug anzuschlagen, und auf Baersch's Eiflia illustrata sind zweifellos auch die Anfänge der zahlreichen geschichtlichen Einzeluntersuchungen für das Eifelgebiet zurückzuführen — Baersch's eigene Arbeit über Kloster Steinfeld, Borrmanns Arbeiten über die Ardennen und die Westeifel, Wegelers Arbeiten über die Osteifel, Eycks Arbeit über den Römerkanal u. a. m.

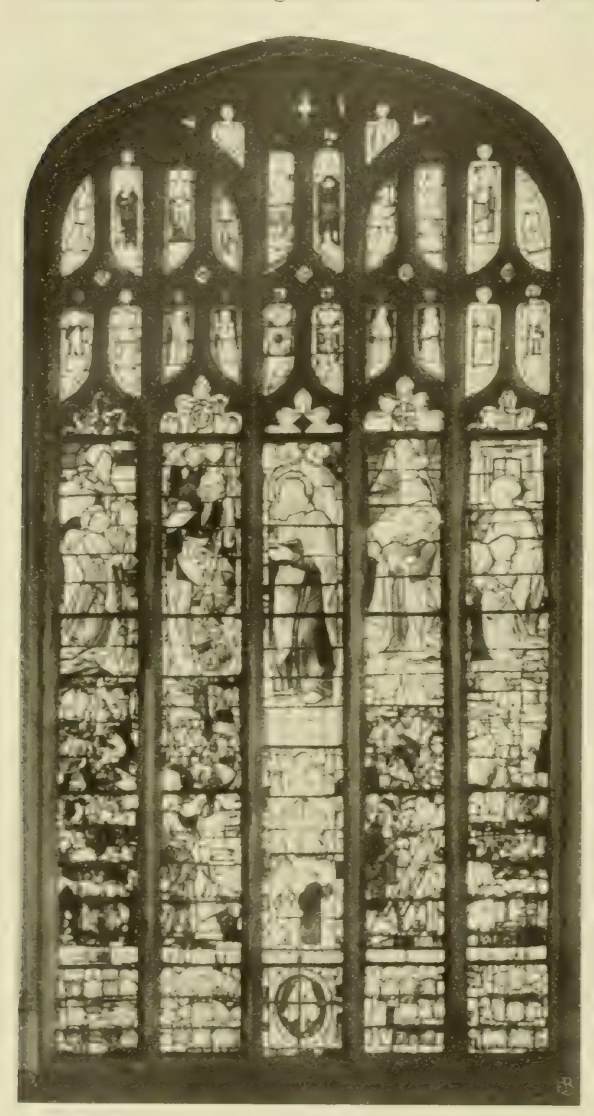


Fig. 8. Glasgemälde aus Kloster Mariawald in der Stephanskirche zu Norwich.

Kein Wunder, daß — nachdem schon am Ende der dreißiger Jahre sich die ersten Anzeichen eines neuen Aufschwunges des Denkmalpflegegedankens geltend machten — — seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. die staatliche Organisation schnelle Fortschritte macht. Wiederum ist Schinkel († 1841) wesentlich beteiligt, der indessen die Ausführung eines großen Teiles seines Programmes von 1815 nicht mehr erleben sollte. Neben ihn trat Franz Kugler, dessen ausgedehnte Bereisung der Rheinlande im Jahre 1841 ihn auch weiter in die Eifel führte; das Resultat dieser Reise war die sorgfältige Statistik der wichtigsten rheinischen Denkmäler, die freilich erst später in seinen gesammelten „Kleinen Schriften“ zur Kenntnis weiterer Kreise

kam. Im Jahre 1843 erfolgte die Ernennung von Quasts zum „Konservator der Kunstdenkmäler im Königreich Preußen".

Man ist leicht geneigt, die staatlichen Aufwendungen für die Denkmalpflege in der Eifel etwas zu gering einzuschätzen, weil sie aus verschiedenen Quellen flossen — aus den Mitteln des allerhöchsten Dispositionsfonds anfangs fast ausschließlich, später auch aus kirchlichen Fonds und aus dem freilich kaum nennenswerten speziellen Denkmalpflegefonds des Kultusetats, aber die Beihilfen sind doch stetig gewesen, wenn auch klein nach Maßgabe der verfügbaren Mittel. Sie fließen



Fig. 9. Kloster S. Thomas an der Kyll.

auch heute noch aus diesen verschiedenen Quellen, wobei die Frage, ob das auf die Dauer der wünschenswerte und richtige Weg für eine ordentliche staatliche Denkmalpflege ist, hier dahingestellt bleiben kann.

Es ist jedenfalls bezeichnend, daß die Ideen der Denkmalpflege bei der Staatsregierung am lebendigsten zweifellos um die Mitte des 19. Jahrhunderts unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. gewesen sind; das zeigt ihr damaliges Eintreten für die Interessen der Denkmalpflege in der Eifel — auf direktem wie auf indirektem Wege — ganz deutlich. Während vorher der Staat im wesentlichen für die Erhaltung der in seinem Besitz befindlichen römischen Anlagen von Trier, daneben nur mit kleineren Beihilfen für andere Denkmäler eingetreten ist, hat er damals in einer nicht hoch genug anzuerkennenden Weise eine Zahl bedeutender Denkmäler — lebendige wie tote — dadurch gerettet, daß er sie zum Zwecke der Erhaltung erwarb. Um 1840 hat die Staatsregierung die Reste der römischen Bauten bei Fliessem an sich gebracht und dauernd geschützt; hierher gehören ferner die Erwerbungen des Klosters Steinfeld im Jahre 1850, des Klosters St. Thomas im Jahre

1854 (Fig. 9) und auch noch die Erwerbung der Abtei Cornelimünster im Jahre 1876, namentlich aber auch die aus rein ideellen Rücksichten erfolgten Ankäufe von Ruinen, die zum Teil als Steinbrüche benutzt und dadurch gefährdet waren, — Olbrück im Jahre 1855, Mürlenbach im Jahre 1869 (Fig.10), Schoenecken in den fünfziger Jahren. Auch sonst ist der Staat ja verschiedentlich damals in der Rheinprovinz als Eigentümer bedrohter Ruinen eingetreten, z. B. bei dem Drachenfels, bei der Burg Hammerstein, leider aber ließ sich schon bald wieder ein starkes Abflauen dieser Denkmalschutzbewegung erkennen, wie das unter anderem die schon nach zwei Jahrzehnten erfolgenden Wiederverkäufe von Olbrück und Hammerstein deutlich zeigen. Mit den Grundsätzen einer ordentlichen staatlichen Denkmälerfürsorge waren diese Wiederveräußerungen kaum in Einklang zu bringen und dem Bestande dieser Burgruinen sind sie wahrlich nicht zugute gekommen.



Fig. 10. Burgruine Mürlenbach.

Der neue Aufschwung praktischer Denkmalpflegearbeit setzt für die Rheinprovinz — und damit auch für die Eifel — mit der Neugestaltung der Provinzialverwaltung durch das Dotationsgesetz vom Jahre 1873 und dem damit erheblich erweiterten Aufgabenkreis dieser ständischen Verwaltungsbehörde ein. Mag es auch heute noch nach 40 Jahren eine wesentliche Streitfrage sein, eine wie weitgehende Verpflichtung mit dem unklaren Ausdruck „zur Erhaltung von Denkmälern" die Provinzialverwaltung damals übernahm, und mögen die Verfechter höchster Fiskalität darin eine vollkommene Übertragung der finanziellen Verpflichtung an die Provinzialverwaltung erblicken, — die rheinische Provinzialverwaltung hat die rheinischen Denkmäler nicht die Kosten dieser Meinungsverschiedenheit zahlen lassen, sondern ist stets mit größter Liberalität für ihre Erhaltung eingetreten; das bleibt ein Ruhmesblatt in ihrer Geschichte. Seit 1874 sind von etwa 2,5 Millionen Beihilfen für Denkmalpflegezwecke 390 000 M. — und zwar 229 000 M. für kirchliche Denkmäler, 161 000 M. für profane Denkmäler — in das engere Eifelgebiet, d.h. das Hochplateau der Eifel ohne die angrenzenden Flußtäler, geflossen, und man

darf heute wohl die bestimmte Hoffnung hegen, daß von den vielen toten Denkmälern der Eifel, die naturgemäß besonders auf Unterstützung aus öffentlichen Mitteln angewiesen sind, kein irgendwie bedeutendes mehr aus Mangel an Mitteln untergehen wird. Die großen Abteien Steinfeld, Laach, Cornelimünster, die bedeutendsten kirchlichen Bauten der Eifel, Ahrweiler, Nideggen, Kyllburg, Münstereifel, Niedermendig, Oberbreisig, Schleiden, Lonnig, Mayen, Genofevakirche und Schwanen-



Fig. 11. Das Beckmannsche Haus in Malmedy.

kirche, die Burgruinen von Montjoie, Reuland, Reinardstein, Münstereifel, Heimbach, Nideggen, Manderscheid, Ulmen, Kerpen, Tomberg, Wildenburg, Blankenheim, Kyllburg, die Ortsbefestigungen von Münstereifel, Ahrweiler, Mayen, Hillesheim, Welschbillig, Nideggen sind mit Provinzialbeihilfen gesichert worden. Daneben tritt die Fülle der kleineren profanen und kirchlichen Denkmäler der Eifel, denen die finanzielle Fürsorge des Provinzialverbandes zugute gekommen ist. Mit Hilfe der Provinz und meist auch des Staates ist es gelungen, einen großen Teil dieser Ruinen zu ihrer dauernden Sicherung während der letzten 1½ Dezennien in das Eigentum von Kreisverbänden, Kommunen und Vereinen zu überführen, so Nideggen, Montjoie, Heimbach, Reinardstein, Reuland. So sehr man sich dieses prinzipiellen Erfolges der Denkmalpflege erfreuen darf, so darf man doch nicht außer acht lassen, daß noch manche Eifelruine gefährdet ist, und daß gerade zwei der landschaftlich und geschichtlich bedeutendsten Anlagen, Virne-

burg und Blankenheim, noch immer einem ungewissen Schicksal überantwortet sind.

Noch die jüngsten Tage haben einen für die Eifel ganz besonders bedeutsamen Fortschritt in dem systematischen Ausbau der provinzialen Denkmalpflege gezeitigt; der 53. Rheinische Provinziallandtag hat nicht allein für den Naturschutz fortlaufende Mittel bereitgestellt, die fürs erste der Rettung der Kakushöhle bei Eiserfey in der Eifel zugute kommen werden, sondern er hat auch den Schutz des Weinfelder und des Gemündener Maares als Stiftung zum 25 jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers beschlossen, und damit wird das erste größere Naturschutzgebiet in der Rheinprovinz an einem der geologisch und landschaftlich bedeutsamsten Punkte der Eifel geschaffen werden. Die Eifel ist das wichtigste Betätigungsgebiet für den Naturschutz in den Rheinlanden; nicht in der Fürsorge für Seltenheiten und Abnormitäten der Fauna und Flora, sondern in der Erhaltung der landschaftlichen Schönheiten und des überwältigenden Stimmungsgehaltes, die sich auf seltsame und gewaltige Vorgänge in der Bildung der Erdoberfläche gründen, liegen hier die wesentlichen Aufgaben der Naturdenkmalpflege, und aus dieser Überzeugung heraus hat denn auch diese jüngste Fortentwicklung der provinzialen Denkmalpflege bei der rheinischen Bevölkerung allenthalben so dankbare Anerkennung gefunden.

Eine solche Entfaltung und Ausbreitung der Denkmalpflegeinteressen bei der Provinzialverwaltung ist naturgemäß Hand in Hand gegangen mit der Entwicklung der staatlichen Denkmalpflege; wie im einzelnen seit der Dezentralisation der Denkmalpflege und der Einsetzung der Provinzialkonservatoren als staatliche und provinziale Denkmalpflegeorgane im Jahre 1893 der Weg gewesen ist, mag hier nebensächlich erscheinen, jedenfalls aber wird seit Jahren die Denkmalpflege immer mehr getragen von dem allgemeinen Bewußtsein unserer Verpflichtungen gegenüber dem geschichtlichen und künstlerischen Erbe unserer Väter. Ganz naturgemäß dehnt sich damit das Arbeitsgebiet; immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß es nicht allein darauf ankommen kann, das einzelne Denkmal zu schützen, sondern auch ihre Umgebung, das Ortsbild wie die Landschaft — die Erkenntnis von der Notwendigkeit des „Heimatschutzes". Diese Arbeit wird doppelt zur Pflicht in einem Gebiete, wie es die Eifel ist, — deren Einzeldenkmäler bei ihrer ganzen wirtschaftlichen und geschichtlichen Vergangenheit nicht Kernpunkt der nationalen kunstgeschichtlichen Entwicklung sein können.

Der offenkundige Erfog dieser wachsenden Bewegung ist das Gesetz vom Jahre 1907 zum Schutz des Landschafts- und Ortsbildes. Nicht allein haben bislang etwa 110 Gemeinden der Eifel von der in dem Gesetz gewährten Möglichkeit des Ortsbildschutzes durch Ortsstatut Gebrauch gemacht, sondern auch sind von den Regierungspräsidenten schon 12 Verfügungen zum Schutz landschaftlich hervorragender Gegenden, meist ganzer Kreise oder größerer Bezirke, gegen bauliche Verunstaltung erlassen worden. Mögen sonst in den Rheinlanden die Anwendungen des Gesetzes durch die Gemeinden etwas schneller voranschreiten als in der Eifel, das für die Eifelbevölkerung charakteristische zähe Festhalten am Hergebrachten, das der Rezeption des Neuen nicht so schnell entgegenkommt, entspricht dafür dem ganzen Ideenkreis, aus dem das Gesetz entsprang, um so mehr.

Ein gesunder Heimatschutz und eine gesunde Denkmalpflege können aber nicht einseitig Aufgabe behördlicher Organisation sein, sie müssen vielmehr in dem Empfinden der Gesamtheit wurzeln. Wenn immer mehr in der Rheinprovinz bei den Kreisverbänden und den Kommunen — den großen sowohl wie den kleinen — die Neigung auch zu finanziellen Opfern für die Interessen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes wachsen, so mag gerade auch das Eintreten der Provinzial-

verwaltung hier besonders anregend gewirkt haben. Gerade diese lokal enger umgrenzten Verwaltungen sind sachlich vielleicht am ehesten berufen, in den schwierigsten Fragen der Erhaltung als Eigentumträger einzuspringen, weil von ihnen die Aufsicht über eine Burgruine oder dergleichen verhältnismäßig einfach und leicht durchzuführen ist. So sind bei der Burgruine Nideggen der Kreis Düren, bei der Burg Montjoie die Stadt Montjoie in sehr dankenswerter und sehr erfolgreicher Weise die Eigentumsträger geworden, und noch jüngst hat der Kreis Malmedy in überaus anerkennenswerter Liberalität sich entschlossen, das Beckmannsche Haus in Malmedy, nach der Vernichtung des Wespien-Hauses in Aachen neben den beiden großen Häusern in Montjoie das reichste und interessanteste Zeugnis von der künstlerischen und wirtschaftlichen Blüte der Westeifel um die Mitte des 18. Jahrhunderts, zum Zwecke seiner dauernden sorgsamen Erhaltung zu erwerben (Fig. 11). Gerade die Kreisverbände haben sich fast allgemein — neben einzelnen umfassenderen Verbänden — auch schon der Bauberatung, eines der wichtigsten Gebiete des Heimatschutzes, angenommen, zum Teil mit recht gutem Erfolg, was um so mehr Anerkennung verdient, als die Bauberatung letzten Endes doch immer auf dem festen künstlerischen Urteil und dem Verständnis einer einzelnen Persönlichkeit beruht, wie sie nicht leicht für eine kleinere Verwaltung mit so mannigfachen Aufgaben zu gewinnen ist.

Aber auch den freiwilligen Organisationen erwächst immer mehr hier ein weites Arbeitsgebiet, auf dem eine gemeinsame Arbeit mit den amtlichen Stellen die schönsten Früchte zeitigen kann. Nicht allein die den speziellen Aufgaben der Denkmalpflege gewidmeten Vereine wie der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz und etwa der Verein zur Erhaltung der Burgruine Heimbach sollen hier genannt sein, sondern gerade auch die Korporationen mit umfassenderem Programm. Der Eifelverein selbst und der Verschönerungsverein Malmedy sind hier schon in vorbildlicher Weise tätig gewesen, indem sie als Eigentümer der beiden gefährdeten Burgen Nieder-Manderscheid und Reinardstein eintraten, als sie kleine Beihilfen für Denkmalpflegezwecke bewilligten; aber ihre Aufgaben gerade auf dem Gebiet des Heimatschutzes gehen noch weiter. Nicht mit Unrecht hat man manchem Verkehrs- und Verschönerungsverein den Vorwurf gemacht, daß er in der übertriebenen Fürsorge für neue, unachtsam in die Landschaft eingefügte Touristenwege, unnötige Aussichtstürme, abscheuliche Schutzhütten, übertriebene Wegmarkierung der Schönheit einer unberührten Landschaft nicht gerade förderlich gewesen ist — hoffentlich ist heute das Gefühl für diese Seite der Vereinstätigkeit so gestärkt, daß man solche Fehlgriffe der Vergangenheit ins Schuldbuch schreiben darf. Denkmalpflege und Heimatschutz auf der einen Seite als der Ausdruck des Strebens nach Erhaltung eines wertvollen ererbten Besitzstandes, der Eifelverein als Organisation mit weiter gesteckten Zielen für eines der schönsten und ein an Erinnerungen reiches Teilgebiet der Rheinlande auf der anderen Seite sind doch sachlich in diesem Punkte so wesensverwandt, daß die Wirkungskreise sich mannigfach durchschneiden und darum auf weiten Gebieten sich decken müssen. Nicht nur Menschen, sondern auch ihre werktätigen Organisationen können in Wahrheit lebensfähig nur bleiben, wenn sie ihr Ohr nicht verschließen vor dem, was aus der Seele des Volkes als die dringende Forderung unserer Zeit herausklingt.

DIE WANDLUNGEN IM LANDSCHAFTSBILDE DER EIFEL SEIT DER UNTER DEM OBERSTEN TRANCHOT AUSGEFÜHRTEN FRANZÖSISCHEN LANDESAUFNAHME (1801—1814)

□ VON WALTHER TUCKERMANN. □

Die napoleonische Kriegsführung beseitigte in den europäischen Kulturstaaten den Mangel an genauen Kartenwerken durch neue, allen militärischen Anforderungen entsprechende Landesaufnahmen. Nachdem im Frieden von Lunéville (1801) Kaiser und Reich in die Abtretung der linksrheinischen Länder an Frankreich eingewilligt hatten, begann man mit den Vermessungsarbeiten dieser Gebiete, die den kolorierten Karten im Maßstabe 1 : 20 000 zugrunde gelegt wurden. In Frankreich war die militärische Landesaufnahme der der anderen Staaten weit überlegen, und das namentlich, seitdem im Jahre 1744 die großen Landesvermessungsarbeiten des Ingenieurgeographenkorps eingerichtet waren. Der Sitz der für die rheinischen Arbeiten bestimmten Kommission war in Trier, und an ihrer Spitze stand der in ganz hervorragender Weise befähigte Oberst Tranchot.

Infolge der durch die Befreiungskriege bewirkten radikalen Änderung der politischen Verhältnisse in den Rheinlanden konnten die Aufnahmen nicht zu Ende geführt werden [1]). Das Erbe übernahm seit 1816 Preußen. Die Arbeiten der preußischen Offiziere — es waren u. a. solche des 8. (Magdeburgischen) Dragonerregiments, aus dem das 8. Kürassierregiment hervorgegangen ist — reichen an die Aufnahmen der französischen Ingenieuroffiziere nicht heran. Namentlich die Karten, die die noch nicht bearbeiteten Teile der Eifel und des Hunsrücks aufnahmen, sind durchweg weniger befriedigend, während die des Niederrheins immerhin teilweise vorzüglich sind.

Einiges Wenige, mehr Allgemeine aus dem Karteninhalt sei hier hervorgehoben [2]). Manche der französischen Bearbeiter bemühen sich, das Kartenbild mit einer großen Anzahl von Namen zu füllen; namentlich in der Eifel und auf dem Hunsrück sind zahlreiche Berghöhen benannt, allerdings stets ohne Höhenangaben, deren Kenntnis bei den heutigen Bewohnern wohl nicht mehr überall feststehen dürfte. Wo Raum vorhanden ist, sind auch Flurnamen eingetragen: natürlich konnten es nur einige, und zwar die wichtigsten sein. In mancher Hinsicht ist es wohl zu bedauern, daß ein Teil der recht derben Namen im 19. Jahrhundert ausgetilgt und durch andere nivellierender Art ersetzt wurde. Manchmal weicht die französische Eintragungsweise der Namen sehr von der wirklichen Schreibweise ab, so wenn das in dem zur Ahr gehörigen Trierbachgebiet gelegene Trierscheid als Driesche bezeichnet wird [3]). Teilweise führen die Örtlichkeiten auch andere

[1]) Das Original der Karte befindet sich im Kartenarchiv des Generalstabs der Armee.

[2]) Es sei hier auf den Aufsatz von Otto Schlüter in der Westdeutschen Zeitschr. für Geschichte und Kunst 1910 (S. 182—193: Die französischen Landesaufnahmen im linksrheinischen Gebiet 1801—1814) hingewiesen, der über die Entstehung der Karte, über die Technik sowie über den Karteninhalt nähere Einzelheiten bringt.

[3]) Auch sonst findet man zuweilen recht verderbte Eintragungen von Namen, die sich freilich teilweise wohl daraus erklären, daß die fremdsprachigen Bearbeiter sich an den Dialekt des Volkes hielten (so Heue statt Höhe, Mielgen Berg statt Mühlen Berg, Hetgen statt Haidchen, Hamhoestein statt Am hohen Stein usw.).

Namen: so hieß die durch den Namedyer Sprudel bekannt gewordene Rheininsel Krummenwerth — soweit man von einer solchen heute überhaupt noch reden kann — in französischer Zeit „Meisenwerth".

Besonders fein sind in Karminrot die Ansiedlungen eingezeichnet. Nicht nur, daß die größeren Städte wie Köln, Aachen, Bonn und Koblenz und ihr winkliges Straßennetz, aber auch das neuzeitliche Krefeld, in wunderbarer Genauigkeit sich darstellen, sind vielmehr auch bei den Ortschaften, deren Wohnstätten auseinandergezogen sind, die verschiedenen Häusergruppen oder einzeln gelegene Häuser in vorzüglicher Weise in das Kartenbild festgelegt, und es ist auf diese Weise ermöglicht, ein Bild des Siedlungsumfanges im beginnenden 19. Jahrhundert zu gewinnen und Vergleiche mit dem heutigen Zustand anzustellen. Bemerkenswert ist es, um dies gleich hier vorwegzunehmen, daß das in der Aachener Gegend herrschende Hofsystem, also die Siedlungsweise, die nicht auf die Bildung geschlossener Ortschaften, sondern auf eine bunte, wahllose Zerstreuung der Einzelwohnstätten ausgeht, heute noch in derselben Ausdehnung besteht wie vor 100 Jahren und nicht, wie man festzustellen glaubte, an Boden gegenüber dem Dorfsystem verloren hat. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß das Hofsystem auch in früheren Jahrhunderten die gleiche Ausdehnung hatte wie heute, und daß die Vermutung Lamprechts, daß im deutschen Altertum sich das Hofsystem bis in die Gegend von Jülich erstreckt habe, irrig ist [1]). Man kann es als einen Genuß bezeichnen, einzelne Blätter der französischen Landesaufnahme auf die Einzeichnung der Siedlungen hin durchzusehen, und namentlich, wenn es sich wie im Aachener Reich und im südlich angrenzenden Münsterland um Einzelbauernhöfe und Mühlen, die zerstreut über ein welliges, wiesenreiches Plateau liegen, handelt. Die kleinen Städtchen wie Lechenich, Zülpich, Münstereifel, Ahrweiler und Hillesheim haben noch ihren mittelalterlichen Mauerring, jenseits dessen bis ins 19. Jahrhundert hinein keine Häuser vorhanden waren. Man kann ja heute noch auf den Meßtischblättern den alten Kern unserer Städte, namentlich der kleineren, leicht erkennen: aber man darf es wohl aussprechen, daß diese den älteren französischen Aufnahmen, wenn auch nicht gerade an Genauigkeit, so doch an Schärfe der Zeichnung, an Klarheit und namentlich an künstlerischer Wirkung entschieden nachstehen.

An Hand der französischen Landesaufnahme wird es ermöglicht, eine Karte der Kulturverhältnisse zur Zeit des Eintritts in die moderne Entwicklung, wie sie die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde beschlossen hat, herzustellen. Es ist lehrreich, den Zustand dieser früheren Zeit mit unserem heutigen, wie ihn die Meßtischblätter vorführen, zu vergleichen. Derartige Betrachtungen seien hier auf die Eifel und ihr Vorland beschränkt.

Schon die Vergleichung der physikalischen Grundlagen während der französischen Zeit mit den heutigen weist verschiedene Abweichungen auf. Die Flüsse und Bäche in der Ebene oder soweit sie im Gebirgslande in breitem Bette dahinfließen, haben vor der Regulierung des 19. Jahrhunderts einen ungeregelten Lauf. Noch heute hat ja die Roer unterhalb Düren einen derartig wirren Lauf, wie in der französischen Zeit die meisten Gewässer, wenn sie sich nicht in engen ausgehöhlten Erosionsspalten gewissermaßen durch das Grauwackeplateau durcharbeiten [2]). Die Üß beschrieb bei Bad Bertrich noch jene Schleife, die den Hügel, auf dem heute die evangelische Kirche steht, umgibt, während sie später auf einem kürzeren Wege abgeleitet wurde. Auch der Lauf der Mosel war vor den 1839 begonnenen Kor-

[1]) Zeitschr. des Berg. Geschichtsvereins 16 (1880), S. 197.

[2]) Übrigens war die Erft auf einer kurzen Strecke zwischen Kerpen und Gymnich kanalisiert.

rektionsarbeiten verkehrshinderlich. Sandbänke und Inseln waren noch in großer Zahl vorhanden. Die breiten fruchtstrotzenden Becken, wie bei Trier und den Orten der ehemals pfälzischen Grafschaft Veldenz, waren fortdauernd Überschwemmungen ausgesetzt.

Das Aachener Landschaftsbild wurde vor 100 Jahren noch durch eine große Anzahl von kleinen Weihern belebt, die bei den einzelnen Hofstellen lagen und so ein äußerst anmutiges und abwechslungsreiches Bild boten. Aber auch sonstige, der Eifel vorgelagerte Landschaften hatten noch viele kleine Weiher, die übrigens auch in der Ebene, bis nach Düren und Köln hin, ähnlich wie im nördlichen Frankreich, Maare genannt werden. Da ein großer Teil dieser Maare keinen Zufluß hatte, so sind sie verschwunden, andere wohl auch trocken gelegt. Das bedeutendste war das reichlich 1 km lange Uxmaar zwischen Thum und dem Kantonshauptort Froitzheim (im südöstlichen Teile des heutigen Kreises Düren). Wie dieses ist auch das Hausmaar (zwischen Scheven und Kallmouth) verschwunden. Die vulkanische Eifel hat heute noch in ihren Maaren einen Hauptanziehungspunkt: es gibt ihrer einschließlich des Laacher Sees noch acht [1]). Einige, wie das Meerfelder Maar, befinden sich im Zustande des Absterbens. Andere Maare, die der Volksmund als dürre Maare bezeichnet, sind bereits abgestorben und vertorft. Die französische Landesaufnahme gibt auch hierin wieder Belehrung, wieweit jetzt verschwundene Maare damals noch Seen bildeten. So lagen noch südlich vom Pulvermaar und nördlich vom Holzmaar mit Wasser gefüllte Maare. Desgleichen waren bei Oberzissen (das Roddermaar) und bei Mosbruch (südöstlich Kelberg) Maare vorhanden [2]), die heute nur noch als Niederungswiesen bestehen. Während so die Zahl der Maare kleiner wird, ist es andererseits auffallend, daß das in der Jetztzeit dicht von Wald umgebene Holzmaar nach der französischen Vorlage kleiner war als heute. Den Franzosen, die so wunderbare vulkanische Vorbilder in ihrer Auvergne haben, waren die vulkanischen Kräfte, die im östlichen Teile der Eifel tätig waren, durchaus bekannt. So werden erloschene Vulkane auch als solche (ancien volcan) auf der Karte kenntlich gemacht.

Namentlich in der Nähe der Maare befinden sich die Mineralquellen, an denen die Eifel so einzigartig reich ist. Solche verzeichnet zum Beispiel die Tranchotkarte bei Glees, Tönnisstein, am Pünterbach bei Schloß Schweppenburg, wo um eine Quelle schon damals die aus zwei Häusern bestehende Siedlung Heilbronn (Heilbrunnen) war, ferner in der Pellenz bei Ober- und Niedermendig, bei Thür (die heutigen „Genoveva"- und „Reginaris"brunnen), im Gebiet der Lieser und der Kyll bei Gerolstein, Birresborn, Dreis, Rengen, Rockeskyll und Duppach sowie an der Üß die schon von den Römern nutzbar gemachten Bäderquellen von Bertrich. Aber auch im westlichen Teile der Eifel finden wir Mineralquellen verzeichnet, so südlich von Manderfeld und westlich von Olzheim (Kreis Prüm).

Die Eifel war im Mittelalter ganz überwiegend mit Wald bedeckt. Doch ist als sicher anzunehmen, daß einige Landschaften, die freilich zumeist dem Vorlande angehören, wohl nie bewaldet waren: es sind dies naturgemäß auch die am frühesten und am dichtesten besiedelten Gebiete, so das Maifeld und die Pellenz, das Rheintal von der Ahrmündung abwärts und namentlich das von der oberen Erft

[1]) Die mit Wasser gefüllten Becken Hinkelsmaar und Wanzenboden sind keine eigentlichen Maare, sondern Krater. Die Ähnlichkeit dieser Behälter mit den übrigen Maaren zeigt sich auch darin, daß (nach Halbfaß) zum Beispiel der Wanzenboden durch Schilf teilweise zugewachsen ist. Die Gestalt dieser beiden Becken hat sich seit der französischen Aufnahme anscheinend kaum geändert.

[2]) Der Wehrer Kessel war schon im Vertorfungszustand, enthielt aber anscheinend noch Wasser. Dem Umfange nach gehörte der Kessel, dessen Seenspiegel ungefähr gleich dem des nur 3 km entfernten Laacher Sees (279 m) ist, zu den größeren Maaren.

über Zülpich und Düren etwa nach Jülich und Linnich sich hinziehende Gebiet. Große an das Vorkommen des Löß gebundene Fruchtbarkeit zeichnen diese regenarmen Gegenden aus. Dazu mag dann das früher zu Luxemburg gehörige Land um Bitburg gehören, in dem eine Bewaldung in größerem Umfange wahrscheinlich nie bestanden hat [1]). Die Rodungsperioden haben am Rhein einen größeren Teil des Waldes beseitigt, ohne daß sie etwa eine bisher waldreiche Gegend zu einer geradezu waldarmen gemacht hätten.

Wir wissen, daß seit dem späteren Mittelalter die landesherrlichen Gesetze eine Schonung des Waldbestandes erstreben. In Kurtrier haben namentlich die letzten Fürsten eine geregelte Forstpflege eingeführt, die nicht nur in ihrer Hauptstadt zentralisiert war, sondern die auch in den einzelnen Ämtern untergeordnete Instanzen geschaffen hatte. Das wird mit einem Male anders, als die deutschen Territorialherren durch die französischen Eroberer beseitigt werden. Namentlich die ungewöhnlich ausgedehnten landesherrlichen und kommunalen Waldungen fielen der Zerstörungswut der Bauern anheim. Waldungen und Allmenden werden seitens der Gemeinden veräußert, um die Kriegsschulden entrichten zu können. Es besteht ja heute noch in den Mosellandschaften ein bedeutender Gemeinbesitz an Wald, Weide und Lohhecken. Aber die Allmende ist gegen den Stand zurzeit der Fremdherrschaft bedeutend zusammengeschrumpft. An Stelle der Waldungen konnte in den kriegerischen Zeiten in den meisten Fällen nichts kulturwertig Gleiches gesetzt werden: das gerodete Gebiet blieb meist als Ödland unbenutzt liegen.

Sicherlich verließ man auch in den ersten Jahrzehnten der preußischen Herrschaft noch nicht die von den Franzosen eingeschlagenen Wege, wenn freilich andererseits an Stelle des gerodeten Waldes auch Ackerland trat. Als man später seitens der neuen Regierung an die Aufforstung ging, erzielte diese Resultate, die bisher noch kein landesherrliches Regiment erreicht hatte. Freilich nahm nun auch das Waldland einen etwas anderen Charakter an. Während im Mittelalter unser Wald fast nur mit Laubholz bestockt war, pflanzte man jetzt Nadel-, namentlich Fichtenholz an, das freilich in dem alten Eichen- und Buchengebiet noch lange nicht zur Herrschaft gelangt ist. Wir befinden uns noch mitten in dem Umwandlungsprozeß, der von manchen Seiten nur mit Bedauern verfolgt wird. Im allgemeinen geht man kaum fehl, wenn man die zur französischen Zeit bestehenden Wälder in der Eifel ganz überwiegend als Laubwaldungen ansieht, während die Neuschöpfungen vorherrschend aus Nadelholz bestehen [2]).

Es sind hauptsächlich Landschaften der westlichen Eifel und des Venns, die Kreise Montjoie und Malmedy, die Gegend von Prüm und Bleialf, die Umgebung von Mechernich und das Quellgebiet der Ahr (Blankenheim), auf die sich die Aufforstungsbestrebungen konzentriert haben. Auch mediatisierte Herren haben sich um die Hebung der Waldkultur verdient gemacht, so der Herzog von Aremberg. Mit der Aufforstung verschwinden die Sumpf- und Bruchgebiete, die zum Beispiel bei Schmidtheim und Dahlem beträchtlich waren. Man geht wohl mit der Annahme nicht fehl, daß das Waldareal in den westlichen Teilen der Eifel sich etwa um das Doppelte vergrößert hat.

Anders in der östlichen und der nördlichen Eifel. Vulkanische Eifel, Vorder-

---

[1]) Vgl. übrigens auch die vorläufige Mitteilung von Otto Schlüter „Zur Geschichte der deutschen Landschaft", in den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle a. d. S. Bd. 1 (1911, Nr. 6).

[2]) Eine unterschiedliche Behandlung des Waldes hat die französische Landesaufnahme in der Eifel nicht durchgeführt. Soviel ich sehe, ist eine solche nur hier und da im Roertale zwischen Düren und Jülich versucht worden.

eifel, weiter die Ahrlandschaften haben nur ganz geringe Änderungen in ihrem Waldbestande erfahren, so bei Kelberg und bei Tondorf-Hümmel. Auch im Roer-Urftgebiet (Kermeter) sind nur ganz unwesentliche Veränderungen vor sich gegangen.

Dagegen hat der Waldbestand in verschiedenen Gegenden Einbuße erlitten, und zwar hauptsächlich am Nordrande der Eifel. Während freilich vor 100 Jahren noch dicht vor den Toren Aachens Heideland sich erstreckte — die Aufforstungen auf dem Lousberg fanden erst 1816 statt [1]) — hat in allen östlich gelegenen Randgegenden der Wald an Boden verloren. Die einst so stolzen Bestände des Probsteier- und des Reichswaldes, die über Eschweiler hinaus bis an die Orte St. Jöris und Vorweiden, also bis ins Jülicher Flachland heranreichten, sind jetzt bedeutend kleiner geworden und durch Ackerland ersetzt. Aus dem einstigen Vorherrschen des Waldes erklärt es sich, warum heute ein größeres Gebiet westlich von Eschweiler noch nicht besiedelt ist. In der Gegend von Stolberg mußte das Waldland der vordringenden Industrie weichen. Bei Düren reichte der Wald bis Schlich, Derichsweiler und Berzbuir heran. Während auf der etwa 200 m hohen Scheide zwischen der Roer und dem Naffelbach (linksseitiger Zufluß der Erft) bei Drove und Soller einiges Heidegebiet aufgeforstet ist, ist der zwischen Lechenich-Bliesheim und Niederberg-Lommersum gelegene stattliche Laubwald bis auf einige geringe Reste bei Bliesheim verschwunden. Auch hier ist infolgedessen eine größere Fläche ohne Besiedlung geblieben. Das Vorgebirge hat im wesentlichen seinen Waldbestand behauptet: jedoch sind die sumpfigen und moorigen Stellen, wie sie zum Beispiel heute noch an der Westseite im Großen Cent vorhanden sind, teilweise trocken gelegt [2]). Eine der schönsten Waldungen der Eifelrandlandschaft, der Kottenforst, dessen herrliches Wegenetz Kurfürst Klemens August schuf und der gleich anderen ehemaligen landesherrlichen Waldungen in französischer Zeit zum kaiserlichen Forst erklärt wurde [3]), hat ebenfalls nicht nennenswert an Umfang verloren.

Mit der Beseitigung des Ödlandes geht die Schaffung neuen Kulturlandes Hand in Hand. Den geringsten Zuwachs hat in den letzten 100 Jahren der Wiesenbau erfahren. Nur in der Gegend von Aachen, in dem nach dem alten abteilichen Hauptort Cornelimünster benannten Münsterland und in dem Limburgerland, dem Kreise Eupen, hat die Wiesenkultur an Boden gewonnen. In den eigentlichen Berglandschaften der Eifel kann man von einem bedeutenderen Wiesenbau heute noch nicht reden. Die engen, tiefeingeschnittenen Erosionstäler der südlich zur Mosel fließenden Flüsse und Bäche lassen natürlich die Anlage ausgedehnter Wiesen nicht zu. Doch scheint auch zuweilen ein Rückgang der ohnehin beschränkten Wiesenkultur eingetreten zu sein, so in der Gegend nordwestlich von der Ahr (Altenahr), in der allem Anscheine nach das Zurückweichen der Wiesen mit der Entstehung von Wüstungen zusammenfällt.

Dagegen hat das Ackerland an Boden gewonnen. Vorweg möchten wir bemerken, wie außerordentlich gleichförmig die Agrarverhältnisse in den nördlichen Flachlandschaften geblieben sind. Seit der Höhe des Mittelalters hat sich das Landschaftsbild in der fruchtbaren Gegend, die sich von Düren aus in südöstlicher Richtung auf Lechenich, Zülpich und Euskirchen zu erstreckt, kaum wesentlich ge-

---

[1]) E. Pauls, Der Lousberg bei Aachen, Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins 18 (1896), S. 53.

[2]) Bei Walberberg, etwa dort, wo jetzt die Grube Berggeist liegt, wurde Torf gewonnen.

[3]) Heute sind diese Waldungen königliche Forste. — Der den Münstereifeler Jesuiten gehörige Jesuiterbusch bei Eicherscheid ging in den Besitz des Gymnasiums, das gewissermaßen der Erbe des Ordens wurde, über (Gymnasialwald).

ändert. Die Gegend ist längst dicht besiedelt und zeichnet sich wie das gleich früh besiedelte Maifeld durch sehr große Ortschaften aus. Bemerkenswert ist ja, daß in diesem Gebiete bereits in französischer Zeit fast gar kein Heide- und Ödland existierte. Weite Ackerfluren dehnten sich in dem alten jülisch-kurkölnischen Grenzlande mit seinen zahlreichen Herrensitzen aus. Wo Wald sich findet, ist er wie in vergangenen Zeiten, so auch heute meist nur parzellenweise vorhanden. Und selbst ein größerer Forst, wie der Nörvenicher Wald, hat seinen Baumbestand seit der Fremdherrschaft kaum geändert. Man kann geradezu sagen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse in dem der Eifel vorgelagerten Jülicher Flach- und Hügelland von einer nahezu beispiellosen Beharrlichkeit sind. So sind auch die Wiesen- und Obstfluren etwa bei Dürwiß, Hehlrath, Neusen-Linden noch von der gleichen Ausdehnung wie vor 100 Jahren: und aus dieser Tatsache heraus wird man schließen können, daß man es offenbar mit Jahrhunderte alten Verhältnissen zu tun hat. Die Hecken, die die Wiesenfluren in der Dürener Gegend, ähnlich wie die Waldparzellen in dem Trierer Lande umgeben, sind häufig die gleichen geblieben wie in früheren Zeiten.

Steigen wir von diesen Niederlanden, in denen der mittelbäuerliche Besitz stets vorwog, hinauf in die Eifel und in die der Mosel benachbarten Landschaften, so beobachten wir, daß das Ackerland zwar an Ausdehnung gewonnen hat. Doch haben sich die Grundbesitzverhältnisse hier wohl kaum wesentlich geändert. Eifel und Moselland sind ja gleich dem Hunsrück, dem Westerwald und dem Bergischen Gebiete des winzigen Grundbesitzes, des Parzellenbesitzes. Man wird wohl annehmen dürfen, daß vor 100 Jahren, als der Allmendebesitz bedeutend größer war als heute, der Einzelbesitz noch kleiner war. Aber auch heute noch ist der Parzellenbesitz, der unter der Herrschaft des Code Napoléon zunächst kaum eingeschränkt wurde, derart vorwiegend, daß man mancherorts von geradezu elenden Agrarverhältnissen sprechen kann, zumal der Anbau in den meisten Fällen keinen günstigen Boden findet[1]).

Den Randlandschaften gehört heute wesentlich der Weinbau an. Das war im Mittelalter anders. Geistliche und weltliche Grundbesitzer haben seit dem 10. Jahrhundert allenthalben den Anbau der Rebe versucht. In der Eifel sind die Versuche, da sie sich nicht als lohnend erwiesen, bald wieder aufgegeben worden. In der französischen Zeit wurde auch in dem vornehmsten Tale der Eifel, dem Kylltale, kein Weinbau betrieben, wohl natürlich, wie ja auch heute noch, in dem begünstigteren Tale der Sauer.

Von einer Pflege des Weinbaues seitens der neuen Herrscher kann man kaum reden. Wir erfahren vielmehr, daß die Heere der Republik an manchen Stellen schonungslos mit der Rebe verfuhren. Nach der französischen Landesaufnahme wird auch in den nördlichen Eifellandschaften kein Weinbau mehr gepflegt: das entspricht sicherlich nicht den Tatsachen. Wir wissen bestimmt, daß der Anbau an der Roer weit ausgedehnter war als heute, wo er auf die kleine Parzelle bei Winden beschränkt ist. Er wurde namentlich noch weiter oberhalb betrieben, so

[1]) Landwirtschaftliche Großbetriebe existieren in den Kreisen Montjoie und Daun überhaupt nicht. In den Kreisen Malmedy, Schleiden, Prüm, Adenau, Ahrweiler und Mayen nehmen sie noch nicht zwei vom Hundert der Gesamtfläche ein. -- Nur in sehr seltenen Fällen beträgt der durchschnittliche Grundsteuerreinertrag in einer Eifelgemeinde für den Hektar mehr als 10 Mark. Sogar Gemeinden mit mehr als 5 Mark gehören zu den begünstigteren. In den Kreisen Ahrweiler, Daun, Montjoie, Malmedy und Prüm (hier allein 14) gibt es 27 Gemeinden mit einem durchschnittlichen Grundsteuerreinertrag von weniger als 3 Mark. Die niedrigstbesteuerten Gemeinden sind Kobscheid bei Auw am Nordrand der Schneifel (Kreis Prüm, 2,03 Mark, und Sourbrodt im Venn 1,88 Mark).

bei Blens und bei Heimbach[1]). Aber auch das zwischen Roer und Erft sich hinziehende flache Hügelland hatte entgegen der Darstellung der Karte noch einige Rebenkulturen. Stockheim, Drove, Pissenheim, Wollersheim, Ginnik, Embken, Zülpich und Sinzenich, Orte, die meist geschützt in Mulden liegen, betrieben noch etwas Weinbau, der aber allerwärts wohl in den letzten Zügen lag[2]). An der Ahr hat der Weinbau heute noch die gleiche Ausdehnung wie in französischer Zeit. Dagegen hat das oberhalb Nieder-Breisig in den Rhein mündende Frankenbachtal ebenso wie das der Brohl im 19. Jahrhundert eine Erweiterung des Weinbaugebietes erfahren. An der Mosel selbst ist diese nicht erheblich. Gewinne und Verluste mögen sich so ziemlich ausgleichen. In der Kochemer Gegend, bei Briedern, Ellenz, Ernst und Cond ist der Rückgang etwas erheblicher.

Der Weinbau zwischen Brohl und Nette, bei Namedy und Eich, hat den Obstkulturen Platz gemacht. Ebenso hat die Rebe am Vorgebirge außerordentlich an Boden verloren. Während heute die nördlichste Rebenparzelle zwischen Roisdorf und Bornheim liegt, fanden sich in französischer Zeit noch solche bei Waldorf, Merten, Walberberg, ja noch zwischen Pingsdorf und Badorf, also in unmittelbarer Nähe von Brühl. Und in der gleichen Weise trieben die Rheindörfer wie Grau-Rheindorf, Uedorf und Hersel[3]) wie das in der Senke zwischen dem Vorgebirge und den Ausläufern des Rhein-Ahrgebirges gelegene Duisdorf Weinbau. Es ist ja bekannt, daß im alten Köln ein bedeutendes Areal der Rebe gewidmet war. Namentlich besaßen Stifte und Kirchen, wie S. Pantaleon und S. Mauritius, ausgedehnte Weingärten im Westen der Stadt, innerhalb der Umwallung, während die Rebe außerhalb der Stadt nicht gepflegt wurde.

Gleich der Rebe kultivierten die Römer auch den Obstbau am Rhein. Dieselben Orte, die heute durch ihre Obstfluren ausgezeichnet sind, waren dies auch in französischer Zeit, so namentlich die südöstliche Randlandschaft, das Maifeld und die Pellenz. Urmitz, Kettig, Mülheim, Kaifenheim, Kehrig, Polch waren schon damals gleich den in der Bopparder Gegend gelegenen Dörfern Niederspay, Salzig und Hirzenach bekannte Obstbauorte. Die Straßen im Maifeld und in der Pellenz, so von Gamlen über Kaifenheim zu den Pyrmonter Höfen und von Polch über Mertloch nach Pillig, waren schon in französischer Zeit mit Obstbaumreihen bepflanzt.

Gehen wir zu den Siedlungsverhältnissen über, so sei vorausgeschickt, daß die meisten Teile der Eifel Gebiete der Bevölkerungsabnahme oder des Stillstandes in der Volksvermehrung sind. Erinnert sei daran, daß die im ausgehenden 18. Jahrhundert durch ihre Tuchindustrie blühende Stadt Montjoie (1790) 4000 Einwohner hatte, heute dagegen kaum die Hälfte. Lamprecht hat für das 9. bis 13. Jahrhundert etwa 200 Wüstungen aus einem relativ kleinen Quellenmaterial für das Moselland (Eifel, Hunsrück) zusammengestellt[4]). Im 12. und 13. Jahrhundert ist der Siedlungseifer ein derart außergewöhnlich großer, daß man sogar an Stellen sich niederläßt, die zur Seßhaftmachung möglichst ungeeignet waren und die daher in den späteren Jahrhunderten wieder aufgegeben werden. Mit dem 17. Jahrhundert, etwa mit dem Dreißigjährigen Kriege, bricht die Zeit des Verlassens von Ansiedlungen in keiner Weise ab. Im 18., ja sogar im 19. Jahrhundert werden

---

[1]) Es sei allerdings erwähnt, daß die reiche, etwas undeutliche Kolorierung der Roertalhöhen Einzelheiten nur schwer erkennen läßt, wie auf ähnlichen Blättern, auf denen die zu den Tälern abfallenden Berge dargestellt werden.

[2]) Vgl. E. Pauls, Wirtschaftsgeschichtliches aus dem Herzogtum Jülich. Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins 22 (1900), S. 272.

[3]) In Hersel befindet sich heute noch eine Rebenparzelle.

[4]) Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter (1886) I, S. 129 ff., II, S. 42 ff.

noch häufig Wohnstätten aufgegeben. Die französische Landesaufnahme bietet auch in dieser Hinsicht ein wertvolles Material. Man geht kaum fehl, wenn man die Zahl der in den letzten 100 Jahren aufgegebenen Eifelsiedlungen, die allerdings ja meist Einzelwohnstätten sind, auf wenigstens 150 beziffert. Auf dem Hunsrück ist die Zahl vielleicht noch größer. In der Eifel verschwanden aber immerhin auch Ansiedlungen von 7 und 8 Häusern, mithin mit einer durchschnittlichen Bevölkerung von wenigstens 35 bis 40 Einwohnern. Auf den beiderseitigen Anhöhen um Kochem, also auf der Eifel- und der Hunsrückseite, sind im kleinen Umkreise ein Dutzend Ansiedlungen mit etwa 30 Häusern oder einer Bevölkerung von sicherlich 150 Köpfen verschwunden.

Im letzten Jahrhundert entstandene Wüstungen trifft man beinahe in allen Teilen der Eifel: die meisten aber im Ahrgebiet, in der vulkanischen und in der Hohen Eifel, sowie in der Moselvoreifel. Um einige größere Wüstungen zu erwähnen, so verschwand Alcheit bei Daun mit acht, Rodenbusch bei Manderscheid mit etwa sechs, Almersbachen bei Niederzissen mit vier Häusern, Mühlenwirf und Lochert, beide bei Adenau, mit sechs und acht Gehöften, Langenbon nördlich Kirchesch mit sieben, im Quellgebiet der Erft endlich Heigem bei Mahlberg (Kreis Rheinbach) mit fünf Häusern. Namentlich zahlreich sind die Wüstungen in der Gegend von Altenahr. Bei Borler im Kreise Adenau lag die aus vier Häusern bestehende Siedlung Heyerhof; unweit davon auf einer Höhe von 531 m die Heyerkirche. Nachdem Heyerhof eingegangen war, nahm man der Heyerkirche ihren angestammten Namen und nannte sie Borler Kapelle, sodaß der Name Heyer jetzt anscheinend völlig untergegangen ist.

Andererseits verloren eine Reihe von Siedlungen einen größeren Teil ihrer Wohnstätten, so wenn in Vellen (nordwestlich Altenahr) mindestens vier Häuser aufgegeben sind. Die bei Schweich gelegene Forstsiedlung Mühlchen, die sieben Häuser hatte, besteht jetzt nur noch aus vier. Das in der französischen Zeit vielleicht sechs Häuser zählende Scherbach (südwestlich Rheinbach) ist jetzt sogar bis auf ein Haus verschwunden. Noch mehr wurde natürlich den Einzelgehöften mitgespielt. Einige recht beträchtliche Höfe, wie der Spurzemer Hof bei Kehrig, schwanden dahin. Hier sei aber erwähnt, daß schon während der Koalitionskriege, bei der Eroberung des Landes durch die Franzosen, namentlich den Einzelsiedlungen allenthalben in der Eifel großer Schaden zugefügt wurde. Die Zahl der auf der Tranchotkarte eingezeichneten, offenbar erst seit ganz kurzer Zeit verbrannt, zerstört, verwüstet oder verlassen daliegenden Stätten, seien es Bauernhöfe, gewerbliche Niederlassungen, wie namentlich Mühlen, ferner Klöster und Kapellen, ist groß. So werden im Ahrgebiet drei zerstörte Niederlassungen der Tempelherren erwähnt. Wenn in einem einsamen Walde ein „Hausken ruinée" verzeichnet wird, so wird es sich sicherlich um ein Heiligenhäuschen [1]) handeln. Erinnert sei daran, daß das alte kurfürstliche Jagdschloß Herzogsfreude beim Dorfe Röttgen im Kottenforst, die weitaus großartigste Neuschöpfung des Kurfürsten Klemens August von Köln, ebenfalls damals vom Erdboden verschwand und auf unserer Karte nur noch als maison de chasse ruinée eingezeichnet ist. Der Verlust dieses Schlosses und der ungefähr gleichzeitig bis auf den Chor er-

[1]) Von vielen Bearbeitern der Karte werden auch gewissenhaft die das Landschaftsbild zierenden Wegekreuze eingetragen, sodaß auch hier ein Vergleich des jetzigen Bestandes mit dem früheren ermöglicht ist. Auch in den Waldungen standen viele Kreuze, so namentlich im Ahrweiler Wald, deren volkstümliche Namen (Mahrkreuz, Schwatzkreuz, Antoniuskreuz, Osterkreuz, Lewelingskreuz, Hulberkreuz) obendrein in das Kartenbild eingetragen werden. Im Jülicher Niederland werden die Kreuze zuweilen auch nach ihrem Material (Holz, Stein) näher gekennzeichnet.

folgte Abbruch der Heisterbacher Cisterzienserkirche sind wohl die schwersten Schläge, die die rheinische Denkmalkunst in der Zeit der Fremdherrschaft betroffen haben.

In anderen Teilen des Landes ist durchaus ein Stillstand eingetreten. Waren doch selbst fast alle die kleinen Gehöfte in der Aachener Gegend schon vor 100 Jahren vorhanden, sodaß man durchweg auf ein hohes Alter derselben schließen kann, da ja seit dem späteren Mittelalter kein nennenswerter Fortschritt in der Siedlungsausdehnung, wenigstens am Rhein, eingetreten ist. Die meisten der reichen Ortschaften zwischen Düren, Zülpich und Euskirchen haben ihren Umfang seit der preußischen Besitznahme kaum geändert. Die größeren Ahrorte Westum, Löhndorf und das alte Heimersheim sind äußerlich nicht größer geworden. Und das gleiche kann man von sehr vielen Orten in der vulkanischen Eifel sagen [1]).

Es ist aber auch manches Land neubesiedelt worden. Daß hier die Industriegegend am Nordrand mit obenan steht, kann nicht weiter auffallen. Östlich von Stolberg entstanden auf gerodetem Boden nicht nur das von Fabrikarbeitern bewohnte Dorf Duffenter, ferner die Siedlungen Steinfurth und am Donnerberg, sondern auch an 15 neue Höfe. Auch bei Düren haben die Ortschaften wie die Stadt selbst ein wesentlich verändertes Aussehen erhalten. Ja, noch weiter einwärts trifft man ab und zu Ortschaften, die sich kräftiger ausgedehnt haben, so das ungemein weitläufig an der Straße, mit steter Unterbrechung der einzelnen Wohnstätten sich hinziehende Höhendorf Vossenack (413 m), das heute statt 105 Häuser deren 140 zählt. Während an der Mosel bei an und für sich schon recht starker Besiedlung die Ortschaften nur wenig oder gar nicht wuchsen, ist dies am Rhein anders. Hier vergrößerten sich, von den Städten abgesehen, namentlich Brohl, Nieder-Breisig und das an der Ahrmündung Linz gegenüber gelegene, heute zum Remagener Stadtgebiet gehörige Kripp. Bedeutend ist aber der Anbau in der Bitburger Landschaft, die allerdings bei geringeren Bodenerhebungen, und einer erheblich schwächeren Verbreitung unproduktiven Landes kaum zur eigentlichen Eifel gerechnet werden kann. Hier entstand offenbar in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts das Dorf Kartoffelsdorf, dem man im 19. Jahrhundert leider den weniger sagenden Namen Freilingerhöhe gegeben hat, womit die Entstehungsgeschichte des Ortes spurlos untergegangen ist. In diesem früher zu Luxemburg gehörigen Lande, das man im Volksmund das „Spanische" nannte, haben auch die älteren Dörfer an Ausdehnung gewonnen. In den zur Our und Sauer abfallenden Landschaften entstanden im 19. Jahrhundert eine große Zahl von Einzelsiedlungen, Höfen und Mühlen. Ein Gebiet ungewöhnlich starker Neugründungstätigkeit ist der Distrikt zwischen Neuerburg am Enzbach und Daleiden unweit des Irsen. Zwischen Karlshausen, Jucken und Daleiden sind fast sämtliche Siedlungen erst im 19. Jahrhundert entstanden, und dazu gehören Wolperdorf (Klonzwolpert), Juckerstraße, Falkenauel (allein 17 Häuser) und Bommert. Zwischen Enz und Prüm wurde eine Anzahl kleiner Einzelhöfe angelegt, wie Klewerdell, Weiherdell, Rodenhof, Scheuerndell, Beim kalten Born, Spiegelsdell u. a. Unweit des prächtigen auf einer von der Prüm gebildeten Landzunge gelegenen Schlosses Hamm entstand als Neuschöpfung Koosbusch mit mehr als 30 Häusern. Eine ähnliche Anhäufung von Neusiedlungen findet man nur noch in dem ehemaligen kurtrierischen Oberamt Prüm. Hier sind namentlich bei Bleialf die meisten kleineren Siedlungen erst im letzten Jahrhundert entstanden, die vielleicht beiläufig immerhin etwa

[1]) Wie beharrlich selbst in unwirtlichen und entlegenen Gegenden die Siedlungsverhältnisse sein können, ergibt sich daraus, daß selbst das im tiefen Eupener Forst gelegene Forst- und Zollhaus Ternell schon als Jägerhaus bestand.

100 Wohnstätten umfassen mögen [1]). Auch in anderen Teilen dieses Bezirks wurden Neugründungen geschaffen. Weit geringer an Zahl als in den alten luxemburgischen und kurtrierischen Gebieten sind diese in der preußischen Wallonie, in der Umgebung von Malmedy. Wenn so die Fehlziffern auf dem Gebiete des Siedlungswesens reichlich durch die Gewinne aufgewogen werden, so werden die großen Verluste an Menschen andererseits, die die Eifel an die großen Städte, an die Industriegebiete oder auch an das überseeische Ausland abgeben mußte, nicht ausgeglichen. Während in französischer Zeit in einzelnen Teilen des Landes, zum Beispiel im Arrondissement Prüm, noch eine ganz beträchtliche Zunahme stattfand, ist im 19. Jahrhundert ein Rückgang eingetreten. Durchschnittlich haben heute die eigentlichen Eifelkreise nicht mehr Einwohner wie etwa 1864, manche sogar weniger; und selbst ein verhältnismäßig begünstigter Kreis wie Bitburg hatte 1895 700 Einwohner weniger wie in dem genannten Jahre. Dieser Stillstand in der Bevölkerungsbewegung kann nicht auffallen. Die Eifel ist tatsächlich wie das Sauerland zu dicht besiedelt. Man bedenke doch, daß im eigentlichen Gebirgsland, von den industriellen Randlandschaften und den begrenzenden Flußtälern abgesehen, etwa 50 Menschen auf den Quadratkilometer wohnen. Nicht wenige Gebiete des kolonialen deutschen Ostens und Nordostens haben eine schwächere Besiedlung. Bei Berücksichtigung der Agrarverhältnisse und der sonstigen Erwerbsmöglichkeiten, wie dem Niedergang der typischen Eifeler Industrie wird man es begreiflich finden, daß nicht gerade stets die schlechtesten Elemente abwandern [2]).

Die Eifel ist ein altes Kulturland. Allenthalben, namentlich in den Trier zunächst gelegenen Landschaften und in der Nordeifel sind schon früh bedeutende Reste römischer Kultur aufgedeckt worden. Sehr häufig hat man in dichtbestandenen Waldungen Spuren von Römerstraßen festgestellt. Die Franzosen, denen das alte römische Imperium als Vorbild vorschwebte, verzeichnen auf ihren Karten auch die Spuren dieser römischen Militärstraßen. So erfährt man, daß selbst die im Hohen Venn an der heutigen belgisch-preußischen Grenze gelegene Baraque Michel eine Römerstraße berührte. Manche dieser Römerstraßen blieben auch in den neueren Jahrhunderten noch in Benutzung: so die schnurgerade Straße Köln-Zülpich, die trotz ihrer 35 km nur zwei Ortschaften, Hermülheim und Liblar berührte und die übrigens seltsamerweise genau wie heute in den Niederungen des Rothbaches bei Ahrem (südlich Lechenich) eine Unterbrechung erfuhr [3]).

---

[1]) Manche der auf den Meßtischblättern eingezeichneten Einzelsiedlungen sind in dem vom preußischen statistischen Landesamt herausgegebenen Gemeindelexikon für die Rheinprovinz nicht enthalten. Auch sonst stimmen die beiden Veröffentlichungen in kleineren Dingen nicht überein.

[2]) Die neuesten Zählungen weisen in den meisten Eifelkreisen eine etwas stärkere Volkszunahme nach. Eine Abnahme besteht noch in Montjoie und in Eupen. Sehr gering ist die Zunahme in Rheinbach und auch in dem großen Kreise Schleiden ist sie nicht nennenswert.

[3]) An dieser Stelle sei eingeflochten, daß der Bearbeiter der französischen Landesaufnahme um Zülpich es sich nicht nehmen ließ, auf seinem Blatt auch einige historische Notizen einzutragen. So bezeichnet er, der lokalen Tradition folgend, die Ebene zwischen Zülpich und Wollersheim als das Schlachtfeld zwischen Chlodwig und den Alemannen. Die alte Peterskirche in Zülpich wird als Taufkirche des Königs festgehalten. Bekanntlich sehen ja die Franzosen in den Merowinger- und Karolingerkönigen, also auch in Karl dem Großen, als dessen Nachfolger Napoleon häufig bezeichnet wird, Herrscher ihres Volkes. Galt ihnen doch die Eroberung der Rheinlande gewissermaßen als eine Rückeroberung (Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft 1908, S. 191). Auch sonstige Tatsachen, zunächst Siege der französischen Waffen kennzeichnend, sind zuweilen in das Kartenbild aufgenommen worden. Die Truppenbewegungen während des ersten Koalitionskrieges sind gut zu verfolgen. Nicht vergessen ist das Denkmal des Generals Hoche in Weißenthurm.

In einigen genauer bezeichneten Straßen hat man zweifelsohne mittelalterliche Handelsstraßen zu sehen, deren ehemalige Bedeutung zwar bekannt blieb, die aber offenbar schon in französischer Zeit als gewöhnliche „chemins“ keine Rolle mehr spielten. Hierhin gehört die sicherlich sehr alte Straße Aachen—Düren—Sinzig—Frankfurt, die in gerader Richtung von Düren, ohne eine Ansiedlung zu berühren, in etwas über 15 km nach Sievernich führte [1]), die Zülpich—Kölner Straße beim Siechenhaus (heute Sieghaus) kreuzte und über Wichterich, der Kreuzung Sieben Wege, Wüschheim, Groß-Büllesheim, Essig, Ober-Drees nach Rheinbach und weiter über Klein-Altendorf, Eckendorf, Bodendorf nach Sinzig an den Rhein führte.

Andere Straßen, die in erster Linie der Überführung eines bestimmten Rohproduktes dienten, das etwa an einem entfernteren Platz verarbeitet wurde, haben sich unter dem diesen Transport charakterisierenden Namen erhalten. Da die Aufnahme nicht in jeder Hinsicht unter einheitlichen Gesichtspunkten von statten ging, so läßt sich zuweilen die auf einem Blatt näher bezeichnete Straße auf dem angrenzenden Blatt eines anderen Bearbeiters nicht verfolgen. So ist die offenbar von Stolberg und Aachen nach Rötgen führende Kupferstraße südwärts nur etwa bis Mützenich zu verfolgen, wo sie sich im Venn verliert. Ob diese Kupferstraße ihren Ausgangspunkt in Frankfurt, dem spätmittelalterlichen Kupfermarkt, hatte, von wo aus das Mansfelder Kupfer in die Messingindustrie des Maasgebietes wanderte, scheint bei den schlechten Wegeverhältnissen der westlichen Eifel und des Venns ausgeschlossen zu sein. Es ist sicher anzunehmen, daß auch der Frankfurter Kupfertransport die oben erwähnte Sinzig—Dürener Straße ging. Vielleicht aber hat man in der Straße einen längst verlassenen, mehr dem früheren Mittelalter angehörigen Handelsweg von Dinant durch die Flamenne zum Rhein zu sehen [2]), von dem aus sich derselbe nach Nordosten zu den Kupferbergwerken von Goslar wandte.

Im Gebiete des Mechernicher Bleibergbaus treffen wir auf „Bleistraßen“; so sind in der Gegend östlich von Sinzenich und Schwerfen eine unterste, „mitterste“ und oberste Bleistraße eingezeichnet. Die von Daun, zwischen dem Weinfelder und dem Schalkenmehrener Maar, über Scheidweiler zum Alfbachtal und zur Mosel ziehende Straße führt den Namen „Weinstraße“.

Vergleicht man das zur französischen Zeit bestehende Wegenetz mit dem heutigen, so ersieht man, daß ein großer Unterschied in seiner Ausdehnung kaum vorhanden ist. In den meisten Landschaften war das Wegenetz in der gleichen Anlage schon vorhanden, wie wir es heute vor uns haben. Während auf der einen Seite freilich in preußischer Zeit neue Wege angelegt wurden, sind auf der andern alte eingegangen, so durch Zusammenlegung der Grundstücke. In den Landschaften, die schon vor 100 Jahren dicht angebaut und frei von Ödland waren, in denen nur noch eine intensivere Ausnutzung des schon in Arbeit genommenen Bodens erreicht werden konnte, ist stellenweise die Zahl der Wege kleiner geworden, so in der nördlich von der Ahr gelegenen „Grafschaft“, der Heimat der Are-Hostaden, wo die Bevölkerungsbewegung nicht fortschreitet und die Verkehrsbedingungen nahezu noch fehlen. Auch in dem der Eifel vorgelagerten Jülicher Flachland, zum Beispiel in der Gegend Aldenhoven-Eschweiler und in der südöstlich von Düren gelegenen Landschaft ist ein teilweiser Rückgang des Wegenetzes

[1]) Die älteren Straßen, die dem Durchgangsverkehr dienen, fassen häufig ein bestimmtes, in kürzester Richtung erreichbares Ziel ins Auge und lassen weniger wichtige Zwischenorte seitwärts liegen, die erst durch die modernen Straßen gleichfalls dem größeren Verkehr zugeführt wurden.

[2]) Über den Verkehr der Maasstädte (Dinant) mit dem Rhein und Niedersachsen, vgl. R. A. Peltzer, Geschichte der Messingindustrie (Aachen 1909), S. 26/27.

zu beobachten: so sind zum Beispiel manche Wege, die sich heute in den fruchtbaren Ackerfluren verlieren, noch in französischer Zeit zwei Ortschaften verbindende Straßen gewesen. Zusammenfassend kann man sagen, daß in den Landschaften, die schon seit Jahrhunderten dicht besiedelt und angebaut sind und die zum großen Teil immer waldlos waren, die Ausdehnung des Wegenetzes kaum gewonnen hat.

Die Franzosen haben sich um den Ausbau des rheinischen Straßennetzes große Verdienste erworben. Freilich konnten sie teilweise auf den guten Vorarbeiten mancher Reichsfürsten weiterbauen: in Kurtrier zum Beispiel auf denen des Erzbischofs Franz Georg von Schoenborn (1729—1756). Von den großen Straßenzügen, die die Franzosen vorfanden: Metz — linke Moselseite [Wittlich] — Koblenz, Koblenz—Köln, Köln—Trier, Köln—Luxemburg, Trier—Lüttich, sind wohl nur die beiden erstgenannten Straßen als allen Anforderungen, namentlich auch den militärischen völlig entsprechend, anzusehen. Dagegen war zum Beispiel die Lüttich—Trierer Straße nur in ihrer südlichsten Strecke Prüm—Schoenecken—Bitburg—Trier, in der sie übrigens ihre Richtung kaum geändert hat, als ein guter Straßenzug zu betrachten. Nördlich von Prüm ging sie dagegen in weniger gut gepflegte Wege über. Bei dem bekannten Posthaltereiort Losheim gabelte sich die Lütticher Straße. Der östliche Zweig ging über Ormont zur Mosel hin (offenbar auf Koblenz zu) und führte in diesen Teilen die bezeichnenden Namen „Walenstraße", „Welschestraße" [1]). Eins der bedeutendsten französischen Straßenprojekte in den neu eroberten Departements wurde die Heerstraße Aachen—Trier, deren Einzeichnung auf den Tranchotblättern erst später nachgeholt wurde. Als projektierte Straße ist die in ihrer Anlage als ein echtes französisches Werk anzusehende Route von Aachen nur bis zum Eintritt ins Venn, bis nach Friesenrath in der Gemeinde Walheim, unweit von Rötgen, zu verfolgen. In Bütgenbach trifft die Aachener Straße mit der Lütticher zusammen [2]).

Der Bau der Aachen—Trierer Straße, die teilweise als durchaus neue, originelle Schöpfung entstand, ist anscheinend der einzige in den westlichen Eifellandschaften angelegte bedeutende Straßenzug. Hier hat man für die rationelle Pflege der Wege, namentlich in den abgelegeneren Distrikten, auch in französischer Zeit kaum viel getan. So laufen in Heide- und Waldgegenden, zum Beispiel bei Udenbreth, eine größere Zahl von Wegen, offenbar in erster Linie dem Holztransport dienend, nebeneinander, ohne daß einem dieser eine größere Sorgfalt in der Instandhaltung gewidmet wäre. An den durch das unwirtliche Venn führenden Wegen befanden sich primitive, als Baracken, Cabarets bezeichnete Unterkunftsstätten und natürlich, vielleicht noch in größerer Zahl als heute, Kreuze. Vom militärischen Standpunkt aus zeichneten die Offiziere, wenn auch nicht durchgängig, auf den Karten steinerne Brücken ein.

Die älteren Straßen meiden die Täler, und zwar selbst in ebener geformten Gegenden, so wenn die Euskirchen—Kölner Straße, die heute durch das Erfttal an seiner Ostseite führt, früher an der Westseite über die Höhe, die Ortschaften (Kessenich, Bodenheim usw.) umgehend, lief [3]). In systematischer Weise meiden natürlich die Straßen der eigentlichen Eifel die engen Erosionstäler. Noch heute

---

[1]) Nach Schulteis, Erläuterungen zum geschichtl. Altlas der Rheinprovinz I, S. 54 soll die Landstraße Koblenz—Lüttich 1805 vollendet worden sein.

[2]) Begonnen wurde der Bau der Teilstrecke Aachen—Montjoie 1804.

[3]) Die Köln-Brühler (-Euskirchener) Straße ist in französischer Zeit anscheinend kaum als nennenswerter Fahrweg vorhanden: ihre Richtung über die Hönninger Höfe und Meschenich nach Brühl ist zwar in großen Zügen vorhanden, aber noch nicht der heutige gerade Straßenzug, der erst in preußischer Zeit angelegt wurde.

wird ja das gewundene, tief eingeschnittene, fast unbesiedelte Kylltal von Kordel bis Kyllburg von einer Straße umgangen und der Bahnbau konnte auf einer Strecke von rund 40 km (Ehrang—Kyllburg) nur durch die Anlage von 10 Tunnels und 44 Viadukten und Brücken bewerkstelligt werden. Verkehrsfeindlich blieb für den Straßenbau ja noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auch das enge, gewundene Moseltal, sodaß der Verkehr sich hauptsächlich auf der alten Heerstraße Trier—Hetzerath—Wittlich—Lutzerath—Kaisersesch—Polch—Koblenz bewegen mußte. Ebenso konnte dieser zwischen den beiden Lieserorten Manderscheid und Wittlich nur durch die westlich über die Höhe (Stadtfeld, Bleckhausen) angelegte Straße aufrecht gehalten werden, während heute doch wenigstens der nördliche Teil der Talstrecke dem Verkehr erschlossen ist. Auch die alte von Prüm zur mittleren Mosel (Wittlich), zu den Besitzungen der Abtei führende „Prümerstraße" zog größtenteils über die Höhe durch dichtbestockten Wald, wie den Bettenfelder Wald. Als bedeutende Route war die Ahrstraße in französischer Zeit von der Mündung nur bis Rech ausgebaut, bis zu jenem Punkt, wo die Windungen sich mehren und die an den Fluß herantretenden Berge verkehrshinderlich wirken. Von Rech führte ein Weg, der heute teilweise kaum mehr vorhanden ist, nach Kesseling und weiter in das Gebiet der Hohen Acht.

Aus technischen Gründen wurde in gebirgigen Gegenden häufiger die Anstiegstrecke geändert. Die alte Straße sucht die Höhe direkter, unvermittelter zu erreichen, während die moderne Straße das Ziel in Windungen zwar bequemer, aber auch mit größerem Zeitaufwand erlangt. Die Düren—Montjoier Straße etwa ging beim ersten bedeutenderen Anstieg, sofort von Gey auf Kleinhau zu, während die jetzige Straße nach Westen ausbiegend Kleinhau erst über Großhau erreicht.

Den Römern waren bereits die Fundorte von Eisenerzen, die sich in den meisten Teilen der Eifel, vornehmlich in den nordwestlichen und mittleren, befanden, bekannt, wie sie auch die Verhüttung an Ort und Stelle betrieben. Zur Zeit der französischen Landesaufnahme entwickelte sich die Eifeler Eisenindustrie gleich anderen Industriezweigen auf dem linken Rheinufer, so der Stolberger Messingindustrie, zu hoher Blüte. Fundorte von Eisen werden selbst in der nördlichen Randlandschaft, in der das Gebirge zur Ebene übergeht, festgestellt. So wird in einem jetzt gerodeten Walde, südlich von Birgel, eine allerdings wenig ergiebige Eisenmine verzeichnet[1]). In weit höherem Maße kamen natürlich für die Eisengewinnung die vom oberen Erftgebiet parallel der Urft bis zum Ursprungsgebiet der Kyll sich hinziehenden gewaltigen Kalksteinmulden in Betracht. Wie westlich von der Urft (bei Golbach), so gewann man auch östlich von der Kalksteinmulde, bei Lommersdorf im Zuflußgebiet der Ahr, vortreffliche Eisenerze. Heute noch sind hier die alten Schächte zu verfolgen. Die Reitwerke, in denen das Eisen verhüttet wurde, sind auf den französischen Karten meist eingetragen. An dem zur Erft fließenden Veybach lagen Vussem, Eiserfey und Weyer. Die bedeutendsten Werke lagen aber an der Urft und ihrem Zuflusse, der Olef, so Kall, Monigrath (Münchenrath), das Alte Werk, Rosauel und das im Steinfelder Seitental südlich der Urft angelegte alte Steinfelder Hüttenwerk. Im Kylltale waren u. a. Jünkerath, dessen Hochofen mit Holzkohlenfeuerung erst 1896 außer Betrieb gesetzt wurde, und die zwischen Stadtkyll und Kronenburg gelegene Hammerhütte, am Oosbach, einem Nebenwasser der Kyll, die Hämmer Müllenborn und Schauerbach bei Lissingen, Eisenreitwerke. Auch sonstige südwärts zur Mosel strebende Gewässer trieben Eisenhämmer, wie die Salm (Eichelhütte usw.). Aber

[1]) Exploitation de mine de fer peu considérable.

auch an der Roer bestanden in französischer Zeit Eisenhütten, so bei Uedingen sowie in Schneidhausen und in Lendersdorf oberhalb Düren [1]).

Der Eifeler Bleibergbau blickt ebenfalls auf eine lange Geschichte zurück. Der von den Römern bereits betriebene Bergbau bei Mechernich fand in französischer Zeit vorzugsweise seinen Abbau im Gebiete des Bleibaches (Bleibuir), zwischen Roggendorf und Kalenberg: hier befanden sich an die zehn Hütten, die heute fast alle verschwunden sind. Im 19. Jahrhundert verzog sich der Bergbau in das östlich von der heutigen Köln—Trierer Bahn gelegene Gebiet. Neben diesem wichtigsten Fundort wurde nordwestlich Rupperath (dem südlichsten Dorfe des Regierungsbezirks Köln) und bei Effelsberg Blei gewonnen und geschmolzen. Bleischmelzhütten befanden sich weiter bei Kall und bei Kallerheistert sowie bei Zerkall im stillen Kallbachtale: diese letztere ist jetzt in eine Papiermühle umgewandelt. Fern von diesem nördlichen Vorkommen wurde Blei am Nordrand der Schneifel bei Bleialf gewonnen, das 893 als Alf erwähnt wird und erst seit 1584 den weitergebildeten Namen führt. Die Tranchotkarte nennt als Fundort und als Verhüttungsstelle das nordöstlich Bleialf gelegene Dorf Nieder-Lascheid [2]).

In der Eifel hat man nennenswerte Funde von Kupfer nie gemacht, und die wenigen Kupfermühlen, von deren Bestehen man bisher kaum etwas wußte, wie sie bei Friesenrath im Münsterlande (Kupfermühle und Drahtmühle), an der Weser, unweit der Einmündung des Steinbaches (westlich Rötgen, zwei zerstörte Kupfermühlen) bestanden haben, dürften wohl von der großen Messingindustrie des Aachen-Stolberger Gebiets abhängig gewesen sein [3]).

Alle die genannten Industriezweige, die sich zum größten Teil an die Fundorte von Mineralien erschlossen haben, sind, soweit die eigentliche Eifel, nicht die Randlandschaft in Betracht kommt, untergegangen oder kämpfen wenigstens schwer um ihren Bestand. Dafür entstanden aber auch neue Industrien, die sich vornehmlich an den Wasserläufen ansiedelten. Eine der älteren ist die Papierindustrie, die in französischer Zeit, teilweise auch schon früher, an der Roer bei Düren eine Reihe kleiner Siedlungen hervorgerufen hatte. Papierfabriken befanden sich weiter am Münsterbach bei Komerich und im Erftgebiet bei Kuchenheim. Indem wir diese drei Täler erwähnen, und zum Münsterbach, wie der gewerbreiche Oberlauf der Inde heißt, den Wehebach und namentlich das seit dem ausgehenden Mittelalter in glänzender Weise besiedelte Vichtbachtal hinzunehmen, haben wir die Wasserläufe mit den mannigfachsten industriellen Kleinsiedlungen des nördlichen Vorlandes aufgezählt. Im Erftgebiet hatte namentlich der zwischen Stotzheim und Wüschheim abgeleitete Kuchenheimer Mühlenbach eine größere Zahl verschiedenartiger gewerblicher Unternehmungen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (namentlich in Stotzheim) weiter ausgebaut wurden, dann aber wieder

[1]) Eugen Virmond, der in seiner Geschichte der Eifeler Eisenindustrie (1896, bes. S. 50 ff.) in ziemlich erschöpfender Weise die Reitwerke aufzählt, erwähnt diese Roerwerke nicht, während mehrere von ihm namhaft gemachte Reitwerke auf den französischen Blättern nicht eingetragen sind. — Daß das Eisenhüttenwerk Quint mit seiner Bleischmelze, das einzige heute noch bestehende bedeutendere Eisenwerk, in die Zeit der kurtrierischen Landeshoheit hinaufreicht, ist bekannt.

[2]) Die heute noch im Betrieb befindlichen Bleibergwerke bei Rescheid, s. Hollerath, sind auf der Tranchotkarte nicht verzeichnet.

[3]) Eine Kupferwalzmühle bestand an der Urft (w. Gemünd), eine Kupferschmelzfabrik an der Salm bei Groß Littgen.

Die Nachrichten über Steinkohlenlager in der Eifel haben sich stets als irreführend erwiesen. Von der am Vorgebirge erst seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts blühenden Braunkohlenindustrie abgesehen, trifft man die Braunkohle nirgendwo nennenswert an, sodaß sich ihr Abbau kaum lohnen dürfte. Auf der Tranchotkarte ist südöstlich von Münstereifel ein Fundort von Kohle, offenbar wohl Braunkohle, eingetragen.

zurückgingen und heute unter dem vor 100 Jahren erreichten Stand stehen. Wirtschaftlich entwickelter war immer das Roertal bei Düren, in dem die Industrie im 19. Jahrhundert weitere große Fortschritte machte: dieses aber wurde wiederum übertroffen von dem Vichttale. Alle die Hämmer, wie sie von Stolberg aufwärts bis nach Zweifall sich erstrecken, sind alte Anlagen, die zum großen Teil der ruhmreichen Messingindustrie des Tales dienstbar gemacht waren. Der Hammer in Altstolberg, Binsfeldhammer, Bernardshammer, die „Hämmchen" am Derigsberg, Neuenhammer und Junkershammer sind ja die alten Besitzungen der Stolberger Familien, die namentlich in der französischen Zeit zumeist einen glänzenden wirtschaftlichen Aufschwung erlebten.

Neben diesen Industrien blühte zur Zeit der Fremdherrschaft in der Eifel auch schon die Lederindustrie, die offenbar auf ein hohes Alter zurückblickt. Beklagt sich doch schon 1621 das Kölner Löhrer (Rotgerber)amt über die Einfuhr von in Kerpen in der Eifel gelohten Fellen [1]). Von den in den geschlossenen Ortschaften befindlichen Unternehmungen abgesehen, befanden sich nach der französischen Landesaufnahme Gerbereien bei Reifferscheid, Ehrang und Kuchenheim. Die letztgenannte, die heute noch besteht, dürfte eine der ältesten Unternehmungen dieser Art im Rheinland sein. Im 19. Jahrhundert nahm die Lederindustrie in den Eifellandschaften einen glänzenden Aufschwung. Prüm, Malmedy (gleich der mit ihm durch die Geschichte verschwesterten belgischen Nachbarstadt Stavelot), St. Vith, Stolberg, Gemünd, Hillesheim, Stotzheim, Münstereifel u. a. zählten in den sechziger und siebziger Jahren eine große Zahl blühender Werke, die aber in den letzten Jahrzehnten an manchen Orten zurückgingen [2]). Die Eichenschälwaldungen in der der Mosel benachbarten Landschaft und im Luxemburgischen, die neuerdings immer mehr der Anpflanzung der Fichte weichen müssen, liefern die vortreffliche Lohe, die schon in französischer Zeit in den Lohmühlen, etwa bei Manderscheid, gemahlen wurde.

Die Verwendung des Steinbruchmaterials hat in den Eifelbergen schon früh stattgefunden. Nach der französischen Landesaufnahme waren solche Steinbrüche bei Hahn (s. Cornelimünster, heute noch ein Gebiet lebhafter Tätigkeit), östlich von Stolberg, südlich von Leversbach (Roertal) im Mausauelbusch, ferner im größeren Maßstabe bei Recht. Die heute so beliebten Buntsandsteinbrüche an den zur Mosel fließenden Gewässern, wie der Kyll, scheinen in französischer Zeit kaum nennenswert im Betriebe gewesen zu sein, wiewohl ein solcher für die Römerzeiten außer Zweifel steht [3]). Wohl die ganze geschichtliche Zeit hindurch ruhte der Bruch der Lavablöcke zur Herstellung der Mühlsteine auf der Pellenz nicht. Verfrachteten doch schon im 15. Jahrhundert Kölner Kaufleute den Mühlstein bis nach Danzig [4]). Bei Mayen und Nieder-Mendig waren auch in französischer Zeit die wichtigsten Mühlsteinbrüche. Weitere Brüche befanden sich bei Hohenfels, nordöstlich Gerolstein. Im Brohltale erwähnt die Tranchotkarte die Mühlen, die den Tuffstein zum Traß zermahlen. Bei Müllenbach, westlich Kaisersesch, muß der Abbau von Schiefer bedeutend gewesen sein; denn es befinden sich in seiner Nähe verschiedene Wüstungen. Erst neuerdings, seit der Eröffnung der Eifelquerbahn Mayen—Gerolstein, ist der Betrieb der Schieferbrüche wieder lebhafter geworden. Wie heute, gewann man ferner Schiefer an der Erkensruhr, westlich Dreiborn.

---

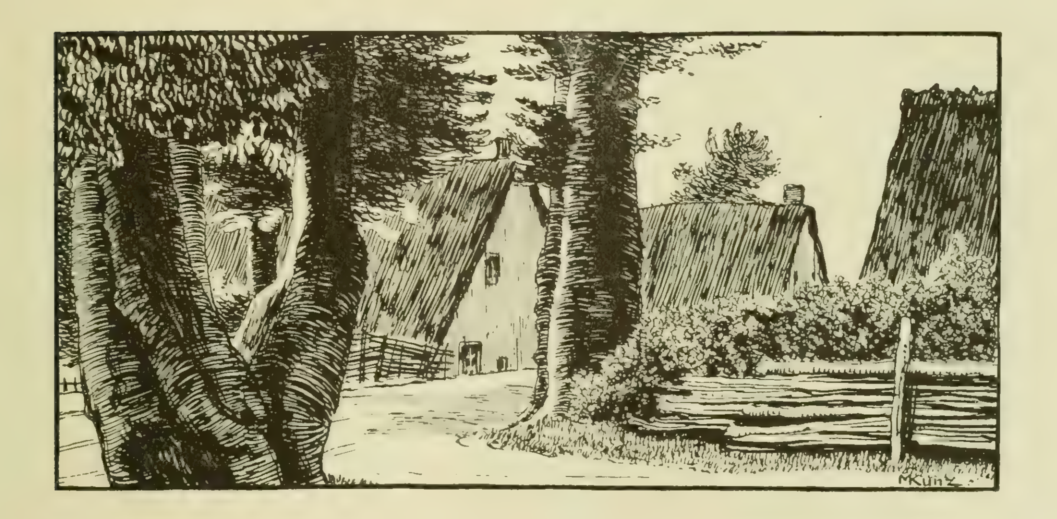
[1]) Kölner Stadtarchiv: Kölner Zunftakten Nr. 326.

[2]) In Kuchenheim befanden sich 1852 zehn Gerbereien, in Euskirchen sieben.

[3]) Bei Rodt, n. Kordel, erwähnt die Landesaufnahme einen Schleifsteinbruch.

[4]) Vgl. meinen im ersten Jahrbuch des „Kölnischen Geschichtsvereins" erschienenen Aufsatz: „Kulturelle Beziehungen Kölns und des Niederrheins zum Osten Europas" (1912, S. 46).

So lassen sich die Aufnahmen der französischen Ingenieuroffiziere nach den verschiedensten Richtungen hin verwerten. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir in ihnen eine der glänzendsten kartographischen Leistungen aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts überhaupt erblicken, die aus dem Bestreben heraus, möglichst zuverlässig und erschöpfend darzustellen, ein getreues Bild des wirtschaftlichen Zustandes unserer Rheinlande vor hundert Jahren bieten. Man wird sagen können, daß die kulturellen Verhältnisse in den östlichen, dem Rhein benachbarten Teilen, selbst in der Hohen Eifel, beharrlicher sind, als in den westlichen. In jenen ist zum Beispiel die kirchliche Organisation schon am Ausgang des Mittelalters in ihren Hauptzügen vollzogen, während in diesen, in der Landschaft zwischen Aachen, Lüttich und Trier, in der die Abteien Prüm und Malmedy-Stavelot lange wirkliche Kulturoasen waren, erst die neuere Zeit die Lücken ausfüllte. Auch aus unseren Ausführungen lassen sich ähnliche Ergebnisse, die auf der verschiedenartigen Entwicklung des Ostens und des Westens beruhen, erzielen.





II. TEIL:

BEITRÄGE ZUR NATURKUNDE DER EIFEL.



ENTSTEHUNG DER OBERFLÄCHENFORMEN DER EIFEL VON KURT STAMM.

MIT 18 ABBILDUNGEN UND KARTEN.

Viele Tausende durchstreifen jährlich das Bergland der Eifel und erfreuen sich an ihren mannigfachen Naturschönheiten, aber nur wenige sind sich bewußt, welch' langer Zeitraum verstreichen mußte, bis das heutige Relief zustande kam, uns ein scheinbar dauernder Zustand, in Wirklichkeit nur ein Übergangsstadium zu anderen Landschaftsformen.

Auch die Eifel hat ihre Geschichte, wie jeder Volksstamm, jeder Staat, nur daß diese Geschichte nicht nach Jahrtausenden zählt, sondern nach vielen Jahrmillionen. Wie in alten vergilbten Pergamenten die Geschichte unserer Vorfahren niedergelegt ist, so findet sich auch die Geschichte der Länder in dauerhafteren Dokumenten, den Steinen, aufgezeichnet, und ebenso wie der Geschichtsforscher aus den Pergamenten ein Bild des Lebens und Treibens längst verstorbener Generationen rekonstruieren kann, so liest der Geologe aus den Steinen und den Landschaftsformen das Walten der Naturkräfte ab, selbst aus Zeiten, als der Mensch noch nicht die Erde bevölkerte und eine der heutigen ganz fremdartige Flora und Fauna auf dem Erdball lebte.

Wir verstehen heute unter dem Namen „Eifel" jenen Teil des Rheinischen Schiefergebirges, der im Westen von der Landesgrenze, im Osten vom Rhein, im Süden von der Mosel, im Norden vom Flachlande begrenzt wird. Durchwandern wir die Eifel in irgend einer Richtung, so sehen wir, daß äußerst verschiedene Gesteine sich am Aufbau des Untergrundes beteiligen. Bald sind es feste, wetterbeständige Quarzite, bald weiche, leicht zerfallende Schiefer, bald feinkörnige, harte Sandsteine, bald mürbe, lockere, von zahlreichen Kluftflächen durchzogene Sandsteine, bald wieder klotzige Kalk- und Dolomitmassen; dann sehen wir harte, feste Gesteine mit deutlich kristalliner Struktur, dann wieder poröse Massen, die aussehen wie Hochofenschlacken, und gerade durch diese große Mannigfaltigkeit wird das Bild der Eifel so reizvoll, da naturgemäß die Oberflächenformen stark von der Gesteinsbeschaffenheit beeinflußt werden.

Nach der Entstehungsweise kann man unter den Gesteinen zwei große Gruppen unterscheiden, einmal die *Massengesteine*, das sind solche Gesteine, die sich aus feurigem Schmelzfluß gebildet haben; hierhin gehören die Granite, Basalte, Phonolithe, kurz, die vulkanischen Gesteine; dann die *Schicht-* oder *Sedimentgesteine*. Diese letzteren sind in der Eifel bedeutend weiter verbreitet als die vulkanischen Gesteine. Ihre Bildung erfolgt im allgemeinen durch die Mithilfe von Wasser. Durch die Flüsse, die die Festländer durchströmen, werden fortwährend große Mengen fester Substanz dem Meere zugeführt, bald als äußerst feiner Schlamm, bald als mehr oder weniger grober Sand, oder auch unter besonderen Umständen als mehr oder weniger große Gerölle. Gelangen diese durch die Bewegung des Wassers fortgerissenen und in der Schwebe gehaltenen Teilchen in ruhiges Wasser, so sinken sie zu Boden und häufen sich hier an. Da nun die Wassermassen der Flüsse und somit auch ihre Transportkraft häufigen Schwankungen ausgesetzt sind, werden auch im allgemeinen die Meeresabsätze in größerer Mächtigkeit nicht ganz gleichmäßig erscheinen, und dadurch ist wohl zum Teil die deutliche,

ursprünglich fast immer horizontale *Schichtung* zu erklären, wonach man diese Gruppe von Gesteinen mit dem Namen „Schichtgesteine" bezeichnet hat. Diese ursprünglich lockeren Absätze wurden dann später durch Druck oder andere Faktoren verfestigt, und so entstanden die Gesteine, wie wir sie heute so häufig vorfinden.

Da sich nun auf dem Meeresboden, wenn sonst die Verhältnisse günstig sind, immer eine mehr oder weniger reiche Fauna aufhält, so müssen nach dem Absterben des Tieres die Überreste in die sich allmählich anhäufenden Sand- und Schlammmassen eingebettet werden. Die Weichteile des Tieres werden natürlich verhältnismäßig rasch zerstört, erhalten bleiben aber häufig die Hartteile, namentlich also Kalkschalen, und so kommt es, daß wir in den Gesteinen vielfach die Reste von Meerestieren versteinert, „fossil", vorfinden. Auch in der Eifel sind zahlreiche Stellen schon seit langem berühmt wegen der Häufigkeit der dort vorhandenen Fossilien, zum Beispiel die Umgegend von Manderscheid, Stadtfeld, Waxweiler, Sötenich, Büdesheim und vor allen Dingen Gerolstein. Durch eingehendes Studium der Faunen in den verschiedensten Gegenden konnte man schließlich ein Normalprofil aller uns bis jetzt bekannten Sedimente aufstellen und namentlich ihr relatives Alter zueinander bestimmen. Das *relative* Alter, denn mit absoluten Zahlen wie der Geschichtsforscher, kann der Geologe nicht rechnen; nur schätzungsweise kann er aus gewissen Umständen den Schluß ziehen, daß die ältesten fossilführenden Sedimente jedenfalls *sehr* alt sind, höchstwahrscheinlich viele Millionen von Jahren.

Zur besseren und bequemeren Verständigung hat man die ganze Folge von Sedimentgesteinen in eine Anzahl von Gruppen eingeteilt. Wie man in der Geschichte einer Völkerschaft spricht von Altertum, Mittelalter und Neuzeit, so auch in der Erdgeschichte. Nur hat man hier griechische Benennungen herangezogen, in denen zugleich die Tatsache ausgedrückt ist, daß diese Einteilung vor allen Dingen begründet ist in der in den Schichten eingeschlossenen fossilen *Lebe*welt. So spricht man vom „Paläozoikum", d. h. dem Zeitraum der „alten Lebewelt", vom „Mesozoikum", dem Zeitraum der „mittelalterlichen Lebewelt" und vom „Känozoikum", dem Zeitraum der „neuzeitlichen Lebewelt".

Da aber die so geschaffenen Epochen für den praktischen Gebrauch noch viel zu umfangreich waren, so unterschied man weiterhin eine Reihe von Unterabteilungen, von „Formationen", die man auch mit besonderen Namen belegte, entweder nach einem Landstrich, wo die betreffende Formation besonders gut entwickelt ist, oder nach den in der Formation besonders typischen Gesteinen, oder nach irgendwelchen sonstigen besonderen Eigenschaften.

Zum Paläozoikum rechnet man das Kambrium, Silur, Devon, Karbon, Perm, zum Mesozoikum Trias, Jura, Kreide, zum Känozoikum das Tertiär und Quartär. Nur erwähnt möge werden, daß der ältesten relativ gut bekannten Formation, dem Kambrium, ein ungeheuer langer Zeitraum vorherging, in dem auch schon Sedimentbildung stattfand, in dem auch schon Lebewesen existierten, doch ist unsere Kenntnis von diesen Bildungen vorläufig noch sehr unvollkommen.

Die ältesten Gesteine, die in der Eifel auftreten, sind die Quarzite und Phyllite (stark veränderte Schiefer) des Hohen Venns. Die spärlichen Versteinerungen, die namentlich auf belgischer Seite in der Nähe von Spaa aber auch an einigen wenigen Orten auf preußischem Gebiete aufgefunden wurden, weisen diesen Schichten ein jungkambrisches bis untersilurisches Alter zu. Bei der Zerstörung der Phyllite durch Verwitterung entsteht ein wasserundurchlässiger Ton, der unter besonderen Umständen eine starke Vermoorung des Geländes hervorruft. Die ausgedehnten Torfmoore des Hohen Venns ruhen auf solchen tonigen Schichten auf, und diese

Eigentümlichkeit hat dem Venn den Namen eingetragen, denn „Venn" entspricht dem althochdeutschen „Fenni", dem niederländischen „Veen", dem französischen „Fagne", und alle diese Ausdrücke bedeuten „Sumpf", „Moor".

Nach Ablagerung der kambrischen bezw. untersilurischen Schichten in wahrscheinlich nicht allzutiefem Meere fand eine Unterbrechung der Sedimentation statt. Die ursprünglich horizontal gelagerten Schichten wurden durch seitlichen Druck zusammengeschoben und in mehr oder weniger steile Stellung gebracht; es fand eine Gebirgsbildung statt. Den Vorgang einer solchen Gebirgsbildung kann man sich am besten versinnlichen, wenn man die Erde mit einem Apfel vergleicht. Die Schale, die den Apfel umschließt, stellt eine ringsum geschlossene, horizontal gelagerte Sedimenthülle dar. Wenn nun der Apfel längere Zeit in der Luft liegt, trocknet er ein, d. h. er verkleinert sein Volumen. Infolgedessen wird die ihn umgebende Schale zu groß für das neue Volumen; da sie sich aber nicht von dem eigentlichen Körper des Apfels abtrennen kann, wird sie in Runzeln, in Falten gelegt. Den Falten auf der Apfeloberfläche entsprechen die Faltengebirge auf der Erdoberfläche; ob diese allerdings auch einfach durch Schrumpfung des Erdkörpers zu erklären sind, ist eine Frage, die bis heute noch keine einwandfreie Beantwortung erfahren hat.



Fig. 1. Richelsley mit dem „Kreuz im Venn".
Unterdevonisches Konglomerat von Fépin.

Zur Silurzeit ragte unsere Eifel als Festland über den Meeresspiegel heraus. Was sich während dieser Zeit hier abgespielt hat, wissen wir nicht; hier befindet sich eine Lücke in der Geschichte unseres Landes. Nur das eine können wir sagen, daß in dieser Zeit eine starke Abtragung des Landes stattfand, das Gebirge wurde erniedrigt, die Höhenunterschiede ausgeglichen. Und zu Beginn der Devonzeit brandete von neuem das Meer über die ganze Gegend hin. Wenn das Meer von einem Landstrich neuen Besitz ergreift, findet es gewöhnlich auf dem alten Festlande eine Menge losen Materials. Dieses wird von den Meereswogen aufgearbeitet, abgerollt und schließlich irgendwo abgesetzt. Wenn diese Gerölle dann später durch irgend ein Bindemittel verfestigt werden, so entsteht ein Konglomerat.

Und da dieses sich beim Vorrücken, bei der „Transgression“ des Meeres sich bildet, sprechen wir von einem Transgressionskonglomerat. Ein solches müssen wir auch aus dem Beginn der Devonzeit erwarten. Und in der Tat, wenn wir an der Grenze von Kambrium und Devon danach suchen, so finden wir ein solches Konglomerat, das äußerst hart und widerstandsfähig ist, eine Folge davon, daß hier als Bindemittel der harte Quarz auftritt. Manchmal ragen diese harten Konglomeratbänke mauerartig über ihre Umgebung heraus, weil sie eben nicht so leicht wie die anderen Gesteine von den Verwitterungsfaktoren angegriffen werden. So bildet das „Konglomerat von Fépin“ — wie man dieses Konglomerat nach einem typischen Vorkommen bei dem belgischen Orte Fépin nennt, zum Unterschiede von dem später zu besprechenden „Konglomerat von Burnot“ — die trotzigen Felsen der Richelsley bei dem Gute Reichenstein (zwischen Montjoie und Kalterherberg), auf denen weithin sichtbar ein großes eisernes Kreuz errichtet wurde, das „Kreuz im Venn“ (Fig. 1).

Doch allmählich vertiefte sich das Devonmeer, das Wasser wurde ruhiger, es konnten keine Gerölle mehr abgelagert werden, sondern nur Sand und feiner Schlamm wurde in großen Mengen von einem wohl nicht allzu fernen Festlande in das Eifelmeer transportiert und hier niedergeschlagen. Und so bildeten sich die mächtigen unterdevonischen Sedimente, durch deren spätere Verfestigung die Quarzite, Grauwacken, Sandsteine und Schiefer entstanden, die zum weitaus größten Teil den heute sichtbaren Boden der Eifel bilden. Bemerkenswert sind namentlich die in dem Unterdevon auftretenden Quarzitbänke, der sogenannte Koblenzquarzit, denn wegen ihrer Widerstandsfähigkeit werden sie von den Verwitterungsfaktoren nicht so leicht angegriffen wie die benachbarten Gesteine, so daß wir sie heute als langgestreckte Bergrücken über ihre Umgebung herausragen sehen. Gute Beispiele hierfür sind der Kondelwald am Südrand der Eifel, der Rücken, der südlich von Gerolstein von Mürlenbach nach Kelberg zieht, und vor allem die Schneifel.

Gegen Ende der Unterdevonzeit nahm die Zufuhr von Sand und Schlamm in das Devonmeer ab oder wurde wenigstens gering gegenüber den Ablagerungen von kalkigem Material. So sehen wir denn als hauptsächliche Absätze der Mitteldevonzeit Mergel mit zahlreichen, gut erhaltenen Versteinerungen, wie sie namentlich bei Gerolstein häufig vorkommen, aber auch bei Prüm, Hillesheim, Lommersdorf, Blankenheim, Sötenich und noch an einigen anderen Stellen zu finden sind. Nach oben zu werden die Mergel immer kalkreicher, bis schließlich an der oberen Grenze des Mitteldevons reine Kalkmassen vorhanden sind, die später in Dolomit umgewandelt wurden, d. h. ein Mineral bestehend aus kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia. Diese Gesteine lassen die ursprüngliche Schichtung meist nur unvollkommen erkennen; sie zeigen dagegen eine ausgesprochene Zerklüftung senkrecht zur Schichtung. Auf diesen Kluftflächen brechen die Dolomitmassen leicht ab, und so entstehen die bizarren Felspartien, wie sie namentlich bei Gerolstein so schön entwickelt sind, und der ganzen Gegend den eigenartigen romantischen Reiz verleihen (Fig. 2). Die Auburg, die Munterley, die Hustley und der Schloßberg bei Gerolstein bestehen in ihren oberen Teilen aus solchen Dolomitmassen, die von merglichen Schichten unterlagert werden. Infolgedessen finden sich in den oberen Partien schroffe Steilabstürze, die sich scharf abheben von den sanfter geneigten Gehängen im Gebiete der Mergel. Aber auch hier finden sich noch vereinzelte Dolomitblöcke von oft beträchtlicher Größe, die von den höheren Teilen heruntergestürzt sind.

Doch nicht überall in der Eifel herrschten während der Mitteldevonzeit die gleichen Verhältnisse. Am Nordrand, in der Gegend von Aachen finden sich nicht

wie in der übrigen Eifel Mergel und Kalke, sondern Konglomerate (das Konglomerat von Burnot, das ebenso wie das Konglomerat von Fépin oft mauerartig über die Umgebung herausragt), Grauwacken und Schiefer, die anzeigen, daß hier zu dieser Zeit der Strand des Festlandes nicht weit entfernt war. Und erst im obersten Mitteldevon hatte das Meer sich derartig vertieft, daß auch hier Kalke sich bilden konnten.

Die kalkig-mergligen Ablagerungen setzten sich auch fort in die Oberdevonzeit. Namentlich sind es hier weiche, merglige Schiefer, die diesem Zeitabschnitt ein besonderes Gepräge verleihen. Bei Büdesheim (in der Nähe von Gerol-



Fig. 2. Gerolstein. Mitteldevonische Mergel überlagert von Dolomit (Auburg und Munterley).

stein) finden sich diese Gesteine typisch entwickelt und sie beherbergen hier eine eigenartige Fauna, wie wir sie sonst aus keinen Schichten der Eifel kennen. Es finden sich hier in großen Mengen kleine Goniatiten, die meist nur wenige Millimeter groß sind, das sind Kopffüßler, also ähnliche Tiere, wie unsere heutigen Tintenfische, die aber eine spiral in einer Ebene aufgerollte Schale besitzen. Diese Schalen sind verkiest, das heißt das ursprünglich vorhandene Kalkkarbonat ist durch Schwefelkies ersetzt worden, und dieser hat sich dann meistens in Brauneisen, also Rost, umgewandelt. Zu vielen Tausenden finden sich diese kleinen Schälchen auf den Feldern in der Umgebung von Büdesheim.

Die nächst jüngere Formation, das Karbon, findet sich nur am Nordrand der Eifel in der Gegend von Aachen entwickelt, und zwar sind es Kalke, Sandsteine und Schiefer mit den technisch so wertvollen Kohlenflözen. Trotzdem ist aber die Karbonzeit auch für die Eifel äußerst wichtig. Damals wurde in Zentral- und West-Europa ein gewaltiges Faltengebirge aufgestaut, die „paläozoischen Alpen". Ausgehend vom französischen Zentralplateau erstreckte sich ein Ast dieses Hochgebirges über Irland und Südengland quer durch den Atlantischen Ozean bis nach

Nordamerika, ein zweiter, der sogenannte variszische Ast, reichte über Vogesen und Schwarzwald nach dem Thüringerwald, Harz, Fichtelgebirge, nach Böhmen und den Sudeten. Am Nordrand dieses Zweiges lag unsere Eifel. Ähnlich wie in den heutigen Alpen müssen damals auch in der Eifel gewaltige Gebirgskämme bestanden haben, die sich mehrere tausend Meter über den Meeresspiegel erhoben. Und zugleich drangen aus dem Erdinnern in die aufgefalteten Sedimente feuerflüssige Massen, die dann langsam unter dem ungeheueren Druck der darüber lastenden Gesteine erstarrten und Granite bildeten. Auch in der Eifel liegen heute solche Granite zutage, wenn auch nur in ganz beschränkter Ausdehnung. So ist der Herzogenhügel im Tal der Hill zwischen Eupen und Sourbrodt an der preußisch-belgischen Grenze aus Granit aufgebaut. Der Unterschied gegenüber den angrenzenden Sedimentgesteinen ist deutlich durch das Fehlen jeder Schichtung. Nur verschiedenartige Kluftflächen durchziehen den Granit, und dadurch ist der schroffe Abfall dieses Hügels nach der Hill zu erklären. Ein zweites Vorkommen von Granit wurde gelegentlich des Baues der Eisenbahn Aachen-St. Vith aufgeschlossen in dem Einschnitt wenig nördlich der Station Lammersdorf. Und auch früher schon wurde hier etwas östlich der Eisenbahn dieser Granit technisch ausgebeutet, allerdings wurden keine festen Hausteine daraus fabriziert, wie man eigentlich erwarten sollte, sondern es wurde in dem Granit eine — „Kies"grube angelegt; das Gestein ist hier nämlich infolge lang andauernder Verwitterung derartig zermürbt, daß es überhaupt keinen festen Zusammenhang mehr besitzt, sondern nur noch aus kleinen Brocken besteht.

Dem variszischen Hochgebirge war keine lange Dauer beschieden, lang wenigstens nicht im geologischen Sinne. Wie wir es noch heute in jedem Gebirge sehen, entwickelte sich rasch ein ausgedehntes Flußsystem, vielleicht waren sogar, wie heute in den Alpen, die höchsten Gipfel stark vergletschert, und langsam aber stetig zernagten die Bäche und Flüsse die gewaltigen Gesteinsmassive und transportierten den so entstandenen Schutt in die angrenzenden Meere, wo durch Absatz dieser Massen neue Sedimente gebildet wurden.

Aber auch heute noch verrät sich jene alte Störungsperiode in der steilen Stellung der Devonschichten, gelegentlich, allerdings äußerst selten, sehen wir in den Bacheinschnitten noch ganze Falten angedeutet, wie zum Beispiel im Eltztale, wo unterhalb Monreal sich an der Talwand eine umgelegte Falte zeigt.

Schon in der auf das Karbon folgenden Periode, dem Perm, scheint ein Teil unseres Gebietes wieder unter dem Meeresspiegel gelegen zu haben, denn permisches Alter haben höchstwahrscheinlich die roten Konglomerate und Sandsteine, die sich in der Wittlicher Senke vorfinden. Sicher wurde wohl zur Triaszeit der größte Teil der Eifel vom Meere bespült. Sedimente der unteren Abteilung der Trias, des Buntsandsteins, finden sich heute in einzelnen Fetzen in der großen Senke, die längs der Urft und Kyll quer die ganze Eifel durchzieht von Düren-Euskirchen bis zur Trierer Bucht, jener Senke, der auch die Eisenbahn Köln-Trier folgt. Dann sehen wir aber auch eine Scholle von Buntsandstein in der Umgebung von Malmedy und zwar eingesunken in die kambrischen Schichten. Und einzelne Blöcke von Buntsandstein finden sich eingeschlossen in den Tuffen des Burberges bei Schutz im Osten der Eifel. Wir müssen wohl annehmen, daß alle diese isolierten Fetzen von Buntsandstein früher einer einzigen Decke angehörten, die die Eifel ganz oder doch zum größten Teil überdeckte. Durch tektonische Bewegungen, auf die wir weiter unten noch zu sprechen kommen, wurde diese große Tafel in einzelne Schollen zerstückelt, die hochgelegenen fielen rasch der Erosion zum Opfer, während die tieferen, eingesunkenen, bis heute erhalten blieben. An manchen Stellen kann man direkt die Auflagerung des Buntsandsteines auf das Devon beobachten, so

zum Beispiel im Tale der Prüm bei Biersdorf in der Nähe von Bitburg (Fig. 3). Man sieht dort unten die steil aufgerichteten Schichten des Unterdevons; diese sind oben horizontal abgeschnitten, und darauf lagern sich horizontal feinbankige, rote Konglomerate, die nach oben zu immermehr an Korngröße verlieren und schließlich in dickbankigen roten Sandstein, den typischen Buntsandstein, übergehen. Diese ungleichförmige Überlagerung, Diskordanz, wie der Fachausdruck lautet, erzählt dem, der sie zu deuten versteht, die ganze Geschichte des Landes vom Devon bis zur Trias. Den Absatz der Devonschichten im Meere, die Auffaltung zu einer späteren Zeit und die darauf folgende Abtragung während einer langen Festlandsperiode, das Übergreifen, die Transgression, des Buntsandsteinmeeres und



Fig. 3. Diskordanz. Steil gestellte unterdevonische Sandsteine, Diskordant überlagert von horizontal liegenden Konglomeraten des Buntsandsteins.

seine allmähliche Vertiefung, alles dieses kann man aus einem solchen Aufschluß herauslesen.

Dickbankige, klüftige, rote Sandsteine sind die am weitesten verbreiteten Sedimente der Buntsandsteinzeit. Daneben finden sich aber auch äußerst harte, grobe Konglomerate. Die in diesen enthaltenen Gerölle, die oft über Kopfgröße erreichen, bestehen aus Gesteinen des Devons, enthalten oft sogar noch typische Devonversteinerungen. Solche Konglomerate bilden die malerischen Gehänge des Warchetales bei Malmedy, sie sind es, aus denen sich die romantischen Felspartien an der Roer in der Umgegend von Nideggen (Fig. 4) aufbauen.

Sedimente der höheren Abteilung der Trias, des Muschelkalks und Keupers finden sich einmal in der Trierer Bucht, dann aber auch im Norden bei Zülpich. Möglicherweise haben auch diese Vorkommnisse ursprünglich zusammen gehangen, sodaß also auch noch während der mittleren und oberen Trias ein großer Teil der Eifel vom Meer bedeckt war, wenn dieses Meer auch nirgends besondere Tiefen erreichte, sondern mehr den Charakter eines seichten Binnenmeeres trug.

Dagegen scheint während der Jurazeit ein großer Teil der Eifel Festland

gewesen zu sein. Jurassische Sedimente kennen wir nur aus der Südeifel, aus der Trierer Bucht, wo graubraune, mürbe Sandsteine mit jurassischen Versteinerungen gleichförmig die Keuperschichten überlagern.

Wo diese Sandsteine heute an die Talränder herantreten, brechen große Blöcke auf senkrecht zur Schichtung verlaufenden Kluftflächen ab und dadurch entstanden die bizarren Felspartien, zum Beispiel in der Gegend von Echternach die der dortigen Landschaft den Namen „Luxemburgische Schweiz" eingetragen haben. Auf den tieferen Teilen der Talgehänge finden sich große, oft haushohe Blöcke, die von



Fig. 4. Buntsandsteinfelsen an der Roer bei Nideggen.

oben herabgestürzt sind und den romantischen Charakter der ganzen Gegend noch erhöhen.

Die Festlandsperiode dauerte bis Ende der Kreidezeit. Hier erfolgte, wenigstens im Norden der Eifel, ein neuer Einbruch des Meeres, denn wir kennen Kreideablagerungen aus dem Hohen Venn, wo sich Kreidefeuersteine bis hinauf zu den höchsten Höhen vorfinden, wenn auch nicht mehr auf ursprünglicher Lagerstätte; wir kennen Sande und Mergel mit Feuersteinen kretazischen Alters aus der Gegend von Aachen, und endlich Kalksteine mit typischen Kreidefossilien von Irnich in der Nähe von Zülpich. Wie weit das Kreidemeer nach Süden gereicht hat, wissen wir nicht, denn sonst sind aus der ganzen Eifel keine Kreidesedimente bekannt.

Am Schluß der Kreidezeit zog sich das Meer zurück und jetzt beginnt für die *ganze* Eifel eine Festlandzeit, die ununterbrochen bis heute andauert, im einzelnen sich aber äußerst wechselvoll gestaltet. Im Laufe des Tertiärs, noch mehr im Laufe der Diluvialzeit, die der Jetztzeit, der Alluvialzeit, unmittelbar vorausgeht, findet die Ausgestaltung des heutigen Reliefs statt, und diesen beiden Formationen müssen wir deshalb bei dem Versuch einer Erklärung der heutigen Oberflächenformen erhöhte Aufmerksamkeit schenken.

Das ältere Tertiär hat in der Eifel keine deutlichen Spuren hinterlassen. Wahrscheinlich war eben damals die Eifel Festland, auf dem sich ein ausgedehntes Flußsystem entwickelte, das nun an der Zerstörung des Landes arbeitete. Erst aus der mittleren Tertiärzeit sind uns Ablagerungen erhalten, die uns Aufschluß geben über das damalige Aussehen der Eifel. Es muß damals die Eifel ein flachwelliges Plateau gewesen sein, dessen Oberfläche nur wenig über dem Meeresspiegel lag, eine Fastebene oder „Peneplain".

Auf diesem Plateau bildeten sich in flachen Einsenkungen große Binnenseen, in denen vorwiegend Ton abgesetzt wurde; das Material, das heute in zahlreichen Tongruben gewonnen wird, stammt aus jener Zeit. Große Waldungen bedeckten die Oberfläche, namentlich existierten auch ausgedehnte Waldmoore, in denen eine üppige Vegetation vorhanden war, eine Vegetation, wie sie heute nur in bedeutend südlicher gelegenen Gegenden existiert. Das Klima war erheblich wärmer wie heute, zwar nicht mehr so heiß, wie im älteren Tertiär, aber immer noch subtropisch, sodaß in unseren Breiten sogar Palmen noch ein gutes Fortkommen fanden. Unter besonderen Umständen häuften sich die abgestorbenen Bäume in großen Mengen an und gaben so Veranlassung zur Entstehung der großen Braunkohlenlager, die namentlich am Nordrand der Eifel, am Vorgebirge, einen regen Abbau hervorgerufen haben. In der Eifel selbst kennt man Braunkohlen nur an einer Stelle bei Eckfeld in der Nähe von Manderscheid, doch war deren ursprüngliche Verbreitung sicher sehr viel größer. Aber die Hauptmenge wurde im Laufe der Zeit zerstört, und nur das kleine Lager bei Eckfeld wurde vor der Vernichtung bewahrt, dadurch, daß es an Verwerfungen in die älteren Gesteine einsank.

Diese einförmige Landschaft erfuhr dann im Mitteltertiär, vielleicht auch schon früher, eine neue Umgestaltung. Es ist das Alt- und Mitteltertiär eine Periode intensiver Gebirgsbildung; so entstanden damals die Alpen und eine Reihe von anderen Gebirgen, die wir heute als Hochgebirge bezeichnen. Und auch in den deutschen Mittelgebirgen, also zum Beispiel der Eifel, traten mannigfaltige Störungen auf, die zum Teil allerdings noch viel weiter zurückreichen. Zwar kam es hier nicht mehr zu einer eigentlichen Faltung der Gesteine, wie zur Karbonzeit, dafür wurde aber das ganze Gebiet in eine große Anzahl von Schollen zerstückelt. Ein Teil dieser Schollen wurde über die Umgebung herausgehoben, ein anderer Teil sank in die umgebenden Schichten ein, sodaß jetzt ganz verschiedenaltrige Schichten nebeneinander zu liegen kamen.

Zwar lassen sich meistens solche „Verwerfungen", daß heißt die Flächen, an denen die Verschiebung der Schollen gegeneinander stattfindet, nur bei genauerem Studium feststellen, manchmal bemerkt man sie aber auch schon bei ganz flüchtiger Betrachtung. So sieht man, wenn man von Malmedy im Warchetal die Chaussee hinaufwandert, die nach Mont führt, zuerst zu beiden Seiten der Warche die groben Konglomerate der Trias, die in ganz charakteristischer Weise das Landschaftsbild beeinflussen, indem sie senkrechte schroffe Abstürze bilden. Wenige Schritte vor dem Übergang der Straße über den Tros-Marais-Bach ändert sich das plötzlich. Zwar sind auch hier die Wände noch steil, aber das Gefälle der Wände vom Bergkamm bis zur Talsohle ist mehr gleichmäßig, nicht mehr unterbrochen von senkrechten Abstürzen. Zugleich verengt sich das Tal außerordentlich, derart, daß wenig weiter oberhalb die Talsohle nur gerade Raum bietet für den Bach. Die Gesteine, die hier an der Seite anstehen, sind ganz andere; es sind kambrische Schiefer und Phyllite, die fast senkrecht einfallen und infolge einer außerordentlich starken Spezialfaltung einen stark gequälten Eindruck machen. Hier liegt also fast horizontal gelagerte Trias *neben* stark gefaltetem Kambrium, eine Tatsache, die sich nur dadurch erklären läßt, daß hier eine Triasscholle in das Kambrium

eingebrochen ist. Die Verwerfung läuft senkrecht am Gehänge in die Höhe, wie man von mehreren Stellen der gleichen Chaussee aus kurz vor Mont feststellen kann. Denn hier, wie auch sonst häufig, macht sich der Wechsel der Gesteinsbeschaffenheit auch in der Entwicklung der Vegetation bemerkbar, und infolgedessen hebt sich die Verwerfung äußerst markant ab.

Ähnlich gut sichtbare Verwerfungen finden sich auch in der Umgebung des Kylltales im Südteil der Eifel.

Zugleich mit diesen Dislokationen entwickelte sich eine äußerst rege vulkanische Tätigkeit. Eruptivgesteine, meist Basalte, drangen an die Oberfläche, Schlacken und Aschen wurden an die Oberfläche befördert, und namentlich dieses lockere Material wird wahrscheinlich auch ganze Berge gebildet haben, wie wir es bei den noch heute tätigen Vulkanen beobachten.

So wurde also das Relief der einförmigen Ebene durch mannigfache Erhöhungen und Vertiefungen belebt, aber sofort setzte auch wieder die nie rastende Tätigkeit des Wassers ein und beseitigte die Höhenunterschiede, und diese neue Einebnung erfolgte derartig schnell, daß wahrscheinlich schon zu Ende der mittleren Tertiärzeit die Eifel wieder eine neue Fastebene bildete. Hier ließen sich die Verwerfungen oberflächlich nicht mehr erkennen, wie es ursprünglich der Fall gewesen sein muß, die Schlacken- und Aschenkegel der Vulkane waren stellenweise ganz entfernt worden, und die Basalte, die im Zuführungsschlot der Vulkane in die Höhe gedrungen waren, waren zum Teil freigelegt worden.

Diese Peneplain ist es, die noch heute in der ganzen Eifel deutlich erkennbar ist. Steht man auf einem hohen Aussichtspunkt, so wird fast überall der Horizont begrenzt durch eine nahezu wagerechte Linie; die hohen Berge der Eifel haben eine konstante Gipfelhöhe von 500—600 m, und dieser Umstand muß als eine Folge jener großen Einebnung angesehen werden. Die tief eingeschnittenen Täler, die heute diese Berge voneinander trennen, sind viel jünger; sie existierten damals noch nicht, vielleicht nicht einmal in der Anlage.

Über das damalige Flußsystem wissen wir nichts; wahrscheinlich werden die Flüsse in breiten, nur ganz wenig in die Umgebung eingesenkten Tälern träge sich fortbewegt haben. Die erste sichere Überlieferung von einem Flußsystem haben wir aus dem jüngsten Abschnitt der Tertiärzeit, dem Pliozän. Und auch aus dieser Epoche kennen wir nur spärliche Ablagerungen vom Rande der Eifel, aus dem Gebiete des Rheins und der Mosel. Diese beiden Flüsse flossen damals ungefähr in ihrer heutigen Richtung in einem breiten Bette, das im Durchschnitt ca. 200 m höher lag, als der heutige Talboden, wobei zu berücksichtigen ist, daß damals verhältnismäßig auch der Meeresspiegel sehr viel höher lag, als der heutige, oder richtiger gesagt, daß die ganze Eifel damals noch nicht so hoch über den Meeresspiegel emporgehoben worden war.

Diese Hebung erfolgte vielmehr erst zur Diluvialzeit, wo das ganze rheinische Schiefergebirge, also auch die Eifel, langsam emporstieg. Da aber der Meeresspiegel in dieser Zeit ungefähr in gleicher Höhe blieb, so suchten die Flüsse, die damals schon in der Eifel vorhanden waren, ihre relative Lage zum Meeresspiegel beizubehalten. Man kann in diesem Falle die Tätigkeit der Flüsse am besten vergleichen mit der einer Kreissäge, gegen die ein Stück Holz heranbewegt wird. In dem Maße, als das Holz weiter vorrückt, wird es von der Säge eingeschnitten, sodaß die Säge zwar immer an der gleichen Stelle bleibt, dabei aber ihre relative Lage gegen das Holz fortwährend ändert. Der Holzblock wäre in diesem Fall der Gesteinsblock des rheinischen Schiefergebirges, die Säge das Wasser, das sich in das Gebirge einschneidet.

Wenn ein Bach oder Fluß sich ruhig fortbewegt, scheinen seine Wirkungen auf

den Untergrund gleich Null zu sein, wenigstens können wir nicht direkt beobachten, daß er irgend welche Veränderungen hervorruft. Und doch wird uns ab und zu recht eindringlich vor Augen geführt, welche verheerende Kraft dem fließenden Wasser innewohnt, wie zum Beispiel noch bei dem letzten Hochwasser im Ahrtal am 13. Juni 1910. Hier riß das Wasser ganze Brücken weg, zerstörte Häuser und verwüstete Ländereien, indem es einmal tiefe Löcher in den Boden riß, andererseits das Land mit Geröll, Sand und Schlamm überdeckte. Was hier eine große Wassermenge innerhalb weniger Stunden leisten konnte, dasselbe erreicht eine geringe Wassermenge im Laufe sehr viel längerer Zeit, vielleicht in Jahrhunderten oder Jahrtausenden. Das Endergebnis ist dasselbe, nur geht die Zerstörung in letzterem Falle so außerordentlich langsam vor sich, daß wir während unserer kurzen Lebensdauer überhaupt keine Veränderungen feststellen können.

Wenn wir an einem Regentage das ablaufende Regenwasser genau betrachten, so sehen wir, daß es trübe ist. Die Trübung rührt von einer Unmenge fester kleiner Partikelchen her, die das Wasser von dem Boden mitnimmt. Das Wasser gibt seine Ladung dem nächsten Bache ab, und dieser befördert es weiter, bis zum Meere.

Das ablaufende Wasser vereinigt sich an den tiefsten Stellen zu kleinen Rinnsalen, mehrere von diesen zu größeren, diese wieder zu Bächen usw. So entsteht ein kompliziertes Flußnetz. Im kleinen kann man ein derartiges Flußsystem beobachten an alten Schutthalden, denen längere Zeit kein neues Material zugeführt wurde, zum Beispiel an den Schutthalden der Bleigruben bei Mechernich. Natürlich wächst mit der Menge des Wassers auch seine zerstörende Einwirkung auf den Untergrund, seine Erosionskraft, und so sind in der Tat an den erwähnten Schutthalden die Rinnen anfangs nur wenig vertieft, während weiter unterhalb deren Tiefe immer mehr zunimmt.

Aber nur ein Teil des Regenwassers fließt direkt oberflächlich ab. Ein anderer Teil sickert in den Boden, und da dieses Wasser immer Spuren von Säuren, Salzen und auch Sauerstoff gelöst enthält, so wirkt es zersetzend auf das anstehende Gestein ein, das Gestein verwittert, das heißt es verliert seine feste Beschaffenheit und wird zu Ton, Lehm oder Sand. Daher kommt es, daß wir so selten das anstehende Gestein direkt an der Oberfläche beobachten können, weil es eben von einer mehr oder weniger mächtigen Verwitterungsschicht bedeckt wird. Dadurch wird aber auch dem abfließenden Wasser sein Zerstörungswerk bedeutend erleichtert, da naturgemäß von festem Fels einzelne Teilchen nicht so leicht fortgeführt werden können, wie von lockerem Lehm-, Ton- oder Sandboden.

Unterstützt wird die Wirkung des Wassers durch Frost, der einzelne Gesteinsstücke lossprengt, durch im Gestein vorhandene Kluftflächen, an denen entlang auch eine Loslösung von Felsbrocken erfolgt und andere Faktoren.

Aber dem Zerstörungswerk des Wassers ist eine natürliche Grenze gesetzt. Ist nämlich das Land soweit erniedrigt worden, daß es nur wenig über dem Spiegel des Meeres liegt, dann ist die Geschwindigkeit des ablaufenden Wassers nur sehr gering, und eine Folge davon ist, daß von dem träge dahinschleichenden Wasser feste Teilchen überhaupt nicht mitgeführt werden können. Das ist also das Endziel der Erosion: so lange noch größere Erhebungen vorhanden sind, werden diese fortgesetzt erniedrigt, bis eine schwach oder überhaupt nicht gewellte Ebene, eine Fastebene, Peneplain, entsteht, deren Oberfläche nur wenig über dem Meeresspiegel, der „Erosionsbasis", liegt. Wir hatten gesehen, daß zur Tertiärzeit die Eifel eine solche Peneplain bildete.

Gegen Ende der Tertiärzeit setzte also eine langsame Hebung des ganzen rheinischen Schiefergebirges ein, die fortdauerte bis zu Ende der Diluvialzeit, ja vielleicht auch heute noch nicht ganz aufgehört hat. Dadurch bekamen die Flüsse

wieder größeres Gefälle, sie konnten wieder zerstörend auf den Untergrund einwirken und sich in ihre Unterlage einschneiden. Die zahlreichen, romantischen Flußtäler, die oft 200—300 m tief sind, verdanken ihre Entstehung der Diluvialzeit.

Aber im einzelnen war diese Tieferlegung der Flüsse durchaus kein einheitlicher Vorgang, es machten sich vielmehr dabei bemerkbar die eigentümlichen klimatischen Verhältnisse, die während der Diluvialzeit herrschten. Unter gleichbleibenden Verhältnissen schneidet sich der Wasserfaden ähnlich wie eine Säge auf einer Linie in den Untergrund ein. Da aber dieser Prozeß ziemlich langsam vor sich geht, werden gleichzeitig die Wände dieser Talschlucht durch das herabrieselnde Regenwasser etwas abgetragen und dadurch der Böschungswinkel der Talwände ver-

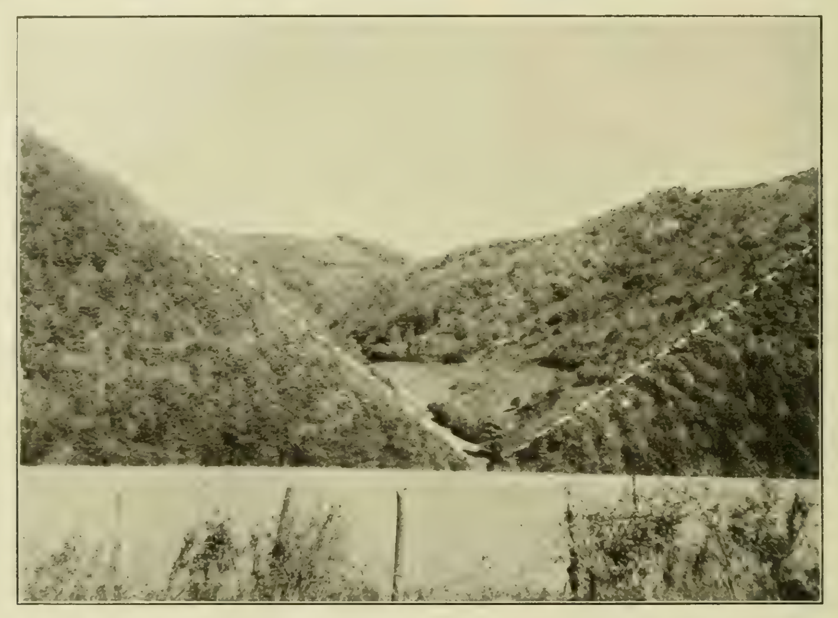


Fig. 5. V-förmiges Erosionstal bei einem Nebenbach der Prüm.

kleinert. Und so entsteht der für reine ungestörte Wassererosion typische Querschnitt des Tales. Die Sohle ist schmal, bietet meist nur gerade Platz für den Fluß, die Talwände steigen unter mehr oder weniger großem Böschungswinkel in einer Linie in die Höhe. Das Querprofil ist V-förmig. Solche Täler, die diese Form wirklich rein zeigen, sind aber in der Eifel verhältnismäßig selten; sie finden sich nur bei kleinen Nebenbächen in der Nähe ihrer Einmündung in einen größeren Fluß und auch dann nur, wenn ganz gleichartige Gesteine die Talhänge zusammensetzen. Fig. 5 zeigt das V-förmige Querprofil bei einem Nebenbach der Prüm.

Erfolgt die Abtragung der Wände ziemlich rasch, sodaß also dem Fluß sehr viel festes Material zugeführt wird, und ist gleichzeitig das Gefälle des Flusses nicht groß genug, um dieses feste Material vollständig fortzuführen, dann tritt allmählich auf der Talsohle eine Anhäufung von Geröllen, Sand und Schlamm ein, es bildet sich ein breiter, ziemlich ebener Talboden heraus, wie das bei den meisten größeren Eifelbächen wenigstens stellenweise zu beobachten ist.

In der Diluvialzeit wechselten nun Perioden, während deren vorwiegend eine Tieferlegung des Flusses erfolgte, mit solchen, in denen die Anhäufung von festem

Material auf der Talsohle die Erosion überwog. Das Klima, das während der Tertiärzeit in der Eifel noch warm gewesen war, erfuhr mit Ende der Tertiärzeit eine Verschlechterung; die Temperatur nahm erheblich ab, die Menge der Niederschläge beträchtlich zu. Eine solche Periode nennen wir Eiszeit oder Glazialzeit, weil während dieser Zeit die Schneegrenze erheblich tiefer rückte, sodaß sogar die höheren Mittelgebirge das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt waren und Gletscher trugen. Solcher Eiszeiten kennen wir in der Diluvialzeit mindestens vier, wahrscheinlich sogar fünf. Getrennt werden zwei Eiszeiten durch eine Zwischeneiszeit oder Interglazialzeit, während der das Klima besser wurde, die

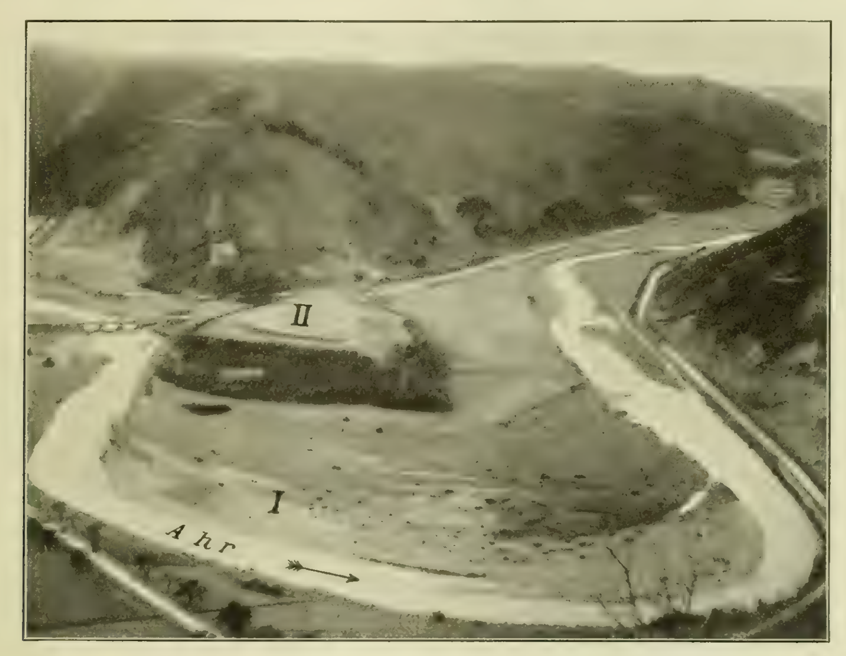


Fig. 6. Ahrschlinge zwischen Kreuzberg und Brück
mit Terrassen: I = Niederterrasse, II = höher gelegene Terrasse.

Temperatur stieg, die Niederschläge abnahmen, sodaß die Vergletscherung in den Gebirgen zurückging, bezw. ganz verschwand.

Während der Eiszeiten wurde infolge der reichen Niederschläge den Flüssen derartig viel festes Material zugeführt, daß eine vollständige Fortschaffung unmöglich wurde. So entstanden breite Talböden, die mit Kies- und Sandmassen bedeckt waren. In der darauf folgenden Interglazialzeit erfolgte dann eine Tieferlegung des Flusses, weil ja das Gebirge sich hob. Der alte Talboden wurde von dem infolge der geringen Niederschläge jetzt viel schmäleren Flusse zerschnitten. In der nächsten Glazialzeit wurde das Flußbett wieder verbreitert, und es fand eine neue, aber tiefer gelegene Aufschüttung von lockerem Material statt, die dann in der nächsten Interglazialzeit wieder vom Flusse zerschnitten wurde. Da naturgemäß die alten Talböden Horizontalebenen darstellten, während die Talgehänge einen mehr oder weniger großen Winkel mit der Horizontalen einschließen, so wird dort, wo noch Reste dieser Talböden erhalten sind, das Profil der Talwand nicht gleichmäßig geböscht verlaufen, sondern mehrfache Knicke aufweisen. Wir nennen

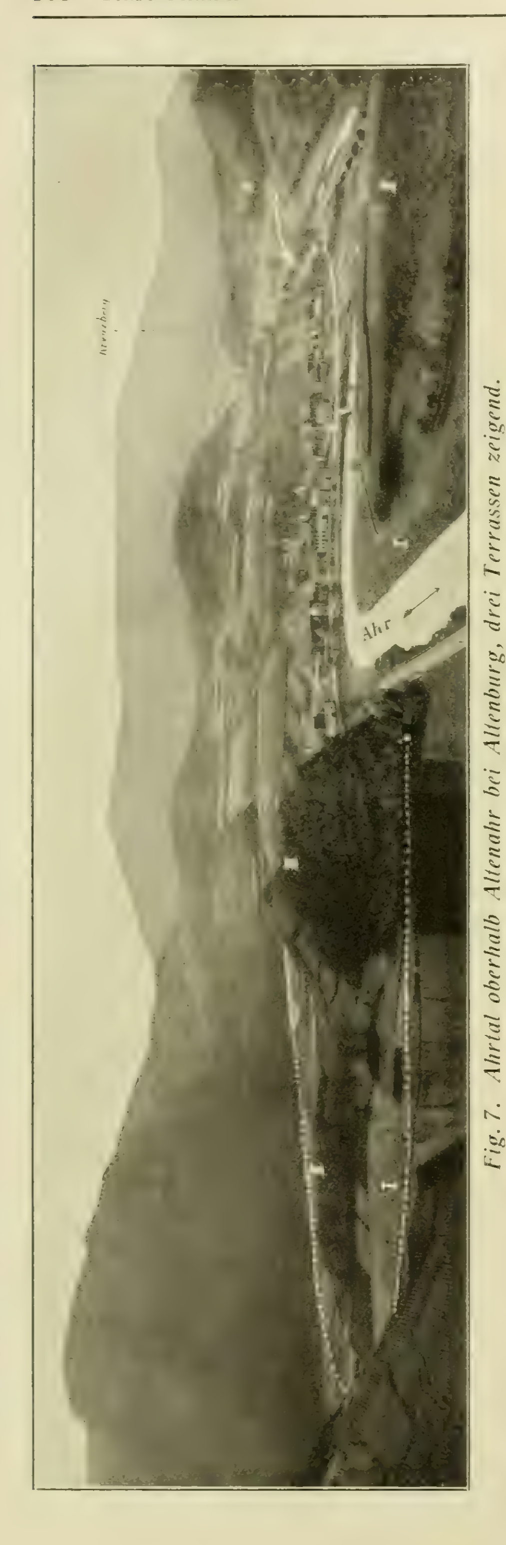


Fig. 7. Ahrtal oberhalb Altenahr bei Altenburg, drei Terrassen zeigend.

diese alten Talböden „*Terrassen*". Natürlich sind die höchst gelegenen Terrassen die ältesten, die jüngste Terrasse, die wir auch als Niederterrasse bezeichnen und die der letzten Eiszeit entspricht, bildet die heutige Talsohle des Flusses, in die sich der Fluß erst wenig eingeschnitten hat.

Naturgemäß sind die Terrassen leicht der Zerstörung ausgesetzt. Denken wir uns, daß der Fluß sich genau in der Mitte des alten Talbodens einschneidet, dann liegen auf jeder Seite relativ schmale Talbodenreste und diese werden bei der Vertiefung des Flußbettes leicht abgetragen, da, wie wir gesehen haben, damit zugleich eine Abböschung der Talwände, eine Verbreiterung des Abstandes der oberen Gehänge stattfindet. Günstiger liegen die Verhältnisse, wenn sich der Fluß an der einen Seite der alten Aufschüttung einschneidet, weil dann wenigstens auf der einen Seite ein größerer Terrassenrest vorhanden ist, der natürlich nicht so leicht zerstört werden kann. Damit hängt es zusammen, daß namentlich an Flußschlingen alte Terrassen meist gut beobachtet werden können. Denn infolge der Vorwärtsbewegung des Wassers nagt das Wasser dort, wo der Fluß plötzlich eine Krümmung macht, vor allen Dingen die Talseite an, die die Ablenkung verursacht. Daher erfolgt an solchen Stellen die Tieferlegung nicht in vertikaler Richtung, sondern in schräger Linie, derart, daß sich die Schlinge immer zu vergrößern sucht. Infolgedessen ist das im Innern der Schlinge gelegene Gehängestück relativ geschützt, und so können sich auch hier leichter Terrassenreste erhalten.

Ein Musterbeispiel für diesen Fall sieht man in Fig. 6, die einen Teil der Ahr darstellt zwischen Brück und Kreuzberg. Hier machte zur vorletzten Eiszeit, als das Flußbett noch ca. 15 m höher lag, die Ahr einen relativ unbedeutenden Knick, wie die damalige linke Talwand, jene, an der

die Kapelle steht, zeigt. Ein Stück des alten Talbodens wird durch die ebene Fläche (II) dargestellt, die rechts vor der Kapelle ca. 15 m über dem heutigen Talboden liegt. Aber schon damals drängte eben infolge der Krümmung des Bettes der Fluß an sein rechtes Ufer, und beim Einschneiden vergrößerte sich die Schlinge immer mehr, bis sie die heutige große Ausdehnung erreichte. Und auch heute geht der Prozeß noch weiter fort und das äußert sich darin, daß auf der Außenseite der Schlinge die Talwand immer eine besonders große Steilheit besitzt, weil eben fortwährend die untersten Teilchen des Gehänges fortgeführt werden. Solche „Prallstellen", wie man derartige Stellen nennt, finden sich an allen Flüssen der Eifel.



Fig. 8. Vier Terrassen bei Schloß Hamm an der Prüm.
I = Niederterrasse, II—IV = ältere Terrassen.

Während in Fig. 6 nur zwei Terrassen deutlich vorhanden sind, zeigt die nächste Figur (Fig. 7) deren drei, wie sie bei Altenburg in der Nähe von Altenahr an der Ahr vorkommen. Allerdings sind hier die Verhältnisse noch etwas komplizierter, worauf weiter unten eingegangen werden soll.

Und endlich findet sich in Fig. 8 der ziemlich seltene Fall dargestellt, daß an einer Stelle vier Terrassen übereinander zu sehen sind. Das Bild stellt die Gegend bei Schloß Hamm an der Prüm dar. Alte Terrassen finden sich außerdem in den Figuren 10 und 12.

Durch die Schlingenbildung der Flüsse wird der landschaftliche Reiz einer Gegend wesentlich erhöht. Gerade die fortwährenden Krümmungen des Flusses, die dem Wanderer immer ganz neue Bilder zeigen, sind es, die solche Gegenden, wie bei Altenahr, bei Manderscheid, bei Kyllburg und bei Schloß Hamm an der Prüm, so lieblich-romantisch machen. Die erste Anlage der Flußschlinge fällt häufig schon in jene Zeit, als die Flüsse sich noch mit wenig Gefälle auf ziemlich ebener Fläche fortbewegten, also in die Zeit der tertiären Peneplain. Es ist nämlich eine bekannte Tatsache, daß unter solchen Verhältnissen ganz allgemein

Bildung von Schlingen oder „Mäandern“ eintritt. Als dann langsam die Hebung des rheinischen Schiefergebirges erfolgte, behielten natürlich die Flüsse ihre alten Betten bei und auch die Mäander wurden in die Unterlage eingeschnitten und dabei vielfach noch vergrößert. Da aber bei der Heraushebung auch das Gefälle größer wurde, so traten oft Änderungen des Flußlaufes ein. Wie schon erwähnt, arbeitet der Fluß vor allen Dingen dort an der Zerstörung seiner Ufer, wo er gegen sie anprallt. Das sind aber bei einer Flußschlinge im wesentlichen drei Stellen, wie



Fig. 9. Flußschlinge der Ahr bei Mayschoß.

Fig. 9 deutlich zeigt, auf der eine Ahrschlinge bei Mayschloß dargestellt ist. Wir wollen die engste Stelle des in die Schlinge vorspringenden Bergsporns den „Hals“ der Schlinge nennen. Dann ist es ohne weiteres klar, daß der Fluß von beiden Seiten her an der Zerstörung des Halses arbeitet, denn von beiden Seiten her prallt er an die Ufer an. Infolgedessen erleidet dieser Teil auch von oben her stärkere Abtragung, so daß der Hals im allgemeinen nicht die Höhe des weiter im Innern der Schlinge gelegenen Landstückes erreicht. (Vgl. Fig. 10, in der die Ahrschlinge bei Mayschoß, von der Seite gesehen, dargestellt ist.) Schließlich muß einmal der Zeitpunkt kommen, wo am Hals die letzte trennende Schranke zerstört wird. Dann fließt der Fluß in gradlinigem Laufe weiter und die Schlinge wird trocken gelegt. Da aber natürlich der Fluß auch innerhalb der Flußschlinge Gefälle besitzt, so liegt an der Vereinigungsstelle der beiden Flußstücke das oberhalb gelegene Flußbett immer höher als das unterhalb gelegene. Und so kommt es, daß nach der



Fig. 10. Ahrschlinge bei Mayschoß, Seitenansicht.
I = Niederterrasse, III = hochgelegene Terrasse, B = Basaltgang.

Durchbrechung des Halses an dieser Stelle sich ein Wasserfall bildet, der aber — geologisch gesprochen — nicht lange erhalten bleibt, weil hier die Erosionskraft des Wassers viel stärker wirkt und deshalb bald das Gefälle wieder ausgleicht.

Solche verlassenen Flußschlingen gibt es in der Eifel aus allen Abschnitten der Diluvialzeit. Vor ganz kurzer Zeit muß der Durchbruch erfolgt sein bei einer Flußschlinge der Eltz an der Ruine Pyrmont (Fig. 11). Hier machte die Eltz früher eine durch die gestrichtelte Linie in der Figur angedeutete Schlinge. Ziemlich an der äußersten Seite der Schlinge (in der linken unteren Ecke des Bildes) mündete ein kleiner Nebenbach in die Eltz, der derartig viel Schutt mitbrachte, daß er die Eltz allmählich aufstaute. Schließlich erreichte die Stauung einen derartigen Betrag, daß die Eltz gradlinig über den Hals des Bergsporns überfloß und die Schlinge abschnitt. Der Gefällsunterschied gibt sich auch hier in dem Wasserfall zu erkennen, der noch heute vorhanden ist. Aber man sieht auch deutlich, daß sich an dieser Stelle das Wasser schon ziemlich stark in den Felsen eingeschnitten hat und daran arbeitet, den Gefällsunterschied zu verkleinern. Als Überbleibsel des Flusses findet sich in der ersten Hälfte der Schlinge vor den stauenden Schuttmassen des Nebenbaches ein kleiner See, die zweite Hälfte der



Fig. 11. Verlassene Flußschlinge und Wasserfall an der Eltz bei Pyrmont.

Schlinge wird heute von dem Nebenbach durchflossen (in der Figur unten rechts), der unterhalb des Wasserfalles einmündet.

Eine etwas ältere abgeschnittene Flußschlinge findet sich an der Prüm in der Nähe von Schloß Hamm bei Echterhausen (Fig. 12). Früher umfloß die Prüm den in der Mitte des Bildes sichtbaren Berg, dessen Oberfläche übrigens eine alte Terrasse trägt, von drei Seiten, wie ja aus dem breiten Tal, das heute keinen Wasserlauf mehr birgt, ohne weiteres hervorgeht. Dann hat die Prüm den Bergsporn durchbrochen, dort, wo heute das Dorf Echterhausen liegt (ganz links in der Figur), aber der Gefällsunterschied ist hier schon ganz ausgeglichen, kein Wasserfall oder irgend welche Schnellen deuten mehr darauf hin. Aus dem Bergsporn ist ein isoliert aufragender Berg geworden, ein sogenannter „Umlaufberg".

In Fig. 7 ist ebenfalls eine abgeschnittene Flußschlinge zu sehen.



Fig. 12. Abgeschnittene Flußschlinge der Prüm bei Echterhausen bei Schloß Hamm.
I = Niederterrasse, II = ältere Terrasse.

Aus noch älterer Zeit finden sich solch abgeschnittene Flußschlingen bei Kreuzberg an der Ahr, bei Echternach an der Sauer, in der Nähe von Rurberg an der Roer und Urft und noch an anderen Stellen.

Bisweilen hat hier auch der Mensch künstlich nachgeholfen, wie zum Beispiel an der Ueß; manchmal allerdings auch ohne es zu beabsichtigen; das zeigte zum Beispiel das letzte Hochwasser an der Ahr im Jahre 1910. Wie schon hervorgehoben, besitzt die Ahr ja gerade in der Gegend von Altenahr außerordentlich zahlreiche und große Schlingen. Damit nun die Verkehrswege, die Landstraße und die Eisenbahn, die im Tale laufen, nicht immer die großen Umwege, die sich aus der Schlingenbildung ergeben, mitmachen müssen, hat man vielfach den Hals des Bergsporns durchstochen (vergl. Fig. 6, 9 und 10), bei Altenahr selbst mittelst eines Tunnels, und durch diese Öffnungen die Straßen hindurchgeführt. Steigt nun das Wasser bis über das Straßenniveau, so ergießen sich natürlich die Fluten durch diese künstliche Öffnung, weil ja hier dem Wasser ein viel kürzerer Weg geboten wird. Das trat 1910 in der Tat auch bei Altenahr ein, wo der größte Teil des Flusses sich durch den Straßentunnel ergoß. Bekannt sind noch die Verwüstungen, die trotz der kurzen Zeit das Wasser hier anrichtete; wurde doch die ganze Straße vollständig fortgerissen. Und hätte hier das Hochwasser längere

Zeit wirken können, dann wäre wahrscheinlich ein neues Ahrbett entstanden, das die große Schlinge abschnitt.

Aber auch abgesehen von diesen Besonderheiten, die durch klimatische Verhältnisse bedingt wurden, zeigen die verschiedenen Täler in der Eifel ein ganz verschiedenes Aussehen, je nach der Beschaffenheit der Gesteine, die den Untergrund zusammensetzen. Und da macht sich ein fundamentaler Unterschied bemerkbar, je nachdem das Tal in stark gefalteten Gesteinen oder in horizontal liegenden verläuft. In den ersten Gebieten, also vor allem im Bereich des gefalteten Devons besitzen die Täler meist ziemlich gleichmäßige Böschung, sofern eben nicht alte Flußterrassen vorhanden sind. Der Böschungswinkel ist ziemlich groß, sodaß verhältnismäßig enge, steilwandige Täler resultieren. Nur an besonders exponierten Stellen werden die Bergformen durch den inneren Gebirgsbau auffällig beeinflußt, wenn nämlich starke schiefrige, steil gestellte Gesteine vorhanden sind. Es entstehen dann überhängende Grate. Das mittlere Ahrtal liefert hierfür treffende Beispiele (vergleiche die Teufelsley).



Fig. 13. Relief der Umgebung der Hohen Acht.

Maßstab ca. 1 : 70 000

Dort wo die Sedimente dagegen horizontal liegen, sind die Täler im allgemeinen viel weiter. Eine gleichmäßig abfallende Talwand fehlt gewöhnlich, weil jede härtere Gesteinsbank als Terrainkante hervortritt und weil bei Gesteinen, die senkrecht zur Schichtung Kluftflächen aufweisen, diese häufig zur Entstehung von Steilabstürzen Veranlassung geben.

Bei Gerolstein (Fig. 2) sind die devonischen Sedimente ziemlich horizontal gelagert und zwar sind hier weiche Mergel überlagert von klüftigen Dolomiten. Das Tal ist hier breit; wo die weichen Mergel die Talwand bilden, ist diese gleichmäßig sanft geböscht. Wo aber die Dolomite an der Talseite auftreten, finden wir senkrechte Steilabstürze. Die trotzigen Felsen der Munterley, der Auburg und der Burg Gerolstein sind solche Dolomitmassen.

Die Gesteine der unteren Trias, des Buntsandsteins, sind dickbankige rote Konglomerate und Sandsteine, die auch von zahlreichen Kluftflächen durchzogen werden. Auch wo diese auftreten, an der Roer, der Kyll, der Warche und ver-

schiedenen kleineren Flüssen zeigen sich malerische, schroffe Felspartien (Fig. 4). Wird ein isoliert stehender Berg aus Buntsandstein gebildet, so ist für ihn charakteristisch eine sargdeckelförmige Gestalt.

Im Gegensatz dazu verursachen die Sedimente der oberen Trias, meist kalkig-dolomitische Mergel, weichere Landschaftsformen, wie sich das namentlich an der unteren Prüm, Nims usw. zeigt. Und besonders deutlich tritt das dann hervor, wenn darüber die harten klüftigen Sandsteine des unteren Jura lagern.

Aber nur in den Flußtälern werden durch den Luxemburger Sandstein solche reizvollen Partien geschaffen. Entfernt man sich von den Flußeinschnitten, so sieht man, wie übrigens auch beim Buntsandstein, weite, öde Plateaus, die dem Auge des Wanderers nur wenig Abwechslung bieten.

Im übrigen findet man überall die Regel bestätigt, daß die harten, widerstandsfähigen Gesteine durch die Abtragung allmählich herausmodelliert werden, sodaß sie Erhebungen bilden. So ragt das harte unterdevonische Konglomerat von Fépin in der Richelsley als trotzige Klippe über die Umgebung heraus (Fig. 1), so bilden die Züge des Koblenzquarzits die Rücken der Schneifel und des Kondelwaldes. Und dort, wo harte Basalte die Sedimente durchsetzen, sind auch diese infolge der ungleichmäßigen Abtragung zu ragenden Kuppen geworden. Der höchste Berg der Eifel, die Hohe Acht, verdankt ihre Entstehung einem derartigen Basaltvorkommen, und viele andere hohe Berge gleichfalls. Fig. 13 zeigt, wie die Umgebung der Hohen Acht aus der Vogelschau betrachtet aussieht. Man sieht die beiden Basaltkuppen der Hohen Acht und der Lützel Acht ganz fremdartig dastehen. Von diesen beiden Punkten gehen strahlenförmig nach allen Richtungen die Flußtäler aus und zerschneiden das Land in mehr oder weniger langgestreckte Rücken.

Im Ahrtal bei Mayschoß durchsetzt ein Basaltgang die unterdevonischen Sedimente (Fig. 10). Als das Ahrbett noch ca. 40 m höher lag wie heute, und die Terrasse III auf dem Bergsporn gebildet wurde (rechts im Bilde), da hatte wohl die starke Flußerosion den Basalt in ein Niveau gebracht mit den angrenzenden Gesteinen. Als dann aber bei der Tieferlegung des Bettes der Fluß nicht mehr *über* den Basalt floß, sondern um ihn herum, da konnte die schwächere Abtragung die durch das ablaufende Regenwasser verursacht wurde, den Basaltgang nicht so stark angreifen, wie die angrenzenden Schiefer, und mauerartig erhebt er sich heute über seine Umgebung. Seine Oberfläche liegt auch heute noch ungefähr in einem Niveau mit jener alten Flußterrasse.

Wir haben im Vorhergehenden die Talbildung an einigen Beispielen verfolgt und haben gesehen, daß auch die wechselnden, klimatischen Verhältnisse in den Flußtälern ihren Ausdruck finden. Namentlich sind die breiten Flußtäler, in denen die heutigen Flüsse oft nur einen verschwindend kleinen Raum einnehmen, anzusehen als ein Werk der letzten Eiszeit, wo außerordentlich starke Niederschläge den Flüssen eine reiche Wasserfülle zuführten, sodaß ein großer Teil des breiten Talbodens auch wirklich von Wasser überströmt war. Ja, die heute vorhandenen Bäche reichten gar nicht aus, alle Niederschläge fortzuschaffen, und so findet man heute vielfach Täler, die ganz aussehen wie normale Täler, aber auf ihrer Sohle keinen Bach führen. Es sind „Trockentäler". Daß aber auch in diesen einst Bäche geflossen sind, zeigen die Schotteranhäufungen auf der Talsohle. Heute hat man derartige Täler häufig benutzt, um bequem Wege auf die Hochebene zu führen, weil man so, ohne daß man Rücksicht zu nehmen braucht auf Bäche, wie in Tälern, die auch heute noch von Bächen durchflossen werden, ohne kunstvoll anzulegende Serpentinen und trotzdem ohne starke Steigung den Höhenunterschied zwischen Hochfläche und Talniederung leicht überwinden kann.

Die Eiszeit und namentlich die letzte, tritt uns also hier überall entgegen als eine Periode stark gesteigerter Niederschläge, ohne daß sich die Temperaturerniedrigung selbst an dem höchsten Punkte, der Hohen Acht, durch die Ausbildung von Gletschern bemerkbar macht.

Ein Teil der Eifel war aber zur letzten Eiszeit selbständig vergletschert, nämlich das Hohe Venn. Das Hohe Venn ist heute ein Gebiet, das sich durch besondere Unwirtlichkeit, rauhes Klima und außerordentlich hohe Niederschlagsmengen von den anderen Teilen der Eifel unterscheidet. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt am Monte Rigi, in der Nähe des höchsten Punktes, der Botrange, nur 5,8 Grad, im Winter herrscht hier oft eine Kälte wie an den um zehn Breitengrade weiter nördlich gelegenen schwedischen Seen. Im Jahre fallen durchschnittlich in der Nähe der Botrange 1350 mm Regen, das heißt, wenn der im Laufe des Jahres fallende Niederschlag, Regen und Schnee, nicht abliefe oder verdunstete, so würde am Ende des Jahres der Boden mit einer 1,35 m dicken Schicht Wasser bedeckt sein. Die Hohe Acht, die doch um 50 m höher ist, als die Botrange, erhält sehr viel weniger Niederschlag, wahrscheinlich noch nicht einmal 900 m im Jahr, und selbst die 100—200 m höheren höchsten Erhebungen im Hunsrück und Taunus erreichen nur eine Niederschlagshöhe von 1000 bezw. 700—800 mm.

Entsprechende Verhältnisse müssen auch zur Diluvialzeit, wenigstens zur letzten Eiszeit, geherrscht haben, da seit diesem relativ jungen Zeitabschnitt keine Veränderungen eingetreten sind, die das Verhältnis der klimatischen Zonen zueinander hätten beeinflussen können. Wohl trat damals eine allgemeine Klimaverschlechterung ein, aber die Harmonie der Klimate, um ein Bild zu gebrauchen, war dieselbe wie heute, nur einige Oktaven tiefer.

So scheint es, daß auf den weiten Hochflächen des Venns, die wohl noch ein Überbleibsel der tertiären Peneplain sind, zur letzten Eiszeit das ganze Jahr hindurch der Niederschlag in fester Form, als Schnee, fiel, daß also das im Durchschnitt 650 m hohe Vennplateau oberhalb der damaligen Schneegrenze lag. Da die Temperatur nicht oder äußerst selten über den Gefrierpunkt stieg, häuften sich ungeheure Mengen von Schnee an, bis schließlich die untersten Lagen unter dem Druck der höheren Schichten sich zu Eis verdichteten, und nach dem Rande zu abflossen. Denn Eis ist kein fester Körper in dem Sinne wie zum Beispiel Eisen; unter erhöhtem Druck schmilzt Eis wenigstens teilweise, sodaß dann die Eisteilchen sich gegeneinander verschieben können. Sobald der Druck nachläßt, tritt aber wieder Gefrieren ein. Auf dieser Eigenschaft des Eises beruht eben seine Fähigkeit, zu fließen in der Form von Gletschern, wenn diese Bewegung natürlich auch nur langsam vor sich geht, und aus dem Boden feste Gesteine usw. in sich aufzunehmen.

Der Boden des Hohen Venns muß damals eine eigentümliche Beschaffenheit gehabt haben. Der Untergrund besteht aus fast senkrecht stehenden Sedimenten des Kambriums, harten, wetterbeständigen Quarziten, die mit weichen, durch Gebirgsdruck umgewandelten Schiefern, sogenannten Phylliten, wechsellagern. Hierüber lagerten sich zur Kreidezeit neue Sedimente, wahrscheinlich Mergel mit vielen Feuersteinen, wie man sie heute noch in der Umgegend von Aachen antrifft. Diese Schichten wurden aber wahrscheinlich nach Ende der Kreidezeit teilweise wieder zerstört und es bildeten sich wohl zur Tertiärzeit einzelne, große Seebecken, in denen Gerölle und lehmiger Sand abgelagert wurden. Die Gerölle bestehen vorwiegend aus Quarz, sie besitzen Haselnußgröße, werden aber gelegentlich auch größer und sind vielfach kleiner. Eine genaue Altersbestimmung dieser Ablagerungen ist nicht möglich, da Versteinerungen völlig fehlen, man kann nur mit ziemlicher Sicherheit angeben, daß sie tertiäres Alter haben.

Unter normalen Verhältnissen müßte nun auf dem Hohen Venn die Reihenfolge der Gesteine sein: zu unterst Kambrium, darüber Kreide mit Feuersteinen und darüber Tertiär, oder auch, da die Kreidesedimente zum Teil wohl vor Ablagerung des Tertiärs schon entfernt waren, Kambrium und darüber Tertiär. Eine Verschleppung der Sedimente durch fließendes Wasser ist, wenigstens auf der kaum geneigten Hochfläche, ausgeschlossen, oder kann höchstens nur ganz geringe Beträge erreichen, da ja Wasser, das wenig oder kein Gefälle besitzt auch keine Transportkraft hat.

Dort wo das Kambrium zutage ausstreicht, ist es leicht der Verwitterung zugänglich. Während aber die Phyllite außerordentlich leicht zerstört werden können



Fig. 14. Quarzitschutt über Tertiär auf der Höhe des Venns zwischen Montjoie und Ternell.

und bei der Verwitterung einen lehmigen Ton liefern, sind die Quarzite widerstandsfähig, ja werden eigentlich von den Verwitterungsfaktoren überhaupt nicht angegriffen. Es müssen also schließlich bei der Verwitterung die Quarzitbänke freigelegt werden und mauerartig über die Umgebung herausragen, d. h. nur dann, wenn die Schichten genau senkrecht stehen; das sieht man zum Beispiel auf der Nordseite des Venns im Wesertale. Fallen die Schichten dagegen unter einem Winkel ein, so brechen die Bänke schließlich ab und es finden sich dann große, mehrere Kubikmeter mächtige Blöcke, die frei in dem Verwitterungston liegen. Jeder, der das Venn besucht hat, kennt diese großen Blöcke, die ganz fremdartig aus Moor und Heide herausragen. Größere Blöcke sind mit besonderem Namen belegt worden, was leicht verständlich ist, da diese eine kleine willkommene Abwechslung in das öde Einerlei von Moor und Heide bringen wie z. B.: „Kaiser Karls Bettstatt" bei Mützenich in der Nähe von Montjoie.

Hat so an und für sich das Auftreten der großen Blöcke auch nichts Auffallendes, so überraschen doch die eigentümlichen Lagerungsverhältnisse dieses „Quarzitschuttes" auf der Hochfläche selbst. Hier findet man bisweilen den Quar-

zitschutt *über* Tertiär (Fig. 14), selbst dort, wo in der Umgebung jedes anstehende Kambrium von Tertiär verdeckt wird. Man findet Kreidefeuersteine *über* Tertiär, manchmal direkt neben dem Quarzitschutt, kurz, die Lagerungsverhältnisse dieser verschieden losen Produkte sind außerordentlich gestört. Wasser kann diese Störung auf der nahezu ebenen Fläche nicht bewirkt haben, es muß das Eis gewesen sein,

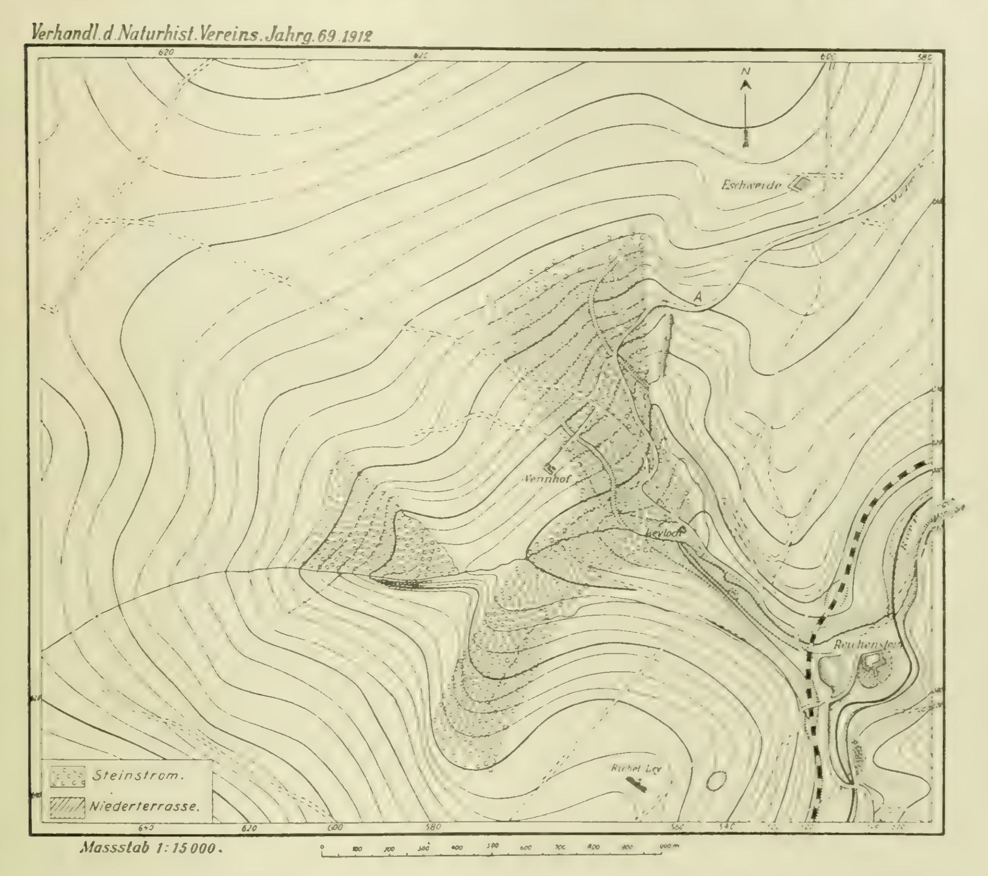


Fig. 15. Karte der Steinstromablagerungen bei Reichenstein.

das zur letzten Eiszeit das Hohe Venn überdeckte. Denn Eis kann selbst auf fast horizontaler Fläche noch weiter fließen und grobes und feines Material in buntem Wechsel mit sich nehmen, sofern nur fortwährend eine neue Zufuhr von Schnee stattfindet, der auf die tiefsten Lagen einen Druck ausübt und diese zum Abfließen bringt. Dadurch wird es auch erklärlich, daß auf der Hochfläche selbst nirgends die Quarzitbänke mauerartig aus dem Boden herausragen, sie wurden eben durch das fließende Eis beseitigt.

Von dem großen Firnfelde, das also zur letzten Eiszeit das Hohe Venn bildete, senkten sich verschiedene breite, wenn auch nur kurze Gletscher in die Täler hinab. Da aber das Eis sich nur langsam bewegte, und außerdem auf seinem Wege eine Unmenge loses Material, Verwitterungsschutt, vorfand, so konnte es sich beim Vorrücken ganz damit beladen; es entstand ein Gletscher, der gewissermaßen

gespickt war mit großen Quarzitblöcken und feinem Ton und Sand. Während aber sonst dieses feste Material, die Grund- und Oberflächenmoräne, am unteren Rande des Eisstromes als gewöhnlich halbkreisförmige Endmoräne aufgetürmt wird, wie wir es heute noch bei den Gletschern der Alpen und anderer Hochgebirge beobachten können, fand das bei den Venngletschern nicht statt, vielleicht deshalb, weil die relativ unbedeutenden Eismassen nicht die Kraft hatten, diese zähe, betonartige Masse in Endmoränenform abzulagern. So blieben also beim Abschmelzen des Eises die Schuttmassen an Ort und Stelle liegen, es entstanden „Steinströme", die noch heute ziemlich genau die Form des alten Gletschers wiedergeben: sie sind im Querschnitt in der Mitte am höchsten und verflachen sich rasch nach den Seiten zu. Am unteren Ende laufen sie spitz zu, ebenso wie ein Gletscher.



Fig. 16. Der Steinstrom bei Reichenstein, gesehen von Nordosten.

Der besterhaltene größte Steinstrom findet sich auf der Ostseite des Hohen Venns — wie man ja auch heute noch beobachten kann, daß sich die größten Gletscher im allgemeinen auf der vor intensiver Sonnenbestrahlung geschützten Ost- und Nordseite eines Gebirges entwickeln — in dem Tale, das sich bei dem Gute Reichenstein mit dem Roertal vereinigt (vergl. die Karte Fig. 15). Die äußere Gestalt, die Stromform mit der Aufwölbung in der Mitte, tritt besonders schön hervor, wenn man die Chaussee von Mützenich nach Reichenstein herunterkommt, an Punkt A der Karte (Fig. 16). Man sieht von dort auch deutlich das Ende des Steinstromes bei dem Gehöfte Leyloch.

Verfolgt man die Straße weiter nach Reichenstein, so kommt man zuerst an einer tiefen Schlucht vorbei; hier setzt die eine Seite des Steinstromes scharf ab gegen das Gehänge. Und dann gelangt man auf den Steinstrom selbst, wo in wirrem Durcheinander große und kleine Quarzitblöcke aus dem Boden herausragen. Es liegt hier offenbar eine ganz gewaltige Schuttanhäufung vor, denn verschiedene kleine Bäche haben sich 5—10 m tief in den Steinstrom eingeschnitten, ohne den anstehenden Fels zu erreichen. In diesen Bacheinschnitten sieht man ausgezeichnet

die ganz regellose Struktur, die völlige Schichtungslosigkeit, das bunte Gemisch von grobem und feinem Material (Fig. 17). Und dabei ist die ganze Ablagerung derartig stark ineinander gepreßt, daß an den senkrechten Bachwänden selbst die größten Blöcke nicht herausfallen. Das sind alles Kennzeichen, die auch für Moränen, namentlich Grundmoränen, besonders charakteristisch sind. Die einzelnen Blöcke sind nicht abgerollt, sondern eckig, höchstens an einer Seite etwas glatt geschliffen.

An das untere Ende des Steinstromes schließt sich eine Ablagerung an, die ihrer Entstehungsweise nach ganz verschieden ist. Auch hier sehen wir überall gewaltige Blöcke aus der spärlichen Vegetationsdecke herausragen, aber diese sind außerordentlich stark gerundet und abgeschliffen. Hier muß Wasser gewirkt



Fig. 17. Aufschluß im Steinstrom bei Reichenstein.
Länge des Hammerstieles 0,5 m.

haben und zwar recht beträchtliche Wassermengen, da diese Ablagerung eine ziemliche Breite besitzt. Wenn man beobachtet, wie mühsam der heute in dem Tal vorhandene Bach seinen Weg durch das Blockgewirr sucht, wie er einmal hier anprallt und das Ufer unterwäscht und einmal da, ohne aber die dadurch frei werdenden Blockmassen auch wieder beseitigen zu können, da kommt man ganz von selbst zu der Überzeugung, daß der heutige Bach nie eine derartige Aufschüttung hätte zustande bringen können. Es müssen die Schmelzwässer des abtauenden Gletscherendes gewesen sein, die die durch den Gletscher verfrachteten Blöcke derartig abrollten und zu einer Terrasse anhäuften, denn die Terrasse lehnt sich in ihrer ganzen Breite an das Steinstromende an.

Die Terrasse läßt sich dann weiterhin verfolgen in das Roertal hinein und vereinigt sich schließlich mit der Niederterrasse der Maas und des Rheins, von denen wir wissen, daß sie der letzten Eiszeit entsprechen. Dadurch ist es also möglich, den Zeitpunkt der Vennvereisung näher zu bestimmen; sie war gleichzeitig mit der Aufschüttung der Niederterrasse, gehört also in die letzte Eiszeit.

Es ist als ein besonders glücklicher Zufall zu betrachten, daß hier bei Reichen-

stein der Steinstrom mit der zugehörigen Terrasse so modellartig klar erhalten geblieben ist, zumal das Auftreten von Vergletscherungsspuren in der Form von Steinströmen im allgemeinen recht selten ist oder doch zu sein scheint. Leider ist wohl zu befürchten, daß mit der Zeit diese hochinteressante Erscheinung verschwinden wird oder doch unkenntlich gemacht wird. Schon heute holt man gelegentlich die großen Blöcke, die aus der Vegetationsdecke herausragen und der Landschaft ein so eigentümliches Gepräge geben, aus dem Boden heraus, um sie auf Kleinschlag zu verarbeiten. Westlich des Gehöftes Vennhof sind große Strecken völlig kultiviert, sodaß man dort überhaupt nicht mehr erkennen kann, ob der Steinstrom auch hier noch vorhanden ist.

Ich möchte deshalb vorschlagen, wenn möglich den ganzen Talkessel, sonst aber wenigstens den großen, östlichen Steinstrom, der die charakteristische äußere Form, ferner in den Bacheinschnitten die innere Struktur und am Ende das Verhältnis zur Niederterrasse am besten zeigt, als hochinteressante und wichtige Naturkunde unter dauernden Schutz zu stellen, zumal das Hohe Venn das einzige Gebiet im ganzen Schiefergebirge ist, das zur letzten Eiszeit selbständig vergletschert war.

Ein anderer Steinstrom, der zwar lange nicht so großartig ist, aber verschiedene interessante Einzelheiten aufweist, findet sich im Tale des Baychon-Baches, westlich von Sourbrodt, nördlich von Xhoffraix bei Malmedy (vergl. die Karte Fig. 18). Auch landschaftlich zeigt diese Gegend ganz besondere Reize. Der Baychon-Bach, ein Nebenbach der Warche, besitzt in seinem unteren Teil ein tief eingeschnittenes, außerordentlich enges, romantisches Tal, das so recht den Typus einer jungen Erosionsschlucht darstellt. Da zudem hier noch eine recht dichte Bewaldung vorhanden ist, ist es stellenweise ganz unmöglich, in das Tal einzudringen. Erst von da ab, wo die Straße von Ovifat nach Longfaye den Bach kreuzt, führt ein Weg in das hier stellenweise etwas breitere Tal hinein, allerdings auch nur eine kurze Strecke. Und da sieht man auf der Talsohle eine Terrasse, die ein ganz ähnliches Aussehen besitzt, wie die von Reichenstein. Auch hier finden sich sehr große stark abgerollte Blöcke.

Die eigentlichen Glazialablagerungen aber liegen weiter oberhalb. Auch hier ist wieder ein Steinstrom vorhanden, der aber bei weitem nicht die Größe des Reichensteiner Steinstroms erlangt. Immerhin tritt die Stromform noch recht gut hervor. Und nun eine eigentümliche, recht interessante Erscheinung. Der Steinstrom liegt in seinem unteren Teile auf einer Erhebung, die auf beiden Seiten durch tiefe Schluchten begrenzt wird, oder hat vielmehr da gelegen, denn die großen Blöcke sind zum Teil durch Abtragung schon entfernt worden. Er reichte sogar über die westliche Talschlucht hinaus und endigte auf einer Felsterrasse (T), wo auch heute noch ein wirres Durcheinander großer Blöcke zu sehen ist. Ein Teil ist allerdings auch hier schon heruntergestürzt und bildet zusammen mit stark abgerollten Blöcken eine Anschüttung (A), die durch den Wegebau sehr schön aufgeschlossen worden ist. In der Schlucht auf der östlichen Seite befindet sich ein sehr schöner, ca. 10—15 m hoher Wasserfall (W der Karte). Das Wasser stürzt hier in ein fast kreisrundes Becken und fließt dann ruhig weiter.

Zur letzten Eiszeit existierten die Schluchten auf beiden Seiten des Steinstromes noch nicht und in das breite Tal reichte eine Gletscherzunge herunter, deren Ende dort lag, wo sich heute die Felsterrasse T befindet. Unter dem Eise entstand durch die strudelnde Wirkung der Schmelzwässer eine Art Gletschertopf, dessen vordere Wand aber später beim Abschmelzen des Gletschers der starken Erosion der freiwerdenden Schmelzwässer zum Opfer fiel. Die Schmelzwässer furchten dann die beiden Schluchten aus, von denen die westliche die in Gestalt eines Steinstromes

vorhandenen Glazialablagerungen durchschnitt, sodaß heute der auf der Felsterrasse liegende Teil ganz isoliert dasteht.

Diese beiden Beispiele zeigen deutlich, daß hier durch das Eis Landschaftsformen geschaffen wurden, wie sie fließendes Wasser gar nicht hervorbringen kann. Namentlich die außerordentlich starke Anhäufung von mächtigen, mehrere Kubik-

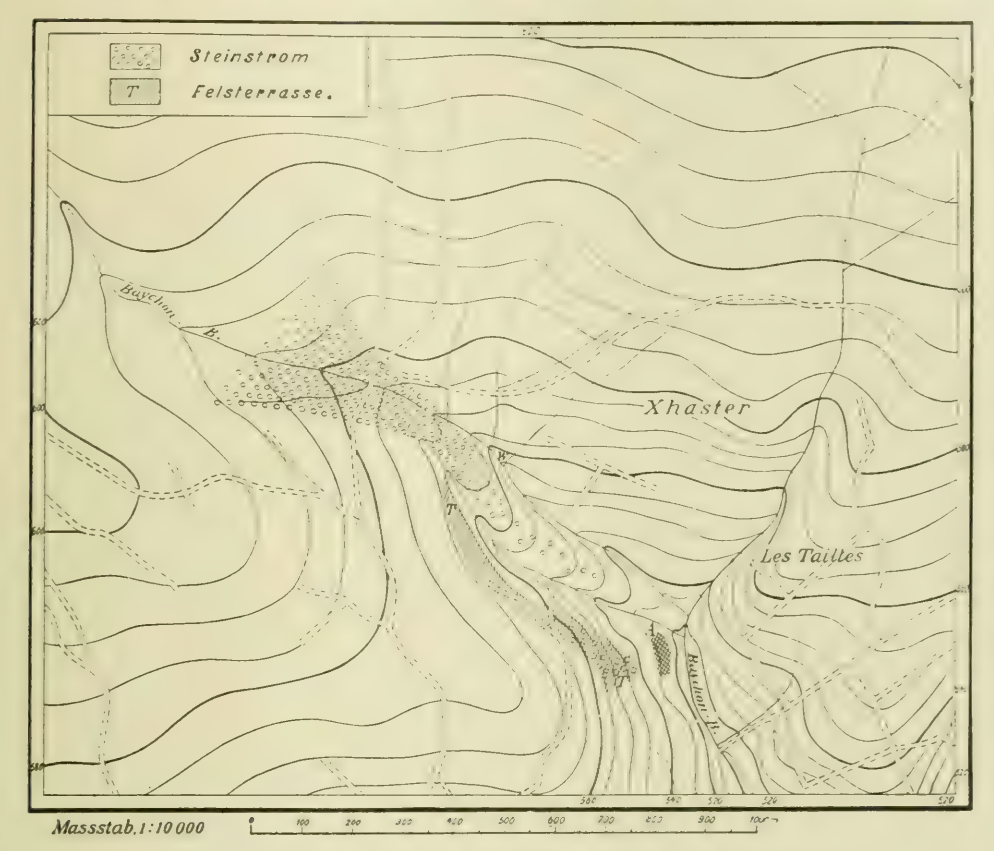


Fig. 18. Karte der Steinstromablagerungen am Baychon-Bache.

meter großen Blöcken ließe sich durch Wassertransport gar nicht erklären. Auch in anderen Tälern des Hohen Venns, namentlich beim Vennbache, nördlich von Malmedy, finden sich solche Blöcke in großen Mengen, wenn hier auch kein typischer Steinstrom vorliegt. Mühsam sucht sich der Bach durch das Blockgewirr seinen Weg, verschwindet manchmal völlig, um dann wieder brausend über kleinere Blöcke dahinzustürzen. Diese hochromantischen Täler werden von jeder Kultur vorläufig gemieden, und nur mit größter Vorsicht kann man sich in das wegelose Steingewirr hineinwagen, da die zwischen den Blöcken befindlichen Lücken oft trügerisch von Sträuchern und Moosen verhüllt werden, die sofort nachgeben, wenn man darauf tritt. Erschwert wird der Zugang noch besonders durch die Vermoorung, die im allgemeinen an die Grenzen der Vereisung gebunden zu sein scheint und sich von dort über das ganze Venn hin erstreckt.

In die Diluvialzeit fällt auch die Entstehung des *Löß*, der zwar im Innern der

Eifel nicht häufig zu beobachten ist, dafür aber am Nord-, Ost- und Südrande vielfach weite Flächen bedeckt und namentlich für den Ackerbau große Bedeutung besitzt, weil er einen äußerst fruchtbaren Boden liefert. Der Löß ist ein staubfeines Gebilde von hellgelber Farbe, das überall gleiche Zusammensetzung hat. Er kann also nicht dort, wo er heute gefunden wird, entstanden sein, denn dann müßten sich Unterschiede in der Zusammensetzung zeigen je nach dem Gesteinsuntergrund, dem er auflagert. Man kann den Löß bezeichnen als einen kalkhaltigen Lehm, der in seiner ganzen Masse äußerst gleichförmig ist. Früher nahm man an, daß gewaltige Überschwemmungen — der Löß findet sich bis zu großen Höhen hinauf — den Löß abgelagert hätten, aber dagegen spricht neben anderen Umständen schon das vollständige Fehlen jeder Schichtung.

Während der Eiszeiten lag ganz Nordeuropa unter einem gewaltigen Eismantel begraben. Von den Hochgebirgen Skandinaviens schob sich eine mächtige Eisdecke nach Süden vor, ging über die Ostsee hinweg und überdeckte auch noch einen großen Teil Norddeutschlands. Dieses Eis schleppte alle möglichen Gesteine mit sich fort, Granite, Sandsteine, Kalksteine usw., die zum Teil durch den ungeheuren Druck bei der Fortbewegung zu feinem Grus zerrieben wurden. Als dann das Klima wärmer wurde, schmolz das Eis ab, und weite völlig vegetationsfreie Flächen blieben zurück, die ganz mit einem Gemenge der verschiedensten Gesteine und dem aus diesen entstandenem feinem Sande überdeckt waren. Die allmählich verschwindenden Eisfelder bewirkten naturgemäß eine starke Abkühlung der darüber lagernden Luftschichten, und diese flossen zum Äquator hin ab, also auf der Nordhalbkugel nach Süden zu. So entstanden also ziemlich gleichmäßig andauernde, starke Luftströmungen. Als diese über die weiten Schotter- und Sandflächen hinstrichen, die dem Eise vorgelagert waren, beluden sie sich natürlich mit dem feinsten Material, verschleppten dieses weiter südwärts und lagerten es an günstig gelegenen Stellen ab. So entstand der Löß; und so erklärt sich das Fehlen jeder Schichtung in den Lößablagerungen und die Gleichartigkeit der Zusammensetzung an den verschiedensten Orten. Denn der Wind führte eben alles Material mit sich fort, was eben der Größe nach dazu geeignet war, ganz gleich, ob das Material Kalk oder Granit oder sonst irgend ein Gestein war, und während der Fortschaffung fand natürlich eine innige Mengung dieser verschiedenen Komponenten statt.

Zu Ende der Diluvialzeit hatte die Eifel im großen und ganzen ihr heutiges Relief erreicht. Nur in geringem Maße haben sich die Flüsse seitdem in die zur letzten Eiszeit geschaffenen Talaufschüttungen eingeschnitten, außerdem haben gelegentlich Flußverlegungen stattgefunden. Aber auch heute sind noch dieselben Kräfte am Werk, denen namentlich zur Diluvialzeit die Schaffung der heutigen Oberflächenformen zuzuschreiben ist. Und wenn uns auch heute dies Wirken nicht so eindringlich vor Augen geführt wird, wie dem Diluvialmenschen, der bei seiner Jagd nach Mammuth, Nashorn, Rhinozeros und anderen Tierriesen, die damals in der Eifel lebten, staunend vorbeieilte an den Gletschern, die von den öden Schneefeldern des Venns herunterhingen, an den feuerspeienden Bergen des Laacherseegebietes, an den hochgeschwollenen Flüssen, denen fortwährend neue Wassermassen zuströmten von den Bergen, die wohl den größten Teil des Jahres eine Schneekappe trugen, so mahnen uns doch heute die zahlreichen Kohlensäurequellen, die den Ruf der Eifel bis in die fernsten Gegenden verbreitet haben und die gelegentlich auftretenden Erdbeben an das Vorhandensein von Kräften im Erdinnern, die leicht unsere heutigen Oberflächenformen völlig umgestalten können, während andererseits *ein* großer Wolkenbruch mit den dadurch verursachten Überschwemmungen uns jene anderen Kräfte zeigt, die von außen her meist unmerklich an der Modellierung des Reliefs arbeiten. Der Kampf zwischen diesen beiden

Kräften ist es, dem unsere Eifel heute ihre wechselvolle Oberfläche verdankt mit ihren reizvollen Tälern und ihren mannigfaltigen Bergformen, die uns immer wieder hinauslocken und die so lange den Meisten völlig unbekannt waren, bis ihnen durch das Wirken des Eifelvereins die Schönheiten erschlossen wurden.



DIE VULKANE DER EIFEL UND DIE NOTWENDIGKEIT IHRES SCHUTZES ▫ VON NORBERT TILMANN. ▫

MIT 15 ABBILDUNGEN IM TEXT.

Schon von ferne grüßen den Wanderer, der aus den tiefen, eng gewundenen Tälern der Eifel zur Hochebene hinaufsteigt, die Vulkanberge der Eifel, als markante Kuppen weithin hinwegragend über die flach sich dehnende Plateaufläche. Mit Erstaunen sieht er in ihrer Umgebung den Boden von mannigfaltigen, der ganzen übrigen Eifel fremden Gesteinen aufgebaut. Berührte sein Fuß bislang auf der Wanderung die in ihrer ständigen Wiederholung eintönigen Sandsteine und Schiefer des Unterdevons, in deren gleichförmiges Bild nur hier und dort die Kalke und Dolomite des Mitteldevons einen landschaftlich wechselnden, oft bizarren Charakter bringen, so dehnen sich hier weithin graue und schwarze Tuffe und Aschen; feinkörnige Bimssteinmassen bedecken wie ein verhüllendes Tuch Berge und Ebenen; an anderen Punkten stehen mächtige, regelmäßig in Säulen zerklüftete dunkle Gesteine an den Flanken der Täler, die vom Wasser des Baches mühsam durchbrochen werden, oder ganze Hänge sind bedeckt mit Blöcken dunkel ausschauender, wirr zerrissener Lavablöcke.

Hier verschwindet auch die sonst so regelmäßige morphologische Gestaltung der übrigen Eifelgegenden, deren Grundcharakter in dem Gegensatz der weit sich dehnenden Hochebene und der tief in diese eingeschnittenen, vielfach gekrümmten Täler gegeben ist. Scheinbar gesetzlos erheben sich vielmehr auf der Hochfläche kegelförmige oder auch unregelmäßig gestaltete Bergrücken, hier gehäuft, dort reihenartig hintereinander stehend. An anderer Stelle schauen umgeben von einem Wall dunkler Tuffmassen stille Seen gen Himmel, umkränzt von schweigenden Wäldern, eingesenkt in den Untergrund, sich gleichsam dem Auge der Menge verhehlend, als wollten sie sich und ihre Schönheit suchen lassen. Große Mengen weißer Bimssteine, grauer und schwarzer feiner Sande schürft die geschäftige Hand des Arbeiters hier zutage. Hunderte von Göpeln winden aus der Tiefe Basaltsäulen hervor, und dort liefert ein Berg scheinbar schier unerschöpfliche Massen seltsam phantastisch gestalteter Bomben. An vielen Punkten schießen, oft erst von Menschenhand aus dem unterirdischen Schlummer geweckt, mit wilder Gewalt mächtige Mengen von Kohlensäure aus dem Boden hervor, und zahlreich sind die Brunnen, die dem durstigen Wanderer erfrischendes Mineralwasser liefern.

Das ist die vulkanische Eifel! Einzig in ihrer Art in den schönen deutschen Gefilden. Weit gegen Süden muß man wandern, um auf der Hochfläche der Auvergne ähnlichen Erscheinungen zu begegnen, oder um im südlichen Italien die diese Bildungen erzeugenden Kräfte des Erdinnern noch in ihrer Tätigkeit beobachten zu können. Wohl keine andere Gruppe von geologischen Bildungen hat die Eifel gleich berühmt gemacht wie ihre Vulkane, und um so weniger darf eine kurze Studie über diese Vulkane in einer Eifel-Festschrift fehlen. Nicht der Fachmann allein widmet sich mit Interesse der Erforschung und Erklärung dieser mannigfaltigen Gebilde; jeder Wanderer wird sich beim Durchstreifen der vulkanischen Eifel manche Frage über das Werden und Entstehen dieser Bildungen vorlegen, besonders wenn ihn heute der Vulkanweg, dessen Anlage dem Eifelverein zu ver-

danken ist, von Andernach bis Gerolstein an einer großen Zahl der wichtigsten Punkte der Eifel vorbeiführt, die ein sehr vollständiges Bild von dem Werden und der Eigenart der Vulkanformen zu bieten vermögen.

So wollen die folgenden Seiten weniger von neuen Beobachtungen in dieser gut studierten, aber noch manches Rätsel enthaltenden Gegend berichten, als eine kurze Einführung geben zum Verständnis der vulkanischen Erscheinungen.

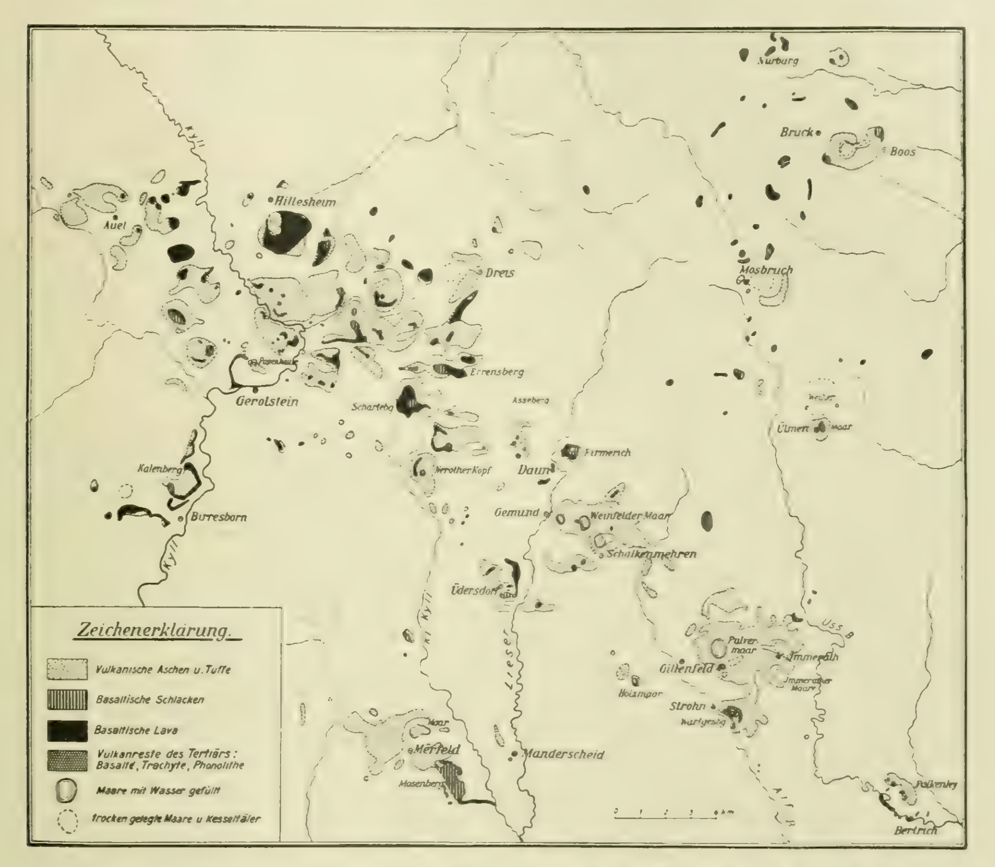


Fig. 1. Übersichtskarte der Vulkanreihe der Vordereifel (nach H. v. Dechen).
Maßstab 1 : 300 000.

Zwei Gegenden sind es vor allem, auf die die jungvulkanischen Bildungen der Eifel beschränkt sind. Im Osten umgeben sie in weitem Umkreise den *Laacher See,* in dessen Bereich auch noch das Brohltal und die weite Aue der Nette gezogen werden. Gerade dieses Gebiet zeichnet sich durch eine große Mannigfaltigkeit der vulkanischen Bildungen und Gesteine aus. Aber gleichzeitig wird es zu einer Einführung in das Verständnis der vulkanischen Erscheinungen überhaupt weniger geeignet, weil hier infolge der mehrfach an gleicher Stelle erfolgten Ausbrüche und der großen Masse der Tuffe und Aschen die ältesten Bildungen von den jüngeren oft weithin verhüllt werden und der Auseinanderschälung der einzelnen Phasen der vulkanischen Tätigkeit dadurch bedeutende Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

In dieser Hinsicht ist das zweite Vulkangebiet, das der *Vordereifel*, bei weitem einfacher und lehrreicher, und gerade der Umstand, daß wir hier die verschiedensten Studien vulkanischer Tätigkeit örtlich gesondert verfolgen können, gibt uns die Möglichkeit, den Aufbau eines Vulkans von seinen ersten Anfängen bis zu komplizierter gebauten Formen in jeder einzelnen Phase beobachten zu können. Von der ganz kurzen einmaligen vulkanischen Explosion, bei der kaum begonnen die Tätigkeit wieder erlischt, bis zu Vulkanbergen, die längerer Dauer vulkanischer Ausbrüche ihren Aufbau verdanken, gibt es in diesem Gebiete jedes Zwischenglied. Dazu kommt, daß, ebenso wie in dem östlichen Gebiete, infolge der Jugendlichkeit der vulkanischen Bildungen die vielfach nur aus locker aufgehäuftem Material zusammengesetzten und daher leicht zerstörbaren vulkanischen Formen oft noch ausgezeichnet erhalten sind, als ob erst wenige Jahrhunderte seit ihrem Werden verflossen wären. Weiterhin sind die vulkanischen Bildungen eben wegen der kurzen Dauer jedes Ausbruches von verhältnismäßig kleinem Umfange, der eine gute Übersicht gestattet. Auch überschütten hier nicht immer wieder neue jüngere Tuffmassen die älteren Vulkangebilde. Das Material ist durchaus einheitlich gegenüber der Mannigfaltigkeit der Gesteine des Laacher See-Gebietes. Es herrschen allein die dunklen, schwarzen, verwittert auch rötlichbraunen basaltischen Aschen, Schlacken und Laven. So ist es zweckmäßig, eine Betrachtung der verschiedenen Formen und Erscheinungsweisen vulkanischer Tätigkeit in diesem Gebiete zu beginnen.

DIE VULKANE DER VORDEREIFEL

Die Vulkane der Vordereifel bilden einen etwa 50 km langen Zug, der sich aus der Gegend von Bertrich nahe der Mosel bis nach Stadtkyll in der Schneifel hinzieht. Sind die einzelnen Ausbruchstellen auch nicht durchaus regelmäßig hintereinander aufgebaut, so tritt doch die Einheit dieses Zuges auf einer Übersichtskarte klar hervor (Fig. 1). Indem er senkrecht zu den NO streichenden Sätteln und Mulden der devonischen Unterlage sich hinzieht, entspricht sein Verlauf der im ganzen Schiefergebirge herrschenden Richtung der in großer Zahl vorhandenen Querbrüche. Läßt sich auch eine solche Verwerfung längs der Vulkanreihe nicht nachweisen, so wird man doch in der Annahme nicht fehlgehen, daß in diesem gegen NW ziehenden Streifen sich die Erdrinde dem Empordringen des Schmelzflusses aus der Tiefe gegenüber vielleicht besonders wenig widerstandsfähig erwies. Einige wenige Punkte vulkanischer Tätigkeit stehen etwas abseits dieser Linie, so der mehrkraterige Mosenberg mit dem benachbarten Meerfelder Maar; auch östlich des Hauptzuges treten uns die Zeugen gleichalteriger vulkanischer Tätigkeit bei Ulmen, Boos und anderen Stellen der Hocheifel entgegen, die gleichsam ein Verbindungsglied mit dem großen, mehr kreisförmigen Vulkangebiet des Laacher Sees bilden. Mehr als 50 verschiedene Eruptionspunkte lassen sich in der Vordereifel feststellen. Alle überschreiten ein gewisses Ausmaß an Größe nicht; wenn einzelne der Vulkankegel zu den höchsten Erhebungen der ganzen Gegend zählen, so ist das nicht sowohl auf die Menge des zu Tage geförderten vulkanischen Materials zurückzuführen, als darauf, daß der Untergrund, auf dem der Vulkanberg sich aufbaut, hier schon eine beträchtliche Höhenlage einnimmt.

Gerade die Anfangsstadien vulkanischer Tätigkeit kann man in dem Gebiete der Vordereifel mit außergewöhnlicher Klarheit verfolgen. Es sind das die Bildungen, die uns heute als *Maare* oder, falls sie nicht mit Wasser gefüllt sind, als *Kesseltäler* entgegentreten. Das glutflüssige Magma, das mit Gasen reich beladen ist, dringt aus der Tiefe empor; schließlich schlagen die einen Ausweg suchenden mächtigen Gasmassen mit ungeheurer Gewalt explosionsartig sich selbst eine Öff-

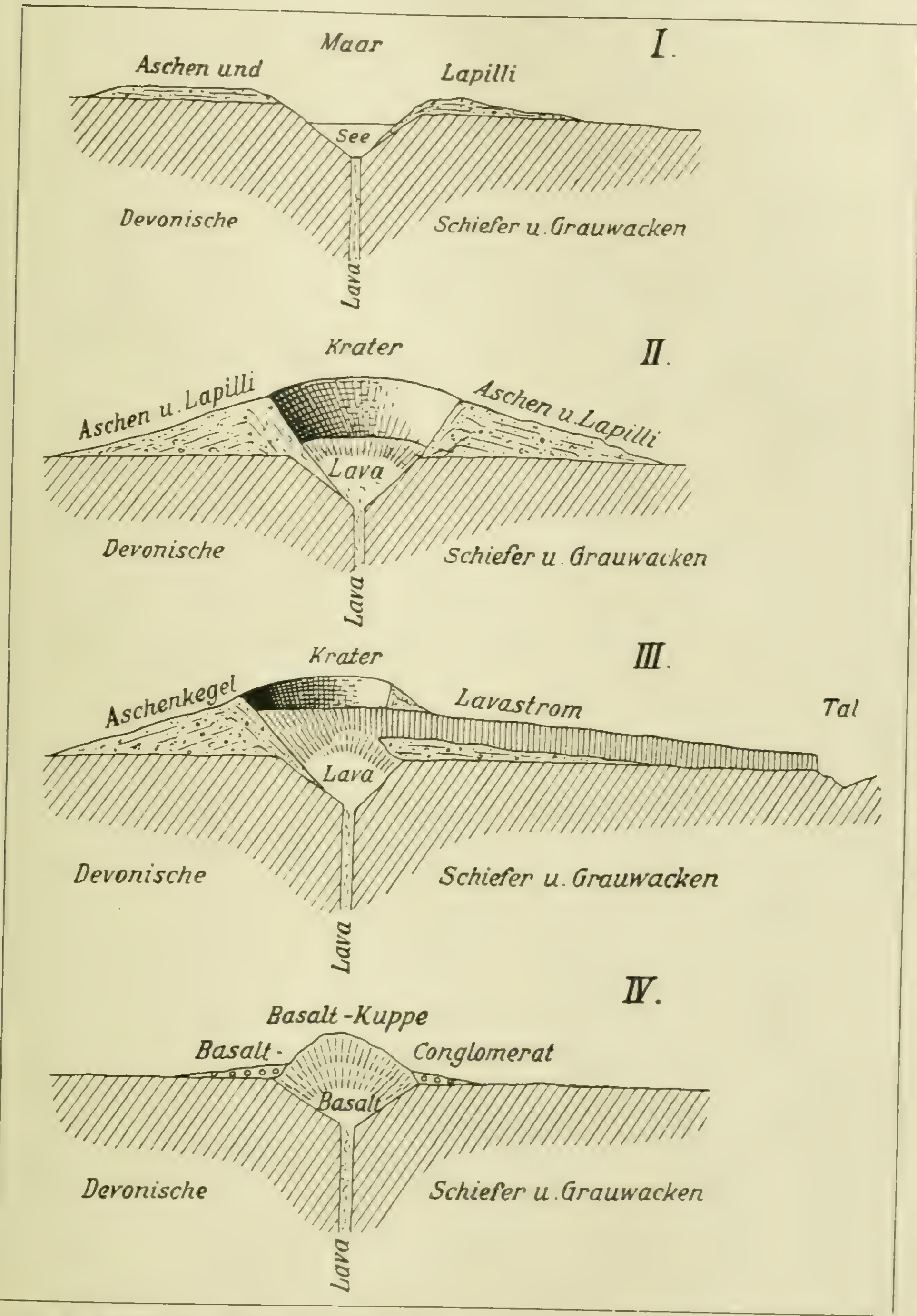


Fig. 2. Schematische Profile zur Darstellung der Entwicklung der Vulkane der Eifel (nach R. Lepsius).
I. Maar, II. Krater ohne Lavastrom, III. Krater mit Lavastrom, IV. Heutiger Zustand der tertiären Vulkanreste (Basaltstiele).

nung zur Erdoberfläche. Sie schleudern einen mächtigen Pfropf der überlagernden Gesteine heraus und zersprengen diese Massen in große Blöcke bis herab zu kleinsten Gesteinssplittern. Ein großer Teil dieser mächtigen Trümmermassen fällt in den Schlot zurück, während der Rest rings um die durchschlagene Öffnung wallartig aufgehäuft wird. Gleichzeitig wird auch ein Teil des aufdringenden Schmelzflusses ebenso wie die überlagernden Gesteine durch die gewaltsam entweichenden Gase zerspratzt, in Form feinster Tuffmassen oder auch gröberer Stücke herausgeschleudert und bildet gemeinsam mit den Trümmern des durchschlagenen Gesteins den die Öffnung einschließenden Wall. Mit diesem einmaligen, besonders kräftigen Ausbruch erlischt häufig die vulkanische Tätigkeit. Als Resultat erhalten wir eine in den Untergrund eingesenkte, trichterartige Vertiefung, an deren Wandungen meist das anstehende Schichtgestein des Bodens sichtbar wird, während darüber ein wallartiger Kranz des herausgeschleuderten, zertrümmerten Gesteins untermischt mit vulkanischem Material den Kessel umgibt. Da häufig ein Abfluß nicht vorhanden ist, so füllt sich der Boden dieser Einsenkung mit Wasser, es entsteht der Trichteröffnung entsprechend meist ein runder See; so bilden sich die zahlreichen Maare, deren Charakteristikum in der *Einsenkung in den Untergrund* besteht, ein Merkmal, das eben diesen Erscheinungen das abgeschlossene und dem Wanderer häufig so überraschend entgegentretende Bild verleiht (Fig. 2[1]).

Nur dort, wo die Explosion auch das Stück eines Tales umfaßt, ist von Natur aus die Möglichkeit gegeben, daß der See durch dieses entwässert. Aber auch hier bleibt die Eigenart des weiten Trichters, der ganz unvermutet im Verlaufe des im übrigen eng in den Untergrund eingeschnittenen Tales auftritt, völlig gewahrt. Die Tätigkeit des fließenden Wassers allein kann solche Bodenformen nicht schaffen.

Das Ausmaß dieser Explosionsöffnungen und mit ihnen die Größe der sie erfüllenden Maare, ist beträchtlichen Schwankungen unterworfen. Von dem großen, fast 1½ km im Durchmesser betragenden Kessel des Meerfelder Maares, das über 150 m tief in den devonischen Felsuntergrund eingesenkt ist, kennen wir solche Bildungen bis zu unscheinbaren, nur etwa 60 m im Durchmesser haltenden Eintiefungen wie die Hütsche bei Gillenfeld. Die Zahl dieser einfachen Explosionsröhren ist eine weit größere als man nach der Menge der heute noch vorhandenen, mit Wasser erfüllten Maare vermuten sollte. Eine ganze Reihe gleicher Bildungen ist erst im letzten Jahrhundert durch künstliche Entwässerung trocken gelegt worden, andere haben sich im Laufe der Zeit in ein Torfmoor verwandelt und bei einer ganzen Reihe ist es wohl schon von vornherein nicht zur Bildung eines Sees auf ihrem Boden gekommen, wenn die Bodenverhältnisse das Ansammeln von Wasser nicht gestatteten. Immerhin erreichen einzelne der Maare beträchtliche Tiefe, die früher allerdings meist weit überschätzt wurde. Das Pulvermaar ist mit 75 m der tiefste See Deutschlands außerhalb der Alpen. Und ebenso sind das Maar von Ulmen oder das Gemündener Maar am Fuße des Mäuseberges in Hinsicht auf ihre Größe noch von verhältnismäßig bedeutender Tiefe.

Sind zwei solcher Maare oder Kesseltäler dicht benachbart, so entstehen häufig die *Doppelmaare,* wie bei Schalkenmehren oder noch deutlicher in der Umgebung von Boos.

Besonders klar zeigt sich die Unabhängigkeit der Anlage dieser Explosionsröhren von der Beschaffenheit der Oberfläche bei den drei eng benachbarten Dauner Maaren am Mäuseberg. Sie bedingt auch die so überaus großen landschaftlichen Kontraste der Umgebung dieser drei Seen. Während das Gemündener Maar auf der Nordseite des Berges, umgeben von dichtem Walde, tief eingesenkt erscheint (Fig. 3), bietet das als Totenmaar bekannte Weinfelder Maar, dicht unter der Spitze

des Mäuseberges, mit seiner kärglichen Vegetation zu jeder Jahreszeit ein Bild größter Einsamkeit, während man von dem umgebenden Tuffwalle auf das weite Becken des von fruchtbaren Feldern umsäumten Schalkenmehrener Maares herabsieht, an dessen südlichem Ufer der gleichnamige Ort zwischen hohen Bäumen versteckt hervorlugt (Fig. 7).

Erreicht die vulkanische Tätigkeit nicht gleich mit einem einmaligen explosionsartigen Ausbruch ihr Ende, so wird nach der ersten, besonders gewaltsam vor sich gehenden Öffnung des vulkanischen Schlotes aus diesem noch weiter vulka-



Fig. 3. Das Gemündener Maar vom Nordabhang des Mäusebergs aus; im Hintergrund Daun und die Vulkane westlich der Stadt.

Nach einer Photographie von H. Gross, Bonn.

nisches Material in verschiedenster Form ausgeworfen. Auf den zuerst gebildeten Wall rings um den Explosionstrichter herum häufen sich immer neue Lagen von fein zerspratzten vulkanischen Aschen und Sanden oder mächtigen Brocken von kompakterer Lava, die oft höchst bizarr gestaltete Formen aufweisen, da sie in noch zäh flüssigem Zustande in die Luft geschleudert wurden und hier durch die wirbelnde Drehung zu sogenannten Lavatränen, strickförmigen Gebilden oder länglichen teigartigen Kuchen und Fladen geformt werden (Fig. 13). Das ausgeworfene Material bleibt nicht auf die nächste Umgebung der Auswurfsstelle beschränkt, sondern breitet besonders seine feineren aschenartigen Bestandteile weithin als einen oft mehrere Meter mächtigen Mantel über die ursprüngliche Gesteinsoberfläche aus. Auch der Krater selbst wird allmählich mit dem ausgeworfenen Material ausgefüllt, durch erneute Ausbrüche erhöht sich der Schlackenwall weiter, die zähflüßige Lava steigt in dem Krater hervor; erlischt dann schließlich die vulkanische Aktivität, so bleibt ein über die ursprüngliche Oberfläche aufragender

im Innern mit einem Lavapfropf erfüllter Aschenkegel übrig, der häufig noch seine regelmäßige ringförmige Gestalt bewahrt hat, sehr oft aber uns heute als eine im einzelnen nicht näher gliederbare kegelförmige Masse erscheint (Fig. 2II).

Solche Unregelmäßigkeiten können auch schon ursprünglich durch die Art des Ausbruches angelegt sein, indem durch den Wind oder durch die Richtung des Ausbruchs an der Stelle des Ringwalles mächtigere Aschenmassen zur Ablagerung kamen, wie an anderen Stellen. So kennen wir Kraterwälle, wie den Römerberg bei Gillenfeld, die nur auf drei Seiten geschlossen sind und daher eine hufeisenförmige Gestalt annehmen, ohne daß das fehlende Stück erst durch nachträgliche Wegführung vernichtet wäre.

Die innere Struktur dieser Kraterwälle ist derart, daß auf der Außenseite des Walles die einzelnen Schichten nach außen hin abfallen, während sie umgekehrt auf der Innenseite gegen den Krater einschießen (Fig. 2II). Die die Umgebung des Kraters bedeckenden Tuffe schmiegen sich allen schon vorhandenen Unregelmäßigkeiten der Unterlage an und haben daher ein oft wechselndes Einfallen.

Gelegentlich bildet sich im Innern des Kraterwalles ein See, der auf den ersten Blick mit einem eigentlichen Maar gewisse Ähnlichkeiten zu haben scheint, aber sich von diesem scharf unterscheidet, indem der See nicht in den festen Felsuntergrund eingesenkt ist, sondern nur die Oberfläche des inneren Teiles des hoch über die Felsoberfläche sich erhebenden Kraters erfüllt. Dies zeigt in ausgezeichneter Weise der kleine See eines der Krater des Mosenbergs, der Wanzenboden, der in seiner großartigen Einsamkeit und den nur von dürftiger Vegetation bedeckten, aus zackigen Lavaschlacken bestehenden Umwallung einen der schönsten Punkte der vulkanischen Eifel darstellt (Fig. 6).

Wird nicht nur ein einziger Krater gebildet, sondern wechselt die Ausbruchstelle während der einzelnen Ausbruchsphasen, so entstehen Vulkanberge, die aus mehreren Kratern zusammengesetzt sind, die dann häufig, wie z. B. beim Mosenberg, in einer bestimmten Richtung hintereinander angeordnet sind. Schon von weither läßt die mehrgipfelige Silhouette dieses Berges den Aufbau aus mehreren Kratern erkennen.

Steigt im Innern des Kraters im Verlaufe des Ausbruchs, besonders nach Beendigung der ersten explosionsartigen Stadien, die flüssige Lavamasse hoch empor und erreicht die Höhe des Schlackenwalles, so zerreißt sie dieses nur locker aufgeschüttete Gebilde und strömt nun die Abhänge des Berges herunter bis in die Täler herein, oft mehrere Kilometer sich von dem ursprünglichen Ausgangspunkt entfernend (Fig. 2III). Häufig tritt ein solcher Lavastrom auch am Fuße eines Vulkanberges aus, indem auf radialen Spalten die flüssige Lava vom Hauptschlot seitwärts eindringt und nicht erst bis zur Höhe des Schlackenwalles aufzusteigen braucht. Das Fließen eines solchen Lavastroms ist dem einer zähflüssigen Teigmasse vergleichbar. Auf seiner Ober- und Unterseite erstarrt die Lava verhältnismäßig rasch zu groben Schlacken, die einen schützenden Überzug über das sich nur langsam abkühlende Innere bilden. Dieses erscheint dann auch schließlich in ganz anderer Form wie die äußeren, schnell zu blasiger Schlacke erstarrten Rinden. Die inneren Massen sind zu kompakter Lava erstarrt, die häufig ausgezeichnete säulige Absonderung erkennen läßt (Fig. 11), wie sie auch bei Lavamassen, die im Innern des Kraters selbst erstarren, zu beobachten sind. Werden dann durch zu diesen Absonderungsflächen senkrechte Klüfte die Säulen in einzelne Abteilungen zerlegt und kann von den verschieden gerichteten Absonderungsflächen aus die Verwitterung verhältnismäßig rasch angreifen, so entstehen jene eigentümlichen käseleibartigen Gebilde, wie wir sie in der bekannten Käsegrotte bei Bertrich im Durchschnitte eines vom Bache angeschnittenen Lavastromes finden (Fig. 4).

Die Lavaströme sind auch in der Vordereifel weit verbreitet. Von der Höhe der Berge ziehen sie sich herab in die zur Zeit ihrer Bildung schon tief eingeschnittenen Täler. Sie erfüllen sie in oft beträchtlicher Mächtigkeit und zwingen den Bach zu erneuter und wegen der Festigkeit des Materials verhältnismäßig langsam vor sich gehender Vertiefung; jedoch hat das Wasser meist schon das Hindernis durchschnitten, so daß wir heute die Reste der Lavaströme hier und dort in den Tälern in einzelnen Fetzen an den Flanken der Täler kleben sehen. Zugleich aber gibt uns eben der Umstand, daß die Talbildung schon zur Zeit des Ergusses der Lavaströme fast den heutigen Zustand erreicht hatte, einen ausgezeichneten Beweis dafür, daß die Zeit der vulkanischen Tätigkeit, geologisch gesprochen, nur wenig weit in die Vergangenheit zurückreicht.

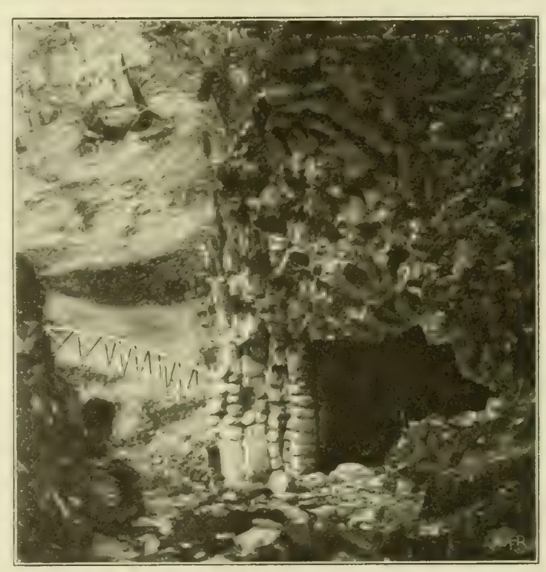


Fig. 4. Die Käsegrotte bei Bertrich.

Basaltsäulen des Lavastroms quer gegliedert und von den Absonderungsflächen aus rundlich angewittert; darüber unregelmäßig zerklüftete Lava des oberen Teils des Stroms

Nach einer Photographie von R. Böhm, Mayen.

Es ist ein merkwürdiges Gefüge der Natur, daß sie neben den noch verhältnismäßig vollständig erhaltenen jungvulkanischen Bildungen die Reste einer älteren Zeit vulkanischer Tätigkeit erhalten hat, die uns zeigt, welche Formen von den vulkanischen Bildungen übrig bleiben, wenn Abtragung und Erosion lange Zeit tätig sind. Besonders die nördliche Eifel weist hierfür eine große Zahl schöner Beispiele auf; all die Basaltkegel, von denen gar viele die Trümmer stolzer Burgen tragen, sind die letzten Reste der tertiären Vulkane. Der leicht zerstörbare Kraterwall ist bei diesen älteren Bildungen ganz vernichtet. Das einzige, was übrig geblieben ist, sind die mit der festen Lavamasse ausgefüllten, zur Zeit der Bildung des Vulkans noch tief unter der damaligen Oberfläche steckenden Stiele des ehemaligen Vulkans; diese ragen heute als markante Kegelberge aus ihrer Umgebung heraus, da die Abtragung der sie ursprünglich umgebenden, leichter verwitterbaren Schichtgesteine erheblich schneller vor sich geht (Fig. 2^{IV}). Ähnlich wie die Lavaströme zeigen diese Ausfüllungsmassen der älteren Vulkanschlote eine ausgezeichnete säulenförmige Anordnung, von der uns die zahlreichen Steinbrüche, die an derartigen Punkten angelegt sind, oft Bilder von schönster Regelmäßigkeit bieten.

Heute ist die vulkanische Tätigkeit in dem ganzen Gebiete erloschen. Als letzter Nachhall sind jedoch die recht bedeutenden Ausströmungen von Kohlensäure anzusehen, die sich an vielen Punkten bemerkbar machen. Das Gas steigt aus dem bis in große Tiefen gelockerten Gestein auf Spalten und Klüften auf und gelangt entweder in trockener Form als Mofetten an die Oberfläche oder es wird von den im Boden zirkulierenden Wasseradern aufgenommen; dieses tritt dann in Form der Mineralquellen zu Tage, die neben der Kohlensäure auch andere mine-

ralische Bestandteile, die in dem kohlensäurehaltigen Wasser leichter als in reinem löslich sind, enthalten. Überaus groß ist die Zahl der Punkte, an denen solche Quellen oder Mofetten ans Tageslicht treten. Allein im Bereich des Kreises Daun sollen es mehr denn 500 sein; zum Teil sind die Mineralsprudel erst künstlich durch Bohrungen erschlossen. Trotzdem der Austritt der Kohlensäure eine letzte Phase in der Folge der vulkanischen Erscheinungen ist, ist ihr Hervortreten doch nicht an die vulkanischen Gesteine gebunden, sondern die Quellen steigen vornehmlich auf Spalten und Klüften der devonischen Schichten empor (Fig. 5).



Fig. 5. Der Gerolsteiner Sprudel.
Nach einer Photographie von M. Bähr, Trier.

DER VULKANWEG IN DER HOCH- UND VORDEREIFEL

Der westliche Teil des im letzten Jahre vom Eifelverein angelegten großen Vulkanweges, der von Andernach bis nach Gerolstein führt, gewährt für die Vulkangebilde der Vordereifel eine gute Übersicht fast aller interessanten Vulkanpunkte. Der Wanderer, der das östliche Vulkangebiet, das sich um den Laacher See gruppiert, hinter Mayen verlassen hat, stößt erst in der Gegend von Brück und Boos in der Hocheifel auf die ersten Vorposten der Vulkanreihe der Vordereifel, die vereinzelt etwa in der Mitte zwischen dem östlichen und dem westlichen Vulkangebiet stehen. Bei *Boos* tritt gleich eine besonders interessante Vulkanbildung auf, indem hier zwischen den beiden Orten Boos und Brück ein weiter Tuffmantel ein ausgezeichnetes Doppelmaar umschließt. Das westliche ist auf drei Seiten geschlossen und besitzt nur auf der östlichen Seite eine Verbindung mit dem Nachbarmaar. Dieses öffnet sich auf der nördlichen Seite zum Tal des Nitzbaches. Beide Maargebilde sind heute trockengelegt und mit Wiesen und Torfmoor bedeckt. Nördlich des Dorfes Boos befindet sich ein kleiner Krater und ebenso ist ein weiterer in den westlichen Tuffmantel des westlichen Maares eingesenkt. Von hier führt der Weg südlich zu dem gleichfalls trockenen *Moosbrucher Maar,* einem der größeren Kesseltäler der Vordereifel hin, von dem der Ueßbach ausgeht, der in engen Windungen der Mosel zustrebt. Es hat eine ovale Gestalt und besitzt in West-Ost-Richtung über 1000 m Durchmesser. Der Rand des Kessels wird zum großen Teil von Devonschichten eingenommen, die besonders auf der östlichen Seite hoch über den Talboden ansteigen und dort nur von einer wenig mächtigen Tuffschicht bedeckt sind.

Die zahlreichen Vulkanreste, die der älteren tertiären Eruptionsepoche angehören, bleiben abseits des Weges; zu ihnen gehören die zahlreichen Basalte und Trachyte der Umgebung von Kelberg, die Hohe Acht und andere Aussichtswarten der Hocheifel.

An dem kleinen Vulkan des Hommerich vorbei erreicht man jetzt das schöne *Ulmener Maar,* das östlichste der noch mit Wasser erfüllten Kesseltäler der Vorder-

eifel. Sehr vollständig ist hier die Maarumwallung noch vorhanden. Auf den Devonschichten, in die das Maar eingesenkt ist, liegen in wechselnder Mächtigkeit die Tuffschichten, zum Teil fast ganz gebildet aus den durchschlagenen Devongesteinen, die durch wiederholtes Emporschleudern meist in kleine, oft gerundete Brocken zertrümmert sind. Der Tuffmantel ist nur zwischen der Burg und der Dorfkirche unterbrochen und hier ist auch ein künstlicher Abfluß des Maares hergestellt. Gerade dieser Eruptionspunkt zeigt mit besonderer Deutlichkeit die Anfangsstadien eines vulkanischen Ausbruches; denn hier kam die Eruption wohl schon gleich nach dem Durchschlagen und Herausschleudern des den Ausgang der Gase hindernden Gesteinspfropfens zum Abschluß. Wahrscheinlich stellt auch das nördlich des Dorfes gelegene Kesseltal, der *große Weiher*, eine weite, mit feuchten Wiesen bedeckte Niederung, einen Explosionspunkt dar, doch sind in der ganzen Umgebung Auswurfprodukte, die auf diese Stelle zurückgeführt werden können, äußerst spärlich.

Die erste Gruppe der eigentlichen zusammenhängenden Vulkanreihe der Vordereifel wird von hier gegen Süden zwischen den Orten Gillenfeld und Immerath erreicht. Die kleine, aber hochinteressante Gruppe von Vulkanen bei Bertrich mit der eine weite Aussicht gewährenden Falkenley und den Resten des im Ueßbachtal mehrere Kilometer abwärts sich hinziehenden Lavastromes liegt zu weit abseits nach Süden. Im Mittelpunkt dieses Abschnitts der Vulkanreihe steht das außerordentlich regelmäßig gestaltete landschaftlich besonders schöne *Pulvermaar.* Fast kreisrund ist der Spiegel des in dem Kessel sich breitenden Sees, etwa 700 m an Durchmesser. Rings um den See herum ist der Untergrund bedeckt mit den Auswurfsprodukten des Trichters, die nur an einzelnen Stellen den anstehenden Devonfels herausschauen lassen. Wie man jedoch in den Sandgruben am nördlichen Ende des Maares erkennen kann, ist die Tuffbedeckung nicht besonders mächtig; auf der Sohle der Grube hat man unter einer Tuffbedeckung von etwa 5 m das unterlagernde Devon schon angetroffen. An keiner Stelle besitzt der See einen Abfluß oder ein Tälchen, durch das er entwässern könnte. Mit einer Tiefe von 75 m ist er das tiefste Wasserbecken der Eifel. Die Tuffbedeckung reicht von hier bis zu den verschiedenen jetzt trocken gelegten Maaren und Kesseltälern, die bei den Orten Oberwinkel, Immerath und zwischen diesem letzteren Dorfe und der Ortschaft Strotzbusch gelegen sind. Südlich reicht der Aschenmantel bis zu dem Vulkan des Wartgesberges bei Strohn. Gleich anschließend an den südlichen Teil der Umwallung des Pulvermaares findet sich ein kleiner, gut erhaltener Hufeisenkrater, der *Römerberg,* der seine südliche offene Seite gegen ein kleines, nur mit einer geringmächtigen Umwallung versehenes Maar wendet.

Jenseits des Alfbaches begegnen wir westlich des Dorfes Gillenfeld einer kleinen Gruppe von Maaren, von denen das wenig tiefe *Holzmaar* noch mit Wasser erfüllt ist, während nördlich davon das *Dürre Maar* und die kleine, nur 60 m im Durchmesser erreichende *Hütsche,* das kleinste der Eifelmaare, mitten im Walde sich verstecken.

Von weither aber grüßt schon von Westen jenseits der tiefeingeschnittenen Täler der kleinen Kyll und der Lieser der schönste Vulkan der Vordereifel, der fünfgipfelige *Mosenberg,* dessen charakteristische Bergform ein weithin kenntliches Wahrzeichen bildet. Mehr als hundert Meter erhebt er sich über der Hochfläche, auf der der Ort Bettenfeld gelegen ist. Seine vier Krater sind in Süd-Nord-Richtung aneinandergereiht. Deutlich heben sie sich von Manderscheid gesehen voneinander ab. Von diesem Orte in das Tal der kleinen Kyll hinuntersteigend, finden wir im *Horngraben* das Ende eines großen Lavastroms, der 1½ km weit vom Mosenberg sich herunterzieht und das Tal 40 m hoch mit Lavamassen aufgefüllt

hat. Heute hat der Bach sich wieder sein Bett durch diese harten Massen gegraben, in über 30 m langen Säulen steht der Basalt des Stromes in schönem Durchschnitt am Gehänge des Tales an. Einzelne aus den Feldern aufragende zackig zerrissene Lavablöcke weisen uns den Weg, den der Strom genommen hat, bis wir seinen Ausgangspunkt erblicken; es ist der südlichste der vier Mosenbergkrater. Hier hat sich die Lava ein mächtiges Loch auf der Südseite des Kraterwalles eingerissen, so daß nur noch ein hufeisenförmiger Ring des ursprünglich geschlossenen Walles vorhanden ist. Gleich neben diesem südlichsten Krater er-

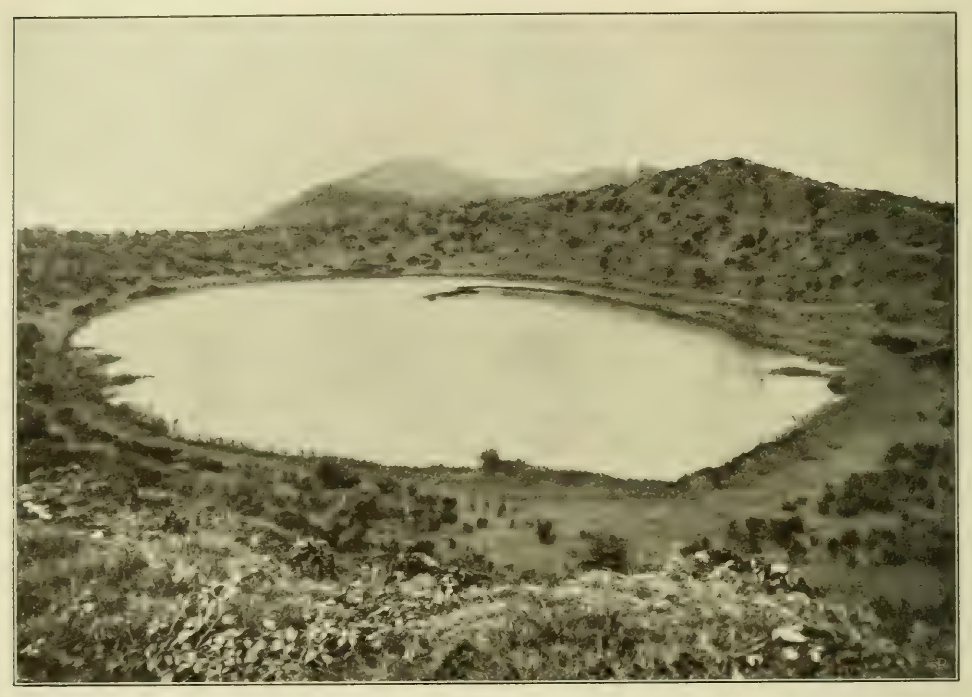


Fig. 6. Der Wanzenboden am Mosenberg.
Typischer Kratersee; im Hintergrunde der höchste Gipfel des Mosenbergs.
Nach einer Photographie von H. Groß, Bonn.

hebt sich die Umwallung des zweiten Schlotes bis zum höchsten Punkt des Berges, der in 528 m Höhe den weithin sichtbaren Aussichtsturm auf zackigem Lavafels trägt. Weithin schweift von hier der Blick über die Hochfläche weg: ein großer Teil der ganzen Vulkanreihe liegt von diesem etwas isolierten Punkte gesehen vor dem Auge ausgebreitet. Gefesselt aber wird der Blick vor allem durch einen der schönsten Punkte der vulkanischen Eifel, den See des *Wanzenboden,* der sich innerhalb des dritten der Mosenbergkrater befindet (Fig. 6). Es ist kein Maar, sondern ein typischer Kratersee, der die Mitte des vom Schlackenwall umgebenen Eruptionspunktes einnimmt. Mit dürftiger Vegetation bedeckt, umgeben wild gezackte Lavaschlacken den einsamen See und verleihen mit den dunklen Farben des Wassers dem Bilde einen malerisch einsamen Charakter. Auf der nordöstlichen Seite des Wanzenboden befindet sich das früher mit Wasser erfüllte *Hinkelsmaar,* ein kleiner Krater mit wohl erhaltenem Schlackenwall, der gleich seinem südlichen größeren Bruder einen Lavastrom in ein Nebental der Kleinen Kyll

entsandt hat. Die Auswurfsmassen des Berges beschränken sich auf seine nächste Umgebung; ehe wir beim Dorfe Bettenfeld in den Bereich des benachbarten *Meerfelder Maares* und seiner Tuffmassen gelangen, überschreiten wir schon die aus devonischen Gesteinen gebildete Hochfläche.

Tief herab sieht man von der Höhe des Dorfes in den weiten, fast 1½ km im Durchmesser erreichenden Kessel des Maares. Hier ist die Eintiefung in die Hochfläche besonders deutlich sichtbar. Fast 180 m beträgt der Höhenunterschied zwischen dem Spiegel des wenig tiefen Sees und dem Rande des umgebenden Walles. Der See nimmt heute nur noch die Hälfte seiner ursprünglichen Ausdehnung ein, durch künstliche Entwässerung ist der südliche Teil in ein sumpfiges



Fig. 7. Das Schalkenmehrener Maar von der Umwallung des Weinfelder Maares aus.
Nach einer Photographie von H. Gross, Bonn.

Wiesenland verwandelt. Gerade bei diesem Maare sieht man sehr deutlich, wie der große Kessel nicht etwa durch die einschneidende Tätigkeit des Wassers allein entstanden sein kann. Das Tal, durch das der Kessel mit dem Tal der Kleinen Kyll in Verbindung steht, setzt am westlichen Rande des weiten Kessels, scharf in die Hochfläche eingeschnitten, ein, und ebenso ist auch der Oberlauf dieses Tälchens oberhalb des Ortes Meerfeld tief in die Hochebene eingeschnitten. Es ist ein überraschendes Bild, wenn man aus der Enge des Tales des Meerbaches plötzlich den weiten Kessel des Maares vor sich erblickt, der so ganz fremdartig in der morphologischen Entwicklung der Landschaft erscheint.

Wir kehren wieder zurück zu der Hauptreihe der vulkanischen Bildungen, die wir über den Kessel von *Üdersdorf* erreichen, der von der kleinen Ahrley und dem Lavastrom des Hasenberges umgeben wird. Es ist die Gegend des *Mäuseberges,* in die zwischen den Orten Gemünd und Schalkenmehren, zwischen dem Tale der Lieser und des Alfbaches, die berühmten drei *Dauner Maare* eingesenkt sind. Jeden Wanderer wird immer aufs neue die Mannigfaltigkeit, Lieblichkeit und das Großartige der verschiedenen Bilder entzücken, die diese drei Perlen der Eifel ihm bieten (Fig. 3 u. 7). An das östliche, das *Schalkenmehrener Maar,*

schließt sich ein auf der Ostseite gelegener kleiner Kessel, so daß die ganze Bildung sich zu einem Doppelmaar gestaltet. Die Wände des Kessels sind zum großen Teil gebildet von Devonschichten, die Auflagerung der Tuffe auf ihre Unterlage kann man an dem Wege, der von dem schön gelegenen Dorfe Schalkenmehren zur Höhe des *Weinfelder Maares* heraufführt, beobachten. Auch in der Umwallung dieses, etwa 60 m über dem Spiegel des Schalkenmehrener Maars liegenden Sees tritt der devonische Untergrund hervor. Der größte Teil aber wird von den nur mit dürftiger Vegetation bedeckten dunklen Tuffen eingenommen, die mit dem kahlen Abhang, den der Rücken des Mäuseberges gegen den See hin vorschiebt, zu jeder Zeit ein einsames Bild gewähren. Fast erfreut erblickt der Wanderer, nachdem er auf dem Gipfel des Mäuseberges, am Denkmal des verdienten Förderers des Eifelvereins Dr. Dronke, weithin Umschau gehalten hat, den lieblichen, von Wald umgebenen, tief eingesenkten Spiegel des *Gemündener Maars*, das etwa 150 m unterhalb des Berggipfels gelegen ist. Gleich dem Weinfeldermaar besitzt auch dieses keinen natürlichen Abfluß und auch auf der Seite gegen das Liesertal hin umgibt ein nicht unterbrochener Tuffmantel den Kessel des Sees.

Bei *Daun* betreten wir einen weiteren Abschnitt der Vulkanreihe. Von hier bis Gerolstein und Hillesheim häufen sich in großer Zahl die Schlacken- und Aschenkegel an, und weithin dehnt sich auf den Bergen die Aschendecke, die von den Tälern aufs neue durchschnitten ist. Nicht alle lassen noch deutlich die Kraterform erkennen, oft scheinen es einfache Anhäufungen von Lavaschlacken, Bomben und Aschen zu sein, die sich zu beträchtlicher Höhe über die Hochfläche erheben.

Eine Ausnahme macht davon der gleich gegenüber von Daun gelegene Krater des *Firmerich*. Hier ist der Kraterwall deutlich erhalten. Gegen die Lieser hin ist er durchbrochen von einem Lavastrom, dessen zackige Oberflächenschlacken auch heute noch deutlich seine Ausdehnung verraten und der an zahlreichen Stellen dem Steinbrecher treffliches Material liefert. Es muß ein etwas älterer Ausbruch sein, denn der Strom reichte ursprünglich bis in das Liesertal herab und füllte dieses auf. Noch heute gibt der Basalt auf dem die Schloßruine von Daun steht, ein Zeugnis dafür, daß der Strom bis zur westlichen Talseite gelangte. Jetzt aber hat die Lieser nicht nur den mächtigen Lavastrom durchsägt, sondern ihr Bett noch etwa 40 m in die Unterlage der Devonschichten eingegraben, so daß hier das Wasser eine bedeutend größere und eine längere Tätigkeit erfordernde Arbeit verrichtet hat, als bei anderen Lavaströmen der Umgebung, bei denen das Wasser gerade erst sich ein neues Bett in die Lava selbst eingeschnitten hat.

Auf dem Wege von Daun zum Asseberg bleiben die kleinen Ausbruchstellen des *Wehrbusch* und der *Wacht* abseits liegen; die Tuffe, die man längs des Weges aufgeschlossen sieht, stammen zum Teil von einer älteren Eruptionsperiode her, denn man hat in ihnen Abdrücke von Pflanzenresten gefunden, die darauf hinweisen, daß diese Tuffe ein Alter haben, das sie an die älteren und heute nur in den letzten Resten vorliegenden Vulkangebilde anschließt. Der *Asseberg* und der 700 m hohe *Errensberg* bieten prächtige Blicke auf die nähere und weitere Umgebung, in der aus weit verbreitetem Tuffmantel eine Menge Schlackenkegel hervorragen. Ihre nördliche Grenze zieht sich von dem erst vor wenigen Jahrzehnten trocken gelegten *Dreiser Weiher*, einem großen Maarkessel, dessen Tuffe wegen der großen ihnen eingelagerten Olivinknollen bekannt sind, bis zu dem mächtigen Lavafelde der Kyllerhöhe südlich Hillesheim. Der Vulkanweg selbst steigt bei Hohenfels in ein Nebental des Kyllflusses herab, um dann am Ende des Weges zwischen Pelm und Gerolstein noch eines der schönsten Vulkangebilde der Gegend zu berühren. Vorher fesseln beim Aufstieg an dem Schlackenrest der *Kassel-*

burg weniger die vulkanischen Bildungen als die steilen, malerisch ins Kylltal abstürzenden mächtigen Dolomitfelsen des Mitteldevons.

Der Krater der *Papenkaule,* der in das Dolomitplateau der Munterley oberhalb Gerolstein eingesenkt ist, zeigt uns einen der besterhaltenen Krater (Fig. 8). Der Wall von Schlacken und Aschen besitzt jedoch nicht überall die gleiche Höhe, sondern es scheint schon bei dem Ausbruch an einzelnen Stellen besonders viel Aschenmaterial angehäuft zu sein. Seltsam und mannigfaltig geformte Bomben und Lavabrocken liegen in Menge in den Tuffen und Aschen. Reichlich findet man auch in ihnen Bestandteile, die dem durchschlagenen Untergrund angehören, Fetzen von devonischen Schiefern und den Tuffwall tragenden mitteldevonischen



Fig. 8. Die Papenkaule bei Gerolstein.
Typischer geschlossener Aschenkrater.
Nach einer Photographie von K. Stamm, Bonn.

Kalken und Dolomiten. Gerade als ob erst vor wenig Jahren die Aschen die Dolomitfelsen überschüttet hätten, legt sich der Tuff auf ein Relief, das dem heutigen völlig entspricht, auch dadurch die Jugendlichkeit des Ausbruches anzeigend.

Zu diesem Krater der Papenkaule gehört ein Lavastrom, der jedoch nicht den eigentlichen Kraterwall selbst durchbrochen hat, sondern an seinem Fuße aus einer Schlackenanhäufung zutage tritt und gegen Westen in das flache, zwischen Auburg und Munterley in die Kyll mündende Tal eintritt. Hier und dort verraten Lavaschlacken in dem bebauten Terrain seinen Weg. Im Kylltal staute er sich auf und breitete sich hier am Ende längs des Flusses etwa 600 m im Flußbett weit aus. Heute hat der Fluß die Lava wieder durchbrochen und läßt in prächtigem Anschnitt die innere Struktur des Stromes durch senkrecht stehende Säulen von Basalt längs seines Laufes erkennen. Aber erst etwa 5 m konnte sich der Bach in das Liegende des Stromes einschneiden, ein Beweis dafür, daß das Alter des Stromes ein recht jugendliches sein muß; schon vor seinem Eindringen war das Tal fast gerade so weit ausgetieft wie heute.

Noch manch interessantes Bild würden uns auch die weiter nördlich noch fol-

genden Vulkanpunkte bieten, und reichlich lohnt der Besuch gar mancher der vulkanischen Ausbruchstellen, die in der Umgebung von Gerolstein in großer Zahl sich finden und bis Birresborn talabwärts zu verfolgen sind. Von der Munterley aus erkennt man im weiten Umkreise deutlich die durch ihre Gestalt sich abhebenden Vulkanruinen.

DAS VULKANGEBIET DES LAACHER SEES

An Zahl der Eruptionspunkte der Vulkanreihe des westlichen Gebietes nicht nachstehend, aber an Mannigfaltigkeit der Formen und in der Verschiedenheit des zutage geförderten Materials das westliche Gebiet weit übertreffend,



Fig. 9. Übersichtskarte der vulkanischen Bildungen in der Umgebung des Laacher Sees. (Nach H. v. Dechen.) Maßstab cr. 1:210000.

erstreckt sich die zweite Vulkangruppe nahe des Rheins an der Ostgrenze der Eifel rings um den Laacher See (Fig. 9). Dieser weite Seekessel dehnt sich fast in der Mitte des überaus mannigfaltigen Vulkangebietes aus. Rings blicken auf seinen Spiegel herab Aschenkegel und Kratere, mit Recht trägt daher diese ganze Vulkangruppe seinen Namen.

Die Nordgrenze des Gebietes überschreitet das tief eingeschnittene Brohltal, auf dessen nördlicher Seite die Hochfläche mehrere z. T. ausgezeichnet erhaltene Krater trägt, den Bausenberg, den Herchenberg und Leilenkopf oberhalb Brohl. Die Nordostgrenze bezeichnet der Fornicherkopf zwischen Brohl und Andernach. Die ganze weite Aue des Nettetals ist bedeckt mit jungvulkanischen Produkten, und auf die flache Ebene schauen zu beiden Seiten zahlreiche Vulkankegel herab, die sich gegen Süden bis auf das Maifeld hinziehen. Auch jenseits des Rheins findet man noch in der Umgebung von Neuwied große Massen vulkanischer Tuffe; einzelne Reste sind durch den Wind von ihrer Ursprungsstelle nahe des Laacher Sees weit gegen Osten in den östlichen Westerwald getrieben worden. Im SO bezeichnen die Vulkanberge und Lavaströme der Umgebung von Mayen die Grenze, im NW bilden die Kuppen des oberen Brohltales, geschart um den stolzen Kegel des Olbrück, die äußersten Posten gegen die Hochfläche der Eifel. Mehr als vier Quadratmeilen umfaßt so dieses Vulkangebiet.

Die gleiche Mannigfaltigkeit der Formen, die uns in dem Gebiete der Vordereifel das Entstehen eines Vulkans von seinen Anfängen bis zu dem oft kompliziert zusammengesetzten Kraterberge klar vor Augen führte, findet sich auch hier; allerdings sind gerade die Maare und Kesseltäler in ihrer typischen Form der Vordereifel allein eigen, wenngleich auch von manchen Forschern dem Laacher See und dem Wehrer Kessel eine ähnliche Entstehung zugeschrieben wird. Aschenkegel, große Schlackenberge, manche von bemerkenswerter Regelmäßigkeit der Umwallung, hufeisenförmig geöffnete Krater, aus denen mächtige Lavaströme sich in die Täler ergossen, finden sich in reicher Zahl auch in diesem Gebiete. Es würde sich also auch hier mit gleicher Klarheit ein Bild der einzelnen Vulkantypen gewinnen lassen, wenn sich nicht durch die wiederholten Ausbrüche auf weite Strecken die verschiedenartigsten Vulkanprodukte übereinander häuften. Einer klaren Erkenntnis der einzelnen Formen ist besonders hinderlich die im Verhältnis zur Vordereifel größere Beteiligung weit verbreiteter, lockerer Tuff- und Aschenmassen, die wohl drei Viertel des ganzen Vulkangebietes bedecken, und da diese zum Teil zu den jüngsten Eruptionen in dieser Gegend gehören, so verhüllen sie die verschiedenartigsten älteren Bildungen. Daher stößt eine so klare Gliederung, wie sie für die einfacheren Verhältnisse der Vordereifel möglich ist, auf große Schwierigkeiten, wenngleich man heute über die Reihenfolge der vulkanischen Eruptionen nicht mehr im Zweifel ist. Die gewaltig entwickelte Steinindustrie hat an vielen Punkten ausgezeichnete Aufschlüsse geschaffen, die uns den Gang der vulkanischen Tätigkeit klar darlegen.

Auch das Material, das durch die vulkanischen Ausbrüche zu Tage gefördert wurde, ist von weitaus größerer Mannigfaltigkeit, wie in dem Gebiete der Vordereifel. Während dort die Vulkane nur basaltische Schlacken, Aschen und Laven lieferten, treten hier zu ebenfalls zahlreich verbreitetem basaltischen Vorkommen ganz anders zusammengesetzte Gesteine und Tuffmassen. Diese sind früher in ihrer Gesamtheit den dunklen basaltischen Produkten als Bimssteinüberschüttung gegenübergestellt worden, doch haben sich in diesem großen Komplexe mehrere selbständige Eruptionsmassen trennen lassen, wenngleich ihre Ausdehnung auf der Karte noch nicht genau festgelegt ist. Dem Aussehen nach sind allerdings alle diese lockeren Tuffmassen ziemlich ähnlich, indes ermöglichte eine eingehende mineralogische Untersuchung die Feststellung, daß von den hauptsächlich in der Umgebung des Laacher Sees verbreiteten trachytischen Tuffen, den Bimssteinen und grauen Trachytsanden, sich die mächtigen Tuffmassen, die im oberen Brohltal eine Reihe von Phonolithstöcken umgeben und gegen Süden sich bis zum Forstberg erstrecken, durch die konstante Führung des Minerals Leucit deutlich abgrenzen.

Von besonderer Wichtigkeit aber wird das Vulkangebiet des Laacher Sees dadurch, daß es hier in weitaus genauerer Weise möglich ist, das Alter der einzelnen Eruptionen zu bestimmen. An vielen Stellen treten nämlich die vulkanischen Produkte in Beziehungen zu den Gebilden der Diluvialzeit, dem Löß und den diluvialen Schottern des Rheins. Mit großer Genauigkeit kann man daher den Zeitpunkt, an dem die verschiedenen Eruptionen statthatten, festlegen.

Dem Alter nach sind die *basaltischen Eruptionen* die ersten Produkte vulkanischer Tätigkeit. Fast regelmäßig werden sie von dem jüngeren Löß, einem Produkt der jüngeren Diluvialzeit, bedeckt, und nur ausnahmsweise finden sich inmitten der basaltischen Schlacken, mit diesen wechsellagernd, einzelne Reste dieses vom Winde zusammengetragenen Materials. Allerdings ist in einem Stollen bei Plaidt ein Tuff gefunden worden, der mitteltertiäre Pflanzenreste umschließt, so daß man zu der Annahme kommen könnte, daß die basaltischen Eruptionen aus der Tertiärzeit bis zur Bildung des Löß in der jüngeren Diluvialzeit sich fortgesetzt hätten. Da jedoch der weitaus größte Teil der von basaltischem Material gebildeten Vulkanberge ebenso frische Formen aufweist, wie die Gebilde der Vordereifel und sich auch die leicht zerstörbaren Aschenkratere ausgezeichnet erhalten haben, so wird man nicht fehlgehen, wenn man sämtlichen dieser gut erhaltenen Vulkanformen ein diluviales Alter zuschreibt. Der Tuff in dem Stollen bei Plaidt kann ohne Bedenken der älteren vulkanischen Periode zugerechnet werden, die auch in das Gebiet des Laacher Sees hinein in einzelnen Resten in der Form von Basaltstielen sich finden. Daß jedoch die basaltischen Eruptionen nicht alle gleichzeitig sich vollzogen, ergibt sich schon daraus, daß man in der Gegend von Niedermendig zwei Lavaströme übereinander durch den Steinbruchbetrieb erschlossen hat, und daß die Höhenlage der Lavaströme in den Tälern eine durchaus ungleiche ist. Während es am Lavastrom von Saffig an der Rauschermühle bei Plaidt dem Nettefluß noch nicht wieder gelungen ist, die Lava zu durchschneiden, finden wir nicht weit davon verschiedene Ströme mehr als zwanzig Meter über dem Niveau des heutigen Flußbettes. Das läßt darauf schließen, daß diese Lavaströme ein höheres Alter haben als die verhältnismäßig jungen, die noch heute der Erosion kräftigen Widerstand entgegensetzen und über die der Bach in Wirbeln hinweggleitet.

Die Zahl der wohl erhaltenen Krater ist eine recht große, doch vermißt man bei ihnen die für die Eifel so überaus charakteristische reihenförmige Anordnung. In Ausdehnung und Größe stehen sie den Kratern der Vordereifel nicht nach, und manche übertreffen sie an Höhe und Masse des geförderten Materials erheblich. Ein großer Teil der basaltischen Kegel umgibt das Nettetal, das die Fortsetzung des Neuwieder Einbruchbeckens bildet. Bei Plaidt erheben sich auf der Südseite des Tales mehrere ausgezeichnet hohe Schlackenberge, wie der *Kamillenberg*, der *Plaidter Humerich*, der *Korrelsberg* und die aus einer ganzen Reihe von kleineren Schlackenkratern sich zusammensetzenden *Wannen*. Zwei große Lavaströme ziehen sich zum Nettetal und Saffigertal herab. Von der Ruine Wernerseck aus übersieht man prächtig den jetzt wohl 20 m über der Talsohle in Säulen abgegliederten Lavastrom, während der östliche bedeutend jünger ist und heute noch der Erosionsarbeit des Wassers erheblichen Widerstand leistet. Auf der nördlichen Seite des Tales des Krufter Baches erhebt sich aus der Ebene der schöne Schlackenkegel des *Nickenicher Weinberges* (Fig. 10), dessen außerordentlich mannigfaltig gestaltete Schlacken und Bomben in großen Brüchen zu Grotten und Ziersteinen ausgebeutet werden. Alle charakteristischen Formen der Lavaschlacken und Auswürflinge kann man hier in ausgezeichneten Modellen erschauen. Auf der Höhe ziehen sich von Andernach bis an den Laacher See heran reihenförmig angeordnet die Schlackenkegel bei Eich und Nickenich, der *Nastberg*, der *Nickenichersattel* und



Fig. 10. Der Nickenicher Weinberg von Kruft aus. Basaltischer Schlackenkegel.
Nach einer Photographie von N. Tilmann, Bonn.

endlich der größte Krater der ganzen Gegend, der *Krufter Ofen*, der gegen Süden eine weite calderaartige Öffnung besitzt. Südlich des Laacher Sees, besonders in der Umgebung des Dorfes *Niedermendig*, ist durch den bekannten Steinbruchsbetrieb weithin ein mächtiger Lavastrom erschlossen worden, dessen Ursprungsgebiet auch heute mit Sicherheit noch nicht bekannt ist, aber wahrscheinlich in einem der Kraterberge der südlichen Umwallung des Laacher Sees gesucht werden muß. Da oberflächlich in bedeutender Mächtigkeit jüngere Tuffmassen den Lavastrom verhüllen, so hat man hier schon lange einen unterirdischen Steinbruchbetrieb eröffnet. Altertümlich anmutende Göpel winden hier aus den kleinen Schächten die Basaltsäulen zutage. Die bei Abbau bleibenden großen Hohlräume lassen sich zu Bierkellern verwenden, da die Temperatur in diesen mächtigen unterirdischen Hallen, wohl infolge der durch die Porosität der Lava bedingten starken Verdunstung immer eine konstant niedrige ist. In dieser Gegend hat man unter diesem oberen Bruch einen zweiten Lavastrom angetroffen.

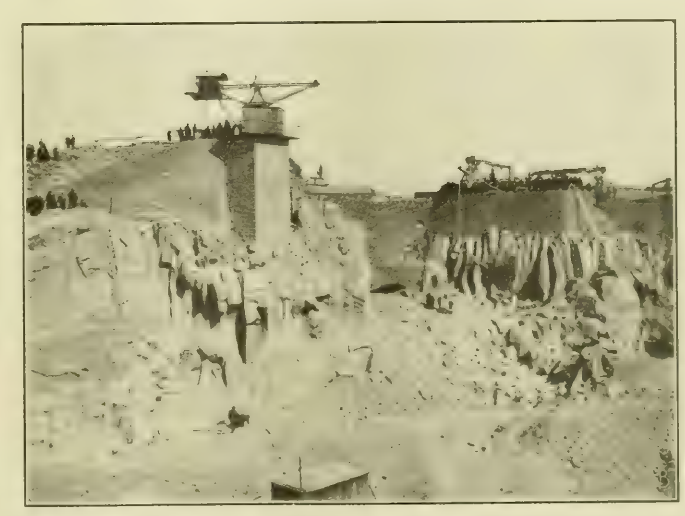


Fig. 11. Grobsäulig abgesonderte Basaltlava.
Strom des Ettringer Bellerbergs nördlich Mayen.
Nach einer Photographie von R. Böhm, Mayen.

Gleichgroße Lavafelder finden sich nördlich der Stadt Mayen, die hier in weithin sich dehnenden Tagesbauten ausgebeutet werden. Die innere Struktur des in Säulen abgesonderten Stromes ist hier prächtig zu überblicken (Fig. 11). Diese werden heute hauptsächlich in dem vom Bellerberg bis zum Bahnhof Mayen sich in großer Breite herabziehenden Strom gewonnen, während früher auch der dem Krater des *Hochsimmer* gegen Süden entweichende Strom abgebaut wurde. Dieser letztere Berg weist einen vorzüglich erhaltenen, hufeisenförmigen Krater auf, der samt seinem schöngeformten Nachbar, dem *Forstberg*, in weithin sichtbarer Kegelform über die Hochflächen hinwegragt (Fig. 12).

Nördlich, am Westufer des Laacher Sees sind die Ausbruchspunkte der basaltischen Schlacken weit verbreitet. Der *Roteberg, Laacherkopf* und besonders der *Veitskopf* im Norden des Sees bieten ausgezeichnete Beispiele. Der Krater des



Fig. 12. Die Vulkane nördlich von Mayen.
Links der Hufeisenkrater des Hochsimmer, der gegen Mayen einen Lavastrom entsendet; rechts der Forstberg und der Ettringer Bellerberg.
Nach einer Photographie von R. Böhm, Mayen.

letzteren ist vorzüglich erhalten und würde sich, wenn er nicht von dichtem Walde bedeckt wäre, noch stattlicher und klarer zeigen. Ein mächtiger Lavastrom entquillt auf der Westseite dem Krater und strömt weithin das Gleesertal herab; er bildet mit seinen scharf hervortretenden Felsen die in herrlichem Walde versteckte *Mauerlei.* Einen ausgezeichneten Schlackenwall besitzt endlich auch der Doppelvulkan der *Kunksköpfe* auf der südlichen Talseite des Brohlbaches (Fig. 13).

Auf der nördlichen Talflanke erhebt sich bei Niederzissen der besterhaltene Krater der Gegend, der *Bausenberg,* der nach Norden gegen den Vinxtbach hin geöffnet ist und in dieses Tal einen langen Lavastrom entsendet. Der *Herchenberg* in seiner Nachbarschaft scheint eine reine Schlackenanhäufung zu sein, hier hat der rege Steinbruchbetrieb ein ausgezeichnetes Bild seines Aufbaues erschlossen. An seinem Fuße erscheinen die völlig verwitterten Devonschichten und die aus ihnen hervorgegangenen weißen tertiären Tone. Die Aschen und Schlacken überlagern auch deutlich noch die ältesten Rheinschotter, die bis hierher auf der Hochfläche reichen, und schließen eine Linse von Löß ein, so das diluviale Alter des Aschenkegels zu einer Gewißheit machend. Der gleich oberhalb Brohl gelegene *Leilenkopf* tritt in der Landschaft nur wenig hervor. Nur wenige Meter erhebt sich sein zum Teil schon zerstörter Wall über den Diluvialschichten der Hoch-

fläche. Den Beschluß bildet der *Fornicher Kopf*, der etwas oberhalb Brohl einen Lavastrom ins Rheintal hinabschickt, dessen Reste jetzt etwa 20 m über dem heutigen Flußniveau anstehen, ein Beweis dafür, daß er ein verhältnismäßig jungdiluviales Alter haben muß, da er die fast gleiche Höhenlage am Talgehänge einnimmt, wie eine der jüngeren diluvialen Flußaufschüttungen des Rheines.

Nächst den Vulkanen mit basaltischem Gestein, die weitaus die meisten der besonders in der Landschaft hervorragenden Bergkuppen bilden, scheidet sich im Nordwesten scharf ein Gebiet ab, in dem ein anderes Material zutage gefördert wurde. Es sind das Gesteine von bräunlich-gelblichen Farben, die *Phonolithe* ge-



Fig. 13. Schlackengrube an den Kunksköpfen.
Unten gröbere Aschen mit vielen großen Bomben, darüber feinere Aschen, bedeckt von Löß.
Nach einer Photographie von N. Tilmann, Bonn.

nannt werden und sich in einer Reihe von weithin sichtbaren Kuppen im oberen Brohltal, von den übrigen Vulkanen etwas sich sondernd erheben. Die bekannteste dieser Höhen trägt die weithin sichtbare Burgruine *Olbrück*. Zum großen Teil sind diese eigentümlichen, zum Teil dem Steinbruchbetrieb fast ganz zum Opfer gefallenen Kuppen von einem mächtigen Mantel von Aschen und Sanden umgeben, die aus dem gleichen Material wie der feste Phonolith gebildet sind. Es sind die beim Ausbruche fein zerspratzten Lavamassen, die bis in die Gegend des *Gänsehalses* und des Forstberges den Boden mit einer etwa 30 m mächtigen Tuffdecke überschütten. Das Material wird in zahlreichen Brüchen zur Gewinnung großer Werksteine von grau bis etwas gelblicher Farbe ausgebeutet. Wie schon hervorgehoben, zeigen sich diese Tuffe in ihrem mineralogischen Bestande von den hauptsächlich östlich des Laacher Sees verbreiteten Trachyttuffen verschieden. Das Alter der Eruptionen der Phonolithe ist im wesentlichen jünger als die Mehrzahl der Ausbrüche, welche basaltische Laven zutage förderten; sie werden meist noch ebenso wie die Basaltlaven von jüngerem Löß bedeckt, aber sie bedecken die basaltischen

Gesteine, und nur gelegentlich bemerkt man eine Wechsellagerung dieser Leucittuffe mit basaltischen Aschen. Daraus geht aber hervor, daß die basaltischen Eruptionen noch andauerten, als schon das phonolithische Material gefördert wurde.

Die jüngsten vulkanischen Gebilde des Laacher See-Gebietes bilden die mächtigen Massen der *weißen Bimssteintuffe* und *grauen trachytischen Sande*, die sich hauptsächlich auf die Umgebung des Laacher Sees konzentrieren, zum Teil aber auch überaus weit durch die Luft verfrachtet wurden. Da man besonders den älteren Teil dieser Tuffe, die Bimssteine, bis weit in den Westerwald hinein gegen Osten verfolgen kann, während sie westlich des Laacher Sees nur in geringer Entfernung von diesem angetroffen werden, so kann man daraus schließen, daß während der Eruption dieser Massen westliche Winde geherrscht haben müssen. Daß diese Tuffe auf so weite Entfernungen hin verfrachtet werden können, liegt vornehmlich in der Leichtigkeit des Materials begründet, da der Bimsstein eine stark aufgeblähte Lava ist und eine leichte, schaumige, glasartige Masse darstellt. Dem Alter nach ist die Eruption der weißen Bimssteinmassen der der grauen Trachytsande vorausgegangen; eine Bank aus sehr feinen bräunlichgelben Tuffen, der sogenannte Britz, trennt meist die beiden Tuffe voneinander.

Man glaubte früher, daß der Laacher See der Ausbruchspunkt beider Tuffmassen gewesen sei, und daß er im wesentlichen einen Maarkessel darstellte, dessen Umwallung eben von den ausgeworfenen Bimssteintuffen gebildet werde. Durch neuere Untersuchungen, besonders von *R. Brauns*, ist jedoch zweifellos festgestellt worden, daß nur die grauen Trachytsande, die jüngste der Tuffaufschüttungen, dem Kessel des Laacher Sees entstammen, während die Eruptionspunkte der Bimssteinmassen zwar in der Nähe des Laacher Kessels gelegen gewesen sein müssen, aber doch nicht mit diesem zusammenfallen.

Außerordentlich klare Aufschlüsse bietet der neuerdings angelegte Steinbruch von F. X. Michels bei Niedermendig, dem ersten, in welchem die Lava von Niedermendig im Tagebau gewonnen wird. So erhält man hier einen vollständigen Durchschnitt durch die den Lavastrom bedeckenden Bimssteintuffen und trachytischen Aschen. Über dem Lavastrom, der in seinen obersten Schichten nur unregelmäßig säulig abgesondert ist, breitet sich eine dünne Schicht Lehm, wohl verwitterter Löß, und darüber legen sich in etwa 10 m Mächtigkeit die weißen Bimssteintuffe, denen nach einer stärkeren Britzbank noch die grauen Trachyttuffe folgen. Die weißen Bimssteintuffe enthalten hier zum Teil noch Bimssteine von erheblicher Größe. Besonders aber ziehen die mächtigen Auswürflinge basaltischer Lava das Augenmerk auf sich, die in weiterer Entfernung nicht mehr angetroffen werden. Diese oft mehrere Kubikmeter großen Blöcke sind mit ungeheurer Gewalt beim Niederfallen in die weichen Bimssteinmassen eingeschlagen, haben sich eine Vertiefung in sie geschaffen und werden dann von weiteren Bimssteinmassen überdeckt (Fig. 14). Da es sich nicht um eigentliche Bomben handelt, sondern es große Blöcke älterer basaltischer Lava sind und in ihrem Bestandteile dem Lavastrom von Niedermendig völlig gleichen, so wird man zu der Annahme geführt, daß eine Ausbruchstelle der weißen Bimssteintuffe im Bereiche dieses Stromes, also südlich des Laacher Sees, gelegen hat. Bei der Explosion wurde die Lavadecke zertrümmert, die großen Brocken wurden in die Höhe geschleudert und in der Nähe der Ausbruchstelle wieder zu Boden geworfen, da Massen von solchen Dimensionen sich nicht gar weit von der Ausbruchstelle entfernen. Andere Ausbruchstellen sind im Norden des Laacher Sees nachgewiesen worden, aus denen die auch am Nordrand des Kessels verbreiteten Bimssteine stammen müssen.

Die Ausbreitung dieser Bimssteintuffe ist eine überaus große, sie überdecken

das ganze Nettetal und den größten Teil des Neuwieder Beckens und erreichen im Süden das Moseltal; auch jenseits des Rheines stehen sie noch in einer Mächtigkeit von mehreren Metern an. Sie liegen hier auf den jüngsten Terrassenschottern des Rheines, die erst am Ausgang der Diluvialzeit gebildet wurden, und zeigen dadurch, daß sie zu einer Zeit ausbrachen, als der prähistorische Mensch diese Gegenden durchstreifte; denn seine Werkzeuge finden sich schon in dem Löß, der älter ist als die Bildung dieser jüngsten diluvialen Rheinterrasse.

Eine eigentümliche Modifikation der weißen Bimssteintuffe bildet der sogenannte *Traß.* Seine Verbreitung ist eine sehr eigenartige; er überdeckt nicht wie



Fig. 14. Basaltischer Auswürfling in den weißen Bimssteintuffen.
Tagebau von F. X. Michels bei Niedermendig.
Nach einer Photographie von N. Tilmann, Bonn.

die meisten Tuffe gleichmäßig, wie ein Tuch, Berg und Tal, sondern ist nördlich wie südlich des Laacher Sees auf die Talniederungen der Nette zwischen Plaidt und Kruft und des tiefen Einschnittes des Brohltales unterhalb Burgbrohl beschränkt. Das Material ist im wesentlichen das gleiche wie das der weißen Bimssteintuffe. Die ganze Masse weist keine regelmäßige Schichtung auf. Größere und kleinere Brocken dieser Tuffe liegen eingehüllt in eine feine, aus schaumigen Glassplittern bestehende Füllmasse, dazwischen finden sich Brocken des Untergrundes, die bei der Eruption mit den Tuffen herausgeschleudert wurden; da Traß und weiße Bimssteine miteinander wechsellagern, so ist an der Gleichaltrigkeit beider Bildungen ein Zweifel nicht möglich. Im Brohltal füllt diese Traßmasse bis zu einer Höhe von etwa 40 m das schon damals fast ebenso tief wie heute eingeschnittene Tal auf (Fig. 15). Sie ziehen sich in dem nach Wassenach führenden Tälchen gegen den Laacher See zu; einige Reste finden sich auch in dem Gleesertal. Trotzdem der größte Teil des Materials infolge des schon Jahrhunderte alten Abbaus weggeführt ist und auch der Brohlbach durch die ganze Auf-

füllung sich wieder hindurchgeschnitten hat, ist doch auch heute noch der Kontrast zwischen den unteren, mit Traß bedeckten Talwänden und der oberen Talflanke an dem das anstehende Devon herausschaut, äußerst scharf. Auf den umgebenden Hochflächen findet sich keine Spur von traßartigen Ablagerungen. So kam man zu der Vermutung, daß es sich hier um ein schlammstromartiges Gebilde handle, das bei einem Ausbruch des Laacher Sees untermischt mit ungeheuren Wassermassen, in das Brohltal hinabgestürzt sei und dieses bis zu seinem Ausgange in der noch heute sichtbaren Höhe aufgefüllt habe. Erst die kaum ein Jahr-

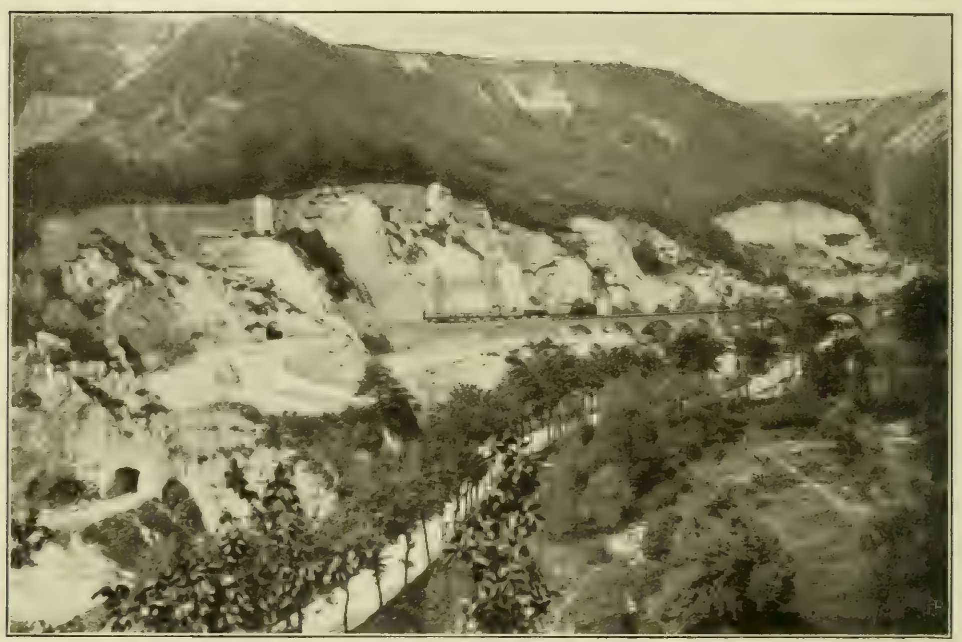


Fig. 15. Traß im Brohltal.
Die heute fast ganz abgebauten Traßmassen erfüllen das Tal etwa 40 m hoch; darüber anstehendes Devon. Der Brohlbach hat die Tuffe bis zu seiner früheren Sohle wieder durchschnitten, Nach einer Photographie von R. Böhm, Mayen.

zehnt zurückliegenden Ausbrüche des Mont Pelé und einiger anderer Vulkane auf den Antillen Mittelamerikas haben gezeigt, daß ähnliche Ablagerungen auch dadurch gebildet werden, daß mächtige Glutwolken, die mit Tuffmaterial reich beladen sind, aus dem Krater ausbrechen und infolge ihrer Schwere dem Lauf der Täler folgend, bis zum Meere herunterstürzen und die Täler hoch mit einer Ablagerung auffüllen, die strukturell dem Traß durchaus verwandt ist. Besonders *Völzing* hat die Anschauung vertreten, daß auch die Ablagerung des Trasses in gleicher Weise zustande gekommen sei, doch wird neuerdings von *R. Brauns* eine Anschauung vertreten, die sich den früheren Auffassungen nähert. Es sollen aus dem Laacher See vor Beginn der Eruption der grauen Trachyttuffe mächtige Wassermassen hervorgebrochen sein, die die an anderen Punkten der Umgebung hervorgebrochenen Bimssteinmassen ergriffen und ins Tal hinabgewälzt haben.

Ganz neuerdings vertritt *S. Martius* eine zwischen beiden Ansichten vermittelnde Auffassung. Er denkt zwar auch an aufsteigende, mit Wasser reich beladene Wolken, die bei der Eruption aus dem Laacher See entquollen, glaubt aber, daß

das wiederkondensierte Wasser mit den die Wolke belastenden Festteilen rasch zu Boden sank, zunächst als „absteigende Wolke“, dann aber schlammstromartig in die Täler herabquoll.

Das jüngste vulkanische Produkt bildet die obere Hälfte der früher nicht getrennten Bimssteinüberschüttung, die *grauen Trachyttuffe.* Von den eigentlichen Bimssteintuffen werden sie meist durch eine Britzbank getrennt, einer aus sehr feinen vulkanischen Tuffen, auch aus Schieferstückchen des durchschlagenen Untergrundes bestehenden wenig mächtigen Schicht. Während der reine weiße Bimsstein in größerer Menge nur in der älteren Ablagerung zu finden ist, erhalten die jüngeren Tuffe ihre Farbe von den grauen, auch gelblichen unreinen Bimssteinen und einer an Einsprenglingen reicheren Grundmasse; besonders bemerkenswert sind diese grauen Trachyttuffe dadurch, daß sie in großer Zahl die „Lesesteine“ enthalten, bei der Eruption emporgeschleuderte Auswürflinge, unter denen sich mineralogisch hochinteressante Gesteine finden, die uns über die Zusammensetzung des tieferen Untergrundes der Gegend aufklären. Ähnlich wie auch an den Dauner Maaren und anderen Punkten der Vordereifel finden sich hier neben devonischen Schiefern und Sandsteinen, Gneis, Granit, stark gefaltete kristalline Schiefer in großer Mannigfaltigkeit, die zum Teil in der Tiefe von dem aufsteigenden Schmelzfluß tiefgreifende Veränderungen erfahren haben, während bei der eigentlichen Eruption selbst kaustische Wirkungen nicht mehr vor sich gingen, da anscheinend das schon verfestigte trachytische, die Tuffe liefernde Material nicht mehr die dazu nötige hohe Temperatur besaß.

Ihre Verbreitung rings um den Laacher See, von dem sie sich nicht mehr als 2½ km entfernen, läßt den sicheren Schluß zu, daß der Kessel des Sees selbst die Heimat der jüngsten Eruption war. Eine zweite Ausbruchsstelle ist in der Umgebung des Dachsbusches oder im Wehrerkessel selbst zu suchen, da die grauen Trachyttuffe hier unter den Auswürflingen sonst nicht beobachtete, den Phonolithen des oberen Brohltales verwandte Gesteine aufweisen.

Mit der Eruption dieser gewaltigen Bimssteinmassen und Trachytsande endigt die eigentliche vulkanische Tätigkeit; aber gleich den Gebieten der vulkanischen Vordereifel schauen wir die letzten nachhallenden Wirkungen der ehemals so heftigen Ausbrüche in dem Emporsteigen der Kohlensäuremengen, die in den Mineralquellen oder als Mofetten dem Erdboden entsteigen. Besonders das Brohltal ist überaus reich an Austrittsstellen solcher Gase; durch Bohrungen hat man auch in größerer Tiefe mächtigen Gasmassen den Weg zum Tageslicht gebahnt; mehr denn 2½ Millionen Liter sollen tagtäglich einem einzigen Bohrloche dort entquillen.

EIFELVULKANE UND NATURSCHUTZ

Nur ein gedrängtes Bild all der bunten Mannigfaltigkeiten, die die verschiedenartigen Vulkangebilde der Eifel uns darbieten, konnten die vorstehenden Blätter geben. Wenn es gelungen sein sollte, daß durch diese kurze Beschreibung angeregt der Eifelwanderer in das Verständnis der zum Teil nicht schwer entzifferbaren Formen dieser interessanten Bildungen eindringen wird, so ist der Zweck der Zeilen erreicht.

Dem Eifelverein ist es ganz besonders zu danken, daß er durch die Anlage des *Vulkanweges,* der in seinem langen Verlaufe einen großen Teil der wichtigsten und anschaulichsten Vulkanformen und -Produkte an dem Auge des Wandernden vorbeiführt, es auch dem Laien ohne Schwierigkeit ermöglicht, außer dem Besuch vieler Schönheiten und malerischer Punkte der Landschaft auch einen vollständigen Überblick über die verschiedenartigen Formen und Ausbildungsweisen vul-

kanischer Tätigkeit zu gewinnen. Denn heute ist es nicht mehr der Wissenschaftler allein, der sich müht aus den Gesteinen und den Oberflächenformen die Geschichte der durchwanderten Gegend herauszulesen; die Begierde einen Blick in diese Geschichte zu tun, und auch selbständig die geschauten Formen und Gesteinsbildungen deuten zu können, ergreift immer weitere Kreise; denn der Genuß einer Wanderung erhöht sich dadurch, daß man verstehen lernt, unter welchen Bedingungen all die malerischen Schönheiten entstanden sind, die dem Auge im heutigen Oberflächenbild entgegentreten.

Legt man sich aber nun die Frage vor, ob denn in der Tat trotz der großen Mannigfaltigkeit der Vulkanbildungen und den vielen interessanten Bildern, die sich auf der Wanderung des Vulkanweges entrollen, die Zahl wirklich klarer, in sich abgeschlossener, vollständig erhaltener und gut übersichtlicher Bildungen eine große ist, wie man das eigentlich erwarten sollte, so muß man zur Antwort geben, daß es eigentlich doch nur ganz wenige Punkte des langen Weges waren, die uns diesen oder jenen Typ vulkanischer Tätigkeit in einem abgeschlossenen schönen Bilde zeigen; gering nur ist noch die Zahl vollständig erhaltener, mit Wasser gefüllter Maare, und Kraterformen, die sich an Vollständigkeit mit dem Schlackenkegel des Mosenbergkraters oder der Papenkaule vergleichen ließen, sind verschwindend gegenüber der großen Zahl der die ganze Gegend bedeckenden gleichen Bildungen.

Der Grund dafür ist unschwer einzusehen. Es ist zumeist nur locker aufgeschichtetes Material, das die vulkanischen Bildungen zusammensetzt, mit Ausnahme der aus kompaktem Gestein bestehenden Lavaströme. Ebenso leicht wie sie aufgeschüttet werden, können durch die abtragende Tätigkeit der Atmosphärilien, durch die Wegführung der leichten Bestandteile durch Wasser oder Wind die eben geschaffenen Formen wieder zerstört werden. Es kommt noch dazu, daß an manchen Stellen ein oft typisches Vulkanbild durch spätere Überschüttung mit neuen Ausbruchsmassen sein charakteristisches Bild einbüßt, und in der Tat sind ja besonders im Gebiete des Laacher Sees gar viele Formen durch die spätere Überdeckung unter einer jüngeren Hülle verborgen. Alles das tritt zusammen, um klare Beispiele, einfache modellartige Formen von vornherein zu einer gewissen Seltenheit zu machen.

Weniger berührt werden von den verschiedenen auf eine Zerstörung der ursprünglichen Gestalt hinarbeitenden Agentien die größeren Vulkanformen. Die Explosionstrichter der Kesseltäler der Eifel, aus denen oft mehr als 1 km im Durchmesser betragende Gesteinspfropfen herausgeschleudert wurden, bleiben auch, wenn das Maar, das seinen Boden bedeckte, durch Menschenhand oder natürliche Prozesse verschwunden ist, als Eintiefungen in die Hochflächen klar erkennbar, die ohne Mitwirkung der Erosionstätigkeit des Wassers entstanden sein müssen und der eigentlichen Tallandschaft immer unvermittelt und fremdartig gegenüberstehen. Noch lange Zeit wird es dauern, bis etwa die runde Kesselform des Meerfelder Maares seinen scharfen Gegensatz zu dem engen Tal, in dessen Bereich es eingesprengt ist, verloren hat; Formen, wie der tiefe Kessel von Wehr oder des Laacher Sees, lassen sich nicht so rasch verwischen wie die aus losem Material aufgebauten Schlacken und Aschenmassen, die ja vielerorts uns nur noch als formlose Anhäufungen entgegentreten. So ist die Gefahr einer Vernichtung derartiger Vulkanbildungen in weite Fernen gerückt.

Aber eben die schon ihrer natürlichen Bildung nach der Gefahr der Vernichtung leicht ausgesetzten Gebilde bedürfen notwendigerweise eines sorgfältigen Schutzes. Weniger daß man dem Wirken der natürlichen Kräfte entgegenzutreten brauchte; auch die intensiver abtragenden Kräfte wirken doch in den nur kurzen geologischen Zeiträumen, mit denen man hier rechnen muß, so langsam, daß selbst

leicht zerstörbare Formen noch viele Generationen mit ihrem ursprünglichen Bilde erfreuen können, wenn nicht durch andere Umstände die Gefahr einer Änderung näher gebracht würde.

Es ist nicht das geologische Interesse allein, das uns die wenigen wirklich guterhaltenen vulkanischen Bildungen lieb und wert macht; was wir besonders an ihnen schätzen und was schon durch nur geringe Änderung unwiderruflich verloren ist, das sind die charakteristischen Bilder, die die Natur uns bei jedem einzelnen dieser Vorkommen in überaus verschiedenartiger, aber durch die ganze natürliche Anlage streng bedingter Ausbildung zeigt. Auf den wilden Schlackenfelsen gedeiht nur spärlicher Pflanzenwuchs, wenige Gräser, anspruchsloses Heidekraut und Ginster suchen in dem unfruchtbaren Boden ihre Nahrung. Aber gerade diese kärgliche Vegetation in Verbindung mit oft malerischen, wenig verhüllten Felsgruppen, geben uns eben das für diese Bildung charakteristische Bild eines erloschenen Aschenkraters. Und ebensowenig möchten wir das grüne Laub der Wälder vermissen, die etwa den stillen See des Pulvermaars umschließen und das Bild abgeschlossener, friedlicher Ruhe geben. Und auch die so übergroße Mannigfaltigkeit, die Form, Lage und Vegetation den drei Dauner Maaren verleihen, möchte man nicht durch irgendwelche Eingriffe geändert sehen. Man braucht hierbei keinem extremen Fanatismus zu huldigen, indem man unbedingt verlangen wollte, daß die Natur uns gänzlich unverfälscht in diesen Bildern entgegentrete; fast überall hat Menschenhand den rein natürlichen Charakter der Landschaft geändert; und gar oft sind es altehrwürdige Bauten, Kapellen, ein stiller Friedhof und die von stolzer Vergangenheit zeugenden mächtigen Burgruinen, die der natürlichen Landschaft oft erstaunlich gut sich einfügen, ja oft ganz besonders reizvolle Stimmungsbilder hervorzaubern. Neben den von künstlichen Eingriffen überhaupt unberührten Landschaften müssen wir auch solche Bilder in ihrer Eigenart zu erhalten uns bemühen.

Man sollte glauben, schon der Gedanke müßte einem jeden, der auch nur ein wenig Freude an schöner Natur hat, wie eine Sünde sein, durch irgendwelche Eingriffe diese Bilder zerstören zu wollen, und doch ist es bedauerlicherweise nötig, hier eine warnende Stimme zu erheben und wenigstens auf einige Möglichkeiten das Augenmerk zu richten, die — vielleicht ohne es zu wollen — zu einer Zerstörung selbst der interessantesten und einzigartigsten Landschaftsbilder führen müssen. Es ist in der Tat an der Zeit, geeignete Maßregeln zum Schutze der gefährdeten Landschaft zu ergreifen.

Woher kann eine solche Gefahr kommen? Solange der Eifelwanderer sich seinen gesunden Sinn für freie unverfälschte Natur bewahrt, und ihm ein Trunk aus kühler Quelle und ein Platz unter hohem Laubdach genügt, von dem aus er hinunterblickt zum stillen Maarsee oder hinwegschaut über Täler und Höhen, braucht man nicht zu fürchten, daß die häßlichen Begleiterscheinungen eines anspruchsvollen Fremdenstroms wie in vielen anderen schönen Gebirgen auch das ruhige Bild einsamster und abgelegenster Natur verunstalten. Aber es bedarf auch nicht so grober Geschmacklosigkeiten; das durch die Bodenbildung, Landschaftsform, Gestein und Vegetation in gleichem Maße beeinflußte Gesamtbild erleidet oft schon durch eine geringe Änderung dieser Faktoren unersetzliche Einbuße.

Man mag nichts dagegen einzuwenden haben, wenn weithin in großem Maßstabe die wenig ertragsfähigen vegetationsarmen Hochflächen durch Aufforstung allmählich zu Wäldern umgestaltet werden. Aber wie man auch hier bemüht ist, wenigstens einzelne charakteristische Bilder der ursprünglichen Vegetation in ihrer Eigenart zu erhalten, so soll man doch nicht versuchen, die wenigen, die Eifel so berühmt machenden Landschaftsbilder der vulkanischen Eifel durch derartige Bestre-

bungen verändern zu wollen. Gar mancher schöne Schlackenkegel würde uns ohne die ihm später aufgepfropfte Waldbedeckung in viel charakteristischerer Form entgegentreten, während man ihn heute im Walde versteckt suchen muß und er häufig dem nicht kundigen Beobachter gänzlich entgeht. Wenn man jetzt auch versucht, auch den letzten der gut erhaltenen Schlackenkrater, den am Mosenberg, dessen malerisches Gebilde so oft in Wort und Bild beschrieben ist, durch eine künstliche Bewaldung seinen anderen Brüdern gleich zu machen, so muß das jeder Naturfreund mit größter Entschiedenheit bekämpfen. Was kann man durch diese Aufforstung erreichen? Der Wert des kleinen Waldes ist nicht groß, aber das charakteristische Bild, das uns dieser schönste der Eifelkrater bietet, ist mit seiner Bewaldung unwiderruflich dahin. Das Resultat ist ein vielleicht ja auch wohl malerisch in dichtem Fichtenwald liegender kleiner Waldsee, vielleicht überschaut man auch noch über die Spitzen des Baumwaldes hinweg von hoher Aussichtswarte weithin die Lande; aber wer möchte nicht das ernste zum Nachdenken reizende Bild, das nicht nur etwa in wissenschaftlichem Interesse, sondern auch von malerischer Seite so überaus anziehend und einzigartig ist, lieber sehen als einen Waldsee, wie es deren viele im weiten Deutschen Reiche gibt?

Eine weitere Gefahr droht manchem der interessantesten und eigenartigsten Bilder aus der immer weiter vorwärts schreitenden Ausbeutung der vulkanischen Gesteine, Laven, Aschen und Tuff, zu industriellen Zwecken. Gewiß, es erfreut jeden zu sehen, welche Schätze aus den mannigfaltigen Gesteinen und Gebilden der vulkanischen Eifel gewonnen werden. Ganz abgesehen davon, daß es gerade die durch den Steinbruch geschaffenen künstlichen Aufschlüsse sind, die uns häufig allein über den Aufbau und die Verteilung der verschiedenen vulkanischen Massen, die den Boden weithin bedecken, zu unterrichten vermögen, die uns das schöne Bild mächtiger Basaltsäulenreihen entfalten und uns klar in die Mannigfaltigkeit und den Formenreichtum der aus dem Vulkan geschleuderten Lavamassen schauen lassen. Es ist für die Erhaltung des Landschaftsbildes an vielen Stellen von nur geringem Interesse, ob hier ein weites Tal der oberflächlichen Aufschüttungsmassen beraubt wird oder die Lavamassen eines Vulkanstieles angegriffen werden, wenngleich man auch mit Bedauern sehen mag, wie so manche Kuppe dem immer voran schreitenden Abbaubetriebe fast völlig geopfert werden muß. Aber wenn schöne einzigartige Formen durch solchen Betrieb vernichtet werden, oder wenn ein malerischer ruhiger Fleck Erde, an dem bisher in stiller Einsamkeit uns Sage und Dichtung lebendig wurden, durch die Anlage von Aschengruben und deren Ausbeutung seine Unberührtheit verliert, so kann einem solchen Beginnen nicht entschieden genug ein Halt entgegengerufen werden. Es wird ja nicht möglich sein, alle schönen Punkte vor einer Vernichtung dieser Art zu bewahren; das kann dem Besitzer nicht verwehrt werden; aber wenn der Gewinn bei derartigen Betrieben nur ein geringer sein kann und ebensogut der Bedarf von anderen Punkten gedeckt wird, deren Zerstörung das malerische Bild nicht beeinträchtigen, so muß man das Landschaftsbild vor einer derartigen Verunstaltung bewahren können.

Die Bewegung, die verhältnismäßig nur noch wenigen intakten Denkmäler der Natur den kommenden Generationen in ihrem charakteristischen ursprünglichen Bilde zu erhalten, ist eine Bestrebung, die heute weite Kreise des Volkes ergreift. Es ist vielleicht eine Reaktion auf die unzähligen Einflüsse, die die ganze Lebensgestaltung auch der einzelnen Person in das gleichmäßige Niveau des Durchschnitts zu zwingen versuchen; es ist charakteristisch, daß man in dem Lande, in dem die Gefahr der Vernichtung der Eigenart am größten ist, in Amerika, zuerst den Gedanken aufgegriffen hat, wenigstens einzelne Komplexe in unberührter Natur zu erhalten. Auch bei uns erwerben sich diese Ideen tagtäglich neue

Freunde. Möge bald der Zeitpunkt da sein, die schon begonnene Arbeit erfolgreich zu beenden und in jeder Gegend das wenige, was noch nicht seinen ursprünglichen Charakter verloren hat, zu erhalten. Schaffen auch wir in der Eifel Asyle für die bedrohte Natur. Kleine Anfänge sind schon hier und da gemacht worden zur Erhaltung des natürlichen Bildes der Landschaft und der Vegetation. Möchten doch auch bald die wenigen charakteristischen Bezirke, die die in Deutschland einzigartigen vulkanischen Gebilde der Eifel umschließen, mit gleicher Liebe vor dem Untergang bewahrt werden. Es ist das eine Aufgabe, die eines großen Vereins, wie des Eifelvereins, würdig ist und die ihm den Dank und die Anerkennung noch vieler kommender Geschlechter sichern wird.

Wir können nicht dazu übergehen in verhältnismäßig dicht bevölkertem Gebiete große zusammenhängende Komplexe zu Naturschutzparken zu gestalten. Es ist das auch nicht nötig; an Zahl beschränkt sind die wirklich heute noch gut erhaltenen vulkanischen Typen der Eifel. Wenn wir mehrere dieser an Ausdehnung nicht großen Gebilde frühzeitig vor weiterer Verunglimpfung sichern, so ist das keine Aufgabe, deren Ziele zu hochgesteckt wären. Der Mosenberg mit seinen schön erhaltenen Kratern, ein Bezirk der drei Dauner Maare, das Gemündener und das Totenmaar, vielleicht auch das Pulvermaar, das sind die Punkte, die für solche Bestrebungen in erster Linie in Betracht kommen [1].

WICHTIGSTE LITERATUR.

ALLGEMEINES:

Dechen, H. v. Erläuterungen zur geologischen Karte der Rheinprovinz und Westfalen, sowie einiger angrenzenden Gegenden. 2 Bde. 1884.
— Geologische Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen 1:80000.
— Laacher Seegebiet: Blatt Koblenz und Mayen. Vordereifel: Blatt Mayen, Bernkastel, Neuerburg.
Follmann, O. Die Eifel. 1894.
— Die Eifel. Monograph. z. Erdkunde 26. 1912.
Holzapfel, E. Geologische Skizze der Eifel, im Eifelführer, 11. Auflage 1912.
Lepsius, R. Geologie von Deutschland und den angrenzenden Gebieten. I. Bd. 1887—92.

VORDEREIFEL:

Dechen, H. v. Geognostischer Führer zu der Vulkanreihe der Vordereifel. 2. Aufl. 1886.
Halbfaß. Die noch mit Wasser gefüllten Maare der Eifel. (Verh. Nat.-Hist. Ver. Rheinl. 53.) 1896.
Mitscherlich, E. Über die vulkanischen Erscheinungen in der Eifel und über die Metamorphie der Gesteine durch erhöhte Temperatur. Herausgegeben von J. Roth. (Abhandl. K. Akad. Wiss., Berlin.) 1865.
Rauff, H. Entwurf zu einem geologischen Führer durch die Gerolsteiner Mulde. (Veröffentl. Preuß. geol. Landesanstalt.) 1911.

VULKANGEBIET DES LAACHER SEES:

Buß, C. Die Leuzitphonolithe und deren Tuffe in dem Gebiet des Laacher Sees. (Verh. Nat.-Hist. Ver. Rheinl. 48.) 1891.
Brauns, R. Neue Beobachtungen über die Ausbruchsstelle der Bimssteine und Beschaffenheit des tieferen Untergrundes im Laacher Seegebiet. (Sitz. Ber. Niederrhein. Ges. Nat.) 1910.

---

[1]) Inzwischen ist durch das Vorgehen der Regierung und des Provinziallandtags die Umwandlung der Umgebung des Weinfelder und Gemündener Maares zu einem Naturschutzpark gesichert.

Brauns, R. Die kristallinen Schiefer des Laacher See-Gebietes und ihre Umbildung zu Sanidinit. 1911.

Dechen, H. v. Geognostischer Führer zu dem Laacher See und seiner vulkanischen Umgebung. 1864.

Dressel, L. Geognostisch-geologische Skizze der Laacher Vulkangegend. 1870.

Jacobs, J. Wanderungen und Streifzüge durch die Laacher Vulkanwelt. Die Rheinlande II, 1913.

Martius, S. Beiträge zu den Fragen nach der Ursprungsstelle der weißen Bimssteintuffe, dem Ursprungsort und der Entstehungsweise des Trasses. (Verh. Nat.-Hist. Ver. Rheinl. 68.) 1911.

Oeynhausen, C. v. Erläuterungen zur geognostisch-orographischen Karte der Umgebung des Laacher Sees. 1847.

Rauff, H. Das Vulkangebiet des Laacher Sees. (Zeitschr. d. Deutsch. geol. Gesellsch. 58.) 1906.

Völzing, K. Der Traß des Brohltals. (Jahrb. Preuß. geol. Landesanst. 28.) 1907.



PFLANZENSCHUTZ IN DER EIFEL

VON M. KOERNICKE.

MIT DREI ABBILDUNGEN.

Wenn mit jedem Jahre größere Scharen Wanderlustiger die Eifel durchziehen, so liegt ein Hauptgrund in den eigenartigen Naturschönheiten, die dieses Land in so reichem Maße und Wechsel bietet, und nicht zum mindesten der Pflanzenwelt, die ja das Bild einer Landschaft ganz besonders bestimmt.

Wie lockend wirken da im ersten Frühjahr die Gegenden ums Hohe Venn, wo auf allen Wiesenhängen sich die großen Blütensterne der gelben Narzissen wiegen, oder die sonst so kahlen und steril erscheinenden Hochflächen der Sötenicher Mulde, auf denen ein violetter, von den Blüten unzähliger Küchenschellen gewebter Teppich ausgebreitet liegt. Und wenn die Frühlingssonne schon länger gewirkt, wie überrascht uns allenthalben, in Überfülle ausgeschüttet, das Eifelgold, der Ginster, blüht, die Charakterpflanze der Eifel. Aus natürlich entstandenen Wiesen jubeln in tausend Chören zahllose andere Blumen in reichster Farbenpracht ihr Loblied zur Sonne empor, und selbst die dürren, mageren Grashänge der Kalkstriche stimmen mit ein, wo die verschiedensten Formen der eigenartigen Orchideen sich ein Stelldichein geben und durch ihre bizarren, vielfach Insekten und andere Tiere nachahmenden Blüten ein reizvolles Bild gewähren. Im Sommer lockt vor allem der kühle Schatten quelldurchrieselter Wälder, so jener hohen Buchendome bei Steinfeld, Mirbach u. a., die mit der Fülle der Pflanzenwelt ihres Unterholzes ihresgleichen suchen. Und wenn dann der Herbst ins Land geht, da wirkt die Eifel mit einem neuen Zauber: Die weiten, einsamen Heiden, die auch im Frühjahr ihre Reize haben, wo auf dem gleichförmigen braunen Grund goldene, schneeigweiße und rosafarbene Riesensträuße von hohem Ginster, uralten, flechtenbewachsenen Weißdornbüschen und wilden Rosen leuchten, haben sich mit dem rötlichen Schimmer ihrer Blüten überzogen; die Korallenfrüchte, welche Weißdorn und Rosen jetzt in überreicher Fülle tragen, lassen die Farbenpracht ahnen, die im Frühjahr hier herrscht. Und aus diesen freundlichen Farben ragen, unregelmäßig verstreut über die Flächen, die phantastischen Formen des typischen Nadelholzes der Eifel, des düsteren Wacholders. Er ist es, der das Bild dieser Landschaft beherrscht, wenn wir es zur Winterszeit durchwandern, wo tiefer Schnee alles andere verschwinden läßt. Noch mehr, wie in den übrigen Jahreszeiten, wirkt dann die Einsamkeit und der schwermütige Charakter der Heide, wie es ja auch die weiten Flächen des Hohen Venns tun, die in ihrer Weltabgeschiedenheit, in ihrer stillen Größe den tiefsten Eindruck auf jedes naturempfängliche Gemüt machen.

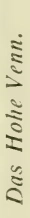
Es sind das einige der auffälligeren Offenbarungen, durch welche die natürliche Pflanzenwelt noch in so manchen Teilen der Eifel zu uns redet, in vielen aber auch nicht mehr, wo der von Jahr zu Jahr herrschender werdende Einfluß der Kultur auch in der Eifel die Gegenden immer mehr einschränkt, in denen die Natur ungestört ihre Wunder tun kann.

Den großen Wert erkennend, den der Heimatschutz nach moralischer, ästhetischer, wissenschaftlicher und auch praktischer Hinsicht in sich trägt, hat man auch in der Eifel zeitig damit begonnen, Schritte zu tun, um besonders charakteristische natürliche Landschaftsbilder und ihr Pflanzen- und Tierleben zu erhalten, Ver-

suche, die allerdings bisher nur zum Teil von dem gewünschten Erfolg gekrönt worden sind, wo die Idee des Naturschutzes[1]) noch zu wenig Fuß gefaßt hat in dem Sinne vieler Eifelfreunde und der Eifelbewohner selbst, an deren Entgegenkommen und Mitarbeit man doch vor allem appellieren muß. So hat die Bonner Ortsgruppe des Eifelvereins ein, wenn auch kleines Stück einer typischen Wacholderheide am Kölmich im Ahrgebiet erworben, um es für alle Zukunft in seiner Eigenart zu erhalten. Ferner erklärte sich die Kgl. Regierung in Aachen in dankenswerter Weise bereit, einen Teil des Hohen Venns, das Kgl. Torfmoor (die Miste) von der Aufforstung frei zu halten, damit Sicherheit dafür geboten wäre, daß der Charakter des Venn dort gewahrt bliebe und sein eigentümliches Pflanzen- und Tierleben nicht dem Untergang anheim fiele. Das sind beides Versuche, jene Idee des „Naturschutzparkes" in der Eifel bis zu einem dort noch möglichen Grade zu verwirklichen, die in den letzten Jahren so erfreulich tief in weitere Kreise der Bevölkerung gedrungen ist und von Tag zu Tag mehr Sympathie sich erwirbt, die in der Erfüllung des Wunsches gipfelt, bestimmte für die verschiedenen Teile der Erde, so auch unseres Vaterlandes, charakteristische Gegenden in ihrer natürlichen Eigenart möglichst vollkommen zu erhalten; ein Gedanke, der in schönster Weise da zur Durchführung kommt, wo die ganze Natur unberührt bleiben und so allen ihren Äußerungen eine für alle Zeiten unantastbare Freistatt geboten werden kann. In großartigster Weise ist diese Idee zuerst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Verwirklichung gelangt, wo eine ganze Anzahl derartiger Parks existieren, vor allem der des Yellowstonegebietes, ein Gelände, fast so groß wie das Königreich Sachsen, das durch die Bundesakte zum Nationalpark erklärt und dadurch jeder Ausbeutung und Entstellung entzogen worden ist, in dem man also jeden störenden Eingriff des Menschen ausgeschaltet hat. Ähnlich gerichtete Bestrebungen sind auch seit einigen Jahren bei uns in Europa im Gange[2]). Insbesondere in Deutschland und Österreich nahm der Verein „Naturschutzpark" die großzügige Aufgabe in Angriff, drei ausgedehnte Reservate zu schaffen, in welchen die charakteristischsten Landschaftsbilder Mitteleuropas mit ihrem Tier- und Pflanzenleben für die Zukunft in ihrem natürlichen Zustande erhalten werden sollen. Es ist dabei der erste als Hochgebirgspark in den Alpen, der zweite als Park für unser Mittelgebirge, der dritte als solcher für die Tiefebene gedacht. In ihnen würden die meisten typischen Formen der mitteleuropäischen Landschaft und die sie bevölkernden Elemente der Flora und Fauna enthalten sein. Bisher sind in Aussicht genommen: Für den alpinen Naturschutzpark ein etwa 150 Quadratkilometer großes Areal im steirischen Oberennstal, für den Mittelgebirgspark ein etwa 6700 Hektar großes Gebiet im Bayerischen Wald, für den Park der Tiefebene ein Stück der Lüneburger Heide, von welcher ein 620 Morgen großes Gelände vom genannten Verein käuflich erworben und durch hochherziges Entgegenkommen und erhebliche materielle Unterstützung von seiten der preußischen Staatsregierung die Möglichkeit gegeben worden ist, im Laufe der nächsten Jahre das zu schützende Heidegebiet noch beträchtlich auszudehnen. In der Schweiz ist durch langfristige Pachtverträge mit den einzelnen in Betracht kommen-

[1]) Sie ist in Preußen vor allem durch die verdienstvolle Tätigkeit ihres rührigen Vorkämpfers H. Conwentz in weitere Kreise getragen worden. Neben dessen auf den vorliegenden Gegenstand bezüglichen grundlegenden, inhaltsreichen Publikationen seien jedem, der sich über den „Naturschutz" orientieren will, die von edelster Begeisterung für diese ideale Sache getragenen Darstellungen von *Konrad Guenther* in seinem hübsch ausgestatteten Werkchen „Der Naturschutz", Volksausgabe, Freiburg i. Br. 1912, zur Lektüre empfohlen.

[2]) Vgl. *G. Hegi,* Die Naturschutzbewegung und der schweizerische Nationalpark, Zürich 1911.



Das Hohe Venn.

M. Koernicke und F. Roth phot.

den Gemeinden ein 97 Quadratkilometer umfassendes, wildromantisches Gebiet in der südöstlichen Ecke von Graubünden, das Ofengebiet im Unterengadin, mit ganz hervorragenden, geologischen, botanischen und zoologischen Schätzen als Nationalpark geschützt bezw. zum Schutz in Aussicht genommen worden und soll noch beträchtlich erweitert werden.

Es sind das, wie wir sehen, Gebiete von einer Ausdehnung, an welche wir bei unseren Naturschutzbestrebungen in der Eifel nicht im entferntesten denken können. Andererseits besitzen aber die bisher geschützten Gelände am Kölmich und auf dem Hohen Venn einen viel zu geringen Umfang, als daß anzunehmen wäre, daß beim Vordringen der Kultur ihre charakteristische Pflanzendecke und die dadurch bedingte typische Eigenart des Landschaftsbildes erhalten bleiben könnte. Eine Heidelandschaft kann zudem ihren durch Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit besonders wirkenden Zauber nur in weit ausgedehnten Gebieten ausüben, und ebenso das Moor, vor allem jenes herrliche *Hohe Venn* mit seinen ihm eigenen Stimmungen (s. Abbildung S. 155). Besonders klar würde im Venn die Veränderung der Pflanzendecke beim Vordringen der Kultur vor Augen geführt werden, wo durch die immer intensiver durchgeführte Fichtenanpflanzung allmählich eine mehr oder minder starke Entwässerung der Unterlage eintreten und der auf reiche Feuchtigkeitsmengen angewiesenen dortigen Pflanzenwelt, die so viele interessante Gewächse beherbergt, den Untergang bringen wird. Und das wäre schon aus ästhetischen und wissenschaftlichen Gründen zu bedauern, würde aber auch fatale wirtschaftliche Konsequenzen nach sich ziehen [1]).

Wie reizvolle und durch ihre bei der, oberflächlich betrachtet, gleichförmig erscheinenden Ausbildung, Verschiedenartigkeit und Abwechslung überraschende Genüsse die dortige Pflanzenwelt jedem Naturfreund bietet, zeigt die Schilderung, welche wir früher einmal von ihr geben konnten [2]): „Betreten wir das Venn, so sinkt der Fuß bald ein in einem nassen, schwammigen, vielfach mit weißlichen Flechten (Cladonien) untermischten Torfmoosteppich, jedesmal eine Pfütze hinterlassend. Heidekraut (Calluna vulgaris Salisb., auch Erica Tetralix L.) und verschiedene Gräser, wie das Borstengras (Nardus stricta L.) und die bläuliche Molinie (Molinia coerulea Mnch.), ferner Cypergräser, darunter die für die Moore von Schneifel und Venn charakteristischen, mit einem weißseidigen Wattebausch beschopften Halme des scheidigen Wollgrases (Eriophorum vaginatum L.) (s. Abb. S. 155), an einzelnen Stellen auch wohl die breit- und die schmalblätterige, mit mehreren weißen Quasten behängte Art (Eriophorum latifolium Hoppe und E. angustifolium Roth), schwanken im Winde, soweit der Blick reicht, immer wieder auftauchend. Die verstreute weiße, dickflockigere Wolle ihrer Samen macht uns auf die Gegenwart der kriechenden Weide (Salix repens L.) aufmerksam. Das Auge auf den trügerischen Boden geheftet, treffen wir öfters auf kleine, kreisrunde Vertiefungen, den Mauselöchern auf verfilztem Heideboden ähnlich. Oft sind sie dicht nebeneinander gruppiert, aber jedes einzelne scharf umgrenzt, als ob gesellig lebende, kleine Vögel ihre Nester hier angebracht hätten. Bei näherem Zusehen erklärt sich die Erscheinung. Das Zentrum jedes dieser Löcher wird von einem Pflänzchen der sparrigen Binse (Juncus squarrosus L.) eingenommen, welche kurz über dem Grund ihrer Blätter nach allen Seiten hin gleichmäßig auswärts biegt, wobei sie die nachgiebige Moosdecke im Umkreis zur Seite drängt. Horste dicht gedrängter

[1]) Vgl. auch den wertvollen Vortrag von *H. Langenburg*-Eupen „Zur Erhaltung eines Teiles des Hohen Venns als Naturpark". Eifelvereinsblatt, September-Nr. 1911. Darin auch weitere Literatur-Angaben.

[2]) *M. Koernicke* und *F. Roth,* Eifel und Venn, in Karsten und Schenck, „Vegetationsbilder", V. Reihe, Heft 1 u. 2, 1907.

Halme der Rasensimse (Scirpus caespitosus L.), ferner, mehr locker stehend, die Halme der selteneren, wenigblütigen Segge (Carex pauciflora Lghtf.) ragen aus dem Moos hervor. Dichter sammeln sie sich bei den Bulten, den von vielen Pflanzenarten besiedelten, für den Pflanzenkenner besonders reizvollen Erhöhungen im Moor, die in größeren oder geringeren Abständen voneinander sich erheben, und deren festeres Gerüstwerk aus dem Gesträuch von Calluna, auch wohl von der Glockenheide (Erica Tetralix L.), den verschiedenen Heidelbeeren, der Sumpfheidelbeere (Vaccinium uliginosum L.), der gewöhnlichen Heidelbeere (V. Myrtillus L.), der Preißelbeere (V. Vitis Idaea L.) gebildet wird. Rings um diese hat sich das Torfmoos in dichten Polstern emporgehoben, auf dem die dünnen, rötlichen, mit dunkelgrünen Blättchen besetzten Ästchen der Moosbeere (Vaccinium Oxycoccos L.) herumkriechen, deren zartrote Blütchen überall an langen Fadenstielen hervornicken. Auch die Siebensterne (Trientalis europaea L.) haben sich hier eingefunden und heben ihre zarten, an graziösen, quirlständig beblätterten Stengeln weiß bis rosa schimmernden Blüten empor. Dazwischen leuchten die fleischfarbenen Glöckchen der poleiblättrigen Andromeda (A. polifolia L.). Die rötlichen Blattrosetten des Sonnentaus (Drosera rotundifolia L.) liegen dicht angedrückt auf dem feuchten Moose. Wie feine, kleine Schwertlilienblätter erscheinen die Blätter des Beinbrechs (Narthecium ossifragum Huds.), der erst im Hochsommer seine aufrechten, goldgelben Blütentrauben hervorschickt. Daneben blüht hier das blasse Sumpfveilchen (Viola palustris L.), das niederliegende Kreuzkraut (Polygala depressa Wender.) und vereinzelt auch der Fieberklee (Menyanthes trifoliata L.). Auch die gelbe Narzisse (Narcissus Pseudo-Narcissus L.) begegnet uns häufig bei den Bulten.

Alle diese Pflanzen und Pflänzchen treffen wir auch auf den zwischen den Bulten sich erstreckenden Moorflächen; es sind die charakteristischen Vertreter der Moorvegetation des Venn, meistens Überbleibsel aus jener Epoche, wo nach der letzten Glazialzeit das Inlandeis sich zurückzog. Hier auf dem naßkalten Untergrund der feuchten, kalten Höhe des Venn konnten sie sich erhalten. Es sind die subalpinen Elemente, wie die Krähenbeere (Empetrum nigrum L.), die Sumpfheidelbeere, die Preißelbeere und die Moosbeere (Vaccinium uliginosum L., V. Vitis Idaea L., V. Oxycoccos L.), die Andromeda (Andromeda polifolia L.), die Wollgräser (3 Arten) mit der Rasensimse (Scirpus caespitosus L.) und der wenigblütigen Segge (Carex pauciflora Lghtf.). Es weist noch das Vorkommen von bestimmten, in den mittleren und höheren Alpen lebenden Farnen, wie des scharfen Schildfarns (Polystichum Lonchitis Roth) und des krausen Rollfarns (Cryptogamme crispa R. Br.), schließlich auch von Wohlverleih (Arnica montana L.), vom eisenhutblättrigen Hahnenfuß (Ranunculus aconitifolius L.), von der quirlblättrigen Weißwurz (Polygonatum verticillatum All.) und analoge zoologische Befunde auf den subalpinen Charakter dieser Region hin. Diese reiche, so schöne und interessante Pflanzenwelt, welche auf eine feuchte Unterlage angewiesen ist, würde zugrunde gehen, wenn der Forstbetrieb, der mit einer Entwässerung der kultivierten und diesen benachbarten Gebiete verknüpft ist, gegen das kleine geschützte Gebiet vordringen würde und es umzingelte.

Aber auch Gründe praktischer Natur lassen eine im großen Maßstabe durchgeführte Forstwirtschaft — namentlich eine mit solcher Bevorzugung der als besonders austrocknend erkannten Fichte — im Venn bedenklich erscheinen und fordern gebieterisch einen ausgedehnten Schutz dieses Moores mit seiner wie ein Riesenschwamm die Niederschläge aufsaugenden natürlichen Pflanzendecke. Es ist doch allmählich durch die Erfahrungen, die man in anderen Gegenden bei Trockenlegen der Moore zu Kulturzwecken machte, der schädigende Einfluß auf

die Grundwasserverhältnisse klargestellt. Ich weise hier nur auf die entsprechenden Angaben von H. Potonié [1]), eines der besten Kenner dieser Verhältnisse, hin. „Die norddeutschen Moore, die kleinen Moore des Thüringer Waldes, die großen des Riesengebirges hat man meist ohne zwingende Veranlassung angeritzt und speziell durch letzteres Vorgehen, zu einem guten Teil den niedrigen Elbwasserstand mit herbeigeführt, der in den letzten Jahren, namentlich 1904, wiederholt die Elbschiffahrt unmöglich machte. Und das alles hat man getan, um ein paar hundert Raummeter Holz oder ein paar Quadratkilometer Kulturland mehr zu gewinnen, deren Rentabilität natürlich verschwindend ist im Gegensatz zu den Kosten der Stauwerke, deren Errichtung Millionen verschlingt, die aber nicht in dem Umfang nötig wären, wenn die Oberflächenbeschaffenheit jener Gebiete sich wenigstens noch annähernd so verhielte, wie sie von Natur aus ehedem beschaffen war. Es ist in der Tat nicht zuviel gesagt, daß wir auch in Deutschland in gewissen Reihen von relativ regenarmen Jahren südfranzösischen oder gar mittelmeerischen Zuständen hinsichtlich der hydrologischen Verhältnisse unserer Flüsse mit der Zeit entgegen gehen".

So liegt es auch beim Venn im Interesse des Wohlergehens der ganzen Umgebung, daß ein möglichst großer Teil von der Forstwirtschaft verschont bleibe. Der Grundwasserstand vor allem würde bei einem übermäßigen Forstbetrieb allmählich auch hier auf das Ungünstigste verändert und damit der Wassergehalt der aus dem Venn kommenden, die Umgebung mit ihrem Element versorgenden Wasserläufe, für den man durch Anlage überdies noch so kostspieliger Stauwerke nur unvollkommen Ersatz schaffen könnte. So geht denn die auf ideale und praktische Erwägungen gegründete Bitte an die in Betracht kommenden Gemeinden bezw. Behörden dahin, doch das Ihrige dazu beitragen zu wollen, daß ein möglichst großer Teil des Venn in seiner natürlichen Eigenart erhalten bleibe und Aufforstungsbestrebungen gegenüber, denen man als solchen billigerweise nicht entgegentreten darf, sobald sie auf ein gewisses durch die Grundwasserverhältnisse bedingtes Maß beschränkt bleiben, den auf zukünftige, nicht momentane Wohlfahrt gerichteten, weiten Blick walten zu lassen. Damit würde wirklich die Aussicht auf Erhaltung eines Naturschutzparks eröffnet, dessen Bestand für die zukünftigen Zeiten gewährleistet wäre, die Venngemeinden würden eine Tat vollbringen, auf die sie mit Genugtuung blicken könnten und die ihre Enkel ihnen danken werden.

Bei dem Wunsch eine möglichst große der für die Eifel so charakteristischen *Wacholderheiden* für die Zukunft zu schützen, sind nicht so augenfällige praktische Beweggründe zur Verfügung, die neben den mehr ideal gerichteten eine derartige Bitte besonders kraftvoll unterstützen würden, es sei denn der, daß mit Erhaltung solcher großen Heiden auch der Bestand jenes für jeden Jäger so verlockenden Vogelwilds, wie Birkhahn und Schnepfen u. a. mehr, denen gerade diese Gebiete einen beliebten Aufenthalt gewähren, für die Zukunft gesichert ist. Aber auch das rein ästhetische Interesse dürfte bei jedem, auch dem, dessen Sinn mehr nach der praktischen Seite hin geht, wenn er einmal durch eine solche ausgedehnte Heide wanderte, wohl stark genug sein, die dort empfangenen Eindrücke so tief und nachhaltig gewirkt haben, daß in ihm auch der Wunsch aufgestiegen sein muß, es möchten doch derartige Landschaftsbilder erhalten bleiben, die eine so eindringliche Sprache zum Menschen und seinem besseren Selbst reden. In ganz hervorragendem Maße erfreulich wäre es z. B., wenn eine größere Partie der Heide am Michelsberg unter Schutz gestellt werden könnte, wo der Wacholder

---

[1]) *H. Potonié,* Kultureinflüsse auf Sumpf und Moor. Naturwiss. Wochenschrift, 1907, Nr. 22. S. a. *W. R. Eckardt,* Die Wälder der Heimat, Ebenda 1908, Nr. 38.

durch imponierende Größe und Zahl besonders stark wirkt. Jeden, der einmal Gelegenheit hatte, diese Heide in ihrer herben Schönheit kennen zu lernen, den wird wohl tief der Eindruck gepackt haben, den die düsteren Wacholdergestalten dort auf ihn machten [1]). Da tauchen zuerst die Vorläufer auf, vielfach vergewaltigt



Wacholder in der Eifel.
(M. Koernicke und F. Roth phot.)

durch die Hand des Menschen, der den Wacholder in der verschiedensten Weise sich nutzbar macht. Doch bei weiterem Vordringen abseits von den Wegen tritt er einem bald in seiner ursprünglichen Form entgegen, bald wie die Cypressen italienischer Friedhöfe säulenförmig bis zu fast 7 m Höhe emporstrebend (s. obige Abbildung), bald sich zu mehreren (oft mehr als 8 m im Umfang erreichenden) Büschen und Horsten ausbreitend. Das sind die Orte, die das scheue Birkwild zum Schlupfwinkel sich erkor, die nur selten des Menschen Fuß betritt. Zuerst

---

[1]) Vgl. *M. Koernicke* und *F. Roth,* l. c. 1907.

noch spärlich auftauchend zwischen den Ginsterbüschen, die das Unterholz bilden, marschieren sie bald gravitätisch in Reihen auf, zerstreuen sich wieder wie schwärmende Schützenketten, um endlich zu größeren Trupps sich zu vereinigen. Beim Weiterwandern findet man sich schließlich von allen Seiten umragt von den oft riesigen Gestalten, die fast einen drohenden Eindruck machen, und es gehört ein besonders starkes naturempfindendes Gemüt dazu, den schweren, düsteren Eindruck zu ertragen und die herbe Schönheit voll zu erfassen, die in dieser weltabgeschiedenen Wacholderlandschaft liegt. Hat einen jedoch ihr Zauber in Bann geschlagen, dann wird es schwer, sich loszureißen, und immer wieder, noch lange nachdem man die starren Gesellen verlassen hat, wendet man den Blick zurück, den liebgewordenen Freunden zum Abschiedsgruß, die, nun vom versöhnenden Abendglanz umwoben, ihre düstere Färbung verloren haben und lange Schatten uns nachsenden, gleich Armen, die sie sehnend uns nachstrecken. Wenn die Dämmerung hereingebrochen und der freundliche Schimmer von ihnen gewichen ist, scheinen sie in den Abendhimmel zu wachsen, und nicht verwunderlich muß es erscheinen, wenn Fremdlinge, die der Weg bei einbrechender Nacht an solchen Beständen vorbeiführt, in ihnen phantastische, riesige Menschengestalten zu erblicken glauben, und sie Schauer ergreift. Uns erscheinen sie wie ernste, treue Wächter, die starr und unbeugsam, wie die Rolandstandbilder der deutschen Städte, Wacht halten über den Eifelhöhen.

Es würde nicht nötig sein, auf den Schutz derartiger Wacholderheiden hinzudringen, — denn noch ausgedehnte Flächen der Eifel werden von solchen eingenommen — wenn nicht auch hier durch Aufforstung im Laufe der Jahre eine schon sehr auffällige Reduktion eingetreten wäre. Man hat in der Tat zur Befürchtung Anlaß, es könnten, wenn nicht zeitig für einen Schutz gesorgt wird, diese für das Eifelland so charakteristischen Heiden ebenso verschwinden wie es u. a. mit der Boxberger Heide geschehen ist, über deren interessante Pflanzendecke Ph. Wirtgen in seiner Abhandlung „Über die Vegetation der hohen und der vulkanischen Eifel“[1]) eine so anziehende Schilderung gegeben hat, und die unterdes vollkommen in Fichtenanpflanzungen untergegangen ist. Auch wird in den noch bestehenden Heiden der ihren Charakter hauptsächlich bedingende Wacholder in rücksichtslosester Weise dezimiert. So sind die Heiden am Michelsberg in den letzten Jahren durch Ausschlagen einer Anzahl gerade der größten und schönsten Wacholder (zu Räucherzwecken usw.) beraubt worden.

Daß namentlich die seit einer Reihe von Jahren bei der Aufforstung in immer stärkerem Maße erfolgte Bevorzugung der Fichte für die Erhaltung der einheimischen Pflanzenwelt in der Eifel verhängnisvoll gewirkt hat und weiter wirkt, ist eine bedauerliche Tatsache, auf die neuerdings immer mehr hingewiesen wird [2]). Selbst Forstleute erheben warnend ihre Stimme und fordern als wirksamsten Naturschutz die Rückkehr zu naturgemäßen Waldformen, insbesondere zu dem ungleichaltrigen, gemischten Wald [3]). Man vergißt heute mehr und mehr, daß der Wald da am besten gedeiht, wo er seiner Natur nach hingehört, und dort auch seinen Feinden, dem Wetter und den Schädlingen, leichter widerstehen kann. Und der Laubwald, besonders der Buchenhochwald, gehört seit Jahrtausenden der Eifel an; hier findet er sein bestes Gedeihen. Es hieße der Natur Gewalt antun, ihn ohne zwingende Not zu beseitigen. Mit seiner Erhaltung ist Gewähr dafür

[1]) *Ph. Wirtgen,* Verhandl. des Naturhist. Vereins des preuß. Rheinl. u. Westfalens, Jahrg. XXII, 3. Folge, 1865.

[2]) Zuletzt von *F. Roth* im Eifelvereinsblatt, Juli 1912.

[3]) So *H. Sieffert,* Der deutsche Wald, sein Werden und seine Holzarten, Festrede, Karlsruhe 1905.

gegeben, daß die vielfach so schöne und interessante pflanzliche Bodenbedeckung erhalten bleibt, zudem die Niststätte für die allermeisten nützlichen Vögel, die bei weiterem Ausdehnen der Aufforstung mit Fichten verschwinden werden.

Neben manchen schon durch ihre Schönheit allein auffallenden Kindern der Eifelflora sind auch solche in ihrem Bestand gefährdet, die ein hohes wissenschaftliches Interesse beanspruchen müssen. Haben wir doch in der Eifel ein Gebiet vor uns, das sowohl in ökologischer, wie pflanzengeographischer und entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht hervorragend bedeutungsvolle Schätze birgt. Es treten uns in der Eifel besonders deutlich die Unterschiede in der Vegetation entgegen, je nach der geologischen Unterlage, auf der sie sich angesiedelt hat. Die Flora des Buntsandsteins, der Grauwacke, des Eifelkalks[1]), der vulkanischen Gebiete ist in den typischsten Vertretern auf verhältnismäßig kleinem Raum so drastisch vor Augen geführt, wie kaum anderswo. Den Buntsandstein zeigt in der Eifel vor allem die Sandnelke (Arenaria vulgaris Willd.) an. Auf der Grauwacke zeigt sich der Ginster, der auf dem Kalk fehlt, wo andererseits viele seltene Orchideen ihr Standquartier haben. Der vulkanische Boden trägt eine sehr eigenartige Zwergflora, die vielfach interessante Übereinstimmungen mit der Pflanzenwelt des Kalks aufweist.

Durch die eigentümlichen klimatischen Verhältnisse in der Eifel bedingt, findet sich ferner dort eine merkwürdige Mischung von Pflanzen kälterer und wärmerer Zonen; neben Pflanzen, die heute ihr Hauptausbreitungsgebiet nur im Norden und in subalpinen Bergwäldern haben, auch solche südlicherer Gegenden, Vertreter der atlantischen und Mittelmeerflora[2]). In früherer Zeit, als die Temperatur in Mitteleuropa sank, wanderten die Pflanzen des hohen Nordens gegen Süden, die der Hochgebirge stiegen in die Ebene hinab und besetzten so auch die vordem wärmeren Striche Mitteldeutschlands und damit auch die Eifel. Als das Klima wärmer wurde, fanden die arktischen und alpinen Gewächse nicht mehr die Existenzbedingungen und zogen sich auf ihre Ausgangspunkte zurück. Dabei konnten alpine Elemente nach dem Norden und umgekehrt nordische zum Hochgebirge hinauf wandern, sodaß wir sowohl im Norden, wie auf den Kälteinseln der höheren Berge heute noch beide vereint antreffen. Damals mögen auch in der Eifel alpine und hocharktische Pflanzen gelebt haben, worüber nur fossile Funde Auskunft geben können. Die geringere Erhebung der Eifelhöhen hatte zur Folge, daß ausgesprochen arktisch-alpine Elemente sich hier nicht halten konnten. Die Krähenbeere nur, das arktische Empetrum nigrum L., hat sich an einem Standort bei Jünkerath und auf dem Venn behaupten können, und die Sumpfheidelbeere (Vaccinium uliginosum L.) in größerer Verbreitung in der Schneifel und auf dem Venn. Beträchtlich zahlreicher finden sich jedoch die Vertreter der subalpinen bezw. subarktischen Flora in der Eifel, wie vor allem die Preißel- und Moosbeere (Vaccinium Vitis Idaea L., Vaccinium Oxycoccos L.), ferner die schon bei der Schilderung der Pflanzendecke des Venn erwähnte poleiblättrige Andromeda, die Rasensimse, die Wollgräser, der nordische Siebenstern, dann der weiße Pestwurz (Petasites albus Gaertn.)[3]), dazu noch die Kriechweide (Salix repens L.), die Moorbirke (Betula pubescens Ehrh.), der Bärwurz (Meum athamanticum Jacq.), die gelbe Narzisse. Auch die Vertreter hoher Bergregionen finden sich in der Hocheifel, so die Gebirgsfetthenne (Sedum Fabaria Koch), die quirlblättrige Weißwurz (Polygonatum verticillatum All.), der Türkenbund (Lilium Martagon L.), der Berg-

[1]) Vgl. in dieser Festschrift *F. Roth,* Aus der Kalkflora der Eifel.
[2]) Vgl. *M. Koernicke* und *F. Roth,* l. c. 1907.
[3]) Siehe diese Festschrift bei *F. Roth,* Die Pflanzenwelt der Schneifel.

wohlverleih (Arnica montana L.), der Pyramidengünsel (Ajuga pyramidalis L.), das Alpenpfennigkraut (Thlaspi alpestre L.) und Chaix-Rispengras (Poa Chaixi Vill.).

Von den meist immergrünen Vertretern der atlantischen und Mittelmeerflora, die sich in wärmeren Perioden, zumal in der Interglazialzeit bis zum Baltischen Meere ausbreiteten, haben sich nach erneutem Herabsinken der Temperatur in den warmen Talgründen die wieder nach Südwesten zurückgezogenen Elemente des Seeklimas erhalten und gerade im Westen Deutschlands finden sich die meisten Überbleibsel jener Zeit. Besonders in den warmen Talgründen des Abfalls der Eifelberge nach Rhein und Mosel hin finden sich derartige Elemente. So gedeiht an den sonnigen, warmen Felshängen des Moseltals der dreilappige Ahorn (Acer monspessulanum L.); bei Bertrich, bei Loef und anderen Orten der Mosel bildet der Buchs (Buxus sempervirens L.) dichte Bestände. Die beiden Sträucher erreichen hier ihre Nordgrenze, während die Stechpalme (Ilex Aquifolium L.) bis zum mittleren Norddeutschland geht. Freilich findet sie an ihrer Ostgrenze meist nicht für sie günstige Existenzbedingungen und kriecht als halbliegender Strauch am Boden, wo sie Schutz vor der extremen Kälte des kontinentalen Deutschlands findet. Anders in den Bergabhängen der Eifel. Zwar kommt sie auch hier in dichter Bodenbedeckung besonders im Buchenhochwald vor, wo sie sich zu förmlichen Dickichten zusammenschließt, aber nur der Lichtmangel verhindert ihr Heranwachsen zur Baumform. Wo der Laubwald lichter ist, wächst sie zu Stämmen von über 10 m Höhe heran und bildet in den Buchenwald eingesprengte kleine Haine. Besonders der Bollscheiderkopf im Münstereifeler Walde trägt trotz einer Erhebung von fast 500 m prächtige Ilex-Horste, und im nahen Iversheimer Walde würde in kurzer Zeit ein großer Stechpalmenhain erstehen, wenn nicht die Forstkultur ihnen zu häufig Einhalt gebieten würde. Der Efeu (Hedera Helix L.) kommt gleich der Stechpalme im östlichen Deutschland nicht mehr gut fort und friert infolge der starken Winterfröste häufig ab; in der Eifel gedeiht er außerordentlich üppig. Nicht nur in den Abhängen der warmen Flußtäler überzieht er allenthalben den Boden, auch weiter vom Rhein ab treffen wir ihn in kräftigster Entwicklung.

Zum Schutz dieser durch das Weitergreifen der Kultur immer mehr zurückgedrängten Pflanzenwelt sind bereits Schritte unternommen worden. Neben den Buchsbaumbeständen sind zwei prächtige Ilexhaine auf dem Bollscheiderkopf geschützt worden. Letztere waren vor allem dadurch bedroht, daß sie bei den kirchlichen und profanen Festen in der Umgebung ihr Laub als Material zur Ausschmückung der Festräume hergeben mußten; und dabei wurden ganze Stämme niedergeschlagen und ihrer Blätter beraubt. Die Stadt Münstereifel und ihr Verschönerungsverein hat die Sorge über die mit Stacheldrahtzaun umgebenen Distrikte in dankenswerter Weise übernommen, die Herstellung der Umzäunung selbst wurde durch Stiftung des notwendigen Betrags von seiten der Stadt Münstereifel, des Naturhistorischen Vereins für Rheinland und Westfalen und eines Privaten ermöglicht.

Daß namentlich die durch Form und Farbe ihrer Blüten besonders auffallenden unter den vorhin genannten Pflanzen in ihrem Bestand durch Ausgraben, massenhaftes Abpflücken oder meist Abreißen in ihrer Existenz gefährdet sind, dafür hat man leider auch in der Eifel manches traurige Beispiel zu verzeichnen. Der schöne großblumige Frauenschuh (Cypripedilum Calceolus L.) ist so gut wie ausgerottet — er soll früher in großen Mengen nach Trier und Koblenz usw. von Händlern auf den Markt gebracht worden sein. — Dasselbe Schicksal hatte das in seinen Einzelblüten die Gestalt eines hängenden Menschen nachahmende Ohnhorn (Ace-



Gerolsteiner Linde.

ras anthropophora R. Br.) und die Bocksriemenzunge (Himantoglossum hircinum Spr.). Auch den insektennachahmenden Orchideen wird in neuerer Zeit von sogenannten Pflanzenfreunden in sehr bedauernswerter Weise nachgestellt. So wäre eine Schutzstätte gerade für die seltener werdenden, formenreichen Orchideen, aber auch anderer in ihrem Bestehen gefährdeter Pflanzen der Eifel ganz besonders erwünscht, ein Asyl für die gefährdete Pflanzenwelt, wie es in dankenswertester Weise für das Siebengebirge der dortige Verschönerungsverein bereit gestellt hat. Es ließe sich auch, wie in der Schweiz, durch das Erlassen bestimmer Verordnungen, wonach das Ausgraben, Feilbieten und Versenden wildwachsender Pflanzen in größeren Mengen, ferner das massenweise Pflücken verboten ist, viel erreichen. Das wirksamste Mittel gegen das Blumenmorden ist jedoch durch den Einfluß der Eltern und Lehrer auf die Jugend gegeben. Sie haben die Möglichkeit, in die empfänglichen Gemüter der heranwachsenden Generation den heiligen Respekt vor allem Lebendigen zu pflanzen und damit die sicherste Basis des Naturschutzes zu schaffen. Wenn der Lehrer die Jugend für den Schutz des Lebendigen gewinnt, so schenkt er dem Volke wieder eine der reinsten Freuden, das Entzücken des äußeren und inneren Sinnes, das Gefühl von dem Wehen ursprünglichen Naturatems. Dieses Gefühl droht ihm für immer verloren zu gehen, wenn wir gedankenlos weiter zerstören lassen. Unserer Jugend muß die Überzeugung in Fleisch und Blut übergehen, daß die Blume am schönsten in ihrer natürlichen Umgebung ist, wo sie jeder genießen kann [1]).

Während für den Schutz ästhetisch schöner, wissenschaftlich interessanter und seltener Pflanzen bisher nur erst wenig Neigung in der Eifel zu erkennen gewesen ist, hat man der Erhaltung bemerkenswerter Bäume schon frühzeitig größeres Interesse zugewandt. Namentlich die durch Größe und Alter imponierenden Formen, die ehrwürdigen Patriarchen des Pflanzenreiches, aber auch jüngere, besonders schöne und charakteristische oder sonstwie interessante *Bäume* und *Baumgruppen* haben sich in den meisten Fällen eines besonderen Schutzes in der Eifel zu erfreuen gehabt. Von der umfangreichen Liste dieser Schützlinge, die im Entwurf zum forstbotanischen Merkbuch der Rheinprovinz niedergelegt sind, seien nur einige erwähnt. So die bekannte Gerolsteiner Linde (ein Prachtexemplar von Tilia grandifolia), die im Jahre 1338 als Gerichtslinde diente, in Brusthöhe etwa 7½ m Stammumfang besitzt und mit ihren Ästen eine Fläche von etwa 800 qm beschattet (s. Abbildung S. 163). Sie gehört der Gemeinde Gerolstein. Deren Verschönerungsverein hat die Pflege des vollkommen gesund erscheinenden, mächtigen Baumes übernommen, der in einem der Gemeinde gehörigen, umfriedigten Park steht. — Von Nadelhölzern sei eine besonders imponierende Fichte (Picea excelsa), die „Blom“ oder „Napoleonstanne“ bei Schleiden erwähnt. Sie ist ca. 40 m hoch bei einem Durchmesser von 1,35 m, von einem starken Holzgitter umzäunt und gehört zum Besitz des Herzogs von Aremberg, dessen Forstverwaltung für die Erhaltung dieses tadellos gewachsenen Baumriesen Sorge trägt. Von sog. Harfenfichten, das heißt Fichten, die auf irgend eine Weise zu Fall kamen und deren nach oben gerichtete Seitenzweige sich im Laufe der Zeit selbst zu kleinen Fichten entwickelten, ist u. a. durch die Kgl. Forstverwaltung bei der Venne (Godesberg) ein besonders schön entwickeltes Exemplar für die Zukunft geschützt und mit Drahtzaun umgeben.

Es ist somit in der Eifel schon manches für den Pflanzenschutz getan; ungeheuer viel bleibt aber noch zu tun übrig. Das Komitee für den Naturdenkmal-

[1]) S. den Vortrag von *C. Schröter,* Schweizerischer Naturschutz und Naturpark. Appenzeller Kalender 1913.

schutz der Rheinprovinz und seine Bezirksabteilungen, die in dankenswertester Weise derartige Unternehmungen fördern, haben gerade in der Eifel noch eine umfangreiche, aber interessante und lohnende Aufgabe zu erfüllen. Daß dabei mit einer tatkräftigen Unterstützung von seiten der Eifler selbst gerechnet werden muß, ist klar. Möchten diese Zeilen bewirken, daß in Zukunft mehr als es bisher der Fall gewesen ist, von ihrer Seite eine Beteiligung an diesem großen, schönen, wertvollen Werk und seiner befriedigenden Durchführung erfolge.

Es gilt ja doch vor allem auch nach dieser Seite hin, die Eifel den Eiflern zu erhalten!

AUS DER KALKFLORA DER EIFEL

□ VON FRANZ ROTH. □

MIT DREI ABBILDUNGEN.

Dem Formenreichtum und der Farbenpracht alpiner Wiesen und Gesteinsfluren kann man in unserer heimischen Pflanzenwelt vielleicht nur die Kalkflora an die Seite stellen. In der Eifel treffen wir sie in den voneinander gesonderten mitteldevonischen Kalkmulden, die im Norden mit der großen Sötenicher Mulde beginnen und bei Prüm ihr Ende finden. Ausgeprägte Kalkflora findet sich dann wieder auf geologisch jüngeren Schichten, die der Trias angehören, es ist vorwiegend der Muschelkalk, der sich nördlich von Bitburg bis vor die Tore Triers erstreckt. Im Winter und auch im ersten Frühjahr liegen die Kalkfluren, soweit sie nicht angebaut und mit Wald bestanden sind, so tot da, daß man nach den übrig gebliebenen Blütenstengeln kaum auf einige wenige Pflanzenarten schließen möchte. Ein stumpfes, ganz eigenartiges Weißgrau verrät schon von weitem dem geübten Auge, daß man von der Grauwacke oder dem Sandstein nun bald auf den Kalkboden gelangt. Auch in der Zeit, wo die Vegetation noch nicht eingesetzt hat, läßt sich mit ziemlich hoher Gewißheit aus dem übrig gebliebenen Pflanzenbestand auf den Kalkreichtum der Unterlage schließen, selbst dann, wenn die umherliegenden Steine und die Farbe des Bodens keine Sicherheit geben. Die mitteldevonischen Kalkmulden zeigen einen weiß-grauen, vielfach durch Gesteinsflechten teilweise geschwärzten Stein, der seine Kalknatur nicht verleugnet; der Boden ist meist etwas rötlich, wie man es auf der Grauwacke nicht findet. Die Eigentümlichkeit der Pflanzenwelt auf Kalkboden, die diesen schon vor dem Eintritt des Frühlings erkennen läßt, beruht auf der Tatsache, daß gewisse Pflanzenarten den Kalkboden bevorzugen, andere wieder ihm völlig fern bleiben. Die ersteren nennt man die kalkliebenden oder kalksteten, die letzteren die kalkfeindlichen oder kalkfliehenden Pflanzen. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung beruht nicht so sehr auf einer Giftwirkung des allzu reichen Kalkgehaltes, der mit den anderen Bodensalzen in Wasser gelöst, von der Pflanze aufgenommen und verarbeitet wird; der Kalkreichtum verhindert vielmehr die genügende Aufnahme eines der unentbehrlichsten Salze, die der grünen Pflanze allermeist notwendig sind, des Eisens, durch dessen Anwesenheit erst die Grünfärbung eintritt. Es muß sich demnach das Fehlen dieses notwendigen Metalls analog wie beim Menschen durch Bleichwerden, bei der Pflanze also durch Vergilben anzeigen. Pflanzen, für die der Kalkboden unzuträglich ist, gehen recht bald ein, wenn zufällig ihre Samen dort gekeimt sind. Meist werden sie wohl über das Keimstadium nicht hinauskommen. Zu den kalkfeindlichen Pflanzen gehört in erster Linie der Besenginster, der jedem Eifelwanderer vertraut und unvergeßlich ist, wenn er auch nur einmal die großen Heiden zur Blütezeit durchwandert hat. Solche Heiden sucht man vergeblich auf dem Eifelkalk. Das sieht man wohl nirgendwo schöner als in der Prümer Kalkmulde. Wie abgeschnitten enden die Besenginsterbestände, wo sie auf den Kalkboden treffen. Ähnlich ausgeprägt ist es in all den übrigen Mulden zu sehen, man braucht nur nach Ginsterheiden zu suchen, die an das Kalkgebiet grenzen. Es war darum besonders auffallend, Ginster inmitten verschiedener Kalkmulden, so auf dem Sötenicher- und Prümerkalk anzutreffen, während sich anderswo so scharf das Gesetz der Kalkfeindlichkeit durchgeführt zeigte. Die genauere Untersuchung

ergab nun in beiden Fällen eine volle Bestätigung unserer Annahmen. In der Sötenichermulde, wo der Ginster mitten im Kalkgebiet recht üppiges Wachstum zeigte und in reichem Blütenflor angetroffen wurde, lehrte die Untersuchung des Bodens, daß an der kleinen, kaum mehr als ein Quadratmeter großen Stelle, wo der Busch sein Wurzelwerk hatte, Grauwacke und nicht Kalkboden zutage trat. Daß sich das Vorkommen von kalkfeindlichen Pflanzen in Kalkgebieten in dieser Weise erklären läßt, ist schon von Kemer von Marilaun [1]) betont worden. Der zweite Fall lag etwas schwieriger. Die Ginsterbüsche, die mitten in der Prümermulde vor Fleringen einen ganzen Bestand bilden, stehen ebenfalls auf Grauwacke und auf Sandstein; einige wenige waren auf den Kalk übergetreten. Daß diese Büsche nun wirklich auf Kalkboden standen, ließ sich schon an Ort und Stelle feststellen. Dicht neben ihnen und zwischen ihrem Wurzelwerk hatten zwei ausgeprägte Kalkfreunde, die Ragwurz (Ophrys muscifera Huds.) und der Schneckenklee (Hippocrepis comosa L.) ihre Stengel hervorschießen lassen. Dazu verleugnete sich Kalkboden und Stein in keiner Weise. Um nun ganz sicher zu gehen, wurde durch chemische Bodenuntersuchung festgestellt, daß es sich wirklich um einen sehr kalkreichen Boden handelte. Die Analyse ergab, daß ein Ginsterbusch, der mit den kalksteten Pflanzen damals noch gesund zusammenlebte, indes auf einem nicht so kalkreichen Boden saß, als ein zweiter Busch. Die diesem zur Verfügung stehende Erde hatte rund doppelt soviel Kalkgehalt, als die des ersten Busches; die Folgen waren auch deutlich zu sehen. Alle jungen Triebe waren fahlgelb und begannen abzusterben. Ein Blühen trat nicht mehr ein. Dieses Beispiel zeigt in außerordentlich deutlicherWeise, daß von seiten der kalkfeindlichen ebensowohl von seiten der kalkliebenden Pflanzen Zugeständnisse möglich sind, daß sie sich bisweilen auf einem neutralen Boden, der für die ersteren nicht zuviel, für die letzteren nicht zu wenig Kalk führt, zusammenfinden können. Es wird sich diese Abschwächung des Kalkgehaltes, die wohl durch Vermischen mit kalkarmem Gestein oder durch Auslaugung zustande kommen kann, hauptsächlich am Rande der Kalkmulden auffinden lassen. Zu ganz ähnlichen Ergebnissen führten Bodenanalysen, die in gleicher Weise die Anwesenheit einer zweiten kalkfeindlichen Pflanze, der Besenheide, in einer Kalkmulde auf dem Hollerberg bei Holzmülheim erklären. Es ist dort besonders deutlich zu sehen, wie das Heidekraut an einer Stelle nach und nach seinen dichten Bestand auflöst, vereinzelt wächst und stets dürftiger wird, um dann ganz aufzuhören. Es ließ sich gleich vermuten, daß dieses allmähliche Absterben mit der Zunahme des Kalkgehaltes zusammenhängt. Das Ergebnis der Bodenuntersuchungen, das ich Herrn Prof. Dr. Wieler in Aachen verdanke, ergab die Bestätigung dieser Ansicht. Wie vorhin hatte sich die kalkliebende Orchidee an der Stelle mit der Besenheide zusammengefunden, wo beide eben noch ihre Existenzbedingungen fanden. Für die eine Pflanze reichte der Kalkgehalt noch eben aus, für die andere war er noch nicht so reich, daß sie daran zugrunde gehen mußte. Man könnte die Pflanzen der Eifeler Kalkgebiete einteilen nach ihrer Fähigkeit, auf kalkreichem Boden zu wachsen, auf Boden mittleren Kalkgehaltes und auf einer nur ganz kalkarmen Unterlage fortzukommen. Die weitaus überwiegende Zahl der Pflanzen, die man auf Kalk findet, kommt auch auf der kalkarmen Grauwacke und auf anderen Böden fort. Manchen scheint freilich der Kalk besonders zuzusagen. Dahin gehört die Wiesensalbei, die man nirgendwo in solcher Fülle trifft als auf Kalkhalden; ähnliches gilt für Mannstreu, Kuhschelle, Schwalbenwurz, Karthäusernelke, einige Orchideenarten, für Gräser und Halbgräser, die dem Kalk, wo sie wählen können, den Vorzug

[1]) *Kerner von Marilaun,* Pflanzenleben, 2. Aufl., Leipzig und Wien 1898.

geben. Es ist sicher eine eigentümliche Erscheinung, daß bei so vielen Pflanzen eine so ausgeprägte Vorliebe für den Kalkboden besteht und es wäre im Einzelfalle zu untersuchen, ob diese Bevorzugung auf Grund chemischer oder physikalischer Bedingungen erfolgt. Es ist sicher, daß das letztere, also die physikalischen Verhältnisse, Bodenfeuchtigkeit, Konsistenz und Erwärmung des Erdreichs und ähnliches in vielen Fällen den Pflanzen den Kalkboden erstrebenswert oder ungeeignet erscheinen läßt [1]. Aus dem bevorzugten Vorkommen der gleichen Pflanzen auf Kalk und auf dem kalkarmen vulkanischen Boden in der Eifel darf man wohl schließen, daß in solchen Fällen nicht die Bestandteile, sondern vielmehr der Zustand des Erdreichs, also seine Wasserarmut und seine Erwärmungsfähigkeit und dergleichen in beiden Fällen dasselbe dürftige Pflanzenkleid geschaffen haben. Auf die Übereinstimmung im Vorkommen einer Reihe von Pflanzen, die in gleicher Weise Kalk- und Lavaboden bevorzugen, ist schon früher von Koernicke und mir hingewiesen worden [2]. Dazu gehören zum Beispiel unter manchen anderen der Kelchschildträger (Alyssum calycinum L.), der Ackerdaun (Galeopsis Ladanum L.) und die Feldkalaminthe (Calamintha Acinos Clrv.). Unter den Pflanzen, die auf kalkarmen Böden wachsen, aber dem Kalk den Vorzug geben, sind sicher viele, denen der Kalkgehalt des Bodens selbst besonders förderlich ist. Die Mehrzahl dieser echten Kalkpflanzen ist ohne Zweifel auf einen hohen Kalkgehalt angewiesen, ohne den sie nicht bestehen kann. Die Frage, welche Pflanzen scharf ausgeprägte Kalkfeinde, welche Kalkfreunde sind, so daß sie auf diese Bodenart unter allen Umständen angewiesen sind, ist recht schwer zu beantworten. Zunächst zeigt sich, daß Pflanzen, die bei uns in der Eifel auf Kalk unbedingt angewiesen zu sein scheinen, wie zum Beispiel ein Teil der Eifeler Orchideen, der deutsche und der gewimperte Enzian (Gentiana germanica Willd. und G. ciliata L.) anderswo, so auch in der südlichen Eifel bei Hetzhof [3], so in den Zentralalpen, ganz gut ohne Kalkboden leben können, während sie bei uns fast nie diese Unterlage verlassen. Die Erklärung dieses abweichenden Verhaltens ist wohl auf lokale Anpassung zurückzuführen. Wie im einzelnen die Schädigung oder Förderung des Pflanzenwuchses auf Kalkboden vor sich geht, das müßte von Fall zu Fall untersucht werden. Ein Versuchsgarten in unserm Kalkgebiet mit den notwendigen Hilfsmitteln, wäre zu diesen Arbeiten, die auch der Landwirtschaft große Vorteile bringen könnten, unerläßlich. Hier würde sich der Eifelverein ein wirkliches Verdienst erwerben, wenn er diese Einrichtung, die längst an verschiedenen Stellen der Alpen vorhanden ist, ins Leben rufen könnte. In der Baum- und Strauchflora des Kalkbodens ist wohl keine Art, die nicht auch auf kalkarmem Boden fortkäme; viele von ihnen ziehen freilich den Kalk bedeutend vor, so die Elsbeere (Sorbus torminalis Ctz.) und der wollige Schneeball (Viburnum Lantana L.). Auch die Berberitze stellt sich dort häufiger ein als auf Grauwacke. Die Strauchflora des Kalkbodens ist aus vielen Arten gemischt, einheitliche Bestände aus einer oder wenigen Holzarten sind dort seltener als auf kalkarmer Unterlage. An Stelle des Ginsters tritt der Wacholder auf; er bleibt an steinigen Hängen klein und unscheinbar und man kann ihn mit seinen stattlichen Brüdern auf der Heide kaum vergleichen. Die Baumflora des Kalkbodens, die ja zwar allermeist durch Eingriffe des Menschen stark abgeändert ist, bietet nichts

[1]) Das scheint noch mehr für andere Kalkböden, so für den fränkischen Wellenkalk zuzutreffen. Man vergleiche: *G. Kraus,* Boden und Klima auf kleinstem Raum. Versuch einer exakten Behandlung des Standorts auf dem Wellenkalk. Jena 1911.

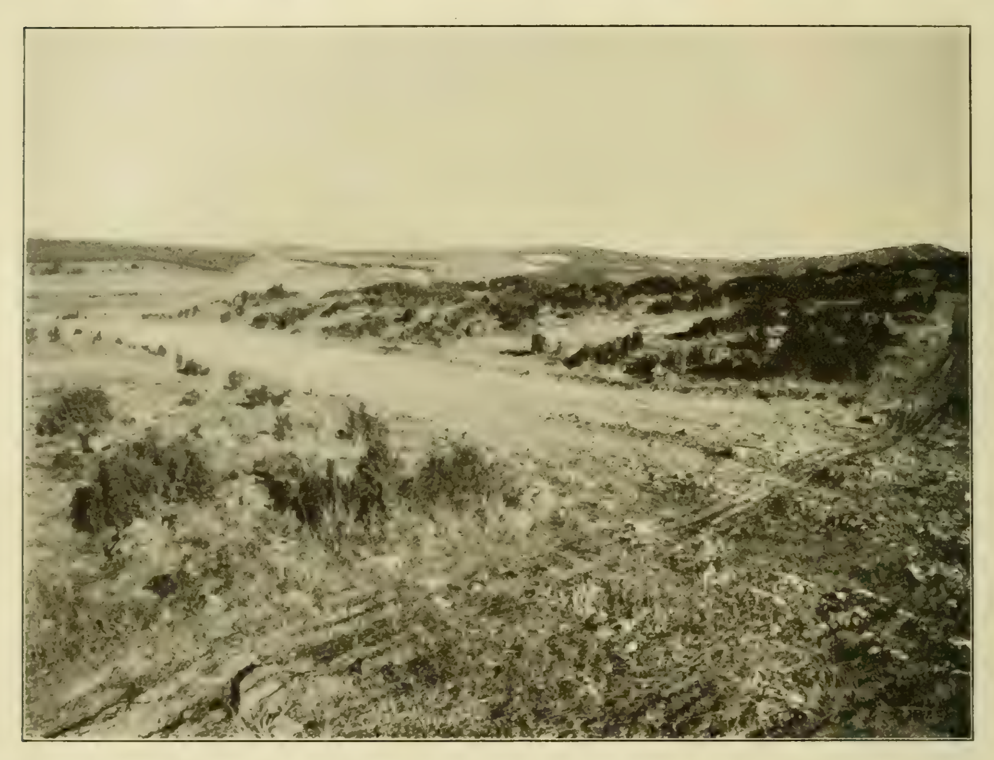
[2]) Vgl. *Koernicke-Roth,* Eifel und Venn. Eine pflanzengeographische Skizze. Vegetationsbilder V. Reihe, Heft I/II. Jena 1907.

[3]) Ich verdanke diese Angabe Herrn Lehrer Andres in Bonn.

Besonderes. Der Charakterbaum ist die Buche, auf dem Trierer Kalk die Kiefer, die durch Anpflanzung wahrscheinlich dorthin gekommen ist. Von Natur aus dürfte wohl der Laubwald, wie es auch noch heute der Fall ist, auf Kalkboden vorgeherrscht haben. Er zeigt meist nicht die Geschlossenheit seiner Bestände, wie sie auf anderem Boden herrscht. Wohl alle Kalkmulden, mögen sie auch kurze Strecken weit schönen Hochwald tragen, zeigen schon weithin ihr vielfach zerrissenes Buschwerk. Hier steht ein Trupp Wald, daneben dehnt sich eine Grasflur, dort mittelhohes Gebüsch und da wieder einzig und allein elender Wacholder, stellenweise auch dieser nicht einmal; der Boden, der vor uns noch üppigen Hochwald oder doch Mittel- und Niederwald gedeihen läßt, bringt hundert Meter weiter nur zwerghafte Sträucher hervor. Die letzte Ursache dieser wenig einheitlichen Holzbestände auf Kalkboden ist in erster Linie der großen Verschiedenheit der Boden- und Humusverhältnisse zuzuschreiben. Während in den muldenförmigen Senkungen tiefgründiger Lehmboden liegt, der einen vorzüglichen Ackerboden abgibt und sicher ebensogut einen stattlichen Hochwald tragen könnte, ist an den Hängen jeder Humus fortgespült. Die Erdkrume erscheint ausgelaugt und der Kalkstein tritt vielfach zutage. Die junge Anpflanzung, besonders wenn man unklugerweise Fichten gewählt hat, geht von Jahr zu Jahr mehr zurück. Aber auch die halbwüchsigen Bestände zeigen keinen rechten Fortgang. Andauernde Sommerhitze, wie sie das Jahr 1911 brachte, räumt an den sonnigen Hängen unter dem jungen und alten Nadelholz besonders stark auf. Dem Forstmann, der diese sterilen Kalkhänge aufforsten soll, ist keine leichte Aufgabe gestellt. Am besten läßt sich von Nadelholz noch die Kiefer dorthin bringen; sie vermag wenigstens den Boden zu schließen, wo man sie zum Anwachsen bringt. Wertvolles Holz ist von den Steinhängen meist nicht zu erwarten, nicht einmal die erhoffte Bodenverbesserung durch Bildung von Humus ist nennenswert! Es scheint demnach das Schicksal vieler Kalkhöhen zu sein, auch in der Zukunft noch so dazuliegen, wie sie vielleicht vor Jahrtausenden schon gelegen haben. Für den Pflanzengeographen, der die Herkunft unserer Flora und die ehemaligen Vegetationsverhältnisse studiert, ist die Frage von Bedeutung, ob die Kalkstriche der Eifel stets so waldarm gewesen sind wie heute, oder ob vielleicht der Einfluß der Menschen daran schuld war, daß dort der Pflanzenwuchs so stark geschädigt wurde. Wie es zur Zeit unserer Vorfahren, da Cäsar am Rhein stand, auf den Kalkstrichen aussah, darüber fehlt uns jede Angabe. Wohl wissen wir, daß damals der große Ardennenwald, die Gegend, die wir heute Eifel und Ardennen nennen, in großer Ausdehnung bedeckte. Ob es aber in diesem Gebiet auch waldarme oder waldfreie Strecken gab, darüber liegen keine Angaben vor. Nur die Siedlungsgeschichte, wie sie an Hand von Ausgrabungen römischer und vorrömischer Zeit sich entwickelt, kann uns einige Anhaltspunkte geben.

Es erscheint auffallend, wie gerade in den Kalkmulden der Eifel römische Siedlungen sich häufen. Man braucht nur an die Sötenicher Mulde zu denken, in der eine große Zahl Orte unzweifelhaft römischer Herkunft liegen, an deren Spitze das Dörfchen, das der Mulde heute den Namen gibt. Auch die große römische Wasserleitung, die Köln mit Wasser versorgte, hat in der Sötenicher Mulde auf dem Kalk ihren Ursprung. In gleicher Weise trifft man viele römische Siedlungen in den anderen Kalkmulden, die von Nordwesten nach Südosten gen Prüm streichen. Und es ist keine einzige aufzufinden, in der nicht die Tätigkeit der Römer durch Anlage von Straßen oder sonst durch Bauwerke sichergestellt wäre. Man wird einwenden können, auch auf Grauwacke und Sandstein seien die römischen Spuren unzweifelhaft nachgewiesen und Römerstraßen seien quer durch die Eifel vorwiegend über andere Bodenarten gegangen. Das trifft wohl zu, aber im Herzen

der Eifel hat kein Gebiet mehr Spuren einer römischen Tätigkeit hinterlassen als die Kalkmulden und die Bitburg-Trierer Gegend. Auch die wichtigste aller Römerstraßen unseres Gebietes, die Verbindung zwischen Trier und Köln, berührt in einer Weise die Kalkmulden, daß es auffällig erscheint. Wenn man den Verlauf dieser Römerstraße etwa an Hand der genauen Festlegung durch von Veith (Jahrb. des Ver. d. Altertumsfr. im Rheinl. 78/79, Bonn 1884) prüft, und mit der geologischen Karte der Eifel vergleicht, so kommt man zur Annahme, daß allem



Kümmerlicher Pflanzenwuchs auf den Kalkstrichen der Eifel.
Im Vordergrund die Römerstraße in der oberen Sötenicher Mulde.

Anscheine nach die Römer nicht ohne Grund beim Bau ihrer wichtigsten linksrheinischen Straße den Kalkboden bevorzugt haben. Auch die bedeutendsten Seitenstraßen, die von ihr abzweigen, so die Straße über Weyer und Harzheim nach Billig bei Euskirchen, die Straße nach Lommersdorf, die über Blankenheimerdorf und Tondorf, über den Michelsberg nach Bonn, sie alle halten, in ihrem Anfange wenigstens so weit es geht, sich an die Kalkmulden. Es läßt sich deshalb wohl annehmen, daß der Eifelkalk schon zur Römerzeit seine Vorzüge gehabt hat, die zum Bau von Straßen und zur Besiedlung einluden; vielleicht haben auch die Römer an bereits vorhandene Straßen angeknüpft. Es wird stets betont, daß die große Römerstraße von Trier nach Köln durch den gradlinigen Verlauf ausgezeichnet sei. Obschon das im allgemeinen zutrifft, muß doch hervorgehoben werden, daß die Straße vielfach, wo sie Kalkmulden berührt, in deren Strichrichtung also nach Nordosten abweicht und hier ihre Abzweigungen vornimmt, die den Kalkzügen bisweilen auffallend folgen. Geologisch und pflanzengeographisch

spricht vieles für die Annahme, daß in dieser Zeit für die Pflanzenwelt auf dem Kalk etwa dieselben Verhältnisse geherrscht haben wie heute. Sicher hat es auch damals schon so sterile Flächen gegeben, auf denen der Wald nicht fortkam. Diese unfruchtbaren Strecken können schwerlich erst von der Römerzeit an bis auf unsere Tage etwa durch schonungslose Waldvernichtung und daraus folgende Austrocknung und Auslaugung zustande gekommen sein. Das folgt schon daraus, daß auch ganz ebene Flächen in der Sötenicher- und Prümer Mulde, die der Auslaugung



Fruchtbarer Ackerboden in einer Talsenkung auf Kalkboden.
An den Seiten und im Hintergrund sterile Höhen, die durch Aufforstung nicht kultiviert werden konnten.

und dem Abschwemmen nicht unterworfen sein konnten, dennoch sehr steinig und für Wald vollends ungeeignet sind. Wenn man nun weiter bedenkt, daß solche Striche, die kaum eine armselige Strauchwelt tragen konnten, damals wie heute in allen Kalkmulden sehr häufig waren, so wird man verstehen, warum solche waldarme oder waldfreie Bezirke zuerst besiedelt wurden und warum man hier leichter eine Straße bauen konnte, die in den geschlossenen Urwäldern der Grauwacke und des Sandsteins jedenfalls weit größere Schwierigkeiten gemacht hätte. Freilich wußten die Römer auch durch solche Gebiete sich den Weg zu erzwingen. Sie taten es aber sicher nur im Notfalle, denn der Kampf mit dem Urwalde war selbst für ihre hochentwickelte Kultur kein leichter [1]. Gegen diese Ansicht kann man auch nicht geltend machen, daß auf Kalkboden ebensogut der Wald gedeiht als anderswo,

[1]) Auf Sardinien mußte eine römische Siedlung vor dem Urwald zurückweichen, vgl. *V. Hehn,* Kulturpflanzen und Haustiere, 7. Aufl. Berlin 1902.

wie zum Beispiel stattliche Buchenwälder besonders in der Prümermulde es zeigen. Diese Wälder nehmen niemals ein großes Areal ein, sie sind in den Kalkmulden immer nur Ausnahmen und einzig auf tiefgründigem Boden zu finden. Solch fruchtbares Erdreich überläßt man aber besonders auf dem Eifelkalk nur selten mehr dem Walde, und nach den Ausgrabungen zu schließen sind ja gerade in den Kalkmulden die ältesten Kulturböden der Eifel zu finden. Es kam also noch ein zweites hinzu. Nicht nur boten die lichten Waldbestände auf dem Kalke leichte Siedlungsmöglichkeiten, indem man unschwer durch Rodung sich Land gewinnen konnte; der neu gewonnene Boden zeichnete sich dazu noch durch eine besondere Fruchtbarkeit in den Senkungen aus, die ein endgültiges Verbleiben gestatteten. Auf die frühzeitige Kultivierung der Kalkstriche deutet vielleicht auch der Anbau des Spelt hin, der noch heute in allen Kalkmulden betrieben wird, und den Angaben nach von den Römern nach Deutschland gebracht wurde [1]). Ob freilich der Eifeler Speltbau römischer Herkunft ist, wird sich schwer erweisen lassen. Entsprechende Funde in römischen Anlagen müßten dies erst sicherstellen. Daß wir es in den Kalkmulden der Eifel in der Tat mit altem Kulturboden zu tun haben, zeigt auch die Tatsache, daß viele der großen Eifelklöster nicht weit von den Kalkmulden oder mitten in denselben sich ansiedelten. So die Benediktinerabteien von Prüm und Münstereifel, die Klöster von Trier und Steinfeld. Die oben vertretene Ansicht, daß von den Römern die waldarmen, teilweise dann wieder besonders fruchtbaren Kalkstriche bevorzugt, die dichteren Waldbestände auf Grauwacke gemieden wurden, findet Bestätigung in der gewiß auffallenden Tatsache, daß die Römer in das Schleidener Tal nicht hinein kamen, obschon sie in der nahgelegenen Caller Gegend so viele Siedlungen hatten [2]).

Wenn nach von Veith „die sachkundige Wahl der Straßenrichtung in dem damals unübersichtlichen Waldgebirge“ bewundernswert ist [3]), so kann man ihm sicher darin zustimmen, selbst dann, wenn die waldarmen oder waldfreien Kalkstriche, wie wir es annehmen, eine große Erleichterung beim Straßenbau boten. Die Laubwälder der Kalkmulden, meist sogar die Buchenwälder, sind durchgängig so licht, daß sie einer großen Zahl von Blütenpflanzen die genügende Helligkeit gewähren. Dort trifft man auf eine recht anziehende Pflanzenwelt. Im ersten Frühjahr zeigt der Seidelbast (Daphne Mezereum L.) seine leuchtend roten Blütenähren durch den starken Duft schon auf Entfernung an. Ein zierliches Halbgras, die Bergsegge (Carex montana L.) erhebt am Waldrand das hellgelbe Köpfchen und die tiefblauen Sterne der Kuhschelle (Pulsatilla vulgaris Mill.) läuten da draußen den jungen Frühling ein. Die Unterwaldflora, die auch sonst den lichten Wäldern eigen ist, kann sich wohl kaum reizvoller gestalten, als es im Frühjahr in den Wäldern auf Kalkboden der Fall ist. Kehrt man aber im Juni und Juli in die grünen Hallen zurück, dann ist man überrascht über die Fülle der Blumen, wie man sie in der Dollendorfer, in der Blankenheimer und in der Sötenicher Mulde oftmals finden kann. Davon mag die Liste zeugen, die über einen kleinen Buchenbestand in der Dollendorfer Mulde geführt wurde. Es fanden sich dort Anfang Juli 1911 folgende Pflanzen:

Weiß- (Polygonatum verticillatum All.)	Zahnwurz (Dentaria bulbifera L.)
wurz (Polygonatum multiflorum All.)	Haargras (Elymus europaeus L.)
Alpen-Johannisbeere (Ribes alpinum L.)	Waldsegge (Carex silvatica Huds.)
Waldmeister (Asperula odorata L.)	Lungenkraut (Pulmonaria officinalis L.)

[1]) *J. Hoops,* Waldbäume u. Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905.
[2]) Vgl. *Virmond,* Gesch. des Kreises Schleiden. Schleiden 1898.
[3]) Jahrbuch des Vereins der Altertumsfreunde im Rheinland a. a. O.

Waldveilchen (Viola silvatica Fr.)
Farn (Athyrium filix Femina Roth)
Sauerklee (Oxalis acetosella L.)
Waldhirse (Milium effusum L.)
Bergehrenpreis (Veronica montana L.)
Heckenwicke (Vicia sepium L.)
Schlüsselblume (Primula elatior Jacq.)
Seidelbast (Daphne Mezereum L.)
Efeu (Hedera Helix L.)
Spitzahorn (Acer platanoides L.)
Ackerrose (Rosa arvensis Huds.)
Bergweidenröschen (Epilobium montanum L.)
Rapunzel (Phyteuma spicatum L.)
Felsenbrombeere (Rubus saxatilis L.)
Nestwurz (Neottia nidus avis Rich.)
Geißblatt (Lonicera Periclymenum L.)
Maiglöckchen (Convallaria majalis L.)
Ausdauerndes Bingelkraut (Mercurialis perennis L.)
Zweiblatt (Majanthemum bifolium F. W. Schmidt)
Wunderveilchen (Viola mirabilis L.)
Erdbeere (Fragaria vesca L.)
Einbeere (Paris quadrifolia L.)
Hartriegel (Cornus sanguinea L.)
Christophskraut (Actaea spicata L.)
Mauerlattich (Lactuca muralis Lss.)
Wolliger Schneeball (Viburnum lantana L.)
Wolfseisenhut (Aconitum Lycoctonum) L.
Akelei (Aquilegia vulgaris L.)
Waldklette (Lappa nemorosa Körn.)
Cypressenwolfsmilch (Euphorbia Cyparissias L.)
Bergflockenblume (Centaurea montana L.)
Waldhabichtskraut (Hieracium silvaticum Sm.)
Glockenblume (Campanula Trachelium L. und persicifolia L.)
Goldrute (Solidago virga aurea L.)
Schwarze Königskerze (Verbascum nigrum L.)
Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum L.).

Wer aber die ganze Schönheit, die Eigenart und den Reichtum der Kalkflora kennen lernen will, der komme im Juni eines Blütenjahres — vorzüglich die Kalkpflanzen blühen nämlich nicht alle Jahre in derselben Fülle und manche erscheinen periodisch auf den kahlen Hängen zwischen kleinen Wacholderbüschen. Dann schauen aus dem lichten Grasflur Tausende und Tausende von Blumen hervor. Man trifft es wohl, daß millionenfach die tellerförmigen Kronen des leuchtendgelben Sonnenrösleins und die Blüten des blutroten Storchschnabels sich eben geöffnet haben. Die Hänge und Wegränder sind vielfach gefärbt von der stahlblauen Wiesensalbei, unter der auch rote und seltener selbst weiße Exemplare sich hervortun. Und dazwischen die zartblauen Ähren des Traubenehrenpreises so dicht, als habe man einen Rasen gepflanzt mit unzählbaren Sternen der feuerroten Karthäusernelke; das alles gibt ein Bild von einer solchen leuchtenden Farbenpracht, wie man es schöner auch nicht im Hochgebirge finden kann, wenn dort im Sommer die alpine Wiesen- und Felsflora die buntesten Farben hervorzaubert. Nur mit zagendem Fuße wandert man in all dieser Blumenherrlichkeit, die sich besonders gern an den Kalkfelsen zusammendrängen, deren Häupter vielfach von den Höhen herniederschauen. Und dann erst die Orchideen. Zu Tausenden stehen da die roten Kerzen der Gymnadenia und die Fliegen-Ragwurz (Ophrys muscifera Huds.), die statt der Blüten Insekten auf ihren Stengeln zu tragen scheint. Ihre noch stattlicheren Verwandten, die bienen- und die spinnentragende Ragwurz (Ophrys apifera Huds. und O. fuciflora Rchb.) sind viel seltener. Merkwürdigerweise kommen einige dieser Arten nur auf dem Trierer Kalke vor, so auch die stattliche Bockorchis, die ebenfalls den mitteldevonischen Kalkmulden völlig fehlt. Die zierlichste der Orchideen auf Kalkboden ist sicher die kleine Herminie (Herminium Monorchis R. Br.), die bescheiden kleine muldenartige Bodensenkungen bevorzugt. Die stattlichsten Arten trifft man vorzüglich an den Waldrändern oder an Hecken, in deren Schutz sie besonders gedeihen. Die größte und schönste von allen, das Purpurknabenkraut (Orchis fusca Jacq.), reckt bisweilen mehr als einen halben Meter seine prächtigen Blütenähren empor, das grünliche Breitkölbchen (Platanthera chlorantha Custer.) wird größer

und kräftiger als seine zierliche Schwester auf der Grauwackenheide. Aus dem Halbdunkel des Kiefern- oder Laubwaldes leuchtet das weiße Waldvöglein (Cephalanthera pollens Rich.) hervor, das nur ganz selten die verborgene Schönheit seiner Blüte den Bienen darbietet. Noch graziöser ist das seltenere rote Waldvöglein (Cephalanthera rubra Rich.), das man am ersten in ganz lichten Laubwäldern auf Kalk antrifft. Zu den seltensten Orchideen in der Eifel gehört der hängende Mensch (Aceras antropophora R. Br.) und die schönste von allen, der Frauen-



Blumenflor auf sterilen Kalkhalden.
Sonnenröschen (Helianthemum Chamaecistus Mill.), Kugelblume (Globularia vulgaris L.), Händelwurz (Gymnadenia conopea R. Br.) und andere Orchideen. Im Hintergrund Wacholder in Zwergform.

schuh (Cypripedium Calceolus L.), zwei Arten, die durch schonungsloses Ausreißen und Ausheben leider auf dem Aussterbeetat stehen.

Die Eifel weist allein etwa 30 verschiedene Orchideenarten auf, einen Reichtum der kaum von einer anderen Gegend Deutschlands übertroffen werden dürfte. In den mitteldevonischen Kalkmulden besonders häufig in den nördlichen Strichen tritt ein kleines bescheidenes Pflänzchen auf, die Kugelblume (Globularia vulgaris L.), die bei uns in Deutschland zu den seltenen Pflanzen zu rechnen ist, hier aber sehr zahlreich erscheint. Die Kugelblume verdient deshalb unser besonderes Interesse, weil sie zu den echten Kalkpflanzen zu rechnen ist und ihr Vorkommen wohl sicher kalkreichen Boden anzeigt. Man darf diese Pflanze sicher mit Andres [1]) eine Leitpflanze der sonnigen Kalkgrasfluren nennen. Diese interessante Pflanze, die ihr Hauptverbreitungsgebiet in Südeuropa hat und sicher ein mediterranes Pflanzenelement ist, d. h. daß sie vom Mittelmeer zu uns gekommen ist, fehlt merkwürdigerweise dem Trierer Kalk. Es ist das umso auffallender, als gerade die süd-

[1]) *Andres,* Flora von Eifel und Hunsrück. Wittlich 1911.

lichen Kalkstriche der Eifel solche mediterranen Elemente wie die Bockorchis oder Riemenzunge (Himantoglossum hircinum Spr.) und den Dingel (Limodorum abortivum Sw.) aufweisen, die den nördlicher gelegenen Kalkmulden völlig fehlen. Bei der Kugelblume läßt sich sogar feststellen, daß sie in der nördlichsten der Mulden am häufigsten und geradezu gemein ist, während sie nach Süden immer spärlicher wird und bei Schönecken an der Prümer Mulde den südlichsten Standpunkt zu haben scheint. Außerhalb des Gebietes tritt sie dann bei Merzig und an der Nahe, besonders aber im Mainzerbecken wieder auf, überspringt also die Trierer Kalkmulde völlig. Ob die Einwanderung der Kugelblume in die mitteldevonischen Kalkmulden von Norden her erfolgt ist, wie man ihrer Verbreitung nach schließen sollte, läßt sich auch recht schwer annehmen. Es könnten in diesem Falle nur die belgischen Kalkstriche in Frage kommen, die sich bis Cornelimünster fortsetzen, die indes von der nächstgelegenen Sötenicher Mulde immerhin noch recht weit entfernt sind. Ein ausgeprägtes Kalkgras ist für die Eifel das Blaugras (Sesleria coerulea Ard.), das stellenweise wiesenartige Bestände bildet, und gerne in die lichten Kieferwälder eindringt. Dieses Gras hat ähnlich der Kugelblume sein Hauptverbreitungsgebiet in den Alpen und in Südeuropa. Die Pflanze ist nach Schröter [1]) eine der kalkstetesten der Alpenflora, „zur Beurteilung des Bodens auf seinen Kalkreichtum vorzüglich geeignet“. Das Blaugras ist für die Eifel ebenso, wie Schröter es für die Alpen kennzeichnet, ein „Kalkzeiger, ein Magerkeits- und Trockenzeiger“. Trifft man das Blaugras außerhalb der Kalkmulden so wie zum Beispiel bei Moselkern und bei Malmedy und St. Goar, so ist wohl anzunehmen, daß diese Stellen höheren Kalkreichtum aufweisen, der vielleicht auf diluviale Ablagerung zurückzuführen ist. Dem aufmerksamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß auf dem Eifeler Kalk sehr nahe verwandte Pflanzen in ihrem Vorkommen scharf begrenzt erscheinen. Es wurde vorhin schon erwähnt, daß dem kalkliebenden Breitkölbchen das zweiblättrige auf der Grauwacke entspricht, das garnicht oder doch höchst selten auf kalkreichen Boden übergeht. In ähnlicher Weise entspricht der kalkliebenden roten Händelwurz auf Grauwacke die weißliche Gymnadenia albida Rich.; so hat das weiße Waldvöglein die kleinere schwertblätterige (Cephalanthera ensifolia Rich.) als Gegenstück auf vorzugsweise kalkarmer Unterlage. Es ließen sich diese Parallelismen unter naheverwandten Arten, die durch den Boden bestimmt werden, noch vermehren. [2]) Manche Pflanzen, die früher für kalkfliehend gehalten wurden, so die Zahnwurz (Dentaria bulbifera L.) und der Pfeilginster (Cytisus sagittalis Koch.) konnten mitten in den Mulden auf unzweifelhafter Kalkunterlage in üppigstem Gedeihen nachgewiesen werden. Hier mag aber nochmals betont werden, daß erst genaue Bodenuntersuchungen und langjährige Kultivierungsversuche in einem Kalkversuchsgarten alle diese interessanten Fragen in Angriff nehmen könnten. So wie im Frühling die Glocken der Kuhschellen die kahlen Höhen schmücken, so drängt sich noch einmal eine seltene Blütenfülle auf dem verbrannten Kalkrasen, wenn im Spätherbst der Flor des Enzians (Gentiana germanica Willd. und ciliata L.) weithin die vordem toten Fluren belebt. Es ist früher schon mehrfach erwähnt worden, daß der Kalkboden da, wo er tiefgründig ist, sehr fruchtbar sein kann. Es ist ein schwerer Boden, der im Gegensatz zu dem sterilen und wasserdurchlässigen Gestein der Hänge die Feuchtigkeit lange festhält. Regenreiche Sommer sieht darum der Bauer der Kalkmulden nicht gerne. Er weiß wohl, daß das viele Wasser, das dann in den Furchen der Felder steht, nicht so leicht eindringen kann als wie auf dem leichten „Hassel“. Dar-

---

[1]) *Schröter,* Pflanzenleben der Alpen. Zürich 1908.
[2]) Vgl. *Schröter,* l. c.

unter versteht er den Grauwackerboden, der viel lockerer geschichtet, meist aber auch viel ärmer und dürftiger ist. Auf dem Kalkboden baut der Eifeler Bauer seit uralten Zeiten den Spelt (Triticum Spelta L.), man findet dieses Getreide auch heute noch in allen Kalkstrichen der nördlichen Eifel, mit Ausnahme der Sötenicher Mulde, in der an Stelle des Spelts der Weizen getreten ist. Vielleicht, daß sich auch hier ganz vereinzelt noch ein Feld des Speltes oder des Dinkels findet. Daß früher der Anbau dieses Getreides noch häufiger war, lehrt auch die Bezeichnung der ganzen Gegend von Holzmühlheim in der Blankenheimer Mulde, die im Volksmunde den Namen „Dinkelland" trägt. Auch heute wird dort noch Spelt gebaut, so auch bei Schmidtheim und noch aufwärts in der Prümer Mulde, besonders in der Gegend von Fleringen, aber dieser Anbau geht von Jahr zu Jahr zurück. Die Vorzüge des Spelts für die Kalkstriche der Eifel, besonders soweit Höhenlagen in Betracht kommen, beruht auf seiner Widerstandsfähigkeit gegenüber dem „Auswintern", das ist das Absterben durch allzuviele Nässe mit nachfolgendem Frost. Meist sät man den Spelt mit Roggen zu gleichen Teilen. Geht dann der letztere durch Spätfröste zugrunde, so ist immer noch vom Spelt eine Ernte zu hoffen. Man sät ihn schon recht zeitig im Herbst. Aegidius ist unser Sämann, sagen die Bauern in einem der höchstgelegensten Dörfer in den Kalkmulden, das will bedeuten: wenn Aegidius, der 1. September, gekommen ist, dann müssen wir den Spelt der Erde anvertrauen. Es mag hier noch erwähnt sein, daß man sich die Kalkmulden nicht allenthalben als tiefgelegene Stellen, in denen sich der Kalk ablagerte, heutzutage zu denken hat. So wird es in den Zeiten des mittleren Devons gewesen sein, da diese Schichten zur Ablagerung kamen. Heute findet man die Kalkstriche ebenso auf den Höhen als wie in den Tälern der devonischen Grauwacke aufgelagert. Das Zurückgehen des Speltbaues in der Eifel ist eine Folge der rationelleren Bodenkultur, besonders der Einführung des Kunstdüngers. In unserer Zeit versteht man es, an Stelle des wenig einträglichen Speltkornes den Roggen oder gar den Weizen hochzubringen und die stattlichen Erträge haben viele vordem arme Dörfer wohlhabend gemacht. Im allgemeinen findet man in den Dörfern der Kalkgebiete nicht die Armut, die man auch jetzt noch anderswo in der Eifel antrifft. Für den Pflanzenfreund ist auch die Unkrautflora der Kalkregion von hohem Interesse. Seltsame Gestalten aus der Familie der Doldenblütler (Umbelliferen), der Nadelkerbel (Scandix Pecten Veneris L.) und der Haftdolde (Caucalis daucoides L.) die blendendweiße Orlaya (Orlaya grandiflora Hoffm.) und die rötliche Turgene (Turgenia latifolia Hoffm.) finden sich im Verein mit dem schwefelgelben und dem flammendroten Adonisröschen. Freilich treten auch der lästige Hederich (Raphanistrum Lanysana Gaertn.) und die Quecke (Triticum repens L.) nirgendwo so häufig auf als in den Feldern auf Kalkboden. Es sei aber eine Doldenpflanze nicht vergessen, die bei den Eifler Jungen sich besonderer Wertschätzung erfreut. Es ist das die Erdnuß, wie sie bei uns hieß und heute wohl noch heißt. Sie führt den wissenschaftlichen Namen Carum bulbocastanum K. oder Erdkastanie, weil tief im Boden sitzende, kastanienartige Knollen sie auszeichnen, die eßbar sind, aber nur der leichtbegeisterten Jugend als erstrebenswerter Leckerbissen erscheinen. Von den Unkräutern in der Saat, die dem Kalkboden vielfach allein zukommen und von denen, die vorzugsweise diese Bodenart wählen, ließe sich eine große Liste aufstellen.

Es geht aus alledem hervor, daß auf unbebautem wie auf bebautem Boden die Kalkstriche ein Pflanzenkleid tragen, das vielfach abweicht von dem der Grauwacke, selbst die Kulturwiesen zeigen dort eine andere Zusammensetzung. Es gibt bei uns im Westen Deutschlands keine Gegend, die so reich an Arten ist, die ein so buntes und eigenartiges Pflanzenleben trägt, als der Eifelkalk. Schützen wir es, solange noch Zeit dazu ist.

DIE PFLANZENWELT DER SCHNEIFEL

▫ VON FRANZ ROTH. ▫

MIT ZWEI ABBILDUNGEN.

Wer zum ersten Male von den Bergzügen der oberen Kyll den Blick nach Westen gewinnt, dem wird der langgestreckte Höhenrücken der Schneifel nicht sonderlich auffallen. Denn er erhebt sich kaum merklich über die Durchschnittshöhe der umliegenden Berge. Nur eines zeichnet diesen Rücken aus, der wie ein breiter Wall vor uns liegt, er ist völlig ohne klar hervortretende Sondererhebungen, und der gleichmäßig von Nord-Osten nach Süd-Westen streichende Kamm ist an keiner Stelle durch eine Talsenkung unterbrochen. Auch an den seitlichen Abdachungen, die mit auffallender Gleichmäßigkeit sich ganz allmählich tiefer senken, haben sich tiefere Talfurchen nicht eingraben können. Die gleiche Einförmigkeit zeigt der Schneifelkamm, wenn man von Westen oder von Süden sich ihm nähert, nur daß er von dieser Seite höher erscheint. Das Fehlen jeder bedeutenden Oberflächengliederung ist, wie das schon früher von Koernicke und mir [1]) hervorgehoben wurde, auf die Härte des Untergrundes zurückzuführen, der aus schwer verwitterndem Koblenzquarzit besteht. Dieselbe Auffassung vertritt wohl auch Follmann [2]), wenn er in Gegensatz zu dem Quarzitkern des Schneifelkammes die Abhänge stellt, die aus weicheren Schiefern und Grauwacken bestehen, in die die Zuflüsse zur Prüm und Ur tiefe Täler eingeschnitten haben. Es mag hier aber hervorgehoben werden, daß diese Täler nicht dem eigentlichen Schneifelkamm angehören, sondern vielmehr nur die Umrandung bilden, so daß sie seiner Einheitlichkeit keine Eintracht tun, vielmehr diese noch deutlicher hervorheben. Die Gleichförmigkeit der Oberflächengestalt schafft naturgemäß keinen regen Wechsel in den physikalischen Bedingungen der Standortsverhältnisse und deshalb ist das Gepräge der Pflanzenwelt im Grundcharakter eintönig. Sowohl an der Nord- als besonders an der Westabdachung dehnen sich große, fast ebene Flächen gleicher Bodenfeuchtigkeit aus, die je nach der Tiefe des Grundwasserspiegels von trockenen Callunaheiden, die an feuchteren Stellen in Tetralixheiden und Heidemoore übergehen, und von Sphagnum Hochmooren ziemlich gleichartigen Bestandes bedeckt sind.

An der Südwestabdachung zeigt sich eine lebhaftere Gliederung, indem von dem Kamm zahlreicher als irgend sonst kleinere Nebenkämme sich abzweigen, die durch Wasserläufe geschieden sind. Das tritt besonders deutlich in Rauffs Höhenschichtenkarte [3]) hervor, und man erkennt leicht die Ursache dieser Erscheinung in der 50 bis 100 m tieferen Lage der einzelnen Flußbette, besonders des Mön-, des Mehlenbaches und der Prüm, die deshalb diese Seite der Schneifel viel besser und schneller entwässern, als es die höher gelegenen Bäche der Westseite, Schlausenbach und Alf vermögen. So dürfte sich wohl der auffallende Waldreichtum der Ostseite und das Vorherrschen der Venne auf der Westseite erklären. Freilich sind die ursprünglichen Waldverhältnisse durch Aufforstung so sehr verändert, daß es heute schwer ist, zu einem sicheren Urteil zu gelangen. Immerhin scheint es, als ob

[1]) *M. Koernicke und F. Roth,* Eifel und Venn. Eine pflanzengeographische Skizze. Vegetationsbilder. Fünfte Reihe. Heft 1 und 2. Jena 1907.
[2]) *O. Follmann,* Die Eifel. Stuttgart 1894.
[3]) *H. Rauff,* Höhenschichtenkarte der Eifel. Bonn (ohne Jahr).

auf dem an sich schon trockeneren, höchsten Schneifelkamm stets Wald gestanden hat, der sich von hier wohl an der ganzen Ostseite ohne allzu große Unterbrechung ausgedehnt haben dürfte. Die natürlichen Bodenverhältnisse machen es wahrscheinlich, daß besonders die vorhin erwähnten Nebenkämme an den steilen Abdachungen stets so stark entwässert wurden, daß der Wald über das von den flachen Mulden und den Talsenkungen vordringende Moor Herr blieb. Andererseits ist es ebenso unwahrscheinlich, daß die flachen, scheinbar abflußlosen Moore der Westseite, die sich östlich der Linie Schlausenbach—Bleialf dehnen, in früherer Zeit merklich trockener gewesen sind, so daß natürliche Waldbestände sich hätten bilden können. In diesen Torfmooren findet man stellenweise Laubholzstämme, angeblich so zahlreich, daß schon Wirtgen [1]) und nach ihm andere aus diesem Befunde auf den ehemaligen Waldreichtum schließen möchten.

Auf welche Weise der Übergang des Waldes in Moor erfolgt sei, lassen die Erklärer vielfach dahingestellt, meistens wird wohl schonungslose Waldwirtschaft dafür verantwortlich gemacht. Gegen diese Auffassung läßt sich nun mancherlei geltend machen. Konnte das Torfmoos im Wald eine solche Mächtigkeit erreichen, daß die Anzahl der Bäume durch Feuchtigkeit oder durch den Mangel der natürlichen Verjüngung mehr und mehr abnahm, so setzt das fürs erste das Vorhandensein von Torfmoos auch während des Bestehens der Wälder voraus. Es wird in der Nähe immer feuchte Stellen gegeben haben, von denen das Torfmoos vordringen konnte, sobald im gelichteten Walde die Existenzverhältnisse ihm geschaffen wurden.

Es ist indes wohl denkbar, daß die im Torf liegenden Stämme am Rande des Moores gestanden haben, da man ja nicht an sehr große, ganz waldfreie Moore zu denken hat. Allein die Tatsache, daß die erfolgreich aufgeforsteten Moore der Schneifel ohne Zutun des Menschen, d. h. ohne forstmännischen Schutz und Ergänzung bald wieder zu Mooren werden, spricht mehr für das ehemalige Vorhandensein der Moore als für das der Wälder. Das gilt natürlich nur für die obenerwähnte Ostabdachung, sofern nicht erfolgreiche künstliche Entwässerung den Grundwasserspiegel bedeutend zu erniedrigen vermochte. In den Waldbeständen der Schneifel herrschte ehemals unzweifelhaft das Laubholz vor. Das trifft auch heute noch für die östliche und südliche Seite zu. Den Laubwald setzen dort dieselben Holzarten zusammen, die schon Wirtgen [2]) vor fast 50 Jahren aufzeichnete. Auf dem Schneifelkamm herrscht die Traubeneiche, die mehr strauch- als baumförmig die hochgelegenen Lagen vom Schneifelforsthaus nach Brandscheid bedeckt. Die Stieleiche ist viel seltener. Es trifft für die Schneifel demnach die Angabe zu, daß die Traubeneiche höher im Gebirge steigt als die Stieleiche [3]). Besonders am Fuße der Ostabdachung, wo viele kleine Wasserläufe keine Moorbildung aufkommen lassen, stehen noch prächtige Buchenbestände, unter denen eine selten schöne Farnwildnis weithin den Boden bedeckt. Im Laubwald finden sich alle Liebhaber des feuchten Bodens zusammen. An den feuchten Löchern, in den Senken der kleinen Wasserläufe und am Rande der Venne fallen schon von weitem die großen, kugelrunden Büsche der geöhrten Weide (Salix aurita L.) auf. Daneben finden sich ein die graue und die Salweide (Salix cinerea L. und Caprea L.), die Vogel- und Mehlbeere (Sorbus aucuparia und aria) und die Esche (Fraxinus excelsior). Große Weißdornbüsche Crataegus L. (beide Arten) und die weißen Stämme der Birke (Betula pubescens Ehrh. und B. carpatica Willd.) be-

[1]) *Ph. Wirtgen,* Die Schneifel, ein Vegetationsbild. Bot. Ztg., 22. Jahrg. 1864.
[2]) l. c.
[3]) Die Ursache ist vielleicht der zwei Wochen später erfolgende Laubaustrieb der Traubeneiche, durch den sie den Spätfrösten leichter entgeht als die Stieleiche.

leben fast allenthalben die Bestände. Auch der Besenginster (Sarothamnus scoparius Wimm.) und echte Ginsterarten (Genista anglica L. und tinctoria L.), ebenso der Wacholder fehlen an weniger feuchten Stellen nicht, treten aber nur an der trockeneren Südseite, da wo sich das Königsfenn nach Bleialf abdacht, ähnlich wie auf den typischen Eifelheiden bestandbildend auf.

In den Laubwaldbeständen auf der Schneifel herrscht heute noch die wilde Art der Waldnutzung des Privatbesitzes, die nur an den augenblicklichen Bedarf, nicht an die Zukunft denkt. Dank dieser, forstlich sicher nicht empfehlenswerten Wirtschaft, findet sich noch das „Wildholz", das wohl von jeher hier gestanden hat. Es wurden folgende Sträucher und Bäume festgestellt:

Stieleiche (Quercus pendunculata Ehrh.)	Traubeneiche (Quercus sessiliflora Sm.)
Haselnuß (Corgylus Avellana L.)	Geöhrte Weide (Salix aurita L.)
Bergahorn (Acer pseudoplatanus L.)	Heidekraut (Calluna vulgaris Salisb.)
Mehlbeerbaum (Sorbus Aria Crtz.)	Vierzeilige Glockenheide (Erica tetralix L.)
Vogelbeere (Sorbus Aucuparia L.)	Pulverholz (Rhamnus Frangula L.)
Buche (Fagus silvatica L.)	Weißdorn (Crataegus oxyacantha L.)
Schneeball (Viburnum Opulus L.)	Zitterpappel (Populus tremula L.)
Moorbirke (Betula pubescens Ehrh.)	Ginster (Genista pilosa L.)
Geißblatt (Lonicera Periclymenum L.)	Besenginster Sarothamnus scoparius Wimm.)
Himbeere (Rubus idaeus L.)	Brombeere (Rubus fructicosus L.)
Seidelbast (Daphne Mezereum L.)	Apfelbaum (Pirus malus L.)
Esche (Fraxinus excelsior L.), sehr häufig	Traubenkirsche (Prunus Padus L.)
Erle (Alnus glutinosa Gaertn.), bestandbildend	

So wenig diese Laubwaldbestände durch das Vorherrschen besonderer, etwa nur hier vorkommender Holzarten gekennzeichnet ist, so bemerkenswert erscheint die Abwesenheit einzelner Sträucher, die in der Ebene und sonst in der Eifel, meist im Gefolge des Laubwaldes auftreten. Die Stechpalme ist im Buchenwald, wo man sie am ersten vermuten sollte, nicht vorhanden. Ob sie an geschützter Stelle noch fortzukommen vermag, ließ sich nicht feststellen. Jedenfalls findet sie hier durch die extremere Winterkälte, die Schneebelastung nicht mehr so gutes Gedeihen als in tieferen Lagen. Im Schutze des Laubwaldes, besonders an der obersten Prüm tritt in großer Üppigkeit die weiße Pestwurz (Petasites albus Gärtn.) auf, eine Pflanze, der montan subalpinen Region, deren nächste Standorte in den Vogesen und im Schwarzwald liegen. Während in der Zusammensetzung der Laubwaldbestände sich nichts merklich geändert hat, ist ihre räumliche Ausdehnung durch das Vordringen des Nadelholzes sehr beschränkt worden. Schon Wirtgen wußte zu berichten, daß man die Aufforstung in der Schneifel mit Kiefern (Pinus silvestris L.) und Lärchen (Larix decidua Mill.) ohne großen Erfolg versucht hatte. Die Bäume gingen in ungefähr 30 Jahren ein, wie man es heute noch vielfach im Hohen Venn beobachten kann. Man hat deshalb bereits vor 50 Jahren die Aufforstung mit Fichten versucht und an vielen Stellen sind gute Bestände herangewachsen. Sieht man sich diese geschlossenen Kulturen freilich im Inneren an, so finden sich auch stellenweise, so auf dem höchsten Schneifelkamm, der auf der Nordseite ganz mit Fichten bestockt ist, recht minderwertige Hölzer, die durch den häufigen Schneebruch und den hochliegenden Grundwasserspiegel nicht recht fortkommen. Es wird sich auch die Forstwirtschaft hier nicht zu großen Illusionen hingeben dürfen; würde die schützende und ergänzende Hand des Menschen auch nur wenige Jahrzehnte diese Bestände sich selbst überlassen, so würde das vordringende Torfmoos bald wieder Sieger sein. Man darf gar nicht daran denken, was das Feuer oder eine der fürchter-

lichen Fichtenplagen in diesen „Reinkulturen“ anrichten könnte. Es wäre vielleicht doch zweckmäßiger gewesen, bei der Aufforstung, wenigstens eingesprengt, das bodenständige Laubholz als Feuerriegel zu erhalten oder zu ergänzen. Der nördliche Teil der Schneifel zeigt schon viele Stunden weit seine schwarzen Fichtenmassen, die wie eine mächtige Wand vor den tieferen Vennen, die noch nicht entwässert sind, haltmachen. Im Norden und Westen, dann auch westlich von dem Schneifelkamm finden sich noch größere moorige Strecken, in denen das Torfmoos in jahrhundertelanger Arbeit den Untergrund geschaffen hat. Man nennt diese



Die weiße Pestwurz (Petasites albus Gärtn.) unter dem Schutz des Laubwaldes in der Schneifel.

Strecken auch hier in der Schneifel „Venn“ oder „Fenn“, indem man jedes einzelne mit einem besonderen Vornamen, vielfach wohl dem Namen ehemaliger Eigentümer bezeichnet; so gibt es unter vielen ein Voigts- und ein Glockersvenn, ein Kessels-, ein Trauden-, ein Mehlen- und Königsfenn. Manche dieser „Venne“ sind heute so wenig feucht, daß man trockenen Fußes hindurchgehen kann. Die Aufforstung der Venne hat der Fiskus sich im besonderen in den letzten Jahrzehnten angelegen sein lassen. Den Grundbesitz konnte er damals noch sehr billig von Gemeinden und Privaten erwerben, die selbst nicht die Mittel hatten, die großen Kosten zur Entwässerung zu tragen, die unbedingt der Aufforstung vorherzugehen hat. So sind große Gelände, die bis dicht an die Gemarkung der Dörfer grenzen, in die feste Hand des Fiskus gekommen, der aus ihnen stattliche Nadelwälder machte. Heute ist die Sache etwas anders geworden. Der wirtschaftliche Aufschwung, der in besonderer Weise durch die Einführung des Kunstdüngers und die hohen Viehpreise einem Weideland wie der Schneifel zustatten kommen mußte, dann aber auch die glänzenden Erfolge der fiskalischen Forstwirtschaft haben den Leuten

die Augen geöffnet. Aus den Vennen könnten sie selbst ebensogut Viehweiden und ertragreiche Wälder schaffen, fehlten ihnen nicht einstweilen noch die Mittel. Es liegt darum sicher nicht im Interesse der Gemeinden, daß heute der Fiskus noch immer weiter ankauft und das Gemeindeland, sei es nun Ödland oder Acker, von Jahr zu Jahr mehr zusammenschmilzt, so daß in absehbarer Zeit die Dorfgemarkung so eingeengt sein wird, daß das junge Volk wegen Mangels an Boden zu den Städten abwandern muß, um dort die Schar der Fabrikarbeiter zu vergrößern. In letzter Linie ist auch der Regierung mit einer derartigen sozialen Entwicklung nicht gedient, die einem bodenständigen Bauernstand die natürliche Entwicklung und Ausdehnungsmöglichkeit versagt. Auch die hohen Kommunallasten, die vielfach durch Anlagen von Wasserleitungen und Wegebau entstanden sind, könnten nicht besser verringert werden, als wenn die Gemeinden sich zur Aufforstung ihrer Ödländereien selbst verstehen würden. Eigentliche Venne, in denen das Torfmoos mit all den eigenartigen Sumpfpflanzen noch uneingeschränkt Herr ist, gibt es heute so vereinzelt, daß man einen Tag die Schneifel durchwandern kann, ohne seinen Fuß auf schwankenden Moorboden gesetzt zu haben. Im Norden und besonders am Westabhang dehnen sich noch weite Strecken aus, auf denen tausendfach die weißen Köpfe des Wollgrases (Eriophorum vaginatum L., latifolium Hoppe und angustifolium Rth.) sich von dem braunen Untergrund abheben. Dazwischen drängen sich die Büsche seines steten Gefährten aus der Familie der Gräser, der blauen Molinie. An den Rändern der Gräben, die noch bislang vergeblich das Wasser zu entfernen suchten, steht auf den trockenen Höhen die Besenheide, schon etwas feuchter die blaue Moor- oder Trunkelbeere mit der vierzeiligen Glockenheide und der Preiselbeere. In dem von Wasser triefenden Torfrasen schlingen sich die dünnen Fäden der schönsten aus der Familie der Vaccinien, die zierliche Moosbeere, deren Früchte erst vor Winter reifen und noch im nächsten Frühjahr wie rote Perlen auf dem Mooskissen sitzen; daneben sieht man die glitzernden Tröpfchen des Sonnentaus, der indes hier ebenso wie im Hohen Venn nur in einer Art (Drosera rotundifolia L.) vertreten ist. In den Gräben kriecht der Sumpfbärlapp (Lycopodium inundatum L.) und aus dem schlammigen Boden erheben sich stattlich die Stengel des gefleckten, des Sumpf- und des fleischfarbenen Knabenkrautes (Orchis maculata L., O. palustris Jacq. und O. incarnata L.). Zwischen tiefgrünen Binsen (Juncus Leersii Marss.) und den auffallenden Wipfeln der Rasensimse (Scirpus caespitosus L.) drängen Teufelsabbiß (Succisa pratensis Much.), Bergwohlverleih (Arnica montana L.) und das Blutauge (Comarum palustre L.) ihre Blätter, aus denen im Spätsommer die Blütenschäfte sich weit erheben. Vielfach, an manchen Stellen zu Tausenden, ist in diesen Teppich eingewebt der reizende Siebenstern (Trientalis europaea L.), der, klein und zart zwar, seine blendendweißen Kronen doch weithin aufleuchten läßt. Über dem Ganzen liegt ein Schimmer der ernsten Stimmung, der auch im blendenden Sommerlichte diesen Mooren eigen ist. Wo die Venne von Natur aus trockener werden, setzt die Heideflora ein. Die Besenheide und der Ginster übernehmen die Führung. Auch der Wacholder, den man mitten im Venn niemals antrifft, stellt sich mit den übrigen Sträuchern der Heide, dem Weißdorn und wilden Rosenarten ein. Diese Heidebestände findet man in der Schneifel noch besonders an ihrer westlichen Abdachung nach Bleialf zu. Wo die Heide, die nur auf hungrigem Boden fortkommen kann, auf feuchtem und kräftigem Lehmboden, besonders in Senkungen das Feld räumen muß, setzt eine Wiesenflora ein, die man kaum irgendwo schöner findet. Wer in einem guten Jahr diese Hänge besucht, der wird staunen, über die Fülle und die Pracht all der Blumen; man sollte sich fast auf die Alm versetzt glauben, so bunt überwiegt der Blumenflor die bescheidenen Vertreter aus der Familie der Gräser.

Fast immer findet man in diesem Rasen die festen Stengel der Wiesenknabenkräuter (Orchis Morio L., O. mascula L. und O. maculata L.), die weißen Dolden der Bärwurz fehlen selten und drängen sich manchmal ebenso wie auf dem Hohen Venn zu dichten Beständen zusammen. Unter den blauen Köpfen des Teufelsbartes fällt der schwefelgelbe Kopf eines Korbblütlers, des gefleckten Ferkelkrautes so sehr auf, daß er ähnlich wie sein nächster Verwandter in den Alpen oftmals diesen Wiesen das Gepräge gibt. Wer dann genauer zuschaut, findet als Untergrund all dieser



Schneifelwiese im obersten Prümtal in voller Blütenpracht.

Bergaugentrost (Euphrasia montana Jord.), Silge (Selinum carvifolia L.), Knabenkraut (Orchis mascula L. und Orchis maculata L.), Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum) u. a.

Blumenpracht das kleine Schöngesicht (Euphrasia officinalis L.), das wohl nirgends häufiger auftreten kann. Zum Beweise der Reichhaltigkeit der Schneifelwiesen sei der Bestand einer Wiese zwischen Verschneid und Auw hierhergesetzt, wie er im Juni 1911 aufgezeichnet wurde.

Wiese zwischen Verschneid und Auw (Schneifel):

Ackerknautie (Knautia arvensis Coult.)
Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum L.)
Ferkelkraut (Hypochoeris maculata L.)
Flockenblume (Centaurea jacea L.)
Pimpernell (Pimpinella saxifraga L.)
Klappertopf (Alectorolophus maior Rchb.)
Wiesenklee (Trifolium pratense L.)
Bärenklau (Heracleum sphondylium L.)
Teufelsabbiß (Succisa pratensis Mönch.)
Wegerich (Plantago maior L., media L. und lanceolata L.)
Löwenzahn (Leontodon hastilis L.)
Betonie (Betonica officinalis L.)
Honiggras (Holcus lanatus L.)

Wiesenampfer (Rumex Acetosa L.)
Rundblätterige Glockenblume (Campanula rotundifolia L.)
Tausendblätterige Schafsgarbe (Achillea millefolium L.)
Kriechender Hahnenfuß (Ranunculus repens L.)
Scharfer Hahnenfuß (Ranunculus acer L.)
Wiesenkopf (Poterium sanguisorba L.)
Kammgras (Cynosurus cristatus L.)
Vergißmeinnicht (Myosotis palustris Rth.)
Löwenzahn (Taraxacum officinale Web.)
Habichtskraut (Hieracium Auricula L.)
Bärwurz (Meum athamanticum Jcq.)
Natternknöterich (Polygonum Bistorta L.)
Rapunzel (Phyteuma spicatum L.)
Sumpfdistel (Cirsium palustris Scp.)
Knäuelgras (Dactylis glomerata L.)
Fingerkraut (Potentilla Tormentilla Schrk.)
Herbstzeitlose (Colchicum autumnale L.)
Hohlzahn (Galeopsis Tetrahit L.)
Wiesenfuchsschwanz (Alopecurus pratensis L.)
Kuckucksblume (Lychnis flos cuculi L.)
Platterbse (Orobus tuberosus L.)
Breitkölbchen (Coeloglossum viride Hartm.)
Gefleckte Orchis (Orchis maculata L.)
Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis L.)
Sumpfdotterblume (Caltha palustris L.).

Die Schneifel ist ein echtes Weideland. Die Wiesenformation überwiegt bei weitem den Ackerbau. In den feuchteren Lagen und auf den besseren Böden an den Hängen findet man die eigentlichen Wiesen, deren Grasbestand in der Heuernte eingescheuert wird, ein zweiter Schnitt lohnt selten. Auf diese Wiesen läßt man vor der Mahd niemals das Vieh, ihre Erträgnisse müssen für den langen Winter aushalten. Daneben sind viel zahlreicher die Hutweiden, deren kleiner aber gehaltreicher Grasbestand ein Mähen nicht verlohnt. Sie bilden vom Frühjahr bis zum Eintritt des Winters den Aufenthaltsort der Viehherden, die von den Hütejungen tagtäglich ausgetrieben werden. Erst in jüngster Zeit ist man dazu übergegangen, die Hutweiden einzuzäunen und die Regierung hat in anerkennenswerter Weise Beihilfe gegeben, um die Ausführung dieser Umfriedigungen noch mehr zu beschleunigen. Es wird aber immerhin noch Jahre dauern, bis diese Eingatterung der Hutweiden soweit fortgeschritten ist, daß die Hütjungen ganz entbehrt werden können. Es liegt deshalb nicht im Interesse der Bauern, wenn man die Einrichtung der Hüteschule, die es möglich machte, auch die schulpflichtigen Kinder morgens zur Viehhut zu verwenden, nun mit einem Schlage ganz beseitigt hat. Für den Schulbetrieb ist der bisherige Brauch, daß die Kinder nachmittags vielfach müde erst zur Schule gehen können, nicht gerade vorteilhaft, auf der anderen Seite ist aber zu bedenken, daß bei dem Mangel an Arbeitskräften nicht mit einem Male auf die Hütekinder verzichtet werden kann, wo geradezu ein Lebensbedürfnis auf dem Spiele steht. Manche Pfarrer der Schneifel haben sich auch in wirtschaftlicher Beziehung ihrer Gemeinde in anerkennenswerter Weise angenommen. Der Viehreichtum der Schneifel ist heute so groß, daß arme Leute im eigentlichen Sinne des Wortes höchst selten sind. Ein Bestand von 10 und mehr Stück Großvieh ist keine Seltenheit und weniger als 2 bis 3 Kühe hält kaum einer. Die Leute sind denn auch mit ihren Lebensverhältnissen, mögen sie auch harte Arbeit haben, ganz zufrieden und sie sind erstaunt, wenn sie von Eifelstrichen hören, wo mancher Bauer nicht einmal eine Kuh sein Eigen nennt. Für die Wiesen und Weiden der Schneifel ist am schlimmsten der Spätfrost, mit dem fast alljährlich bis Ende Mai zu rechnen ist. Selbst der Juni bringt manchmal noch Temperaturen unter Null, in denen die jungen Grasspitzen ebenso wie die ersten Laub- und Nadeltriebe abfrieren. Bei der hohen Niederschlagsmenge der Schneifel ist ein trockener Sommer nicht so

schlimm. Der meist wenig durchlässige Boden hält das Wasser sehr lang fest. Unter der Humusschicht liegt vielfach ein weißer, gelber oder blauer Tonboden, der bei längerem Regnen das Oberflächenwasser so stark zurückhält, daß es der Vegetation schädlich wird. Freilich hat der Sommer 1911 auch in der Schneifel das Oberflächen- und selbst das Grundwasser in einer Weise reduzieren können, wie man es seit Menschengedenken dort nicht gesehen hat. Immerhin blieben die Venne auch in diesem trockenen Jahre noch so feucht, daß eine Reihe von Quellen nicht zum versiegen kamen. Es ist dies ein deutlicher Beweis, wie wertvoll die Moore als Wasserspeicher und als Regulatoren der daraus gespeisten Flußläufe sind.

Der Ackerbau spielt in der Schneifel eine untergeordnete Rolle. Die vielen Niederschläge, die Spätfröste und die niedrigen Durchschnittstemperaturen lassen den Weizen wohl hochgehen, es gibt aber nur Halme und keine Ähren. Roggen und Hafer kommen indes fort und bei intensiver Wirtschaft können sie noch höhere Erträge abwerfen. Viel sät man auch noch das Heidekorn oder den Hensch, d. i. der wilde Buchweizen (Fagopyrum tartaricum Grtn.). Er darf aber erst im späten Frühjahr gesät werden, damit die jungen Pflanzen von Spätfrösten sicher sind. Die rationellere Art der Bodenbewirtschaftung, besonders die zunehmende Verwendung des Kunstdüngers haben in der Schneifel Wunder gewirkt, so daß man von älteren Leuten hören kann, daß die letzten 30 Jahre die Ackerwirtschaft in einer Weise zu ihrem Vorteil geändert haben, wie es niemand dort oben nur geahnt hätte. Die Hochebene, die sich zwischen der Schneifel und dem Hohen Venn erstreckt, erreicht nirgendwo die Höhe des Schneifelkamms. Sie liegt indes immer noch so hoch, daß eine andere Wirtschaftsform nicht einzuführen ist. Moorige Stellen finden sich nur vereinzelt. In solchen Sumpflöchern trifft man dann auch wieder die bezeichnenden Moorbewohner an. Zu den Pflanzen, die vom Hohen Venn bis zur Schneifel fast ununterbrochen verbreitet sind, gehört vor allem die Bärwurz, die man fast immer auf den Höhenwiesen und an den Wegen an Heiderändern, aber auch mitten in den Wäldern antrifft. Die Verbreitung und das Vorkommen dieser Pflanze im Hohen Venn, in der Schneifel und auf dem zwischenliegenden Gebiet, auf die von Koernicke und mir schon früher hingewiesen wurde, ist so interessant, daß es sich verlohnt, auf die Verbreitung dieser Pflanze etwas näher einzugehen. Der Kern ihrer Verbreitung liegt im Hohen Venn und in der Schneifel. Es läßt sich in dem dazwischenliegenden Gebiet die Bärwurz überall feststellen. Die Grenze ihres Vorkommens scheint die Bärwurz, im Osten bei Schmidtheim, im Süden am Abfall der Schneifel nach Bleialf, im Norden bei Hellenthal und Einruhr zu finden, so daß man ihr Vorkommen scharf umgrenzt auf der Karte eintragen könnte. Augenscheinlich geht sie in die kühlen Täler nur soweit hinab als sie bei zunehmender Erwärmung in tiefer gelegenen Talgründen noch fortkommen kann. Die Pflanze ist im Heu nicht gern gesehen, denn der ausgeprägte Geruch, den das stark riechende Öl den Blättern und der Wurzel gibt, ist dem Vieh so zuwider, daß es ungern und nur beim Fehlen anderweitigen Futters die Bärwurz aufnimmt. Vergleicht man die Flora des Hohen Venn mit der der Schneifel, so findet man bei der großen Ähnlichkeit der bestandbildenden Heide- und Moorpflanzen immerhin eine kleine Zahl Feuchtigkeit und Kälte liebender Pflanzen, die beiden Höhenzügen nicht gemeinsam sind. Das ist fürs erste die schon früher erwähnte weiße Pestwurz, die dem Hohen Venn völlig zu fehlen scheint. Da aber die Standortsverhältnisse an den Abhängen des Hohen Venn, besonders der Oberlauf der kühlen Bäche den Ansprüchen der weißen Pestwurz in so hohem Maße genügen würden, so verlohnt es sich immerhin, das Augenmerk auf diese Frage zu lenken, ob nicht doch vielleicht diese Pflanze in einer vergessenen Talecke sich aufhält. In der Eiszeit hat wahrscheinlich die Pestwurz das ganze Gebiet von der Schneifel bis zum Venn bewohnen können und es ist an

sich sehr wohl möglich, daß die Pflanze später noch anderswo aufgefunden wird. Ähnlich wie die Pestwurz dem Hohen Venn, fehlen zwei charakteristische Vennpflanzen der Schneifel; es sind das der Beinbrech (Narthecium ossifragum Huds.) und die Krähenbeere (Empetrum nigrum L.). Der Beinbrech, der an den Gräben im Hohen Venn dicht wuchert, und dort eine der gemeinsten Moorpflanzen ist, die im Hochsommer weithin ihre gelben Blütentrichter sehen lassen, konnte noch in der Nähe der Schneifel, in Honsfeld nachgewiesen werden und es ist auch hier sehr wohl denkbar, daß er sich hin und wieder auf Schneifel und Venn findet. Er kann hier indes nur spärlich auftreten, da es nicht nur dem Verfasser, sondern auch den früheren botanischen Besuchern der Schneifel bisher nicht gelang, ihn dort anzutreffen. Die bei uns so seltene Krähenbeere, die für das Venn früher angegeben, deren Standort aber längst verloren war, und von dem Verfasser im Bezirk Drello an der oberen Hill in üppiger Entwicklung wieder aufgefunden wurde, fehlt der Schneifel völlig, obschon sie zusammen mit dem Beinbrech weiter östlich auf dem Heidekopf bei Jünkerath noch vorkommt. Das kleine Moor auf dem Heidekopf, das infolge der ringsum beginnenden Aufforstung leider dem Untergang geweiht zu sein scheint, ist gerade durch das Vorhandensein von Beinbrech und Krähenbeere eines der interessantesten der ganzen Eifel, das durch seinen östlich vorgeschobenen Standort und durch die große Entfernung von Schneifel und Venn pflanzengeographisch ganz besondere Beachtung verdient. Es ist wirklich sehr bedauerlich, daß sich nicht Mittel und Wege finden lassen, solche Formationen, die wie hier auch noch nicht einmal besonders ausgedehnt sind, als Naturdenkmäler zu erhalten; sie verdienen es sicher mehr als gewisse alte Bäume, die ihrer eigentümlichen Form und ihres Aussehens wegen geschützt sind, ohne irgendwie Anspruch auf nachhaltiges Interesse machen zu können. Auch eine seltene Wicke (Vicia Orobus D. C.), die nur im Hohen Venn vorkommt, fehlt der Schneifel, ebenso ein in den Mooren des Hohen Venn ziemlich häufiges Sauergras (Carex pauciflora Lghtf.), während ein anderes Riedgras (Carex laevigata Sm.) nur von der Schneifel bekannt ist.

Die im Hohen Venn so zahlreich vorkommenden Narzissen (Narcissus Pseudo-Narcissus L.) sucht man ebenfalls in der Schneifel vergeblich. Abschließend läßt sich wohl sagen, daß die Pflanzenwelt der Schneifel lange nicht so reichhaltig wie die des Hohen Venn sich erweist. Das hat hauptsächlich seinen Grund in dem reichen Wechsel der Boden- und Feuchtigkeitsverhältnisse des Hohen Venn, zumal an seinen steileren Abhängen Wasserläufe schneller und vielfältiger seine Randbezirke entwässern und auf diese Weise mannigfaltigeren Wechsel in den Standortsverhältnissen geschaffen haben.

DIE TIERWELT DER EIFEL IN IHREN BEZIEHUNGEN ZUR VERGANGENHEIT UND GEGENWART. VON OTTO LE ROI UND AUGUST REICHENSPERGER.

MIT EINER VERBREITUNGSKARTE.

Dem aufmerksamen Beobachter, der gewohnt ist, den Vorgängen in der natürlichen Umgebung seiner Heimat sein Augenmerk zuzuwenden, wird es nicht entgehen, daß sich schon unter seinen Augen merkbare Veränderungen innerhalb der Tier- und Pflanzenwelt vollziehen. Es ist naheliegend, die Frage aufzuwerfen, ob sich in vergangenen Zeiten Ähnliches und vielleicht in noch größerem Umfange ereignet hat. In der Tat ist dies der Fall gewesen, selbst wenn man nur die jüngste Erdgeschichte, das Quartär, ins Auge faßt. Wie heutzutage, so hat sich auch in verflossenen Zeiträumen das Bild der uns umgebenden Lebewelt mannigfach gewandelt. Der Anstoß zu solchen Verschiebungen war sehr verschiedener Art. Bald veranlaßt durch gewaltige Erdumwälzungen und in raschem Verlauf, dann wieder langsam und allmählich auf Grund kleinerer Ursachen, wie klimatischer Schwankungen und menschlicher Eingriffe, spielten sich diese Vorgänge ab. Gewisse Tierarten zogen sich infolgedessen auf beschränkte Bezirke zurück oder starben gar völlig aus, je nachdem ihnen die Lebensbedingungen verschlechtert oder völlig entzogen wurden. Andere besser ausgerüstete oder mit anderen Ansprüchen an die Umgebung herantretende Formen nahmen deren Platz ein und breiteten sich weiter aus.

Es gewährt einen eigenen Reiz, allen diesen Erscheinungen einmal auf engerem Raume nachzugehen und in der Zusammensetzung der heutigen Tierwelt den alten Spuren zu folgen, welche die oben angedeuteten Erscheinungen im Vereine mit noch manchen anderen zurückgelassen haben.

Gerade die Eifel eignet sich zu dieser historischen Betrachtungsweise in besonderem Maße. Haben doch die jüngsten Ereignisse der Erdgeschichte ihrer Oberfläche vielfach ihren Stempel aufgeprägt. Außerdem finden wir in ihr extreme Daseinsbedingungen auf verhältnismäßig geringem Bezirke vereinigt: Im Innern und auf den höchsten Punkten kalte, niederschlagsreiche Gebiete, am Süd- und Ostrande tiefeingeschnittene Flußtäler mit sonnendurchglühten Hängen und nahezu südlichem Klima. Ausgedehnte Waldungen und Moorflächen mit spärlichen Menschen-Ansiedlungen einerseits, unter alter hoher Kultur stehende Flächen mit Feldern und Weinbergen auf der anderen Seite.

Wir wollen versuchen, an dieser Stelle in großen Zügen den verschiedenen Gesichtspunkten, die sich aus einer solchen Fragestellung ergeben, Rechnung zu tragen, soweit dies bei dem heutigen Stand unserer Kenntnis von der Fauna des Gebietes und der modernen tiergeographischen Forschung durchführbar ist. Im Anschluß hieran wollen wir auch einen Blick auf den Wandel der Tierwelt in der Gegenwart werfen und die Veranlassungen dazu vor Augen zu führen suchen.

Es kann hier naturgemäß nur unsere Absicht sein, neben der gegenwärtigen Fauna der Eifel im wesentlichen nur die im Gebiete zwar ausgestorbenen aber noch zur Jetztzeit in anderen Gegenden, beziehungsweise Ländern, lebenden Tierformen in den Rahmen unserer Ausführungen einzubeziehen.

Zahlreiche Untersuchungen der letzten Jahrzehnte haben ergeben, daß die Eis-

zeit — neben späteren mehr lokal begrenzten vulkanischen Vorgängen das jüngste geologische Ereignis größeren Stiles — den tiefgreifendsten Einfluß auf die Tierwelt Mitteleuropas ausgeübt hat. Außer den beiden gewaltigen Gletscherzentren einerseits im Norden, andererseits im Alpenmassiv, befanden sich auch in den Gebirgszügen des dazwischen gelegenen im allgemeinen eisfreien Geländes kleinere Gletscherherde. Durch die neuesten Forschungen K. Stamms (1912) ist der Nachweis erbracht worden, daß sich im ganzen rheinisch-westfälischen Schiefergebirge anscheinend nur ein einziges derartig vergletschertes Gelände befand und zwar in unserem Gebiete. Es ist das heutige Hohe Venn. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die Ausführungen desselben Verfassers in dieser Festschrift.

Die periodischen Schwankungen in der räumlichen Ausdehnung der vergletscherten Gebiete kommen für unsere Betrachtungen nicht in Frage.

Man darf sich die Wirkung der Eiszeit nicht etwa derart vorstellen, daß die ganze vordem vorhandene Lebewelt durch sie völlig vernichtet worden sei, vielmehr setzt sich die voreiszeitliche Fauna und Flora in unmittelbarer Folge in unsere heutige fort. Im höchsten Norden haben sich sogar inmitten der ungeheuren Gletscher der Polarländer auf vereinzelten hervorragenden eisfreien Bergesspitzen kleine Bestände von Tieren und Pflanzen erhalten. Trotz der Vergletscherung des Hohen Venns wird die Temperatur des Eifelgebiets keineswegs so tief gesunken sein, daß dadurch das Weiterbestehen einer gewissen bereits präglazial vorhandenen anpassungsfähigen Tierbevölkerung in Frage gestellt worden wäre. Es ist nachgewiesen, daß die Durchschnittstemperatur während der Eiszeit nur um 4—5 Grad C unter der heutigen gelegen war. Die Verhältnisse dürften im wesentlichen den noch jetzt im Norden herrschenden entsprochen haben. Auf einen kalten langen Winter folgte ein wenn auch kurzer so doch relativ warmer Sommer. Durch das Vorrücken sowohl der nordischen wie der alpinen Gletschermassen in das Zwischengebiet wurden die borealen Formen immer mehr nach Süden und die alpinen Tiere nach Norden gedrängt. Auch die Eifel wird somit von solchen zurückweichenden Elementen erreicht und bezogen worden sein. Demnach setzte sich also die Fauna der eiszeitlichen Eifel teils aus solchen Formen zusammen, die als ursprüngliche Eifelbewohner aus der vorhergegangenen Epoche stammend sich anpaßten und für die Folge erhielten, teils aus solchen, welche aus dem Norden oder aus dem Alpengebiet herrührten.

Die heutige Tierwelt der Eifel enthält noch eine Anzahl Formen, deren geographische Verbreitung und biologisches Verhalten den sicheren Schluß gestatten, daß sie Reste jener eiszeitlichen Fauna bilden. Im einzelnen fällt allerdings vielfach die Entscheidung schwer, zu welcher der oben angedeuteten Kategorien jener glazialen *Mischfauna* — unter welchem Begriff man diese Tiergruppen zusammenfaßt — diese Relikte zu rechnen sind. Unter „Glazialrelikten“ verstehen wir mit Zschokke (1912) alle solchen Arten, deren direkte Vorfahren jener glazialen Mischfauna angehörten.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir eine Anzahl von Wirbeltieren — deren einstiges Vorkommen im Gebiet durch Knochenfunde sicher belegt ist — zu der Tiergemeinschaft rechnen, für die erst durch die Eiszeit unsere Gegend bewohnbar wurde. Leben sie doch in der Gegenwart nur in Ländern mit ausgesprochen alpinem beziehungsweise arktischem Charakter und sind in unserem Gebiete bereits in prähistorischer Zeit ausgestorben. Zu den in Frage kommenden Tieren gehören unter anderem der Eisfuchs *(Vulpes lagopus* [L.]*)*, der Moschusochse *(Ovibos moschatus L.)*, das Rentier *(Rangifer tarandus L.)*, der Schneehase *(Lepus timidus* L. = *variabilis* Pall.), die Schneemaus *(Microtus nivalis* [Mart.]), das Schneehuhn *(Lagopus mutus* Mont.*)*, das Moorhuhn *(Lagopus albus* [Gm.]*)*. Aus dem

Umstande, daß in der Jetztzeit von den genannten Arten Eisfuchs, Moschusochs und Renntier nur im höheren Norden, Schneehase, Schneehuhn und Moorhuhn im Norden wie in den Alpen leben; daß also die vier ersten Arten rein boreale, die drei letzten borealalpine Tiere sind, läßt sich vielleicht der Schluß ableiten, daß in präglazialen Zeiten ihre Verbreitung sich ähnlich gestaltet hat. Die siebte Art, die Schneemaus, ist ein rein alpines Tier und lebt heute nur in den höchsten Alpenlagen.

Ein für die Eifel wichtiges Ergebnis in dieser Hinsicht zeitigten die Ausgrabungen im Buchenloch bei Gerolstein, in dem Reste vom Eisfuchs, Renntier, Schneehasen und Schneehuhn gefunden wurden. Auf dem Martinsberg bei Andernach wurden nach Schaaffhausen (1888) die gleichen Tiere, bei Metternich am Rande des Maifeldes im Löß Knochen vom Renntier entdeckt. Die sehr ergebnisreiche Untersuchung der Kakushöhle bei Eiserfey im Jahre 1910 stellte hier sogar die Anwesenheit sämtlicher aufgezählter Arten fest (Radermacher 1911).

Abgesehen von diesen uns nur durch Knochenfunde bekannt gewordenen und heutzutage bei uns ausgestorbenen Formen besitzt die Eifel aber auch noch jetzt eine Reihe von Tieren mit eiszeitlichem Charakter.

Wie schon vorstehend angedeutet, geben uns in Ermangelung von fossilen Funden geographische und biologische Eigentümlichkeiten die Möglichkeit an die Hand, mit ziemlicher Sicherheit zu ermitteln, welche Arten der heutigen Tierwelt Reste aus jenen Zeiten darstellen. Man geht hierbei etwa von folgenden Gesichtspunkten aus. Mit dem Zurückweichen der Eiszeit und dem Schwinden der Gletscher begann die Temperatur sich entsprechend zu erhöhen. Die Folge hiervon war naturgemäß, daß sich die vorhandene Tierbevölkerung nach Orten umsehen mußte, wo sie an ihren Gewohnheiten festhalten konnte. Für die Landfauna erhoben sich hierbei erheblich größere Schwierigkeiten als dies bei den Bewohnern des Wassers der Fall war. Ist doch die Temperatur von starken Quellen und raschströmenden überschatteten Gebirgsbächen noch heute wohl nahezu die gleiche wie in glazialer Zeit. Untersuchungen haben ergeben, daß beispielsweise das Wasser von starken Quellen nur geringen jahreszeitlichen Schwankungen unterworfen ist. Ähnlich liegen die Verhältnisse auch beim Gebirgsbach. Hier in den Quellen und Bächen müßten sich somit in erster Linie Reste einer Glazialfauna finden lassen. Es ist aber nicht allein der Aufenthalt in niedrig temperierten Gewässern, der zur Beurteilung der eiszeitlichen Herkunft eines Tieres hinreicht, sondern es müssen auch noch andere Anzeichen hinzutreten. Die Fortpflanzungszeit eines Tieres richtet sich im allgemeinen nach der für dasselbe günstigsten Jahreszeit (Optimum). Solche Tiere — wir haben hier besonders Wassertiere im Sinne — deren Fortpflanzungszeit in die Wintermonate fällt, dürfen wir darum wohl mit Recht jenen Formen zuzählen. Ein weiterer wichtiger Umstand ist die Berücksichtigung der heutigen geographischen Verbreitung der Tiere. Formen, die während der Eiszeit in dem größten Teile des zwischen den Hauptpunkten der Vergletscherung sich erstreckenden Geländes ihre Daseinsmöglichkeiten fanden, mußten sich in der Nacheiszeit dorthin zurückziehen, wo noch ähnliche Verhältnisse herrschten. Solche geeigneten Rückzugsgebiete waren und sind neben den Dünen, Heiden und Mooren der Ebene die Gebirge mit ihren zahlreichen Schlupfwinkeln für Tier und Mensch. Ist eine Art in ihrer Verbreitung heute einerseits auf einzelne Stellen der Mittelgebirge, andererseits auf das alpine und vielleicht noch das arktische Gebiet beschränkt, so dürfen wir in ihr wohl auch mit Gewißheit ein Relikt erblicken.

In den europäischen Mittelgebirgen wurden bereits eine ganze Reihe derartiger isolierter glazialer Reste nachgewiesen. Auch die Quellen und Bäche der Eifel beherbergen eine Anzahl hierhin gehörender Tierarten.

Von höheren Tieren wäre hier vornehmlich die Forelle *(Trutta fario* [L.]*)* zu nennen, die im Gebiete noch eine allgemeine Verbreitung besitzt. Unter den Weichtieren findet sich ein hierhin gehöriger Vertreter in Gestalt der dickschaligen Flußperlmuschel *(Margaritana margaritifera* [L.]*)*, einem ausgesprochenen Bewohner der Bäche der kalkarmen Urgebirgsformation. In der Eifel lebt diese Muschel in einigen vom Hohen Venn und der Schneifel herabströmenden Gewässern. Am längsten bekannt als Aufenthaltsort der Art ist die Schwalm, die sich oberhalb Montjoie in die Roer ergießt. Seit langem trägt sie im Volksmunde auch bereits den Namen Perlenbach. Es wurde hier vor Zeiten sogar eine regelrechte Perlenfischerei betrieben und die Tiere wurden gehegt sowie durch landesherrliche Gesetze geschützt. Die Fürsorge für die edlen Perlenspender ging sogar so weit, daß es einen eigenen Galgen für Perlendiebe gab. Es sei übrigens beiläufig bemerkt, daß nur verhältnismäßig wenig Muscheln Perlen bergen und von diesen Perlen wiederum nur wenige einen gewissen Wert besitzen.

Andere Bäche, in denen unsere Muschel lebt, sind die Amel (bei Ligneuville) und einige Zuflüsse der Prüm, zum Beispiel die Litzenmehlen (bei Wascheid), der Alfbach (bei Pronsfeld), der Bierbach (bei Masthorn) sowie dessen Nebenbach, die Waldbier. In der Sauer soll sie nach einer früheren Angabe gleichfalls leben, wurde aber neuerdings hier nicht wieder aufgefunden. Einbürgerungsversuche in der Salm, die vor einiger Zeit unternommen wurden, sind fehlgeschlagen.

Als Glazialrelikte dürften von Konchylien noch aufgefaßt werden die Tellerschnecke *Planorbis vorticulus* Troschel, die Schlammschnecke *Limnaea glabra* Müll., sowie das Quellschneckchen *Bythinella Dunkeri* Frfld. Erstgenannte Art gehört der heutigen Eifelfauna nicht mehr an, findet sich aber in subfossilem Zustande recht zahlreich in der Umgebung des Laacher Sees, durch dessen wiederholte Tieferlegung sie wohl ihren Untergang gefunden hat. *Limnaea glabra* ist schon vor Jahrzehnten durch Goldfuß als Bewohner von Waldgräben des Kottenforstes nachgewiesen worden, wo sie noch jetzt lebt. In den letzten Jahren haben wir sie auch im Ostzipfel des Schalkenmehrener Maares sowie in den Mürmeswiesen bei Saxler festgestellt. *Bythinella Dunkeri* zählt zu den fast regelmäßigen Bewohnern der kalten Quellen unseres Gebirges.

Die Wasserkäfer stellen eine Anzahl hierhin gehörender Formen. Wir erwähnen davon nur *Agabus congener* Pk., den wir auf dem Hohen Venn und in der Schneifel auffanden, auf dem Venn auch in der bisher mit Sicherheit nur aus Italien bekannten Form *Venturii* Bertol., *Agabus melanarius* Aub. und *Crenitis punctatostriatus* Letzn., die wir auf der Schneifel entdeckten, sowie *Agabus affinis* Pk. (Eupen). Eine ohne Frage zu dieser Reliktengruppe zu rechnende Steinfliege oder Perlide ist die von uns auf dem Schneifelrücken nachgewiesene *Dictyopterygella recta* Kny., ein Tier, das in Deutschland bisher nur in den schlesischen Gebirgen und im Schwarzwald festgestellt wurde. Eine typische Reliktenart unter den Köcherfliegen ist der von uns auf dem Hohen Venn gefundene *Asynarchus coenosus* (Curt) sowie auch wohl *Crunoecia irrorata* (Curt.), die wir auf dem Schneifelrücken feststellten. Auch einige Krebse sind als Glazialformen anzusehen, vornehmlich *Diaptomus graciloides* Liljeb., der im Gemündener Maar lebt, sowie *Cyclops strenuus* Fisch., ein in den Gewässern um Bonn, im Laacher See und Gemündener Maar recht häufiger Kopepode (Zacharias 1889, Schauss 1907).

Den typischsten Vertreter der eiszeitlichen Tierwelt haben wir in einem kleinen, etwa 1 cm langen Strudelwurm, *Planaria alpina* Dana, zu erblicken, wie zuerst von *Voigt*, und späterhin von einer Anzahl anderer Forscher ausführlich dargelegt wurde. Wir wollen hier nur in Kürze die wesentlichsten Tatsachen wiedergeben. *Planaria alpina* war während der Hauptvereisungsperiode der einzige Strudel-

wurm unserer Bäche. Gegen Ende der Eiszeit rückte vom Unterlauf der Gewässer her eine andere Art in dem Maße in den Bächen aufwärts, wie *P. alpina* mit der Zunahme der Temperatur zurückwich, und meistens schließlich auch im Quellgebiet ausstarb, so daß die Art heute nur noch inselartig an einzelnen Punkten im Gebiete vorkommt. Voigt fand sie unter anderm noch am Mosenberg, bei Oberkail, Montjoie, im Maischbach bei Bertrich und am Laacher See. Die ihren Fortpflanzungsverhältnissen zufolge gleichfalls als Reliktenform aufzufassende *Polycelis cornuta* Johns. wich ihrerseits in späteren wärmeren Epochen auch mehr in die kälteren Teile der Bäche zurück, soweit diese nicht noch *Planaria alpina* bevölkerte, während von unten her eine dritte Art, *Planaria gonocephala* Dug., aufwärts drang. Besonders interessant gestaltet der Umstand die in erster Linie von dem Nahrungserwerb und der Temperatur abhängige Verbreitung der drei Strudelwurmarten, daß sie im Bache unter normalen Umständen nicht nebeneinander leben, sondern stets in der oben angegebenen Reihenfolge die einzelnen Bachabschnitte bewohnen. Nur in wenigen Eifelgewässern treffen wir noch heute alle drei Arten, wobei dann meist *Planaria alpina* die Quellregion nicht mehr überschreitet. *Polycelis cornuta* ist noch häufiger anzutreffen. Die Eiablage von *Planaria alpina* fällt im deutschen Mittelgebirge vornehmlich in die kalte Jahreszeit, ein Umstand, der als sehr ausschlaggebend bei der Beurteilung eines Tieres als Glazialrelikt zu betrachten ist. Hat doch die Art somit streng an ihrer eiszeitlichen Gewohnheit, in ganz kaltem Wasser zu laichen, festgehalten, die ihr bei ihren hohen Ansprüchen an eine bestimmte Temperatur in der Gegenwart nur noch die Wintermonate ermöglichen. Der schon erwähnte geringe Unterschied in der sommerlichen und winterlichen Temperatur der Quellen und Bäche ist demnach hier von ausschlaggebender Bedeutung. Von den schon genannten anderen Reliktformen haben auch noch die Bachforelle, das Schneckchen *Bythinella Dunkeri* und der Krebs *Cyclops strenuus* die Eigentümlichkeit bewahrt, in sehr kalten Gewässern, das heißt auf die Jetztzeit angewandt, während der kalten Jahreszeit sich fortzupflanzen.

Schwieriger wie bei den Wasserbewohnern ist die Entscheidung zu treffen, welche Angehörige der Landfauna als Reste der eiszeitlichen Bevölkerung anzusehen sind, da uns hier als Beurteilungsmoment fast nur die geographische Verbreitung an die Hand gegeben ist. Von diesem Gesichtspunkte aus wären vornehmlich einige Schmetterlinge anzuführen.

Die augenfälligste Art, die uns hier entgegentritt, ist der prächtige Apollo, *Doritis apollo* (L.), ein von Sammlern höchst begehrter Falter. Der recht große und wegen seiner markanten roten Fleckzeichnung auf weißem Grunde ganz fremdartig erscheinende Schmetterling bewohnt den südöstlichen Eifelrand nach dem Moseltale zu. Sein Bestand ist leider in den letzten Jahrzehnten erhebiich zurückgegangen und an einzelnen Orten, zum Beispiel bei Kaisersesch, geradezu als vernichtet zu betrachten. Das Tier neigt nämlich sehr dazu, örtliche Formen auszubilden, die meist nur ganz engbegrenzte Verbreitungsgebiete haben. In der Südeifel allein hatten sich bereits zwei derartige Lokalrassen ausgebildet. Es ist begreiflich, daß die einheimischen Sammler sehr darnach trachteten, eine möglichst große Zahl der so seltenen Tiere zu Tausch- oder gar Verkaufszwecken in ihren Besitz zu bringen. Wenn man sich darauf beschränkt haben würde, nur die Schmetterlinge zu erbeuten, so wäre das Fortbestehen der Art wohl kaum ernstlich gefährdet worden. Wird dagegen Jahr für Jahr eine Gegend planmäßig auf Raupen hin abgesucht und nichts zurückgelassen, wie dies zum Beispiel von einem jüngst verstorbenen Sammler bei Kaisersesch geschah, so darf man sich nicht darüber wundern, daß heutzutage die hier vorkommende Lokalrasse anscheinend völlig ausgerottet ist. Ein ähnliches Schicksal steht auch für die andere zum Teil schon

merklich dezimierte Eifelform zu erwarten. Soll nicht unser Gebiet in absehbarer Frist eines der schönsten und interessantesten Naturdenkmäler beraubt werden, so ist es allerhöchste Zeit, geeignete Maßregeln zur Erhaltung der so gefährdeten Art zu treffen. Mit Genugtuung begrüßen wir darum das Vorgehen einiger Gemeinden und Grundbesitzer, welche das Betreten der in ihrem Besitz befindlichen Hänge, auf denen die Apollo-Raupen vorkommen, unter Verbot gestellt haben.

Ein weiteres Relikt ist *Colias palaeno* L. var. *europomene* Stgr., ein gelblicher, schwarzgeränderter Tagfalter, dessen Raupe auf der Rauschbeere, *Vaccinium uliginosum,* ihre Entwicklung durchläuft. Er belebt das Plateau des Hohen Venns und dessen nordöstliche Abdachungen in der Zeit von Anfang Juni bis etwa Mitte Juli in recht beträchtlicher Anzahl. Sein Vorkommen beschränkt sich in ähnlicher Weise wie beim Apollo im übrigen, abgesehen von seiner circumpolaren und borealen Verbreitung, auf die Alpen und die höheren Lagen der meisten anderen mitteleuropäischen Bergländer. Während er also im Süden seines Verbreitungsgebietes ein ausgesprochener Gebirgsbewohner ist, steigt er im Norden auch in die Ebene hinab, da diese ihm dort ähnliche Lebensbedingungen bietet. Die gleiche Eigentümlichkeit der Verteilung zeigen eine Reihe anderer historisch ähnlich zu bewertender Formen, wie die gleichfalls das preußische Hohe Venn bewohnenden Arten *Argynnis aphirape* Hb., *Argynnis arsilache* Esp. (und anderem im Weser-Tal zwischen Eupen und Röttgen), *Acronycta menyanthidis,* View. (Montjoie, Eupen), *Anarta corigera* (Hohes Venn), *Chrysophanus hippothoe* L. (bei Röttgen) und *Chrysophanus amphidamus* Bkh. Bemerkenswert ist es, daß bei allen diesen Arten die Flugzeit in das Frühjahr und den Frühsommer fällt, so daß etwa von Mitte Juli ab nur noch vereinzelte abgeflogene Stücke angetroffen werden. Anscheinend genügt bereits eine geringe Erhöhung der Temperatur, auch wenn sie nur eine verhältnismäßig kurze Zeit ihre Wirkung ausüben kann, um den Anstoß zur Weiterentwicklung der überwinterten Raupen zu geben. Denn bemerkenswerterweise ist es bei allen diesen Arten mit Ausnahme von *Chrysophanus amphidamus* nicht die Puppe oder das Ei, welches der Winterkälte Trotz bietet, sondern die Raupe in einem noch jugendlichen Stadium. Nachdem die Räupchen das Ei verlassen und eine gewisse Größe erreicht haben, verharren sie trotz ausgiebig vorhandener Nahrung in diesem Zustande bis zum nächsten Frühjahr (Frings). Dieser Umstand dürfte darin seine Erklärung finden, daß diesen Arten in ihrer eigentlichen boreal-alpinen Heimat für ihre Entwicklung eine nur wenige Monate dauernde Wärmeperiode zur Verfügung steht. Sie sind also gewissermaßen darauf angewiesen, diese kurze Spanne Zeit entsprechend auszunutzen, und haben diese Gewohnheit auch in klimatisch begünstigteren Gegenden beibehalten. Wir treffen also auch hier bei den Landtieren ein starres Festhalten an ehemals für sie zur Arterhaltung unbedingt notwendigen biologischen Eigentümlichkeiten, wie wir es in ähnlicher Weise, wenn auch in anderem Sinne, schon vorhin an den Winterlaichern unter den Wasserbewohnern kennen lernten.

Von Käfern, die sich als Eiszeitrelikte deuten lassen, nennen wir nach Röttgen *Tachinus elongatus* Gyll. (nach Holdhaus sehr typische Glazialform; unter anderem Hohes Venn, Eupen), *Podabrus alpinus* Bk. (Aachen, Ahrweiler), *Dascillus cervinus* L. (Aachen, Ahrweiler), *Corymbites virens* Schrk. (Eupen), *C. Heveri* Saxes. (Eupen), *C. cupreus* F. (Elsenborn, Eupen) nebst seiner Form *aeruginosus* F. (Elsenborn, Eupen).

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die seit einiger Zeit in regem Fluß befindlichen Untersuchungen des Eifelgebietes noch weitere wertvolle Aufschlüsse über Reste der eiszeitlichen Tierwelt bei uns ergeben werden.

Wenden wir uns nun den Zeiten zu, die nach der Glazialperiode über unsere

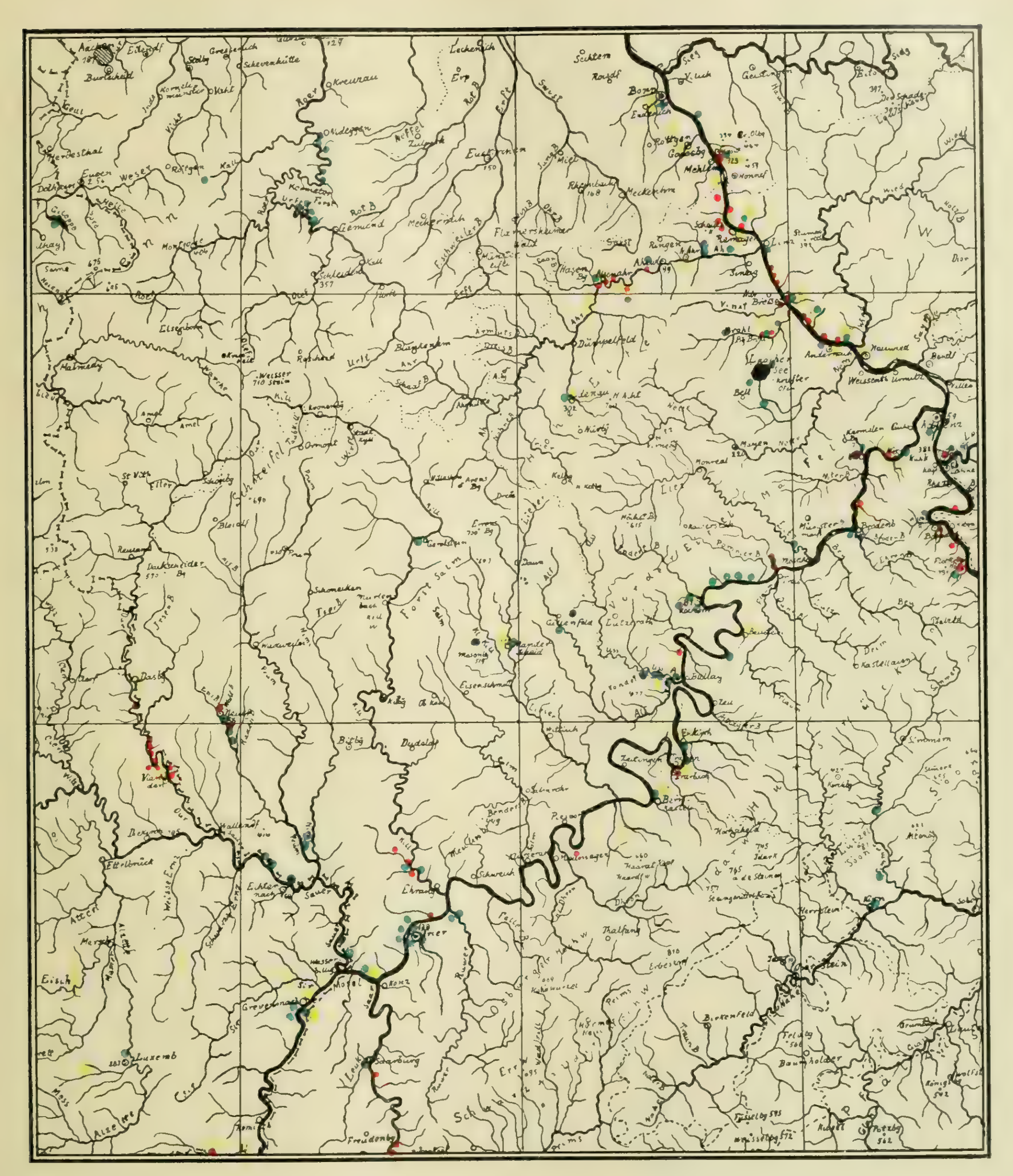
Gegend hereinbrachen. Wir sind auch hierbei wieder darauf angewiesen, aus einzelnen Funden und Untersuchungen in anderen ähnlich gelegenen Landstrichen, vor allem in solchen, die noch heute einen derartigen Charakter tragen, uns eine Vorstellung davon zu bilden, wie sich die nacheiszeitlichen Verhältnisse gestalteten. Ganz allmählich erst werden die boreal-alpinen Gletschermassen ihren Rückzug ausgeführt haben; schneller mag schon unser kleiner Venn-Gletscher geschwunden sein. Auf den Hochflächen und in manchen flachen Tälern war damit bei dem Vorhandensein der großen, frei werdenden Wassermengen die Möglichkeit zur Entstehung von Landschaftsformen gegeben, wie wir sie heute noch im hohen Norden, zum Beispiel in Sibirien, in den Tundren antreffen. Unter Tundra versteht man im allgemeinen ein Gebiet, dessen vielfach wasserreicher Boden auch im Sommer in geringer Tiefe noch gefroren ist, jedoch eine mehr oder weniger einförmige Vegetation besitzt und vielfach Tümpel und Seen aufweist. Die Gegenwart von kleineren oder größeren Baumbeständen (Birke, Weiden, Fichte) ist dabei keineswegs ausgeschlossen. Unter solchen Bedingungen fanden die Vertreter der *inter*glazialen Tierwelt wieder Gelegenheit, sich auszubreiten und von bisher unbewohnbaren Strecken Besitz zu ergreifen. Mit der fortschreitenden Temperaturerhöhung ging die Tundra allmählich in die trockenere, wenig wasserreiche Steppe mit kontinentalem Klima über, eine Steppe, die bereits von zahlreichen Waldbeständen durchsetzt war und mehr den Charakter eines großen Parkes aufwies. Alle diese Umwandlungen vollzogen sich in den einzelnen Gegenden bald rascher, bald langsamer, und im einzelnen ist es vielfach nicht möglich, diese Epochen unter sich und gegen die Eiszeit mit Sicherheit abzugrenzen. Tundra und zum Teil auch noch die Steppe boten der glazialen Tierwelt allem Anschein nach noch auf lange Zeit hinaus geeignete Lebensbedingungen. Denn neben den Resten der höheren eiszeitlichen Tierwelt finden sich häufig solche von ausgesprochenen Tundren- bezw. Steppenbewohnern, mitunter sogar schon von Waldtieren. Besonders interessant sind in dieser Hinsicht die Funde vom Martinsberg und den Kakushöhlen. Obschon für arktische Tundra und besonders für subarktische Steppe die Entstehungsmöglichkeiten vorwiegend in der Ebene geboten waren, so blieb doch das Vor- und Mittelgebirge nicht frei von diesen Landschaftsformen. Auch die Eifel weist unverkennbare Spuren davon auf.

Ein besonders bezeichnender Bewohner der arktischen Tundra ist ein kleines Nagetier, der Halsband-Lemming, *Myodes torquatus* (Pall.), der in der Jetztzeit die kältesten Distrikte der nordischen Tundra bevölkert. Der Umstand, daß man im Buchenloch bei Gerolstein ziemlich zahlreiche Reste der Art ausgegraben hat, zwingt zu dem Schluß, daß in dieser Gegend während oder nach der Eiszeit ein tundraähnliches Gebiet bestanden haben muß.

Noch heute trägt das Hohe Venn einen ausgesprochenen Tundrencharakter und bildet als solches — wie schon angedeutet — auch ein bevorzugtes Asyl für Glazialrelikte.

Als Reste aus der Tundrenzeit dürfen wir wohl den großen Brachvogel *(Numenius arquatus* [L.]*)* und den Goldregenpfeifer *(Charadrius pluvialis* L.) auffassen, die zur Jetztzeit noch auf dem Venn zur Brut schreiten. Wahrscheinlich ist auch der Wiesenpieper *(Anthus pratensis* L.) hierhin zu ziehen, der nebst den beiden genannten Arten ein Charaktervogel dieses ausgedehnten Hochmoores ist, aber in der Eifel auch noch an manchen anderen Orten nistet, mit Vorliebe an Hängen, die mit Heidekraut und vereinzelten Wacholderbüschen bestanden sind.

Mehrere Insektenarten, die gleich den genannten Vögeln ausgesprochene Bewohner der Moorgebiete sind und noch jetzt die nordischen Tundren bevölkern, gehören wohl gleichfalls zu dieser Gruppe. Es sind dies vornehmlich eine Anzahl



Verbreitung einiger südlicher Tiere in der Eifel:

Rot: Zippammer (Emberiza cia L.)
Grün: Mauereidechse (Lacerta muralis Laur.)
Gelb: Gerandete Nacktschnecke (Milax marginatus Drap.)
Blau: Streifenwanze (Graphosoma lineatum L.).



Libellen, die sich in der Eifel an mehreren Orten vorfinden. Besonders typische Vertreter der Moorfauna bilden die Angehörigen der Familie *Leucorrhinia. Leucorrhinia dubia* (Vanderl.) fliegt von Ende Mai bis in den Juli auf dem Hohen Venn und im Kottenforst, *L. rubicunda* (L.) gleichfalls auf dem Venn sowie am großen Cent im Vorgebirge und auf den sumpfigen Wiesen bei Moosbruch, einem ehemaligen, jetzt nahezu trocken gelegten Maare, wo auch eine dritte Art, *L. pectoralis* (Charp.) vorkommt. Tiere von nordischem Gepräge sind das im Gebiete verbreitete circumpolare *Sympetrum danae* (Sulz.), das auf dem Hohen Venn sehr häufig ist, sowie auch die stattliche *Aeschna juncea* L. (Hohes Venn, Mürmeswiesen, Frohngau bei Münstereifel usw.) und das kleine *Agrion hastulatum (Charp.).* Letztere Art findet sich an vielen Maaren, beziehungsweise deren Überresten. Wir trafen sie unter anderem am Schalkenmehrener Maar, Meerfelder Maar, Hinkelsmaar, Wanzenboden, Immerather Maar, Moosbrucher Weiher. Auch eine verhältnismäßig große Wanze, etwa von der Gestalt einer Gespenstheuschrecke, läßt sich hier anführen. Es ist *Nabis lineatus* Dahlb., eine Art, welche in der Eifel von uns bei Daun entdeckt wurde und außerdem in Deutschland nur von drei anderen Fundorten bekannt ist.

Unter den Kriechtieren sind zwei Formen als boreal-alpine Arten zu erwähnen, die Waldeidechse, *Lacerta vivipara* Laur. und die Kreuzotter, *Pelias berus* (L.). Wir wollen diese Arten in diesem Zusammenhang besprechen, obschon man sie auch mit gleicher Berechtigung den eigentlichen Eiszeitformen zuzählen könnte. Das gleiche gilt auch von mehreren weiteren der soeben erwähnten Tiere. Beide Reptilien geben durch ihre Verbreitung ihren subarktischen Einschlag zu erkennen, indem sie nämlich im Norden die Ebene bewohnen, auch noch das norddeutsche Flachland, auf Moorboden und in Dünen. Aber schon im deutschen Mittelgebirge steigen sie aufwärts und weiter südlich leben sie mit geringen Ausnahmen nur im höheren Gebirge. Die Bergeidechse findet sich recht häufig in der Eifel, zum Beispiel haben wir sie auf dem Hohen Venn und in der Schneifel vielfach gefunden, aber auch anderweitig, wie am Laacher See, im Kottenforst usw. Die Kreuzotter scheint nur auf den nordöstlichen Abdachungen des Venn-Gebietes vorzukommen und auch hier nur sehr vereinzelt aufzutreten, so daß ängstliche Gemüter sich ihretwegen nicht von Venn-Wanderungen abschrecken zu lassen brauchen. Trotz vielfacher Bemühungen sind uns bisher nur zwei sichere Fälle der Beobachtung aus der ganzen Eifel bekannt geworden, nämlich bei Schevenhütte und Wenau im Wehetal (letzterer durch H. Freiherr von Geyr). Alle übrigen Angaben erwiesen sich als irrig und waren auf Verwechslungen mit harmlosen anderen Schlangen zurückzuführen.

Wir kämen nun auf die Steppenzeit zu sprechen, eine Zeit, deren vorwiegend kontinentales Klima für viele *östliche* Tierformen die Möglichkeit erschloß, von den veränderten Landstrichen nun Besitz zu ergreifen. Unter diesen Steppentieren ragen einige Gestalten durch ihre Größe hervor. Es sind dies Mammut *(Elephas primigenius* Bl.), wollhaariges Nashorn *(Rhinocerus tichorhinus* Cuv.), und Wildpferd *(Equus caballus fossilis* Cuv.). Reste vom Mammut wurden an manchen Orten der Eifel aufgedeckt, unter anderem bei Aachen, Rolandseck, Westum bei Sinzig, Breisig, Moselweiß, in der Kakushöhle bei Eiserfey und im Buchenloch bei Gerolstein. Die zahlreichen Funde, die meist in dem während dieser Epoche abgelagerten Löß entdeckt wurden, sprechen für eine weitschichtige Verbreitung der Art im Gebiet. Wenige Stellen erst haben Knochen des Nashorns ergeben, nämlich Kakushöhle und Buchenloch. Bezeichnender für das ehemalige Vorhandensein einer Steppenfauna ist das Wildpferd, welches an denselben Orten wie das Nashorn und außerdem vom Martinsberg bei Andernach und von Kessenich nach-

gewiesen wurde. Bei weitem den charakteristischsten Vertreter einer steppenbewohnenden Tierwelt haben wir in *Arctomys bobac* Schreb., dem Steppenmurmeltier, zu erblicken. Sein heutiges Vorkommen und seine Lebensweise deuten mit aller Bestimmtheit auf diese Tatsache hin. Es lebt zur Jetztzeit in Erdhöhlen in den eurasiatischen Steppen vom Dnjepr und der Wolga an bis in die Gegenden des Irtysch, wo es sich den Bodenverhältnissen, der Pflanzenwelt und dem Klima in hohem Grade angepaßt zeigt. Aus der Tatsache, daß man seine Reste bei Aachen und Mayen zutage gefördert hat, ergibt sich der unabweisliche Schluß, daß hier ehedem Steppe oder wenigstens steppenartiges Gelände bestanden hat. Auch sein naher Verwandter, das Alpenmurmeltier *(Arctomys marmotta* Schreb.), von dem Knochen am Willkommsberg bei Aachen und in den Kakushöhlen gefunden wurden, ist ein ausgesprochener Waldflüchter. Weitere der Steppenfauna angehörende Formen sind Steppenhamster *(Cricetulus phaeus fossilis* Nehr.), sowie Pfeifhase *(Lagomys spec.)*, von denen die reichen Kakushöhlen Reste lieferten.

Während alle die bisher genannten Steppentiere schon seit Jahrtausenden aus dem Gebiete gewichen und zum Teil überhaupt vom Erdboden verschwunden sind, lebt an den nördlichen Ausläufern der Eifel ein ausgesprochenes Kind der Steppe noch in der Gegenwart. Es ist der vom Landmann wegen seiner erheblichen Kornschädigungen ungern gesehene Hamster *(Cricetus frumentarius* [L.]*)*. Dieser Nager bewohnt die fruchtbare Ebene vom Rhein bei Bonn bis Düren stellenweise in großer Menge und schiebt sich bis an den Rand des Gebirges vor, in das er längs der Wasserläufe auch hier und da etwas weiter eindringt. So geht er im Erfttal aufwärts bis Iversheim und Eschweiler, im Veybachtal bis Satzvey, im Bleibachtal bis Mechernich, im Rotbachtal bis Eicks. Seine Verbreitung erstreckte sich ehemals bis in das südwestliche Frankreich, wie Fossilfunde beweisen. Als jedoch mit dem Milderwerden des Klimas und der Zunahme der Feuchtigkeit die Steppenfauna insgesamt nach Osten gedrängt wurde, verließen die oben erwähnten Tiere ihre bisherigen westlichen Wohnsitze und wichen immer mehr nach Osten zurück, wo ja die Steppen erhalten blieben. Nur der Hamster erwies sich als widerstandsfähiger gegen diese Veränderungen und beschränkte sich darauf, sich weniger weit nach Osten zurückzuziehen, wie Nehrings Funde von Westeregeln dartun. Ob er sich in unseren Gegenden gleichfalls erhalten oder erst später einen erneuten Vorstoß nach Westen unternommen hat, entzieht sich bislang unserer Kenntnis. Es steht dagegen fest, daß er zurzeit bestrebt ist, sein Wohngebiet bis über die Maas hinaus — die noch bis vor kurzem seine äußerste Westgrenze bezeichnete — auszudehnen. Hier an den Grenzpunkten seiner Verbreitung hat sich eine besondere in der Färbung abweichende Form ausgebildet, zu der auch die linksrheinischen Hamster noch zu zählen sind. Nehring hat diese den mitteldeutschen gegenüber merklich heller gefärbten Tiere mit dem Namen *C. f. canescens* belegt.

Aus anderen Tiergruppen sind uns bisher nur ganz wenige Arten aus der Eifel bekannt, deren Verbreitung im allgemeinen auf eine östliche Einwanderung, die während der Steppenzeit erfolgt sein dürfte, hinweist. Unter den Weichtieren läßt sich eine kleine Tönnchenschnecke, *Orcula doliolum* Brug. in ihrer Herkunft jenem Zeitraum zuschreiben, die heute in Deutschland nur noch ganz inselartig vorkommt. Sie wurde im Gebiet auf der Kasselburg bei Gerolstein von A. Thielens gefunden. Wir begegneten ihr an den Kakushöhlen, im Ahrtal auf der Landskron sowie an den Ruinen Neuenahr und Saffenburg, und erhielten sie durch A. von Jordans von Roisdorf am Vorgebirge. Bemerkenswert ist der Umstand, daß alle diese Stücke einer farblosen albinen Form angehören. Die Tiere haben sich somit zwar zu behaupten vermocht, leben aber augenscheinlich hier unter Be-

dingungen, die nicht mehr ihren ursprünglichen entsprechen, denn dieser Mangel an Fähigkeit, Farbstoff zu bilden, deutet auf eine gewisse Schwächung des Organismus hin.

Ein Seitenstück zu dieser Schnecke bildet die Heuschrecke *Stenobothrus vagans* (Eversm.), die wir bei Walporzheim an der Ahr fingen und durch Herrn K. Frings von der Hohen Acht erhielten. Auch sie lebt in Deutschland nur mehr an wenigen Örtlichkeiten.

Die Steppenzeit wurde abgelöst von einer Epoche, in der durch Herabsinken der Temperatur verbunden mit einer Vermehrung der Niederschläge die bis dahin zwar schon vorhandenen aber nur lokalisiert aufgetretenen Waldbestände ganz bedeutend an Umfang zunahmen. Während des Höhepunktes dieses Zeitabschnittes bedeckte der zu dieser Zeit bei uns wohl überwiegend aus Eichen bestehende Wald in ungeheurer Ausdehnung den größten Teil von Mitteleuropa, vornehmlich die Gebirgsländer. Wir brauchen wohl kaum besonders zu betonen, daß auch immer noch mehr oder weniger umfangreiche Strecken von tundra- oder steppenartigem Gepräge bestehen blieben. Die Waldungen trugen vielfach auch einen sumpfigen Charakter. Unsere Gegend wandelte sich in diesen Zeiten zu dem Lande um, welches die Römer bei ihrem Einbruch in Deutschland kennen lernten und wie es Cäsar und Tacitus schildern, zu einem Gebiete voll unermeßlicher Waldungen und ausgedehnter Sümpfe. Die Eifel bildete einen Teil des gewaltigen Ardennenwaldes.

Mit der Ausbreitung der Baumbestände veränderte sich wiederum das Bild der Fauna und die mannigfaltige Tierwelt des Waldes hielt von Südosten her ihren Einzug. In den tiefen Forsten hausten große Raubtiere, wie der Bär *(Ursus arctos* L.), der Wolf *(Canis lupus* L.), der Luchs *(Lynx borealis* [Kays. u. Blas.]*)* und die Wildkatze *(Felis catus* L.). Luchs und Bär sind schon seit Jahrhunderten in der Eifel ausgestorben und keine Chronik, keine Überlieferung läßt uns den Zeitpunkt ahnen, wann der Luchs bei uns verschwunden ist. Bären sollen in den karolingischen Forsten bei Aachen im frühen Mittelalter noch zahlreich gelebt haben. Die Reste beider Arten hat uns der Boden aufbewahrt. So wurden Knochen vom Bär in den Kakushöhlen, vom Luchs bei Andernach entdeckt. Der Wolf hat sich bedeutend länger bei uns behauptet und trat selbst bis in die neuere Zeit hinein mitunter recht zahlreich auf. In den Jahren während und nach den Freiheitskriegen 1813/14 hatte sich ihre Menge besonders vermehrt, so daß zum Beispiel 1815 in den linksrheinischen königlich preußischen Forsten über 200 zur Strecke gebracht wurden. Im Jahre darauf wurden allein in den Regierungsbezirken Trier und Koblenz 205 Wölfe erlegt, 1817 im Bezirk Trier sogar 159! Dank der allseitigen energischen Nachstellungen ging ihre Zahl in den folgenden Jahrzehnten bald rasch zurück. Aber noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bildeten Wölfe keine besondere Seltenheit in der Eifel. Von dann ab war es jedoch mit ihrer Herrschaft bei uns vorbei und die wenigen Tiere, die sich seitdem vornehmlich in strengen Wintern zeigten, waren wohl nur selten mehr in der Eifel groß geworden, sondern meist aus den Vogesen zugewandert, die heute noch im französischen Teile den Wolf als Standwild beherbergen. Einige verbürgte Angaben über das Auftreten der letzten Tiere wollen wir hier noch mitteilen.

Zu Anfang der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wurde bei Eupen noch ein Geheck von zwei Nestwölfen gefunden, wie uns der durchaus zuverlässige verstorbene Domschullehrer F. Seulen in Aachen erzählte, der die Tiere selbst untersucht hat. Das Jahr 1874 führte der Eifel verhältnismäßig viele Wölfe zu. Vier Stück wurden im Regierungsbezirk Trier erlegt. Im Regierungsbezirk Aachen schoß der Jäger des Landrats Freiherrn von Harff auf einer Luderhütte bei Dreiborn, Kreis Schleiden, ein Exemplar, dessen Decke Herr Dr. Schaffrath-

Schleiden — dem wir die Nachricht verdanken — später persönlich gesehen hat. Auch im Regierungsbezirk Köln wurde ein Wolf bei Muffendorf gesichtet und seine Fährte bis Remagen verfolgt. Am gleichen Tage wurde ein Wolf, gewiß dasselbe Tier, zwischen Remagen und Ahrweiler zur Strecke gebracht. Im Winter 1879/80 wurden in der Eifel wiederholt kleine Rudel wahrgenommen. Im Winter 1885/86 soll angeblich bei Blankenheim ein Wolf zur Strecke gebracht worden sein (vergl. Eifelvereinsblatt 1912, S. 89). Der Fall ist jedoch nach Schaffrath recht fragwürdig und dürfte einen verwilderten Hund betreffen. Dagegen scheint es sicher festzustehen, daß noch im Jahre 1888 ein Tier bei Hillesheim geschossen worden ist. Alle späteren Nachrichten, wie sie fast allwinterlich in den Tagesblättern auftauchen, beruhen auf Verwechslungen und sind in keiner Weise beglaubigt.

Ungleich Bär, Luchs und Wolf hat sich die Wildkatze bis in die Jetztzeit herübergerettet und zwar in nicht unbeträchtlicher Anzahl. Die Eifel, überhaupt die rheinischen Gebirge beherbergen sie von allen deutschen Gegenden noch mit am häufigsten. Schluchtenreiche Waldungen, wie sie sich besonders nach der Mosel zu vorfinden, bilden die bevorzugten Aufenthaltsorte des Tieres. In der übrigen Eifel lebt sie vereinzelt gleichfalls noch fast allenthalben, so daß es sich erübrigt, alle die vielen uns bekannten Fundorte aufzuführen. Noch alljährlich werden im Gebiete eine ganze Reihe Wildkatzen zur Strecke gebracht. Ein Aussterben des Tieres bei uns ist demnach in absehbarer Zeit nicht zu befürchten.

Von anderen Säugern wird neben diesen Raubtieren das Großwild eine besondere Rolle gespielt haben. Die großen Waldungen beherbergten nicht nur Hirsche, Rehe und Sauen wie heutzutage. Auch der reckenhafte Elch *(Alce alcis* [L.]*)* durchzog das sumpfige Gelände, wie seine Reste beweisen, die unter anderem bei Tönisstein, bei Andernach, bei Metternich und im Buchenloch bei Gerolstein aufgedeckt wurden. Bis in die historische Zeit hinein weisen seine Spuren. Noch heute tragen Ortschaften seinen Namen, wie das Dorf Elcherath im Kreise St. Vith.

Auch die Vogelwelt wies in ihrer Zusammensetzung entsprechende Formen auf. Aus der großen Zahl der Waldvögel, deren Einwanderung und Ausbreitung in diesen Zeitraum fallen dürfte, sind einige besonders hervorzuheben. Wir erinnern hier an die Spechte, Hohltauben und derartige Vögel, die in ihrer Lebensweise und ihrem Nestbau durchaus von Vorhandensein des Waldes abhängig sind. Hierhin gehört ferner der stattliche Kolkrabe *(Corvus corax* L.*)*, der nur mehr an einigen vereinzelten Stellen der Eifel noch regelmäßig horstet. In etwas größerer Zahl hat sich der Uhu *(Bubo maximus* Forst.*)* im Gebiete zu behaupten gewußt, wenn auch seine Horstplätze von Jahr zu Jahr in erschreckender Weise sich vermindern. Während uns aus nur wenig zurückliegender Zeit noch eine ganze Reihe Niststätten aus der Eifel bekannt sind, haben wir aus den allerletzten Jahren nur von ganz wenigen mehr sichere Kunde. Wir halten es auch für zweckmäßiger, diese wenigen Örtlichkeiten nicht näher zu bezeichnen. Wenn beide genannten Arten, Uhu und Kolkrabe, nicht baldigen allseitigen behördlichen Schutz[1]) erfahren, so ist die Zeit bedenklich nahe, wo auch diese kraftvollen Zeugen vergangener Urwald-Herrlichkeit verschwunden sein werden. Ein solches Schicksal ist einem anderen ehemaligen Eifelbewohner schon seit rund einem Jahrhundert widerfahren, nämlich dem Auerhahn. Sein Vorkommen in der Eifel in grauer Vorzeit ist durch Knochenfunde im Buchenloch belegt. Wann der letzte Auerhahn unserer Berge zur Strecke gekommen ist, hat sich noch nicht feststellen lassen. Eine allgemein

[1]) Wir möchten ausdrücklich darauf hinweisen, daß Uhu und Kolkrabe in den staatlichen Forsten nach der Verfügung des Landwirtschaftsministeriums vom 28. Februar 1907 erfreulicherweise weder gefangen noch geschossen werden dürfen.

gehaltene Angabe aus den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erscheint recht unsicher. — Auf die in neuester Zeit erfolgten Wiedereinbürgerungsversuche werden wir später zurückkommen.

Von niederen Wirbeltieren weist der Wald und zwar besonders der Gebirgswald einige charakteristische Lurche auf, nämlich die Bergunke *(Bombinator bombinus* [L.]*)*, den Feuersalamander *(Salamandra maculosa* [Laur.]*)* und den Bergmolch *(Molge alpestris* [Laur.]*)*. Alle diese Arten sind weitschichtig im Gebiete verteilt.

Aus der Fülle der Kleintiere, deren Dasein sich mehr oder weniger ausschließlich im Walde abspielt und die somit auch erst mit dem Walde ihren Einzug gehalten haben müssen, greifen wir hier nur eine ganz beschränkte Anzahl heraus. Von den Weichtieren sind in diesem Zusammenhang zu nennen die Mehrzahl der Clausilien, *Buliminus montanus* Drap., die wenig verbreitete *Isognomostoma personatum* [Lam.] (nur von der Kasselburg und der Hohen Acht bekannt), die sehr seltene *Azeca Menkeana* (C. Pfr.) (nachgewiesen von der Kasselburg, dem Laacher See und ganz neuerdings von uns an den Kakushöhlen entdeckt) und manche andere weniger bemerkenswerte. Bei den Schnecken ist dabei noch eine besondere Beziehung zum Walde zu beachten. Ein großer Teil unserer heutigen Arten stammt schon aus der Voreiszeit, der Tertiärzeit, und vermochte infolge seiner großen Anpassungsfähigkeit die Eiszeit zu überdauern. Mit der nacheiszeitlichen Steigerung der Temperatur suchten viele Formen den Wald als Zufluchtsort auf. Liegt doch die mittlere Jahrestemperatur des Waldes 5—10 Grad unter derjenigen des benachbarten freien Feldes und bietet der Moder- und Moosteppich des Waldbodens doch sehr gleichmäßig temperierte Wohnstätten für eine kälteliebende Tierwelt.

Ausschließlich auf Waldwiesen fliegen die Schmetterlinge *Erebia medusa* F., *aethiops* Esp. und *ligea* L., während die Waldwege und eigentlichen Waldungen von *Apatura ilia ab. clytie* Schiff., *Limenitis populi ab. tremulae* Esp., *Argynnis ino* Esp., *Pamphila palaemon* Pall., *Drymonia querna* F. und manchen anderen bevorzugt werden. In den Stämmen der Bäume entwickeln sich die großen Holzwespen *Sirex juvencus* L. und *gigas* L. Auf kleinen Lichtungen und an Wegrändern errichten die Ameisen *Formica rufa* L. und *exsecta* Nyl. ihre oft sehr umfangreichen Bauten. Von den zahlreichen charakteristischen Käfern des Laubwaldes führen wir nur einige größere Formen an, nämlich *Chrysobothris affinis* F., *Cerambyx Scopolii* Füßl., *Plagionotus arcuatus* L., *Haplocnemia nebulosa* F. Zu den Waldbewohnern gehören unter anderem die flachen rindenfarbigen Wanzen *Aradus depressus* F., *Aneurus laevis* Fabr. und *Gastrodes ferrugineus* L., der große an Waldbächen flatternde Netzflügler *Osmylus fulvicephalus* Scop. und die Skorpionsfliege *Panorpa alpina* Rb. Manche Heuschrecken ließen sich noch anreihen, wie das schlanke, blattgrüne *Meconema varium* Fabr., der am Boden lebende *Thamnotrizon cinereus* L., und andere mehr.

Das Vorkommen einer Anzahl Arten von ausgesprochen *mediterraner* Verbreitung in Mitteleuropa zwingt zu der Annahme, daß eine Zeit mit höherer Temperatur wie die heutige das Vordringen dieser Formen nach Norden ermöglicht hat. Von mancher Seite wird angenommen, daß dieser Vorgang sich im Laufe der Waldzeit ereignet hat. Andere dagegen und wir mit ihnen vertreten die Ansicht, daß diese Zeit mit wärmerem Klima in die Steppenperiode fällt. Vielleicht ist es die Zeit der sogenannten Litorinaperiode im Gebiete der Ostsee. Um die Klarheit des bisher entwickelten Verlaufes der Tiergeschichte nicht zu trüben, wollen wir erst an dieser Stelle näher auf die angedeuteten interessanten Verhältnisse eingehen.

Die heutige Verbreitung der in Betracht kommenden Tiere setzt uns in den

Stand, ihre Herkunft und ihre Einwanderungswege in großen Zügen mit Sicherheit zu erkennen. Um vom Mittelmeer her nach Norden vordringen zu können, mußten jene Formen das Massiv der Alpen zu umgehen versuchen. Für das Rheingebiet im weitesten Sinne, welches alle Zuleitungsstraßen zur Eifel in sich einschließt, kommt nur die westliche Umgehung der Alpen in Frage. Hier ist es vornehmlich das Rhonetal, welches von den nordwärts strebenden Formen benutzt wurde. Von hier aus gelangten sie durch die Täler von Saone und Doubs durch die burgundische Pforte ins obere Rheintal, dem sie abwärts folgten. Eine andere viel benützte Wanderstraße verlief von der Saone durch das obere Maastal zur oberen Mosel. Manche Arten mögen auch der Maas folgend am Westrand der Ardennen entlang vorgerückt sein und sich östlich zur Eifel hin weiterverbreitet haben.

Bei dieser Eroberung neuer Gebiete kam den Südländern bei uns im Westen sehr der Einfluß des nahen Ozeans zustatten. Die Gegenwart einer großen Anzahl von südlichen Formen im Rheingebiet verleiht unserer Fauna ein ganz besonderes Gepräge gegenüber derjenigen des übrigen Deutschlands auf gleicher geographischer Breite. Es scheint uns daher angebracht, auf diesen hervorstechenden Zug unserer Tierwelt näher einzugehen. Die meisten dieser Südländer stellen naturgemäß an ihre Aufenthaltsorte die Anforderung einer relativ hohen Sommertemperatur. Diesen Ansprüchen kommen bei der Eifel die Grenztäler im Süden und Osten — also Mosel und Rhein — sowie die tiefeingeschnittenen größeren Seitentäler in hohem Maße entgegen. Hier liegen die sogenannten xerothermen Lokalitäten und hier finden sich denn auch in erster Linie diese südlichen Tiergemeinschaften, zu denen fast sämtliche Gruppen der Tierwelt ihre Vertreter stellen.

Von den Säugetieren kommt vornehmlich der Gartenschläfer, *Myoxus nitela* Zimm., in Betracht. Dieser nur nachts zum Vorschein kommende Schläfer führt in der Eifel den Namen Leiermaus und ist unter anderem von Hauset und Raeren bei Aachen, Burgbrohl, Kempenich, Neuenahr, Daun und Burg Eltz sowie dem Rhein- und Moseltal bekannt. In der Trierer Gegend soll auch die große Hufeisennase *(Rhinolophus ferrum equinum* [Schreb.]*)*, eine südliche Fledermaus, auftreten.

Die Vogelwelt weist einige ganz besonders typische Südländer auf. Eine dieser Arten, das Rothuhn *(Caccabis rufa* Less.*)*, gehört zwar für uns schon lange nur mehr der Geschichte an, lebte aber noch im 16. Jahrhundert an den heißen Hängen der Landskron am Eingang des Ahrtals. Die Kenntnis dieser sehr interessanten Tatsache verdanken wir Guisbert Longolius, der sie in seinem Anno domini 1544 zu Köln erschienenen „Dialogus de avibus“, einem heutzutage sehr selten gewordenen Schriftchen, der Nachwelt überliefert hat. Ein ähnliches Schicksal des Aussterbens droht einem anderen ausgesprochenen Mittelmeervogel, der Steindrossel *(Monticola saxatilis* Scop.) oder dem „einsamen Spatz“ der rheinischen Weinbauern. Noch vor wenigen Jahrzehnten war das schmucke Tier ein durchaus nicht seltener Brutvogel des Rhein- und Moseltales. Auch im unteren Sauertal sowie im Ahrtal lebte es damals, ebenso nach dem Laacher See zu. Vielleicht schritt es auch im Roertal zur Brut, da einmal ein Exemplar auf der Ruine Nideggen erlegt wurde. Noch heute ist die Drossel den älteren Anwohnern dieser Striche wohlbekannt, doch bestreiten sie, daß sie zur Jetztzeit noch vorkommt. Nur aus der Gegend von Kochem besitzen wir Nachrichten, die ihr ganz vereinzeltes Brüten daselbst auch heutzutage wahrscheinlich machen. Ihr nahezu gänzliches Verschwinden bei uns, dem eine ähnliche Erscheinung in ihrem ganzen früheren rheinischen Verbreitungsgebiet und auch in der Schweiz entspricht, muß allem Anschein nach vorzugsweise der starken Nachstellung seitens der Vogelliebhaber zur Last gelegt werden, da die Art ein

sehr beliebter Stubenvogel war. Den Naturfreund kann diese Ausrottung des im übrigen Deutschland völlig fehlenden Tieres nur mit lebhaftem Bedauern erfüllen.

Zwei weitere charakteristische Mittelmeertiere sind der Zippammer *(Emberiza cia* L.) und der Zaunammer *(Emberiza cirlus* Bechst.), die beide in unserem Vaterland ausschließlich dem Rheingebiet eigen sind. Erstere Art ist die ungleich häufigere und bewohnt als typischer Felsenvogel die heißen, nach Süden gerichteten Steilhänge der Haupt- und Nebentäler der Eifel. Durch seine Färbung geht der Ammer mit seiner schiefergrauen Kehle und rötlich-braunen sonstigen Unterseite völlig in seiner flechtenbedeckten Felsumgebung auf, zumal wenn er seiner Gewohnheit gemäß ganz ruhig auf einem erhabenen Vorsprung sitzt. Dem Kenner verrät er sich jedoch durch seinen eigenartigen Gesang und durch den kurzen Lockruf, der ihm auch seinen Namen eingetragen hat. Die beigegebene Kartenskizze veranschaulicht die Verbreitung der Art bei uns. Wir sehen, daß sie im Mosel- und noch mehr im Rheintal von einer ganzen Reihe von Orten nachgewiesen ist. Am Rhein selbst geht sie bis zum Drachenfels bei Königswinter, wo sie zugleich den nördlichsten Punkt ihrer Verbreitung überhaupt erreicht. Im Sauergebiet ist sie stellenweise recht häufig und wurde hier von Dr. Frey im Enztal bei Neuerburg und von uns gleichfalls hier sowie im Ourtal bis zum Pölsenhof nahe Dasburg herauf festgestellt. Im Tal der Kyll trafen wir sie bis Kordel sowie in deren rechtem Nebental, dem Welschbilliger Tal, und sahen sie ferner am Unterlauf des Brohlbachs und des Mühlenbachs bei Kobern. Im Brohltal wurde sie von uns noch bei Burgbrohl gefunden, an der Ahr bis oberhalb Altenahr. Der nahe verwandte Zaunammer ist nur auf den südwestlichsten Zipfel des Gebietes beschränkt und im Gegensatz zu jenem ein Bewohner von baumreichen Gärten. Wir kennen ihn bisher lediglich aus dem Moseltal von Igel und Trier, wo er die Obstgärten am Fuße der malerischen Buntsandsteinfelsen in geringer Zahl bewohnt. Ebenfalls in diese Gruppe gehört der muntere, zeisigähnliche Girlitz *(Serinus hortulanus* Koch), über dessen in neuester Zeit erfolgte Einwanderung in unser Gebiet wir noch in anderem Zusammenhange berichten werden.

Große Ähnlichkeit mit dem Zippammer weist in ihrer Verbreitung die behende Mauereidechse *(Lacerta muralis* Laur.) auf. Auch sie kommt im sonstigen Deutschlande nirgends vor und teilt mit *Emberiza cia* vielfach die Wohnorte, wie ein Blick auf die Karte lehrt. An Mosel und Rhein ist sie mancherorts ungemein zahlreich und fällt durch ihre Häufigkeit und Zierlichkeit auch solchen auf, die sonst nicht gewohnt sind, die Tierwelt ihrer Umgebung zu beachten. Früher ging unsere Echse im Rheintal bis in die Stadt Bonn hinein, und bewohnte hier die Ritzen und Spalten des nach der Rheinpromenade steil abfallenden „Alten Zolls". Seitdem jedoch eine fürsorgliche Stadtverwaltung das Mauerwerk ausfugen ließ, ist sie hier verschwunden. Das gleiche gilt von einem anderen ebenfalls am Rheinufer gelegenen ehemaligen Bonner Fundort. In den Nebentälern des Gebietes ist *Lacerta muralis* hier und da recht weit ins Herz des Gebirges vorgedrungen. An der Sauer fanden wir sie bis oberhalb Bollendorf, im Enztal noch an der Ruine Neuerburg; im Kylltal lebt sie sogar bis nach Gerolstein hinauf, im Liesertal bis Manderscheid, im Alftal in der Strohner Schweiz, im Eltztal um Schloß Eltz. Auch am Laacher See ist sie zu Hause. Im Tal der Brohl begegnete sie uns am Südfuß des Bausenberges und aus dem Ahrtal, wo sie bis Altenahr in großer Menge die heißen Felswände bevölkert, erhielten wir sie sogar von Adenau. Isoliert kommt die Art dann wieder in der Nordeifel im Roergebiet vor, wo K. Koch sie bereits 1882 bei Lammersdorf nachwies und wir sie am Südabfall des Kermeters zur Urfttalsperre hin und an der Roer von Heimbach bis zur Ruine Nideggen feststellen konnten. Ein anderes Reptil, die wundervolle große Smaragdeidechse *(Lacerta viridis* [Laur.]*)*,

ist gleichfalls vom Mittelmeerbecken her nach Mitteleuropa vorgedrungen. Ihre äußersten Vorposten im Rheingebiet stehen im Südostzipfel der Eifel. Hier wurde sie nach freundlicher Mitteilung von Prof. Follmann im Elberbachtal nahe Metternich bei Münstermaifeld und am Gülser Wald bei Güls festgestellt. Sie dürfte wohl auch noch an anderen gleichartig gelegenen Stellen nach der Mosel zu auftreten. Von gleicher südlicher Herkunft und ähnlicher Verbreitung wie letztere Art ist eine Schlange, die Würfelnatter *(Tropidonotus tesselatus Laur.)*, deren Verbreitungsgebiet bis zum Südrand der Eifel in das Moseltal reicht. Sie ist durch ihre Lebensweise ganz an die Wasserläufe gebunden und an der Mosel zwischen Karden und Pommern sowie von der Uess bei Bertrich nachgewiesen. Als letzten Vertreter der niederen Wirbeltiere, deren eigentliche Heimat dem Süden angehört, ist der Springfrosch *(Rana agilis* Thomas) zu nennen, der bisher in der ganzen Provinz nur an der Mündung der Ahr durch M. Melsheimer festgestellt wurde.

Von Schnecken gleicher Herkunft erwähnen wir die winzige *Pupa bigranata* Rossm. (Aachen), die mit Vorliebe auf Löß vorkommende *Zebrina detrita* (Müll.) (Kunkskopf, Bausenberg), die meist in der Nähe von Wasser hausende *Fruticicola carthusiana* (Müll.) (Trier, Aldegund, Weißenturm, Ahrmündung, Bonn), die gedeckelte zartfarbige *Ericia elegans* (Müll.) (Echternacherbrück, Landskron, Rolandseck, Weingarten) sowie die schönste deutsche Nacktschnecke *Milax marginatus* (Drap.). Auf letztere Form wollen wir ein wenig näher eingehen, da ihre Verbreitung in der Eifel ziemlich gut bekannt ist und wir dieselbe deshalb auf der Karte dargestellt haben. Sie findet sich im ganzen Moseltal und geht linksrheinisch bis Bonn hinab, das zugleich ihren nördlichsten Fundort auf dem linken Rheinufer darstellt. In den Seitentälern ist sie mehr oder weniger weit in das Gebirge vorgedrungen. Ihre vorgeschobensten Fundorte sind im Ourtal die Ruine Dasburg, im Kylltal Manderscheid und im Ahrtal Adenau.

Groß ist die Menge der dem Süden entstammenden Insekten unter den Bewohnern der Eifel. Von Schmetterlingen wären nach Stollwerk und mündlichen Mitteilungen von K. Frings zu nennen ein Bläuling, *Lycaena orion,* Pall. (Ahrtal), die im Walde fliegenden *Satyrus circe* F. (Bertrich, Oberwinter) und *hermione* L. (Trier, Brohltal, Ahrtal) sowie die Widderchen *Zygaena transalpina* Esp. var. *astragali* Bkh. (Winningen) und *carniolica* Scop. (Trier, Landskron, Neuenahr, Aachen). Besonders interessant ist das Vorkommen der höchst seltenen Bienenschwärmer *Sesia stomoxiformis* Hb. (Saffenburg) und *chrysidiformis* Esp. (Stolberg bei Aachen). Von den zahlreichen Käfern führen wir nach Röttgen an *Leistes montanus* Steph. (Blumsley bei Winningen), *Chlaenius velutinus* Dft. (Moseltal von Trier bis Koblenz), *Denops albofasciata* Charp. (Ahrweiler, Kessenich), *Trogophloeus Mannerheimi* Kol. (Ahrweiler), *Pseudobium labile* (Er.) (Ahrweiler), *Borboropora Kraatzi* Fuss (Ahrweiler), *Ptosima undecimmaculata* Hbst. (Blumsley), *Asida grisea* Latr. (Kochem, Kobern, Brohltal, Niedermendig, Laacher See), *Purpuricenus Kaehleri* L. (Blumsley, Oberwinter, untere Ahr), *Aphthona laevigata* F. (Walporzheim), *Nanophyes flavidus* Aub. (Ahrweiler), *Trox Perisi* Fairm. (untere Ahr). An Hautflüglern zählen zu den Einwanderern die große stahlblaue Holzbiene *Xylocopa violacea* (Fabr.) (Bonn, Aachen), sowie die Ameisen *Aphaenogaster subterraneum* Latr. (Kobern, Altenahr) und die winzige *Plagiolepis pygmaea* Latr. (Kobern), an Blattwanzen der auffallende rotgefärbte *Harpactor iracundus* Scop. (Alf, Kochem, Rodderberg, Walporzheim, Saffenburg), *Phymata crassipes* Fabr. (Kochem, Saffenburg), *Verlusia rhombea* Fabr. (Saffenburg) und *Graphosoma lineatum* (L.). Diese letzte etwa 1,2 cm lange Art zieht die Aufmerksamkeit durch ihre eigenartige Färbung auf sich. Sie ist nämlich auf der ganzen Oberseite scharf abgesetzt abwechselnd rot und schwarz längsgestreift. Ihre Flugzeit

fällt in die Monate Mai bis August. Mit Vorliebe besucht sie hohe Doldenblüten. Wir sammelten sie an einigen Orten im Mosel- und Rheintal, im Prümtal bei Prümzurlay an der Prümer Burg, im Uesstal bei Bertrich, an der Winneburg bei Kochem, im Brohltal bei Tönnisstein und an der Ahr bis zur Saffenburg. Die Fundorte sind auf der Kartenskizze eingetragen. Von südlichen Heuschrecken wären namhaft zu machen *Oedipoda miniata* (Pall.), die Weinberge und ähnlich stark besonnte Örtlichkeiten bewohnt und durch ihre schön rotgefärbten Hinterflügel beim Auffliegen die Blicke des Wanderers auf sich zieht (Bertrich, Kobern, Schloß Eltz, Ahrtal, Immerath), die stattliche, im Fluge auffallend schnarrende *Pachytylus danicus* (L.) (Kottenforst bei Bonn), *Barbitistes serricauda* (Fabr.) (Aachen, Gerolstein) und schließlich *Ephippigera vitium* (Serv.) (Kochem, Schloß Eltz). Von Libellen greifen wir zwei Formen heraus, *Agrion Lindeni* Sélys (Alf, Menzerath bei Montjoie) und *Pyrrhosoma tenellum* (Dev.) (Weingarten bei Münstereifel).

Wie schon oben angedeutet, sind alle die genannten südlichen Formen, denen sich noch eine ganze Reihe anderer weniger auffallender oder charakteristischer Tiere anschließen, infolge ihrer ursprünglichen Herkunft an eine verhältnismäßig hohe Temperatur gebunden. Überblicken wir die vorstehend im einzelnen genannten Fundorte der Arten im Gebiete, so ist es augenfällig, daß die meisten Tiere im wesentlichen in denselben Strichen auftreten. Die Karte bringt diese Tatsache bei einigen Vertretern der verschiedensten Gruppen klar zur Darstellung. Wir sehen, daß in erster Linie Mosel- und Rheintal — die alten Zuwanderungsstraßen — von diesen mediterranen Elementen besetzt sind. Neben den Südhängen des Taunus weisen Rhein- und Moseltal in Übereinstimmung hiermit die höchste Sommertemperatur von ganz Westdeutschland auf, und — vorzüglich das Moseltal — auch die größte Sonnenscheindauer. Von diesen Faktoren hängen augenscheinlich die Lebensmöglichkeiten für diese südlichen Tiergemeinschaften vornehmlich ab, weit weniger von einer relativ hohen Durchschnittsjahrestemperatur. Es verhält sich hiermit ganz ähnlich wie mit dem Weinbau, der gleichartige Anforderungen an die Gegend stellt. Manche tiefeingeschnittene Eifeltäler gewähren, zumal in ihrem Unterlauf, den wärmesuchenden Tieren auch noch günstige Wohnstätten. In einigen dieser Täler gehen die Südländer recht weit ins Gebirge hinein, so im Sauer- bezw. Our- und Enztal bis nach Dasburg und Neuerburg, im Kylltal bis Gerolstein, im Alftal bis Manderscheid und im Ahrtal bis Adenau. Gerade das Ahrtal spielt eine hervorragende Rolle in dieser Hinsicht, denn hier, wo ja auch der feurige Walporzheimer auf den nach Süden gewandten Hängen im Sonnenschein kocht, entfaltet sich diese südliche Fauna in besonderer Mannigfaltigkeit. Es hat nach den bisherigen Untersuchungsergebnissen den Anschein, als ob die Insekten nicht so weit in das Innere des Gebirges vorzudringen imstande seien, wie es einige Wirbeltiere vermocht haben. Der Grund hierfür dürfte in einer geringeren Widerstandsfähigkeit der überwinternden Entwicklungszustände gegenüber der kalten Jahreszeit zu suchen sein. Ohne Zweifel ist die Kürze des Sommers in diesen oft recht rauhen Lagen auch als hindernder Faktor von wesentlicher Bedeutung.

Während die bisher besprochenen Gegenden von dem Rhein oder der Mosel aus besiedelt sein dürften, da sie sämtlich im Stromgebiet des Mittelrheines liegen, sendet die Nordwesteifel ihre Gewässer der Maas zu. Wir äußerten bereits vorstehend die Ansicht, daß auch vom Maastal her, also von Westen, manche Formen die Eifel erreicht haben. Diese Vermutung gründet sich auf das auffallende Vorkommen der Mauereidechse im Roertal und seinen Zuflüssen. Ein Blick auf die beigegebene Karte zeigt uns, daß diese Gegend nicht im Zusammenhang steht mit den Wohnsitzen der Art im Rheingebiet. *Lacerta muralis* ist im Tale

der Maas eine häufige Erscheinung und wurde schon vor langer Zeit auch aus den östlichen Nebentälern der Maas nachgewiesen, unter anderem aus dem der Weser (Vesdre). Prof. Fredericq teilte uns mit, sie lebe hier bei Trooz und an der Gileppe. Leider ist es nicht bekannt, wie weit die Eidechse die Weser aufwärts gewandert ist. Das Tal nähert sich nämlich in seinem Oberlaufe bis auf die geringe Entfernung von vier Kilometern dem bislang nordwestlichsten Eifel-Fundort Lammersdorf. Die Möglichkeit einer Einwanderung von dieser Seite in das Roergebiet liegt somit näher, als eine solche von dem räumlich ganz bedeutend weiter entfernten nächsten Fundpunkte im Rheingebiet, Altenahr (in der Luftlinie 40 Kilometer!). Auch das Vorkommen einiger anderer Tiere südlichen Charakters im Nordwesten der Eifel (*Agrion Lindeni* bei Menzerath, *Sesia chrysidiformis* bei Stolberg) ist geeignet, unsere Vermutung zu stützen.

Bis in die Waldzeit hinein reichen auch jene Ereignisse, die vermutlich bereits in der Eiszeit einsetzten und auf die Oberfläche der Eifel in größerem Maße umgestaltend einwirkten: Wir meinen die Tätigkeit der Vulkane. Die Funde auf dem Martinsberg bei Andernach (Schaaffhausen 1888) geben uns die Möglichkeit an die Hand, die Zeit des ersten Ausbruchs annähernd zu bestimmen. Auf diesem Berge entdeckte man nämlich unter der tiefsten Bimsteinschicht im Löß in einer vorgeschichtlichen Siedlung Knochenüberreste der verschiedensten Wirbeltiere, die also unzweifelhaft unmittelbar vor dem Aschenfall in der Gegend gelebt haben müssen. Neben den bereits früher genannten Resten einer Eiszeitfauna (Renntier, Eisfuchs, Schneehuhn, Schneehase) fand man schon Tiere, wie das Eichhörnchen, den Auerochs, den Hirsch, die uns zwingen, das Vorhandensein von Wäldern in der Nachbarschaft anzunehmen. Behlen redet auch von einer „Waldvegetation" und verlegt die Zeit dieses Ausbruchs auf Grund botanischer Beweise gleichfalls in den Übergang der Steppen- in die Waldzeit. Aus den mit den Tierresten zusammen ausgegrabenen Steinwerkzeugen usw. ergab es sich, daß die Ansiedlung der jüngeren paläolithischen Zeit und zwar der Madeleine-Epoche angehörte. Die Einwirkung der Vulkane blieb freilich nur auf einen Teil des Gebietes beschränkt, den Teil, den wir heute die vulkanische Eifel zu nennen pflegen. Es liegt auf der Hand, daß dort, wo die Vulkane ihre Tätigkeit entfalteten und Lavaströme sowie andere Auswurfsmassen über die Gegend verbreiteten, alles organische Leben vollkommen vernichtet wurde. Von den angrenzenden unberührten Landstrichen aus wurden in späterer Zeit die infolge dieser Katastrophe verödeten Gebiete durch Einwanderung (Landfauna) und Einschleppung (Wasserfauna) wieder mit neuem Leben erfüllt und zwar derart, daß heutzutage dieses Gelände sogar eine ganz besonders artenreiche Fauna besitzt. Wir erinnern ferner an den Laacher See mit seiner vielgestaltigen Tierwelt, der doch einen ehemaligen Krater ausfüllt. Nur in einzelnen Spuren sind in der Fauna noch Einwirkungen der vulkanischen Vorgänge nachweisbar, wie Voigt an der Verbreitung einiger Strudelwürmer gezeigt hat. Auf die Einzelheiten wollen wir hier nicht näher eingehen.

Bevor wir nun in der weiteren Darstellung der Geschichte unserer Tierwelt fortfahren, möchten wir noch in Kürze einige Arten erwähnen, deren Einwanderung in Deutschland nach neueren Ansichten unter dem Einfluß des ozeanischen Klimas von den nordwestlich am Meere gelegenen Ländern her vor sich ging. Von dieser ozeanischen Gruppe haben einige Schnecken auch die Eifel erreicht. Wir nennen nur die glashelle *Vitrina maior* Fér. (zum Beispiel Aachen, Bonn, Trier, Laacher See, Schneifel, Daun), die schattenliebende *Fruticicola rufescens* (Penn.) (Nürburg, Hohe Acht) und die an stark besonnten Orten im Mulme lebende kleine *Lauria cylindracea* (da Costa) (Echternacherbrück).

In unseren bisherigen Ausführungen waren es ausschließlich klimatologische und geologische Verhältnisse und deren Begleiterscheinungen, die bestimmenden Einfluß auf die Zusammensetzung und den Charakter der tierischen Bewohner unseres Eifelgebietes ausgeübt haben. Gegen das Ende der Waldzeit hin rückt in der Eifel der Mensch zum ersten Male *in historische Beleuchtung.* Durch sein Wirken werden in verhältnismäßig kurzem Zeitraum direkt oder indirekt fast alle jene Veränderungen in der Tierwelt herbeigeführt, die uns jetzt noch zu beschäftigen haben und die sich im wesentlichen in dem Zeitraum etwa vom Jahre 900 an abspielten.

In dem Maße, wie die Bevölkerung zunahm, mußte auch neues anbaufähiges Gebiet dem vom Pflug noch unberührten Boden abgerungen werden. Nun begannen alle die Rodungen, durch welche — vornehmlich vom Beginn des Mittelalters ab — die ehemals gewaltigen Waldbestände allmählich auf ihren heutigen Umfang zurückgedrängt wurden. Es liegt auf der Hand, daß mit dem Rückgang des Waldes auch seine Bewohner entsprechend vermindert wurden. Bei der Kleintierwelt traten die Folgen weniger in Erscheinung, wie bei den großen Tieren. Diesen raubte man einerseits die Dickungen, in die sie sich zur Wurfzeit und bei drohender Gefahr zurückziehen konnten, andererseits stellte man ihnen aus verschiedenen Gründen immer eifriger nach. Dies erklärt uns das gänzliche Aussterben mancher ehemaligen Zierden unserer Waldungen. Wir erinnern hier nur an Bär, Wolf, Elch, Auerhahn und ähnliche schon an anderer Stelle berührte Formen.

Auch das in der neueren Zeit stets mehr hervortretende Bestreben, aus Wald und Flur einen möglichst hohen Ertrag zu erzielen, hat eine ganze Reihe von Arten in ihrem Bestand sehr ungünstig betroffen. Durch das Entfernen des Unterholzes, wie es seitens mancher Forstverwaltungen zur Steigerung der Nutzholzerträge ausgeübt wird, sind vielen nützlichen Kleinvögeln die Wohnstätten entzogen und gleicherweise ein ganzes Heer kleiner Waldbewohner aus dem Insektenreiche vertrieben worden. Das vom reinen Nützlichkeitsstandpunkte aus erfolgende Abholzen aller irgendwie hohlen oder angefaulten Bäume beraubt die Höhlenbrüter unter den Vögeln immer mehr der Nistgelegenheiten. Es ist darum kein Wunder, daß manche ehemals im Gebiet häufige Arten nun bereits zu den Seltenheiten gerechnet werden müssen. Dies gilt besonders von der forstlich dazu noch ganz unschädlichen schmucken Hohltaube *(Columba oenas* L.*)*, die nur noch an wenigen Stellen Gelegenheit findet, zur Brut zu schreiten, unter anderem nach unseren Beobachtungen im Kondelwald und an der Eltz, nach Witzell im Kyllwald, im Salmwald sowie in den Waldungen um Manderscheid und Eisenschmitt.

Von geringerer Bedeutung ist für die Eifeltierwelt das Trockenlegen von Sümpfen und Mooren geblieben. Aber immerhin ist auch dieser Umstand nicht zu unterschätzen. Man bedenke nur, daß noch vor wenigen Jahrzehnten die heute fast geschlossen bewaldete Schneifel ein Hochmoor gewesen ist, ähnlich wie das auch schon stark bedrohte und zum Teil trocken gelegte Hohe Venn. Welche große Wichtigkeit diese Hochmoore für unsere Tierwelt besitzen, haben wir oben bereits gezeigt, indem wir nachwiesen, daß gerade hier die letzten Nachkommen der alten eiszeitlichen Fauna ihr Dasein zu fristen vermögen. An mancher Stelle, wo sich heutzutage einförmige grüne Rasenflächen dehnen, schimmerte einstmals der Spiegel eines reizvollen Maares. Auch der Laacher See, dessen Anblick noch jetzt unser Auge entzückt, besaß ehedem eine Ausdehnung, welche seine heutige um etwa ein Zwölftel übertraf. Zu verschiedenen Zeiten wurde der Seespiegel tiefer gelegt, teils um die nahegelegenen Abteigebäude vor früher häufiger auftretenden Hochwassergefahren zu schützen, teils um Kulturland zu gewinnen. Hierbei gingen eine große Anzahl Tiere, die im ehemaligen Uferbezirke lebten, zugrunde. Von

dem reichen dadurch vernichteten Tierleben legt noch jetzt die Menge der Schneckengehäuse, die stellenweise im Umkreise des ehemaligen Seebeckens zu finden ist, Zeugnis ab. Unter diesen Schnecken sind eine Reihe Arten, die lebend nicht mehr im See vorkommen, und zwar große und kleine Formen. Eine der letzteren, *Planorbis vorticulus* Trosch., ist damit an ihrem einzigen Fundorte im gesamten Westdeutschland ausgestorben.

Durch das fortgesetzt betriebene Roden der Waldungen haben sich in vielen Ländern, zum Beispiel in der norddeutschen Tiefebene, Verhältnisse herausgebildet, die der Landschaft wiederum einen steppenartigen Charakter verliehen haben. Nehring (1890) hat diese neu entstandene Geländeformation mit dem bezeichnenden Namen „Kultursteppe“ belegt. Stellenweise mag sich auch die ursprüngliche Steppe bis heute erhalten haben. Manche östlichen Steppenbewohner haben sich diese Umbildungen zunutze gemacht und ihr Verbreitungsgebiet in jüngerer Zeit wesentlich nach Westen ausgedehnt. Andere Formen ähnlicher Herkunft, die schon länger im Gebiet ansässig waren, haben infolge dieser Vorgänge ihre früher geringe Zahl sehr vermehrt und von erheblichen neuen Strecken Besitz ergriffen. Der Begriff „Kultursteppe“ läßt sich auf ein Gebirgsland, wie es die Eifel ist, nur in beschränktem Maße anwenden. Immerhin gibt es aber auch hier Landstriche, die in ihrem heutigen Aussehen mit Fug und Recht diesen Namen verdienen. Es gilt dies unter anderem für das Maifeld sowie Teile der nördlichen Übergangsbezirke in die Tiefebene. In diesen Gegenden finden wir denn auch charakteristische Tiere der Kultursteppe, wie die Haubenlerche *(Galerida cristata* [L.]*)* und den Grauammer *(Emberiza calandra* L.*)*. Die Haubenlerche kommt im angrenzenden nördlichen Flachland überall vor und geht als Brutvogel auch hier und da dem Unterlauf mancher Täler folgend in die Eifel etwas hinein, so nach Roth im Erfttal bis Iversheim. Ähnlich verhält es sich im Mosel- und Rheintal, wo die Art im allgemeinen nicht häufig ist und zum Beispiel um Koblenz im Neuwieder Becken erst seit 1841 zur Fortpflanzung schreitet. Im Ahrtal brütet sie von der Mündung an bis nach Ahrweiler. Das Maifeld dürfte sie als Brutgebiet jetzt ganz in Besitz genommen haben, denn wir kennen sie aus der Nistzeit von Niedermendig, Saffig sowie Ochtendung und trafen sie auch noch westlich der Eltz auf der Hochfläche bei Brohl und Roes. Andres hat Haubenlerchen den ganzen Sommer hindurch am Kondelwald zwischen Kinderbeuern und Hetzhof beobachtet; Th. Schmidt kennt die Art als Brutvogel von Bitburg. Schaffrath sah einmal einen Vogel mitten in der Brutzeit bei Alendorf nahe Jünkerath. Ob *Galerida* hier und in der Bitburger Gegend weitere Verbreitung genießt, bleibt noch festzustellen. Im strengen Winter zeigen sich Haubenlerchen öfters auch an Orten im Gebirge, wo sie zur milden Jahreszeit im weiten Umkreis vollkommen fehlen.

In mancher Beziehung verhält sich der Grauammer ähnlich wie die Haubenlerche. Auch er bewohnt den nördlichen Eifelrand, wo er unter anderem bei Euskirchen, Rheinbach, Wormersdorf sehr häufig lebt. Im Erfttal fanden wir ihn bis Arloff und Schaffrath bemerkte ihn ständig im Kreise Schleiden bei Vlatten, Hergarten, Kall bis Kendenich sowie bei Tondorf zwischen Blankenheim und Münstereifel. Im Rheintal begegneten wir ihm als Brutvogel bei Plittersdorf und an der Ahrmündung, vermißten ihn dagegen im Moseltal von Koblenz bis zur Sauermündung.

In gewissem Sinne ist auch der schon behandelte Hamster in diese Gruppe zu rechnen.

Die Kultursteppenbewohner leiten uns über zu den eigentlichen „Kulturfolgern“. Es sind dies solche Tiere, die mehr oder minder unmittelbar vom Menschen und seiner nächsten Umgebung abhängen. Hierhin zählen beispielsweise

von höheren Tieren der Eifel das kleine Wiesel *(Mustela vulgaris* Erxl.*)*, die Wanderratte *(Mus decumanus* Pall.*)*, die Hausmaus *(Mus muculus* L.*)*, der Hausrotschwanz *(Erithacus titis auct.)*, der Haussperling *(Passer domesticus* [L.]*)* — der erst mit dem Getreidebau nach Deutschland gekommen sein soll — und im weiteren Sinne auch der Feldsperling *(Passer montanus* [L.]*)*, ferner der Goldammer *(Emberiza citrinella* [L.]*)*, die Saatkrähe *(Corvus frugilegus* L.*)*, die Hausschwalbe *Chelidon urbica* [L.]*)*, die Rauchschwalbe *(Hirundo rustica* [L.]*)*, der Mauersegler *(Cypselus apus* [L.]*)*, das Rebhuhn *(Perdix cinerea* L.*)*. Von niederen Tieren wollen wir nur erwähnen die Nacktschnecke *Limax tenellus* Nilss. (Bonn), den Kohlweißling *(Pieris brassicae* L.*)*, die Käfer *Tenebrio molitor* L. (Mehlkäfer) und *Dermestes lardarius* L. (Speckkäfer), den Geradflügler *Gryllus domesticus* L. (Heimchen), die Wanze *Reduvius personatus* L. (Schmutzwanze) sowie viele der direkten Schmarotzer des Menschen.

Diesen Kulturfolgern sehr nahe stehen die eingeschleppten Tiere, die sogenannte Adventivfauna. Im einzelnen ist es sogar mitunter schwierig zu entscheiden, ob man ein Tier zu dieser oder jener Gruppe zu rechnen hat. Solche eingeschleppten Tiere fehlen begreiflicherweise dem Eifelbezirk auch nicht. Mit ausländischen Pflanzen dürfte die Schnecke *Hyalinia Draparnaldi* (Beck.) eingeführt sein, die sich zum Beispiel in Aachen, Bonn und Trier findet, ebenso mit Treibhausgewächsen die Wasserschnecke *Physa acuta* Drap., die wir von Bonn kennen. Hier und in Aachen hat sich ferner *Monomorium pharaonis* (L.), eine winzige Hausameise gezeigt, die vermutlich aus Ostindien herrührt und als lästige Plage auftreten kann. Lästig genug wird dem Menschen auch die Küchenschabe, deren Name *Stylopyga (Periplaneta) orientalis* ihre Herkunft andeutet, sowie deren weit größerer Vetter *Periplaneta australasiae* L., die wir in Treibhäusern von Bonn festgestellt haben. Der Schaden, den diese Adventivtiere verursachen, fällt aber kaum ins Gewicht gegenüber den großen Verwüstungen, die das schlimmste der neuerdings eingeschleppten Tiere angerichtet hat, nämlich die aus Nordamerika stammende Reblaus *(Phylloxera vastatrix* Pl.). An Rhein, Ahr und Mosel hat dieser in Deutschland zuerst Ende 1874, und zwar auf Gut Annaberg im Kottenforst bei Bonn aufgetretene Feind des Weinbaues manchen Winzer fast zugrunde gerichtet. Eine staatlich eingesetzte Kommission überwacht durch jährliche Revisionen das in Betracht kommende Weinbaugebiet.

Für den übrigen Teil der Eifel kann heute noch in gewissem Sinne von einer Fortdauer der Waldperiode gesprochen werden. Während man in alten Zeiten dem Walde keine besondere Fürsorge angedeihen ließ und ihm an Holz entnahm, wenn man dessen bedurfte, so erkannte man doch schon verhältnismäßig frühzeitig, seit dem 16. Jahrhundert, daß eine gewisse Pflege nur von Vorteil war. Aus diesen Anfängen hat sich im Laufe der Zeit unsere hochentwickelte Forstwirtschaft herausgebildet. Man begnügte sich in neuerer Zeit, etwa seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, nicht damit, die schon vorhandenen Waldungen nach bestimmten Gesichtspunkten zu bewirtschaften, sondern begann auch, Ödländereien neu mit Bäumen zu bepflanzen und auf diese Weise neue Forsten zu gewinnen. Man machte dabei bald die Erfahrung, daß die Fichte sich hierzu vorzüglich geeignet erwies, denn sie nahm mit recht geringem Boden vorlieb, war raschwüchsig und warf einen guten Ertrag ab. Infolgedessen wurde auch die Fichte in ausgiebigster Weise zu diesen Aufforstungen herangezogen. Dadurch wurde unseren Waldungen ein ihnen seit langem nahezu fremd gewordenes Element zugeführt, welches in vielen Gegenden herrschend wurde. In unserer Eifel verhielt es sich ähnlich. Es ist begreiflich, daß mit dem Aufwachsen dieser großen Nadelwaldungen manche an Nadelholz gebundene und vordem seltene Tierarten nun erheblich an Zahl und Verbreitung

zunahmen. Wir können dies bei den niederen Tieren aus der Schar der Nadelholzbewohner nur annehmen, da aus früheren Zeiten leider keine Beobachtungen vorliegen. Von einigen Vögeln dagegen wissen wir mit Sicherheit, daß mit zunehmender Nadelholzkultur ihr Bestand wesentlich wuchs. Dies gilt von der Tannenmeise *(Parus ater* L.*)* und der Haubenmeise *(Parus cristatus* L.*)*. Die Tannenmeise war 1843 nach Schäfer im Regierungsbezirk Trier noch kein Nistvogel und erschien bei Trier wie überhaupt im Moseltal nur sehr selten. Heute kommt sie um Trier recht häufig vor und man vermißt sie als Brutvogel in kaum einem Tannenwald, selbst von geringerem Umfang. So ist sie zum Beispiel in der Schneifel — die, wie oben erwähnt, erst seit gut einem halben Jahrhundert überwiegend mit Fichten aufgeforstet wurde — einer der verbreitetsten Nistvögel. Ähnlich verhält es sich mit der Haubenmeise, die heute in allen Nadelwaldungen fast noch zahlreicher wie die Tannenmeise lebt, aber unter anderem 1838 nach Dubois bei Aachen noch eine Seltenheit bildete.

Infolge der mannigfachen Vorzüge des Fichtenanbaus gegenüber dem des Laubholzes hat man in den letzten Jahrzehnten damit begonnen, an Stelle gefällter Laubwälder reines Nadelholz anzupflanzen. Wenn man nur den materiellen Nutzungswert dabei ins Auge faßt, so läßt sich dieses Vorgehen wohl rechtfertigen. Den Naturfreund muß dies aber mit aufrichtigem Bedauern und lebhafter Sorge um den Weiterbestand der anmutigen Tier- und Pflanzenwelt des deutschen Waldes erfüllen. Wird doch das so vielgestaltige und abwechslungsreiche Leben des Laubwaldes oder Mischwaldes völlig vernichtet, während sich dafür mit dem Nadelholz dessen dürftige, eintönige, artenarme Lebewelt einstellt. Wie sehr hierdurch auch die natürliche Schönheit des Landschaftsbildes beeinträchtigt wird, darauf wollen wir nur nebenbei hinweisen. Es wäre dringend zu wünschen, daß bei der Waldbewirtschaftung mit diesem übertriebenen Nützlichkeitsstandpunkt gebrochen würde und die bestehenden Laub- und Mischwaldungen in ihrem bereits recht zusammengeschmolzenen heutigen Umfang erhalten blieben. Mit besonderer Genugtuung begrüßen wir daher einen bayerischen Erlaß aus neuerer Zeit, in welchem die Anpflanzung gemischter Bestände grundsätzlich vorgeschrieben wird. Möchten dieser Anregung doch auch die preußischen Forstbehörden Folge leisten, bevor es zu spät geworden ist.

Nicht nur dem Walde als solchem wandte man seit langer Zeit pflegliche Aufmerksamkeit zu, sondern auch dessen jagdbaren Bewohnern. Das ganze Mittelalter hindurch schien sogar der Wald vorzugsweise des Wildes wegen da zu sein. Die hohe Jagd war viele Jahrhunderte lang ein ausschließliches Vorrecht der hohen Herren. Unbarmherzige Strafen drohten dem Armen, der es wagte, unbefugterweise dem Weidwerk nachzugehen. Es ist einleuchtend, daß eine derartige Hege auf den Bestand des Wildes von großem Einfluß war. Diese Zustände änderten sich in der Eifel erst mit dem Hereinbrechen der französischen Revolution, in deren Verlauf dem jagdbaren Wild übel mitgespielt wurde. Mit der Wiederkehr geordneter politischer Verhältnisse erholte sich der Wildstand wieder unter dem Segen der preußischen Jagdgesetze, zum Beispiel der Gouvernementsordnung vom 18. August 1814. Eine kurze Unterbrechung bildete das Jahr 1848, in dem ihm wiederum große Lücken geschlagen wurden. Bis zu diesem verhängnisvollen Jahre war der Rotwildbestand in der Eifel ein recht guter und es kamen Hirsche von solcher Stärke vor, wie sie unsere heutigen besten Stücke kaum erreichen. 1848 fiel das letzte Rotwild der Eifel — ein Alttier — von der Kugel eines Wilderers unweit Mariawald im Kermeter.

Um die Mitte der sechziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts tauchte plötzlich Rotwild in den Eupener Waldungen wieder auf. Nachforschungen ergaben,

daß die Tiere vom angrenzenden belgischen Hertogenwald herübergewechselt waren, welchen sie wohl von den belgischen Ardennen her besiedelt hatten. Es sollen auch um diese Zeit Stücke bei Libin in Belgien ausgesetzt worden sein. Das Eupener Rotwild vermehrte sich dank einer sorgfältigen Hege rasch und verbreitete sich, wohl unter ständigem Zufluß vom Hertogenwald her, im Laufe der nächsten Jahrzehnte weiter in der nördlichen Eifel, die es jetzt an geeigneten Stellen nahezu ihrer ganzen Ausdehnung nach teils als Standwild teils als Wechselwild bewohnt. Auch weiter nach Süden drang der kräftige Hertogenwaldhirsch vor und vermischte sich im Schmidtheimer Waldgebiet mit der wesentlich schwächeren Hochwald-Rasse. Seit 1870 nämlich waren auch von Süden, vom Hunsrück her, Hirsche in die südwestliche Eifel vorgedrungen und Standwild geworden, die besonders durch die Eingatterung der Hochwald-Hirsche, 1883, Zuzug erhielten. Auch sie breiteten sich weiter aus und bewohnen heutzutage vornehmlich die Waldungen im oberen Salm- und mittleren Kyllgebiet.

Während diese kurz geschilderte Wiederbesiedlung der Eifelreviere ohne Zutun des Menschen vor sich gegangen ist, wurden außerdem in einem isolierten Forste, dem Flamersheimer Wald, um 1890 mit Erfolg gute Hirsche ausgesetzt. — Wir sehen also, daß bereits ausgedehnte Teile des Gebietes wieder im Besitze unseres stolzen Edelwildes sind.

Auch ein anderes und gleich dem Rotwilde zur hohen Jagd gehöriges ausgestorbenes Wild, und zwar der Auerhahn, ist heute wieder in einigen Eifelrevieren zu finden. Vom Jahre 1904 ab wurde nämlich Auerwild in den Kreisen Montjoie, Eupen und Düren ausgesetzt. Im allgemeinen haben diese Versuche noch keinen nennenswerten Erfolg gezeitigt. Nur im Lammersdorfer Walde ausgesetzte Stücke aus Norwegen haben sich gut vermehrt und verbreitet, verstreichen sich auch gelegentlich in entferntere Gegenden.

Außer Rot- und Auerwild, die beide schon früher im Gebiet heimisch waren und heute wieder dort leben, zählten dauernd oder vorübergehend zur Eifelfauna noch andere Wildarten, welche ein fremdes Element in dieselbe hineintrugen. Hierhin gehört das Kaninchen *(Lepus cuniculus* L.*)*, ein heute an vielen Orten und in großer Zahl vorkommender und meist sehr unerwünschter Bewohner geeigneter Lagen. Es ist schon seit langer Zeit — wenigstens seit 200 Jahren — im Gebiet heimisch, ohne daß sich mit Sicherheit sagen ließe, wann es eingebürgert wurde.

Das Damwild *(Cervus dama* L.*)* — ein früher in Deutschland wildlebendes Tier — wurde nach freundlicher Mitteilung von Forstmeister Hoffmann-Bonn 1885 im Kottenforst bei Bonn ausgesetzt und kommt jetzt hier in freier Wildbahn in einem Bestand von etwa 30 Stück vor. Aus anderen Gegenden sind uns keine ähnlichen Versuche bekannt geworden.

In den meisten wärmeren Eifel-Strichen wird man nun den Fasan *(Phasianus colchicus* L.*)* nicht vergebens suchen, der erst in den letzten Jahrzehnten bei uns heimisch gemacht wurde. Selbst in rauheren Gegenden hat man ihn stellenweise mit Glück angesiedelt. Vereinzelt ist dies auch mit dem Königsfasan *(Phasianus Reveesii* Gray*)* gelungen.

Ein vortrefflicher Gedanke war es, das schottische Moorhuhn *(Lagopus scoticus* Lath.) auf dem Hohen Venn, das für die Art wie geschaffen scheint, zu akklimatisieren. Im Jahre 1893 wurde hier mit diesen Versuchen begonnen und gegenwärtig bewohnt das Moorhuhn die weiten Hochmoore fast ihrer ganzen Ausdehnung nach schon in bedeutender Menge. Es lag nahe, nach solchen guten Ergebnissen auch mit einem anderen Bewohner der schottischen Hochmoore, dem auch auf dem nordeuropäischen Festland lebenden Schneehasen *(Lepus variabilis*

Pall.*)* einen ähnlichen Versuch zu wagen. Leider schlug dieser aus noch ungeklärten Gründen gänzlich fehl.

Sonderbar muß uns das Bestreben anmuten, das Bennetsche Känguruh *(Halmaturus Bennetti* Wat.), ein Tier des australischen Buschwaldes (Neu-Seeland), in unseren Eifelwäldern einzuführen. Dieses Experiment wurde im Jahre 1887 durch Freiherrn Philipp von Böselager im Vorgebirge bei Heimerzheim unternommen. Und erstaunlicherweise hat sich das Kind eines fremden Erdteils mit so anders gearteten Lebensbedingungen in unseren Bergen recht wohl gefühlt, denn es vermehrte sich regelmäßig und wußte sogar dem deutschen Winter erfolgreich standzuhalten. Mehrere Jahre lang verlief der interessante Versuch sehr zufriedenstellend. Die Tiere tauchten auch schon in anderen Gegenden auf, wie im Kottenforst und bei Kelberg. Leider unterlag das fremde Wild im Jahre 1891 zum größten Teile unberechtigten Nachstellungen, sodaß Herr von Böselager das so glücklich begonnene Unternehmen wieder aufgeben mußte. Auch mit Rothühnern, der Baumwachtel und dem nordamerikanischen Kardinal hat Herr von Böselager Einbürgerungsversuche im Vorgebirge angestellt, doch haben sie zu keinem dauernden Ergebnis geführt.

Von der Jagdausübung untrennbar ist die Verfolgung des Raubzeugs, das dem Wildstand Schaden zufügen könnte. Bedauerlicherweise hat man hierbei aber weit über das Ziel geschossen. Die großen Raubvögel werden heute mehr denn je erbarmungslos verfolgt und man strebt unterschiedslos mit allen Mitteln nach ihrer Vernichtung, ohne zu bedenken, daß man dadurch das natürliche Gleichgewicht in der Tierwelt stört. Nur selten noch kann das Auge des Eifelwanderers den stolzen Kreisen der Raubvögel folgen, deren Bild mit dem deutschen Walde so innig verbunden ist. Unaufhaltsam geht ihr Bestand seinem Ende entgegen und wir wollen darum die wenigen Eifelnistplätze des Milans *(Milvus ictinus* Sav.*)*, des Schlangenadlers *(Circaetus gallicus* Gm.), des Wanderfalken *(Falco peregrinus* L.*)* und ähnlicher Vögel lieber gar nicht verraten. Immer seltener wird auch der Edelmarder *(Mustela martes* L.*)* bei uns, da sein Pelzwerk von Jahr zu Jahr im Preise steigt.

Von den Fischen gilt im allgemeinen Ähnliches, wie vom jagdbaren Wild. Während man ihnen in früheren Zeiten keine Pflege zuteil werden ließ und jahraus, jahrein regelrechte Raubfischerei betrieb, ist man bereits seit Jahrzehnten auf den Rückgang des Fischbestandes unserer Gewässer aufmerksam geworden und hat versucht, durch entsprechende gesetzliche und private Maßnahmen ihm entgegenzuwirken. Durch die Einführung von Schonzeiten und die Erhaltung von passenden Laichgelegenheiten durch Schaffung von Laichschonrevieren ist man mit Erfolg dem Übel begegnet. Man begnügte sich aber nicht nur mit der Pflege der vorhandenen Formen, sondern setzte auch andere ertragsfähigere Rassen und selbst neue Arten ein. Wir erinnern nur an die mancherorts an Rhein und Mosel und deren Eifelzuflüssen vorgenommenen Aussetzungen amerikanischer Bachsaiblinge *(Salmo fontinalis* Mitch.*)*, amerikanischer Regenbogenforellen *(Trutta iridea* W. Gibb.), Zander *(Lucioperca sandra* [Cuv.]*)* und dergleichen.

Die Abnahme des Störs *(Accipenser sturio* L.*)* im Rheingebiet ist bekannt und es dürfte wohl nicht mehr vorkommen, daß ein solcher Fisch in der Eifel gefangen wird, wie dies einmal im Jahre 1776 in der Sauer bei Langsur geschah.

Von großem Interesse ist die gelungene Einbürgerung eines Tiefenfisches des Bodensees in den Laacher See. 1866 und dann wieder 1872 wurden Jungfische vom Silberfelchen *(Coregonus fera* Jur.*)* hier in größerer Menge ausgesetzt. Die Tatsache wurde erst um 1900 durch zufällig gefangene Stücke wieder entdeckt und seitdem wird dem Fisch und seiner Zucht erfolgreiche Aufmerksamkeit zugewandt.

Von allgemeinerer Tragweite ist die durch A. Thienemann erfolgte Feststellung, daß sich in diesem seit der Einsetzung verflossenen recht kurzen Zeitraum der Laacher-See-Felchen bereits zu einer von der Stammart wohl zu unterscheidenden neuen Form *(Cor. fera Sancti-Benedicti* Thien.*)* umgebildet hat. Die veränderten Lebensbedingungen werden den Anstoß hierzu gegeben haben. Auch in andere Eifelmaare wurden Silberfelchen eingesetzt, doch haben sie sich anscheinend nur im Pulvermaar und Gemünder Maar gehalten.

Mit Krebsen hat man die Eifelmaare gleichfalls und zum Teil mit Erfolg bevölkert. Dieses ehedem in unseren Bächen so verbreitete Tier ist in jüngster Zeit durch die Krebspest in seinem Bestand erheblich zurückgegangen und stellenweise fast ausgestorben.

Wie unter den Jagdtierfeinden, so hat man auch unter den wirklichen oder nur vermeintlichen Fischfeinden stark aufgeräumt. Eisvogel und Wasseramsel, Fischreiher und Fischotter sind vornehmlich davon betroffen worden.

In den letzten Abschnitten haben wir uns mit Formen beschäftigt, deren Eingliederung in die Eifel-Tierwelt im wesentlichen dem Eingreifen des Menschen zuzuschreiben ist. Aber auch unabhängig davon sind einige Arten neue Bürger unserer Fauna geworden und zwar einige Vögel. Vom Schwarzspecht *(Dryocopus martius* [L.]*)*, dessen heller Ruf sicherlich schon vor Jahrtausenden in den Wäldern der Eifel erklang, wenn sich auch seine ehemaligen Spuren noch nicht haben nachweisen lassen, erschienen zuerst um 1897 einige Vorläufer im Gebiet, denen in den folgenden Jahren immer weitere folgten, bis im Jahre 1905 an mehreren Orten zugleich die ersten Bruten beobachtet wurden. Seitdem gewinnt die Art — die vor 1890 in der ganzen Provinz nur ein sehr seltener Gast war, zusehends an Boden und nistet zurzeit schon in einer großen Reihe von Forsten. Wir nennen nur diejenigen der Umgegend von Trier, Kaisersesch, Ahrweiler, Rötgen, des Sauer- und Salmtals sowie den Kottenforst und das Vorgebirge. Die Gründe, welche den Schwarzspecht veranlaßt haben, sein Wohngebiet derart zu erweitern, entziehen sich bisher der Betrachtung. Ähnliches gilt auch von der Einwanderung eines anderen Vogels, des zeisigähnlichen Girlitzes *(Serinus hortulanus* Koch*)*. Sein Vorkommen am Untermain um Frankfurt ist bereits für die Zeit um 1555 urkundlich belegt, aber Jahrhunderte vergingen, ohne daß der hier so häufige Vogel in benachbarten Gegenden sich zeigte. Erst um die Wende des 18. Jahrhunderts erfaßte ihn ein plötzlicher Ausbreitungstrieb und er gelangte ins Rheintal. Seine Weiterverbreitung vollzieht sich wie überall so auch hier mit auffallender Unregelmäßigkeit, denn erst 1876 erreichte er nach Schirmer St. Goar, fand sich aber 1883 nach Koenig bereits in Bonn als Brutvogel vor. Hier in Bonn ist er jetzt ungemein häufig. 1904 stellten wir ihn auch in Brühl fest, jedoch hat er sich von Brühl aus auf der linken Rheinseite bislang sonderbarerweise nicht weiter nördlich vorgeschoben. Der Girlitz hat unser engeres Gebiet nicht nur das Rheintal hinabwandernd erreicht, sondern ist auch gleich manchen anderen Tieren die Mosel entlang gezogen. Über die Zeit seines ersten Erscheinens im Moselgebiet ist leider nichts bekannt. So zahlreich wie im Tal des Mittelrheins tritt unser zierlicher Vogel im Moseltal im allgemeinen nicht auf. In der Eifel hat er einstweilen erst an wenigen Orten festen Fuß gefaßt. Im Sauertal trafen wir ihn in diesem Jahr zur Brutzeit bis Echternacherbrück, ebenso im Enztal um Neuerburg. 1910 beobachteten wir ihn Anfang Juli sogar auf dem Kirchhof in Prüm, also im Herzen des Gebietes. Der Jahreszeit nach muß es sich um Brutvögel gehandelt haben. Über das Maifeld ist die Art nach Mayen und dem Laacher See gelangt, wo wir ihr im Sommer alljährlich begegnen. Im Ahrtal wurden durch R. Laufs verschiedentlich in den Jahren 1896 bis 1900 Girlitze in größerer Zahl ausgesetzt, da genanntem

Herrn das selbständige Vorrücken des Vogels im Rheintal unbekannt war. Um diese Zeit lebte der kleine Fink nämlich schon längst nördlich vom Ahrtal und dürfte letzteres gewiß auch mit der Zeit selbständig besiedelt haben. Am Nordrande der Eifel bei Aachen wurde bereits 1899 einmal ein Vogel im Jugendkleid gefangen, doch konnten wir die Art zur Brutzeit dort nirgends feststellen. Schaffrath gewahrte sie 1903 und 1904 im Frühsommer in Schleiden, ohne daß ein Brüten daselbst nachweisbar war. In diesem Jahre endlich bemerkten wir sie zur Nistzeit recht viel um Münstereifel, ebenso A. von Jordans in Lüftelberg bei Rheinbach. Eine weitere Ausbreitung des Vogels ist mit Sicherheit zu erwarten und es wäre sehr wünschenswert, wenn hierauf besonders geachtet würde.

Weniger erfreulich ist die Einwanderung der als Flurschädling bekannten Saatkrähe *(Corvus frugilegus* L.). Bis in die jüngste Zeit mangelte diese Krähenart als Brutvogel der gesamten Eifel ebenso wie dem Hunsrück und Luxemburg. Wohl nistete sie im Rheintal bei Weißenturm und stellenweise am Nordrand des Gebirges in der Ebene. Seit wenigen Jahren besteht nach Laufs eine Brutkolonie bei Mettendorf in der Südwesteifel. Trotz energischer Ausrottungsversuche haben sich die Krähen als Brutvögel in der Gegend zu behaupten gewußt, wovon wir uns in diesem Jahre durch eigene Beobachtungen überzeugen konnten.

In gewisser Beziehung ließen sich die Erscheinungen des regelmäßigen Vogelzuges in Verbindung mit unseren Betrachtungen über den Wechsel der Tierwelt bringen. Wir glauben jedoch, von der Behandlung dieser Fragen absehen zu müssen, da sie uns zu weit führen würden. Dagegen wollen wir noch in Kürze einen Blick auf einige gelegentliche Gäste aus der Vogelwelt werfen, die aus den verschiedensten Himmelsrichtungen herkommen können. Jeder strenge Winter im Norden bringt der Eifel allerhand nordische Vogelarten, von denen als besonders auffallend der Seidenschwanz *(Ampelis garrula* L.*)* genannt sei. Von Osten her, von den Arvenwäldern des fernen Sibiriens, erscheint dann und wann im Spätherbst in wechselnder Menge der harmlose Tannenhäher *(Nucifraga caryocatactes macrorhynchus* Brehm*)*. Weit seltener entsenden die Einöden Asiens Scharen von Steppenhühnern *(Syrrhaptes paradoxus* Pall.*)* nach Westeuropa. Bei dem bedeutendsten derartigen Auftreten im Jahre 1888 wurden Ketten bei Manderscheid, Dreiborn unweit Gemünd und bei Meckenheim beobachtet. Aus dem südlichen Hochgebirge her besucht uns mitunter als Seltenheit der rotflügelige Mauerläufer *(Tichodroma muraria* [L.]*)*, der sich schon bis ins Ahrtal verflogen hat. Noch weiter südlich beheimatet ist der farbenprächtige Bienenfresser *(Merops apiaster* L.*)*, von dem wir ein im August 1905 bei Ernzen nahe der Sauer erlegtes Stück im Besitze von Herrn Tudor sahen. Es ließen sich noch weitere derartige Zufallsgäste auch aus dem Insektenreiche anreihen, doch wollen wir uns damit begnügen, die augenfälligsten derselben genannt zu haben.

Wir sind am Ende unserer Ausführungen über die Beziehungen der Eifel-Tierwelt zur Vergangenheit und Gegenwart. Gewaltige Zeiträume haben sich vor unseren Blicken entrollt. Bedeutsame Veränderungen spielten sich in ihnen ab; umgestaltend wirkten sie auf das Größte wie auf das Kleinste. Aber die Natur kennt keinen Stillstand. Neue Ereignisse werden neue Folgen zeitigen. Immer mehr jedoch wächst auch der Einfluß des Menschen auf die Natur. Schon wurden Talsperren aufgestaut, große Werke wollen entstehen. Neue Lebensbedingungen eröffnen sich der Tierwelt, neue Gefahren bedrohen sie. Ein reiches Feld, neue Ausblicke bietet die Zukunft überall der Beobachtung.

LITERATUR-VERZEICHNIS.

Es dürfte manchem Leser willkommen sein, auf die wichtigsten Arbeiten über die Tierwelt der Eifel und einige andere benutzte allgemeinere Quellenschriften hingewiesen zu werden.

Böttger, C. R. Die Mollusken-Fauna der preußischen Rheinprovinz. — Archiv für Naturgeschichte. Bd. 78. A. 1912, p. 149—310.

Dürigen, B. Deutschlands Amphibien und Reptilien. Magdeburg 1897.

Frederiq, L. La faune et la faune glaciaire du plateau de la Baraque Michel, 2. Edition. Liège 1906.

Hohenschutz, Jagdliches aus dem Regierungsbezirk Trier. Trier 1906.

Leydig, F. Über Verbreitung der Tiere im Rhöngebirge und Maintal im Hinblick auf Eifel und Rheintal. — Verhandl. d. naturhist. Ver. d. preuß. Rheinl. u. Westfal. Bd. 38, 1881, p. 43—183.

Nehring, A. Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit. Berlin 1890.

Rademacher, C. Der Kartstein bei Eiserfey in der Eifel. — Prähistor. Zeitschrift. Bd. 3. 1911. p. 201—232.

Reichensperger, A. Einige interessante Hemiptera-Arten aus dem Rheinland. — Berichte d. Bot. u. d. Zool. Ver. f. Rheinl.-Westfal. Bonn, 1908 [1909]. p. 34—37.

Neue Hemipterenfunde aus dem Rheinland. — Ebendort 1909 [1910]. p. 109—112.

Die Ameisenfauna der Rheinprovinz nebst Angaben über einige Ameisengäste. — Ebendort 1911 [1912]. p. 114—130.

Roettgen, K. Die Käfer der Rheinprovinz. — Verh. Naturhist. Ver. f. Rheinl.-Westfal. Bd. 68. 1912. p. 1—345.

Le Roi, O. Die Vogelfauna der Rheinprovinz. — Ebendort. Bd. 63. 1906. p. 1—325.

Die Säugetiere der Eifel. — Eifelvereinsblatt. Bd. 10. 1909. p. 26—27.

Beiträge zur Libellen-Fauna der Rheinprovinz. Ber. Vers. Bot. Zool. Ver. 1907 [1908]. p. 80—87.

Zur Mollusken-Fauna des Laacher Sees. — Ebendort 1910 [1911]. p. 47—53.

Zur Mollusken-Fauna der Rheinprovinz. — Nachrichtsbl. deutsch. Malakozoolog. Ges. Bd. 43. 1911. p. 1—10.

Zur Kenntnis der Plecopteren von Rheinland-Westfalen. — Ber. Vers. Bot. Zool. Ver. 1912. p. 24—50.

Le Roi, O., und *H. Frhr. von Geyr.* Beiträge zur Ornis der Rheinprovinz. — Verh. Nat. Ver. pr. Rheinl. Westf. Bd. 69. 1912. p. 1—150.

Schaaffhausen, H. Die vorgeschichtliche Ansiedlung in Andernach. — Jahrb. Ver. v. Altertumsfreunden i. Rheinl. Bd. 86. Bonn. 1888. p. 1—41.

Schäfer, M. Mosel-Fauna. I. Teil. Trier 1844.

Schauß, R. Beitrag zur Kenntnis der freilebenden Copepoden und Cladoceren der Umgegend von Bonn. — Verh. Nat. Ver. pr. Rheinl. Westf. Bd. 64. 1907. p. 163—218.

Zur Krebs-Fauna des Laacher Sees. — Ber. Vers. Bot. Zool. Ver. Rheinl.-Westf. 1910 [1911]. p. 42—44.

Schmank. Das Rotwild im Regierungs-Bezirk Aachen. Aachen 1904.

Stamm, K. Glazialspuren im Rheinischen Schiefergebirge. Verh. Nat. Ver. pr. Rheinl.-Westf. Bd. 69. 1912. p. 151—214.

Stollwerck. Die Lepidopteren-Fauna der preußischen Rheinlande. — Ebendort Bd. 20. 1863. p. 43—248.

Thienemann, A. Die Felchen-Kolonie des Laacher Sees. — Ber. Vers. Bot. Zool. Ver. Rheinl.-Westf. 1910 [1911]. p. 85—90.

Voigt, W. Über Tiere, die sich vermutlich aus der Eiszeit her in unseren Bächen erhalten haben. — Ebendort Bd. 52. 1895. p. 235—244.

Die Ursachen des Aussterbens von Planaria alpina im Hunsrück und im Hohen Venn. — Ebendort. Bd. 62. 1905. p. 179—218.

Wann sind die Strudelwurmarten Planaria alpina, Polycelis cornuta und Planaria gonocephala in die Quellbäche an den Vulkanen der Eifel eingewandert? — Ber. Vers. Bot. Zool. Ver. Rheinl.-Westf. 1907 [1908]. p. 67—75.

Zacharias, O. Bericht über eine zoologische Exkursion an die Kraterseen der Eifel. — Biolog. Centralblatt. Bd. 9. 1889. Leipzig. p. 56—64, 76—80, 107—113.

Zschokke, F. Die Beziehungen der mitteleuropäischen Tierwelt zur Eiszeit. — Verhandl. d. Deutsch. Zoolog. Gesellschaft. 18. Versamml. Stuttgart. 1908. p. 21—77.

Die tierbiologische Bedeutung der Eiszeit. — Fortschritte der Naturwissenschaftl. Forschung. Berlin—Wien. 1912. p. 103—148.

III. TEIL:

BEITRÄGE ZUR WIRTSCHAFTS- UND KULTURGESCHICHTE DER EIFEL.



DIE RÖMER IN DER EIFEL

□ VON FRANZ CRAMER. □

MIT ACHT ABBILDUNGEN.

I. Verkehrswege und Besiedelung im allgemeinen.

Wer von den mächtigen Zinnen des altersgeschwärzten Römertores zu Trier den Blick nordwärts ins Land hinein schweifen läßt, schaut in ein scheinbar unentwirrbares Gefüge von Wald- und Höhenrücken: die *Eifel;* aber doch öffnet sich gerade unterhalb der einstigen Kaiserstadt eine wichtige Zugangsstraße in die schroffe Bergwelt: es ist das Tal der Kyll, des von Ausonius schon genannten Flusses Celbis, der bei Ehrang sich der Mosel zugesellt. Dieser Flußlauf durchschneidet die Berge scharf von Nord nach Süd, und wo oben die weite Hochfläche sich dehnt, die Wasserscheide zwischen Rhein, Mosel und Maas, da beginnt in genau entgegengesetzter Richtung die Erft, die alte Arnapa, ihren Lauf ins Flachland, um bei Novaesium, dem römischen Hauptlager zwischen Köln und Vetera (Birten bei Xanten), den Rhein zu erreichen. Es hätte sonderbar zugehen müssen, wenn römischer Scharfsinn hier nicht die gegebene Verbindungslinie zwischen dem gallischen Süden, dem Rhone-Mittelpunkt Lyon (Lugdunum), und dem rheinisch-germanischen Norden erblickt hätte. So war denn auch tatsächlich die große Operationslinie von Lyon über Metz und Trier zum Niederrhein — von der Nordeifel aus in verschiedenen Armen nach Novaesium, Köln und Bonn laufend — schon gezogen, als Drusus die Adler über den Rhein vorzutragen begann (12 v. Chr.). Und als dessen Sohn Germanikus an der Ara Ubiorum (Köln) mit meuterischen Legionen im Streite lag, da flüchtete seine Gattin Agrippina mit Kind und Hofstaat auf dieser Eifelstraße — über Jünkerath und Bitburg, da wo heute der Schienenweg der gleichen Richtung folgt — ins Gebiet der Treverer zu sicherem Schutz. Dieselbe Heerstraße[1]) aber kam desgleichen g e r m a n i s c h e n Scharen zustatten, als der Bataver Claudius Civilis, in römischem Kriegsdienst wie römischer Kriegskunst erfahren, seinen treverischen Verbündeten im Jahre 70 n. Chr. zu Hilfe kommen wollte; an und auf der Moselbrücke, durch die der Straßenzug aufs rechte Ufer zur Augusta Treverorum hinüberlenkt, kam es zu heftigem Kampf; es ist dieselbe Stelle, die die Römer später mit den bis heute aufrecht stehenden, quadergefügten Steinpfeilern überbrückten. Wenngleich die Kunde von dieser und andern Heerstraßen im Eifelgebiet niemals ganz untergegangen ist — gibt doch ein altrömisches „Kursbuch“, das sogenannte Itinerarium Antonini, davon Kunde und ebenso weite Strecken des Straßenbaues selbst nebst

---

[1]) Die Zahl der *Meilensteine,* die an dieser Straße wie an allen übrigen Staatsstraßen standen und die den Namen des Kaisers und sein Regierungsjahr (ausgedrückt durch ein von ihm bekleidetes Amt, das Konsulat, Tribunat usw.) angeben, ist in allerletzter Zeit durch einen besonders bemerkenswerten Stein vermehrt worden. Zwischen Balesfeld und Büdesheim, „auf der Wallscheid“, wurde ein Säulenstück mit der Inschrift gefunden: C(aesari) M(arco) Pi(aonio) Victorino Aug(usto) p(ontifici) m(aximo) tr(ibunicia) p(otestate) co(n)s(uli) Aug(usta) Tr(everorum) l(eugas) ..... X. Hiernach ist die Säule gesetzt unter dem Gegenkaiser Marcus Piaonius Victorinus (269 bis 271 n. Chr.), der zu *Trier* seinen Sitz hatte und aus dessen Palaste (vor seiner Erhebung zum Imperator) ein besonders schöner Mosaikboden mit Inschrift erhalten ist. — Da die Meilensteine auch als *Ehrensäulen* errichtet werden, ist vielfach aus ihnen kein Rückschluß auf die Erbauungszeit der Straße zu ziehen. So auch hier.

aufgefundenen Meilensteinen — so hat man doch bis in die jüngste Zeit von dem kulturellen Verhältnisse des Römertums zur Arduenna silva — so heißt die Eifel mitsamt den heutigen „Ardennen" von Cäsars Zeit bis tief ins Mittelalter hinein — ein nicht nur unvollkommenes, sondern auch schiefes und mißverstandenes Bild sich gezeichnet. Man konnte sich vor allem nicht denken, daß ein scheinbar so wenig fruchtbares Bergland außer den nötigsten Militärstationen irgend welche erhebliche Besiedlung gehabt haben sollte. Man verfiel dabei in denselben Fehler, der so oft bei erd- und völkerkundlichen Rückschlüssen sich geltend macht. Das Urteil wurde unwillkürlich beeinflußt durch den der Gegenwart entnommenen Maßstab, während umgekehrt die Gesamtgrundlage der vorzeitlichen Lebensbedingungen in der Eifel nur sehr unvollkommen und lückenhaft erkannt wurde. Hier und da findet sich zwar schon in Aufzeichnungen aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Wahrnehmung ausgesprochen, daß merkwürdige Siedlungsspuren sich an Stellen fänden, die heute öde dalägen; aber man konnte sich die Sache nicht anders erklären, als daß da wohl irgend ein Militärposten gelegen habe, oder daß germanische „Coloni", zu Frondiensten verpflichtete Zinsbauern, dort gehaust und das Land kümmerlich bebaut hätten. Von solchen Knechten hätten auch die römischen Eroberer sich hier und da eine *Villa,* etwa die zu Fließem, bauen lassen. Dabei blieb freilich die Frage völlig unbeantwortet, was denn die Lebenskünstler des kaiserlichen Rom möchte bewogen haben, ihren Luxus in eine barbarische Wildnis zu vergraben. Als Herren der schon früher bekannten Landhäuser wurden meist hohe Offiziere oder gar die Kaiser der Residenzstadt Trier angesehen: nur solchen glaubte man so herrliche Bauten zuschreiben zu können. Das Ganze beruhte auf einer völligen Verkennung der Kulturverhältnisse, die in der römischen Kaiserzeit das gesamte Rhein- und Moselgebiet beherrschten. Allenthalben, und nicht zum wenigsten in der Eifel, herrschte reger Verkehr, blühendes Gewerbe, fleißiger Ackerbau, und stellenweise war die Gegend dichter besiedelt als in der Gegenwart. Freilich waren es größtenteils keine Römer, keine Bürger italischer Herkunft, die hier im belgischen Gallien und am Rhein unter dem Schutze des Imperium Romanum ein behagliches Dasein führten, vielmehr stammt die Mehrzahl der stattlichen Villen, der reichgeschmückten Grabbauten, der bildergezierten Weihesteine, von *Einheimischen,* die mehr oder weniger römischer Sitte folgten, vielfach aber auch unter römischer Hülle an altererbter Übung und Anschauung, besonders in Sprache und Götterverehrung, festhielten. Es waren meist *Gallier* und in späterer Zeit auch *Germanen,* die im Eifellande nicht bloß als arme Bauern in Hütten und leichten Häuschen wohnten, sondern auch als begüterte Grundbesitzer oder Gewerbetreibende sich mit dem Prunk der römischen Weltkultur umgaben. Die zahlreichen Julii, Claudii, Aurelii in den linksrheinischen Gebieten sind meistens keine Römer, sondern Einheimische, die bei Erlangung des Bürgerrechts oder auch in unberechtigter Nachahmung jene erlauchten Namen zu den ihrigen gemacht haben. Es sei erinnert an jenen Bataverhäuptling *Claudius Civilis,* in dessen Adern echtes Germanenblut rollte, und dessen Name doch an die klaudische Kaiserfamilie erinnert; durch deren Huld war der italische Name und italisches Bürgerrecht an diese germanische Sippe gekommen. Übrigens gibt es gerade aus dem *Trevererlande,* zu dem ein sehr erheblicher Teil der heutigen Eifel gehörte, zahlreiche Belege für *keltische,* gallische Namen, zum Teil in Verbindung mit römischen Beinamen (zum Beispiel *Ilanvissa* — dessen Söhne die *lateinische* Benennung Terentinus und Peregrinus tragen —, ferner Q(uintus) *Giamius* Bellus, *Taliounus Oriclae* filius, M(arcus) *Ammutius Ollognatus).* Kurz, die Bevölkerung war dicht, wenngleich verhältnismäßig wenig Vollblutbürger national-römischer Herkunft sich darunter befanden. Daß die Eifel von Haus aus

erheblich günstigere Siedlungsbedingungen aufzuweisen hat, als nach dem zeitweiligen Stande der Dinge scheinen konnte, darauf hätte schon die überaus große Zahl von *adeligen Herrensitzen* und Dynastengeschlechtern können schließen lassen, durch die sich dies Gebirgsland vor allen anderen Mittelgebirgen Deutschlands auszeichnet; die Zahl der Eifler Grafen- und Rittergeschlechter und ihrer Burgtrümmer beläuft sich auf mehrere Hundert. Dabei stellt sich immer mehr heraus, daß viele dieser Adelssitze an römische Grundmauern sich anlehnen, oder daß wenigstens Siedlungsreste gleicher Zeit sich in unmittelbarer Nähe befinden. Die *Kassel*-Burg bei Gerolstein trägt schon in ihrem Namen das Gepräge ihrer vordeutschen Vergangenheit: ein römisches castellum lag hier, und Münzen aus nachkonstantinischer Zeit (also aus den späteren Jahrzehnten des vierten nachchristlichen Jahrhunderts) bezeugen, wie lange sich dort römisches Kulturleben erhalten hat[1]). Wenn sich hier Nachrömisches an eine Militärstation anschließt, so sind es doch in der Regel bürgerliche Siedlungen — Gutshöfe und oft auch geschlossene Ortschaften — gewesen, die als Stützpunkte für die Entwicklung in fränkischer Zeit dienten. Doch davon später; hier sei vorläufig nur an die bekannten Orte Beda = Bitburg, Aus-ava = Oos, Noviomagus = Neumagen, Marcomagus = Marmagen erinnert.

Außer der Verbindung von Süd nach Nord war auch die Anlage einer *Moselstraße* eine gegebene Aufgabe: tatsächlich bestand sie und zwar seit früher Zeit. Sie lief, wie es bekanntlich die römischen Ingenieure aus mehr als einem Grunde liebten, *über die Höhen:* Föhren—Esch—Olkenbach—Hontheim—Driesch—*Mayen*—*Andernach* (Antunnâcum) bezeichnen ihre Richtung. Kein Zweifel, daß sie — wie so viele Römerstraßen — wenigstens streckenweise sich anschloß an vorrömische Verkehrswege: darauf weisen auch die vorgeschichtlichen *Grabhügel* hin, die zwischen Hontheim und Driesch die Straße begleiten. Bezeichnend ist, daß für die letzte Strecke Mayen der Mittelpunkt ist: hier gerade sind die vorgeschichtlichen Wege, Siedlungsspuren und Gräber außerordentlich stark; es sei nur an die großen steinzeitlichen Befestigungen erinnert, die neuerdings bei Mayen selbst und dann bei Plaidt (also auf dem Wege nach Andernach) aufgedeckt sind und auf eine ausgebildete Zivilisation der Erbauer und Bewohner schließen lassen; höchstwahrscheinlich ist auch Cäsar auf dem Zuge zu seinem ersten Rheinübergange (bei Urmitz) diese alten Keltenwege entlang zum Neuwieder Becken gezogen.

II. Die römische Eifel als Kulturland. Ortschaften und ihre Namen. Wasserleitung nach Köln.

Man glaube nun aber nicht, daß der Verkehr sich beschränkt habe auf diese Haupttheerstraßen und vielleicht auf die eine oder andere Querlinie, wie etwa die aus dem Eifelinnern kommende Strecke, die bei Esch die Trier-Andernacher Linie kreuzte und bei Ferres die Mosel überschritt, um in den Hunsrücker Höhen den Anschluß an die bekannte Trier—Neumagen—Binger Straße zu gewinnen. Vielmehr war unser Gebirge mit einem überraschend *dichten Wegenetz* überzogen, das offensichtlich nur zum geringsten Teile für Truppenbewegungen, vielmehr in allererster Linie mannigfaltigen *Verkehrszwecken* diente. Man vergesse nicht die *Bodenschätze* gerade unseres Eifeler Berglandes: wie sehr der Bergbau auf Eisen und Blei an manchen Stellen im Schwunge war, ist längst bekannt. Immer deutlicher aber tritt auch die Wahrnehmung hervor, daß die *Bodenpflege* bei sachgemäßer und eindringender Behandlung keineswegs so gering zu schätzen ist, wie

[1]) Wahrscheinlich handelt es sich um eine Wachtturm-Anlage aus der Zeit *Valentinians I.* (364—375), der die ganze linke Rheinseite von Basel bis zum Mündungsgebiet mit neuen Befestigungsanlagen versehen ließ.

es früheres Vorurteil, aus zeitweiligem Niedergange des wirtschaftlichen Lebens heraus geboren, glauben machen wollte. Endlich vergesse man nicht, daß der Ostflügel der Arduenna silva, eben unsere Eifel, das von der Natur gegebene *Mittelland des Handels und Verkehrs von Süd nach Nord*, zwischen dem seit ältester Zeit kulturell hoch entwickelten Rhone-Saône-Gebiet und dem Niederrhein war, von dem aus die Handelsgüter zu den reichen Ländern des Schelde-Maas-Bezirks, in die Ebenen Niedergermaniens und in die nordischen Lande weitergetragen wurden. So kann es uns nicht mehr überraschen, daß im Herzen des scheinbar so verlassenen Gebirges uns ein *Wegepolizei-Posten* inschriftlich bezeugt ist, nämlich bei *Nettersheim*, der heutigen Bahnstation, und es ist gewiß nicht der einzige seiner Art in der Eifel gewesen [1]). Ein Kommando von Benefiziariern (beneficiarii) lag hier, wie solche überhaupt an *Knotenpunkten* des Verkehrs angeordnet waren. Im Jahre 1909 ergaben Ausgrabungen des Bonner Provinzialmuseums, veranlaßt durch gefundene Inschriftreste, daß beim heutigen Nettersheim ein römischer vicus (Ortschaft), dabei aber auch ein Benefiziarierposten und ein Matronen-Tempel gestanden haben: Ergebnisse, die nicht bloß für die Besiedlung der Eifel, sondern auch für die planmäßige Aufklärung des alten Wegenetzes und seines Verkehrsbetriebes von besonderer Bedeutung sind. Zahlreiche, den Matronae Aufaniae („den Aufanischen Matronen") geweihte Altäre sind von jenen Benefiziariern gestiftet worden. Ihren Namen „beneficiarii" haben diese Militärbeamten davon, daß sie durch ein „beneficium", eine Vergünstigung eines hohen Vorgesetzten, sei es des Höchstkommandierenden selbst, oder des Legionslegaten oder eines Tribunen der Legion, von gewissen militärischen Dienstleistungen befreit waren und dafür (abgesehen von Bureaudiensten) vornehmlich zum Schutze und zur Aufsicht an den öffentlichen Straßen, vor allem an *Straßenkreuzungen*, verwandt wurden. Eine solche Station war u. a. *Trier;* wenn jetzt auch in Nettersheim eine solche festgestellt ist, so spricht dies allein schon für die einstige Bedeutung des Ortes. Es waren Leute der zu *Bonn* liegenden Legion, der legio I Minervia, die nach Ausweis der gefundenen Weihinschriften hier in der Eifel ihres Amtes walteten und, nach Ablauf ihres dienstlichen Aufenthalts, zum Danke für erwiesenen Schutz den dort verehrten Matronen einen Altar weihten. Die Matronen sind trotz ihres lateinischen Namens (matronae oder matres)[2]) durchaus *einheimische*, nämlich keltische und, in der weiteren Ausbreitung ihres Kults, keltisch-*germanische* Göttinnen der Fruchtbarkeit, des Segens und häuslichen Schutzes, die je nach der Person, der Sippe, dem Stamme oder nach der Örtlichkeit verschiedene Beinamen führen. Diese Beinamen sind in den *ubischen* Landstrichen, wozu auch die Bonner Gegend, ebenso wie Teile der nordöstlichen Eifel gehörten, natürlich meist germanische; so tragen auch die in Nettersheim verehrten Matronen den germanischen (wahrscheinlich ihr hilfreiches Wesen bezeichnenden) Beinamen *Aufaniae*. Vereinzelt waren Weihesteine mit diesem Namen schon längst bekannt, so auch aus dem Dorfe *Hoven* bei Zülpich, und durch den Namensanklang verleitet, hatte man schon dort den Ursitz der Aufanischen Matronen vermutet, zumal das echt ubische Zülpich (Tolbiâcum[3])) mitsamt seiner Umgebung durch seine besonders starke Mütterverehrung bekannt war. Jetzt ist ihr Heiligtum mit zahlreichen Weihedenkmälern an einem Orte gefunden, wo niemand es vermutet, eben in Nettersheim. Über dieses Heiligtum später in anderem Zusammenhange; hier beschäftigt uns zunächst die Frage, ob tatsächlich noch Spuren von Straßenzügen sich vor-

[1]) Sehr wahrscheinlich lag ein ebensolcher Posten in Belgica vicus (Billig).
[2]) Es kommt jedoch auch der gallische (oder germanische) Name *Suleviae* vor.
[3]) Daß *vor* und später auch *zwischen* den Ubiern *Gallier* dort saßen, lehrt der durchaus keltische Name Tolbiâcum (= Heim des Tolbios).

finden. Die Antwort erteilt uns zum Teil schon der Volksmund, der ein Gelände (am Schleifbachtal) „an der alten Straße“ nennt, die auch am Berghang (der Görresburg) noch sehr deutlich sichtbar ist; zu beiden Seiten des alten Weges sind die Felder mit römischen Ziegeln, Mauerresten und Kleinaltertümern besät. Nordwestlich vom Dorfe, auf der Höhe nach Steinfeld zu, sind ebenfalls deutliche Spuren der alten Steinpackung einer Straße erkennbar; und so ist es ähnlich auch auf den Höhen ringsum östlich der Urft, besonders nach Zingsheim und Tondorf zu. Besinnen wir uns darauf, daß bei Marmagen, das in der geringen Entfernung von einigen Kilometern von der Görresburg liegt, die große Eifeler Heerstraße sich teilte, und zwar in zwei große Linien, von denen die eine über Tolbiâcum (Zülpich), die andere über *Belgica* (Billig bei Euskirchen) dem Niederrhein zuführte — nicht nur nach Köln, sondern (in besonderen Armen) auch nach Neuß und Bonn. Diese beiden Linien aber verzweigten sich gleich im Nettersheimer Gebiet wieder in mehrere Seitenarme, die teils später sich mit den Hauptstrecken wieder vereinigten, teils aber auch besonderen Zielen zuliefen. Überdies hatten sich auch schon etwas oberhalb der Nettersheimer Talmulde, bei *Blankenheim,* Straßenarme abgezweigt, von denen einer die Richtung durch das Ahrgebiet auf den Rhein zu (besonders nach Bonn) nahm. Die Hauptstraße Trier—Köln aber hat sich gerade zwischen den Höhen um Nettersheim einerseits und dem römischen Marcomagus andererseits geteilt: der westliche, nach Tolbiâcum gerichtete Arm lief am heutigen Marmagen östlich vorbei, überschritt das Urfttal zwischen Rosentalermühle und Urft, an der sogenannten „Rickerfuhr“, erstieg im Zickzack die Steilwand der Keldenicher Hochfläche und lief über Dottel, Hostel, Eicks gerade auf Zülpich zu. Der andere nach Belgica laufende Hauptarm ging zunächst auf der Hochfläche (nordöstlich von Marmagen) weiter, stieg bei Urft-Dalbenden nieder ins Tal, um sofort steil aufwärts (ganz wie der erste Arm) die Höhe zu gewinnen, wo er — den andern Arm kreuzend — über Weyer (Vivarium) und Weiler „auf der Höhe“, an Eschweiler (bei Münstereifel) vorbei weiter ging. Aber von diesen Armen sonderten sich wieder, wie schon bemerkt, mancherlei Seitenzweige ab, die wir, um nicht zu verwirren, hier nicht besonders hervorheben. Dazu kommt aber, daß außerdem noch mancherlei *Quer- und Verbindungsstraßen* sich hinzugesellen, so zwischen Marmagen und Nettersheim, Steinfeld—Dalbenden—Zingsheim usw.

Nun liegt aber wenige Kilometer unterhalb Nettersheim, zwischen diesem Ort und Urft[1]), auch der *Anfang der großen römischen Wasserleitung aus der Eifel nach Köln.* Aus dem sogenannten „Grünen Pütz“, einer starken Quelle am Fuße der linken Talwand, etwa dreihundert Schritt unterhalb der Rosentaler Mühle faßte sie ihre ersten Wasser, und wenige Minuten weiter nahm sie auch die Gewässer der dort quellenden „Sieben Sprünge“ auf. Gerade bei Rickerfuhr, wo auch die Heerstraße über den Fluß setzte, ging auch der Kanal, *unter dem Flußbette* hindurch, aufs andere Ufer[2]). Der Bau und die Unterhaltung dieses großen Werkes — des größten

[1]) Dieser Bachname geht auf die ältere Form Ur-afa zurück, deren -afa entweder aus dem bekannten germanischen (aus keltischem ab- entlehnten) apa verschoben oder aber aus vorgermanischem -ava entstanden ist.

[2]) Die Wiese, auf der der „grüne Pütz“ sich befindet, ist jetzt von der Düsseldorfer Eifelvereins-Ortsgruppe (E. V.) käuflich erworben worden. Eine Aufgabe der Forschung ist noch, die Art der Vereinigung der Gewässer der „Sieben Sprünge“ mit der Hauptleitung festzustellen. Den ganzen Lauf des Kanals hat zuerst *A. Eick* (Die röm. Wasserleitung aus der Eifel nach Köln, Bonn 1867) untersucht; den Teil, der außerhalb der Eifel liegt, hat auch *Maaßen* behandelt (Die röm. Staatsstraße von Trier über Belgica bis Wesseling a. Rh. und der Römerkanal im Vorgebirge, Bonn 1881). In manchen Einzelheiten werden diese Arbeiten genauer bestimmt durch die sorgfältige Abhandlung *Hürtens* im Eifelblatt, Jahrg. 1910. — Daß der Kanal *unter* dem Urftbett herging, nicht auf Pfeilerstellung, geht aus der Tieflage des Kanals deutlich hervor.



Der Kanal aus der Eifel nach Köln.
(Aus dem „Eifel-Vereinsblatt", Jahrgang 1910.)

Nutzbaues friedlicher Art, den die Römer in der Eifel wie in rheinischen Landen überhaupt ausgeführt — gaben der ganzen Gegend und besonders der Umgebung des Kanal-Anfanges, eine besondere Bedeutung. Da drängt sich die Vermutung auf, daß die Benefiziarier-Station auch die Beaufsichtigung der Wasserleitungs-Anlagen zu ihren Aufgaben gezählt habe. Die Weihinschriften der Nettersheimer Benefiziarier weisen vornehmlich auf den Ausgang des zweiten und die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts hin; eine genau bestimmbare Inschrift stammt aus dem Jahre 237, auf anderen werden die Kaiser Gordianus und Caracalla genannt; dies stimmt mit der mutmaßlichen starken Benutzung [1]) des Kanals in jener Zeit zusammen, insofern gerade mit dem dritten Jahrhundert eine besondere Blütezeit des römischen Germaniens auf dem Gebiet des Gewerbes und Handels, besonders der Keramik und der Glaskunst, anhebt, und gerade der Niederrhein, vor allem Köln, an diesem Aufschwunge in erster Linie beteiligt war.

Vielleicht noch wichtiger als die Entdeckung dieses militärischen Kommandos ist die gleichzeitig erfolgte Feststellung einer ausgedehnten *bürgerlichen Siedlung* an der gleichen Stelle. Daß es sich wirklich um eine Ortschaft, vicus, handelte, wird sicher bezeugt durch einen der Inschriftsteine, den die *vicani*, die Ortsbewohner,

[1]) Über die Zeit seiner *Entstehung* gehen heute die Anschauungen noch sehr weit auseinander; die einen lassen ihn zugleich mit der Erhebung Kölns zur Kolonie (zwischen 40 und 50 n. Chr.) entstehen, andere schreiben ihn dem Kaiser Hadrian (117—138) zu, der allerdings viele Leitungen ähnlicher Art baute, wieder andere, und dies scheint auch mir nicht ganz von der Hand zu weisen, setzen ihn in noch spätere Zeit, in der gerade die rheinische *Städtekultur* sich besonders entfaltete.

geweiht haben, und zwar nicht als Altar, sondern wohl als eine Art *Bau- oder Stiftungsurkunde* des Tempels; denn der Stein fand sich vermauert in der Stirnseite eines der Gebäude. Schade, daß gerade die *Bezeichnung* des vicus auf diesem Stein nicht mehr erhalten ist; so müssen wir wenigstens einstweilen auf die Kenntnis des alten Namens verzichten (wenn er nicht etwa im ersten Teile des *fränkischen* Ortsnamens: *Neffres* [1])-heim — so lautete Nettersheim im 9. Jahrhundert — sich versteckt). Um so deutlicher ist noch heute die *Lage* des Vicus erkennbar: von der Höhe, links der Urft, die den *„Heidentempel"* — so nennt ihn das Volk noch heute — trägt, zieht ein großes Trümmerfeld sich talwärts nach der Eifelbahn zu, auf dem Grundriß und Verlauf römischer Gebäude mitsamt zahllosen Ziegelstücken noch erkennbar sind; Münzen und sonstige Kleinfunde fehlen ebenfalls nicht, und sogar eine *Wasserleitung* von der Höhe zum Tal ist eine Strecke weit festgestellt (an der Straße nach Schmittheim). Dies ganze Gelände trägt heute den bezeichnenden Namen *„Alte Gasse"*. Von der Ausdehnung dieses Vicus aber, der freilich nicht (wie alle keltisch-germanischen Vici) in enggeschlossenen Straßenzeilen sich aufbaut, sondern mehr eine offene Bebauungsweise aufzeigt, gibt aber die Tatsache einen greifbaren Beweis, daß sich jenseits der Eifelbahn auf dem *rechten* Urftufer (bei der Einmündung des kleinen Wellbaches) ebenfalls Grundmauern gleicher Art vorfinden, dabei auch gewaltige Sandsteinblöcke, *große Säulenstümpfe und Bildwerkreste* [2]): dies letzte ist ein Beleg dafür, daß es sich bei unserm Vicus nicht etwa bloß um einen Haufen armseliger Hütten gehandelt haben kann. Baureste finden sich außerdem längs des oben erwähnten Straßenzuges, der das Schleifbachtal quert, desgleichen noch an einer ganzen Reihe anderer Stellen, zum Beispiel auf der „Altenburg", „Aufm Altenhaus" usw.

Auch *Eisenschlacken* sind unter römischem Schutt desselben weiten Geländes gefunden worden: ein Zeichen des Bergbaues, der in jener Gegend schon seit vorrömischer Zeit bis heute betrieben wurde und wird. Keltischen Ursprungs ist zum Beispiel der etwas weiter urft-aufwärts gelegene Stationsort der Trier—Kölner Hauptstraße: *Marcomagus,* Marmagen (das ist „Marcosfeld")[3]). Dabei ist besonders bemerkenswert, daß dieser Ort ganz auf der *Höhe*, nicht im Tale liegt (500 m hoch); es ist nämlich ein immer wieder gehörtes Vorurteil, daß die in vorrömischer Zeit angelegten, angeblich sehr vereinzelten Siedlungen sich ängstlich *im Tale* gehalten und den Anbau der rauhen Hochflächen gemieden hätten. So natürlich es nun auch ist, daß die fruchtbarern Talniederungen zuerst in Angriff genommen wurden, so wurden doch auch bereits in ältester Zeit die höher gelegenen Teile des Gebirges keineswegs gemieden, zumal in den Gegenden bergbaulichen Betriebes, doch auch da, wo nur landwirtschaftlicher Betrieb in Frage kommen konnte, zum Beispiel in den hochgelegenen Tälern der oberen Prüm (Promea) und Nims (Nemesa), die beide ihre keltischen, vielleicht sogar vorkeltischen Namen bis auf den heutigen Tag behalten haben [4]). Wie dicht besiedelt wir uns gerade die Nettersheim-Marmagener Gegend zu denken haben, mag die Tatsache zeigen, daß noch eine ganze Reihe anderer Ortschaften nicht bloß an römischen Altertümern reich sind, sondern bis auf den heutigen Tag den alten Namen bewahrt haben. Dahin gehören besonders die in ihren Namen auf -âcum (heute -ich) endigenden Siedlungen, wie Suetoniâcum = Sötenich, das so einerseits mit Sicher-

[1]) Es könnte an einen Bachnamen Nav-ara gedacht werden; Nav- ist ein Flußnamenwort, das z. B. in Nava = Nahe, Naab (zur Donau) und manchen andern Gewässernamen erscheint. Vgl. auch den *Neffels*bach im Erftgebiet.

[2]) Das Gebäude, zu dem sie gehören, scheint nach den Ergebnissen der Ausgrabung schon in spätrömischer Zeit abgebrochen worden zu sein.

[3]) Marcos ist keltischer Name, nicht zu verwechseln mit dem rein lateinischen Marcus.

[4]) Vgl. meinen Aufsatz „Alte Eifelkultur" im Eifelblatt 1911, Oktoberheft S. 206 ff.

heit in die römische Zeit weist, da es den römischen Personennamen Suetonius in sich enthält, während doch hinwiederum die aus der *gallischen* Sprache stammende Endung *-âc*(um) auf den fortdauernden Einfluß der keltischen Bevölkerungsschicht hinweist; sehr wahrscheinlich war dieser Suetonius, nach dem die Siedlung sich nennt, selber ein Mann *gallischer* Herkunft, wenngleich mit lateinischem Namen. Die Ableitungssilbe -ac- bezeichnet (ganz entsprechend dem germanischen -ing- oder -ung-) die Abkunft oder Zugehörigkeit, und Suetoniâcum ist demgemäß eine Siedlung, sehr wahrscheinlich ursprünglich ein *Gutshof* [1]), der jenem Suetonius zugehörte. Sötenich (oberhalb des heutigen Kall an der Eifelbahn), in unmittelbarer Nähe des Römerkanals, liegt am Fuße der Hochfläche, auf der das stattliche Dorf *Keldenich*, ein altes Caldiniâcum (vom Personennamen Caldinius), nördlich von Urft-Dalbenden sich ausdehnt. Südwestlich von Keldenich, links der Urft und ebenfalls auf einer Hochfläche, liegt *Sistig* = Sextiâcum [2]), während nordöstlich *Mechernich*, durch seinen Bleibergbau bekannt, als Macriniâcum (von Macrinius) ebenfalls gallorömischen Ursprungs ist. Alle diese Orte waren ausnahmslos durch ein dichtverzweigtes Straßennetz an die durchgehenden Verkehrslinien angeschlossen und zeichnen sich gleichermaßen durch Reste römischer Gebäude, Grab- und Münzfunde aus. Sistig war Knotenpunkt zweier Straßenlinien, von denen die eine aus Belgien über Montjoie kam und, zunächst nach Norden ausbiegend, *Mutiniâcum* (Mützenich), *Compendiâcum* (Contzen) und *Castriniâcum* (Kesternich) berührte; von dort aus kreuzte sie, südöstlich laufend, die Täler der Rur (bei Einruhr), der Olef (bei Schleiden), berührte dann Sistig, um sich später in zwei Arme zu teilen, von denen der eine über Schmidtheim zum Heidenkopf bei Jünkerath (also zur Trier-Kölner Linie) lief, der andere über Blankenheim, Tondorf, Michelsberg (bei Münstereifel) zum Rhein führte. Diese Namen auf -âcum, denen sich im Eifelgebiete noch mehrere Dutzend, im ganzen Rheinland ungefähr *dreihundert* [3]) anschließen, bezeichnen zwar von Haus aus eine Einzelsiedlung, also zum Beispiel Mützenich bei Montjoie den Gutshof eines Mannes namens Mutinius; aber in der Regel werden diejenigen Orte dieser Namenklasse ihre alte Bezeichnung aus der römischen Zeit in die fränkisch-mittelalterliche hinübergerettet haben, die im Laufe der Entwicklung andere Siedler um sich gesammelt, also zu vici sich ausgebildet hatten. Von besonderer Bedeutung ist es, daß sämtliche Stationsorte der ältesten Römerstraße durch die Eifel in dem Antoninischen Itinerar ausdrücklich als Vici bezeichnet werden. Es sind:

Beda (Bitburg), im alten *Bid*-gau gelegen,
Ausava (Oos, am gleichnamigen Bache),
Icorigium [4]) (Jünkerath; ob dieser Name durch Umdeutschung aus dem gallo-römischen entstanden, oder mittelalterliche Neubildung sei, muß hier unentschieden bleiben),
Marcomagus (Marmagen, vgl. oben),
Belgica (Billig, an den Ausläufern der Eifelberge, unweit des Erfttales und der Landstraße Münstereifel-Euskirchen) [5]).

[1]) In lateinischen Texten des Altertums und frühen Mittelalters findet sich geradezu öfter praedium (d. i. Gutshof) zugefügt, z. B. praedium Avitâcum = Gut des Avitus.

[2]) Auf den Höhen rechts der *Olef*, die sich in Gemünd mit der Urft vereinigt. Der Name der Olef, alt Olafa, zeigt gleiche Bildung wie der der Urft.

[3]) *Rund hundert* bietet allein der Reg.-Bezirk Trier. Vgl. *M. Müller*, Die Ortsnamen im Reg.-Bez. Trier (Trier, 1910).

[4]) Diese ursprünglichere Namensform ist von der Peutingerschen Tafel überliefert, während das Itinerar die (der gallisch-provinziellen Aussprache entsprechende) Form Egorigium bietet.

[5]) Das im gleichen Zusammenhange vom Itinerar genannte Tolbiâcum liegt schon in der Ebene (zwischen Düren und Euskirchen); übrigens gehört es nicht zu demselben Straßenarme wie Belgica (die Heerstraße teilte sich unterhalb Marmagen).

III. Militärische Anlagen.

Für die Bedeutung dieser Ortschaften, die übrigens *sämtlich* schon vor Ankunft der Römer bestanden haben müssen [1]), spricht der Umstand, daß sie, wenigstens teilweise, in der Spätzeit, nach Durchbrechung der obergermanisch-rätischen Grenzsperre (Limes) mit Mauern und Türmen umgeben worden sind. Bei Bitburg und Jünkerath sind die Befestigungen (ebenso wie die von Neumagen an der Mosel) von *Felix Hettner* untersucht worden. Früher sah man in solchen Anlagen, ja selbst in harmlosen Überresten bürgerlicher Siedlungen *Legionslager* und dazu gehörige Militärbauten; bisweilen entstanden solche Irrtümer durch falsch gelesene oder falsch gedeutete Inschriften und Schriftstellerangaben. So sagt *Bärsch* (Eiflia illustrata III, 1 S. 454) unbedenklich, in Beda vicus habe „die 12. Legion ihr Standquartier" gehabt. Dieser Irrtum, der noch in die neueste Zeit sich fortgepflanzt hat, rührt her von einer mißverstandenen Stelle des Antoninischen Itinerars, wo die lateinische Entfernungsangabe von 12 Leugen [2]) (XII leug.) als Bezeichnung der 12. Legion (XII leg.) aufgefaßt wurde; Veranlassung war allerdings der irrtümliche Abdruck in den landläufigen alten Ausgaben des Itinerars. Von einem Legionslager zu Bitburg kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil die Legionen unmittelbar an der *Grenze,* an Rhein und Donau, zusammengehalten wurden. Die Befestigungen der Straßenstationen und die gleichzeitige Errichtung von Warttürmen längs dieser Straßen und auf Höhen fällt überhaupt, wie angedeutet, erst in die *Spätzeit,* als der *Limes* verloren gegangen (unter Gallienus um 260 n. Chr.) und man zu neuen Verteidigungsbauten schreiten mußte. Bezüglich der Neumagener Befestigung ist uns Konstantin der Große ausdrücklich als Erbauer bezeugt. Auch wenn hier und da sich *Ziegel mit Legionsstempeln* finden, so ist daraus nicht ohne weiteres auf das Bestehen eines befestigten Platzes oder gar eines großen Standlagers für die bezeichnete Legion zu schließen. Diese im Binnenlande gefundenen Ziegel rühren her von kleinen Abteilungen, die zum Ziegeln und Bauen für bestimmte Zeit und besonderen Zweck dorthin gesandt waren, oder aber die Ziegel sind überhaupt nicht an Ort und Stelle gefertigt, sondern von einer *Zentralziegelei,* wie solche bei größeren Truppenverbänden bestanden, dorthin eingeführt worden. So gab es eine große Ziegelei der Spätzeit bei Xanten (die des niedergermanischen Heeres, exercitus Germaniae inferioris), eine andere, wohl bei Neuß, auf dem Ödlande des rechten Rheinufers: tegularia transrhenana („überrheinische Ziegelei"); wieder andere bestanden bei Mainz, Zabern usw. Daneben hatte übrigens, wie angedeutet, auch jede Legion ihren besonderen Stempel; so sind in Aachen (Aquae Granni), das ebenfalls niemals dauernde Militärstation gewesen ist, u. a. Stempel der 30. Legion, die in Colonia Traiana (bei Xanten) lag, vertreten. In Bitburg und Jünkerath wie in allen solchen Straßenstationen (mansiones) lagen nur die nötigen Wachmannschaften zur Aufrechterhaltung des staatlichen Postverkehrs und an wichtigen Kreuzungen, wie in Nettersheim, außerdem die Benefiziarier. Selbst in der Spätzeit, seit Konstantin und seine Nachfolger die Verteidigung des Landes neu geregelt und verstärkt, hat wahrscheinlich eine *ständige* militärische Besatzung, etwa eine Auxiliarkohorte oder sonst eine geschlossene Truppenabteilung, nicht in den genannten Stationen gelegen. Nur *Belgica* und seine Umgegend scheint, nach den bisher gelegentlich gemachten Funden, zeitweilig eine Ausnahme gemacht zu haben; doch ist gerade dort bisher eine planmäßige Ausgrabung großen Stils nicht vorgenommen wor-

[1]) Über die Bedeutung vgl. den erwähnten Aufsatz über „Alte Eifelkultur".
[2]) 1 Leuga = rund 2,2 km; es ist die gallische Meile, die seit dem 3. Jahrhundert auch das amtliche Wegemaß statt der römischen Meile (1,48 km) wird.

den [1]). Die Befestigungen Bitburgs und Jünkeraths waren vielmehr berechnet für den *Kriegsfall:* als Sicherung der Mansion und ihrer Magazine (Horrea) sowie als Schutzburgen für die Bewohner des flachen Landes, die sich hinter die Mauern in ähnlicher Weise zurückzogen, wie die Bevölkerung der altgallischen Zeit in ihre Fluchtburgen (oppida) auf steilen Höhen. Wie stark die seit konstantinischer Zeit errichteten Mauern Bitburgs waren, erhellt daraus, daß sie streckenweise als Grundlage für die mittelalterliche Befestigung benutzt wurden; sie bildeten ein abgestumpftes, der ovalen Form sich näherndes Viereck von 150 m Länge und annähernd ebensolcher Breite (130 m); dreizehn (vielleicht vierzehn) sehr stark gebaute Rundtürme waren in die Mauer eingefügt. Ein sehr breiter und tiefer Spitzgraben (20: 6 m) lief um diese Straßenfestung. Die Heerstraße führte fast genau von Süd nach Nord mitten durch die Befestigung. Im übrigen vereinigte sich hier auf der Höhe — ähnlich wie bei Marmagen-Nettersheim — ein vielmaschiges Straßennetz, das sich aus den Tälern der Mosel, Kyll und Nims dort hinauf zog. Das Bitburger Land kann man fast die *Kornkammer Triers* für die spätere Römerzeit nennen; Beweis dessen sind die gerade dort so zahlreichen Villen und Gutshöfe. Ob aber, wie man vermutet hat, zum militärischen Schutze dieser Landschaft die sogenannte *Langmauer* (vergl. unten), an deren westlichem Rande Bitburg liegt, eigens erbaut sei, erscheint aus mehr als einem Grunde zweifelhaft.

Einen ähnlichen Mauergürtel erhielt, ungefähr gleichzeitig mit Bitburg, auch Jünkerath, ebenfalls ein wichtiger Knotenpunkt von Straßen. Die Reste der Umwallung, von der Eisenbahn durchschnitten, liegen etwa 300 m unterhalb des Bahnhofs noch zum Teil offen zutage. Es ist ein dem Kreise sich näherndes Sechzehneck mit wenig vorspringenden Rundtürmen an den Ecken; auch hier ging die Heerstraße mitten hindurch. *F. W. Schmidt,* der erste Erforscher der rheinischen Römerstraßen, sah die (etwa 5 m dicken) Gußmauern noch in einer Höhe von 2 bis beinahe 3 m aufrecht stehen. Nach seinem Zeugnisse hatte etwa 40 Jahre vorher (das heißt gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts) der Besitzer eines Hüttenwerks die damals noch weit höheren Mauern und Türme bis auf die zu seiner Zeit noch stehenden Reste niederreißen und den Innenraum zu Garten- und Ackerland herrichten lassen. Bei Wegräumung des Schuttes kamen nicht nur mehrere Tausend Münzen (darunter auch goldene, zum Beispiel von dem Gegenkaiser Marius, einem der sogenannten „dreißig Tyrannen" in Gallien, um 270), sowie Waffen, Geräte und Gefäße, sondern auch zahlreiche Denkmäler zutage. Wichtige *Grabmäler* aber wurden auch bei *Hettners* Grabung in ihren Resten festgestellt; die Blöcke waren ebenso wie in Neumagen von früher gesetzten Denkmälern hergenommen und als willkommener Baustoff in die Grundmauern versenkt worden. Besonders bemerkenswert sind die Überreste solcher Grabdenkmäler, die ganz die gleiche Form eines schlanken Steinturmes zeigen wie die Igeler Säule.

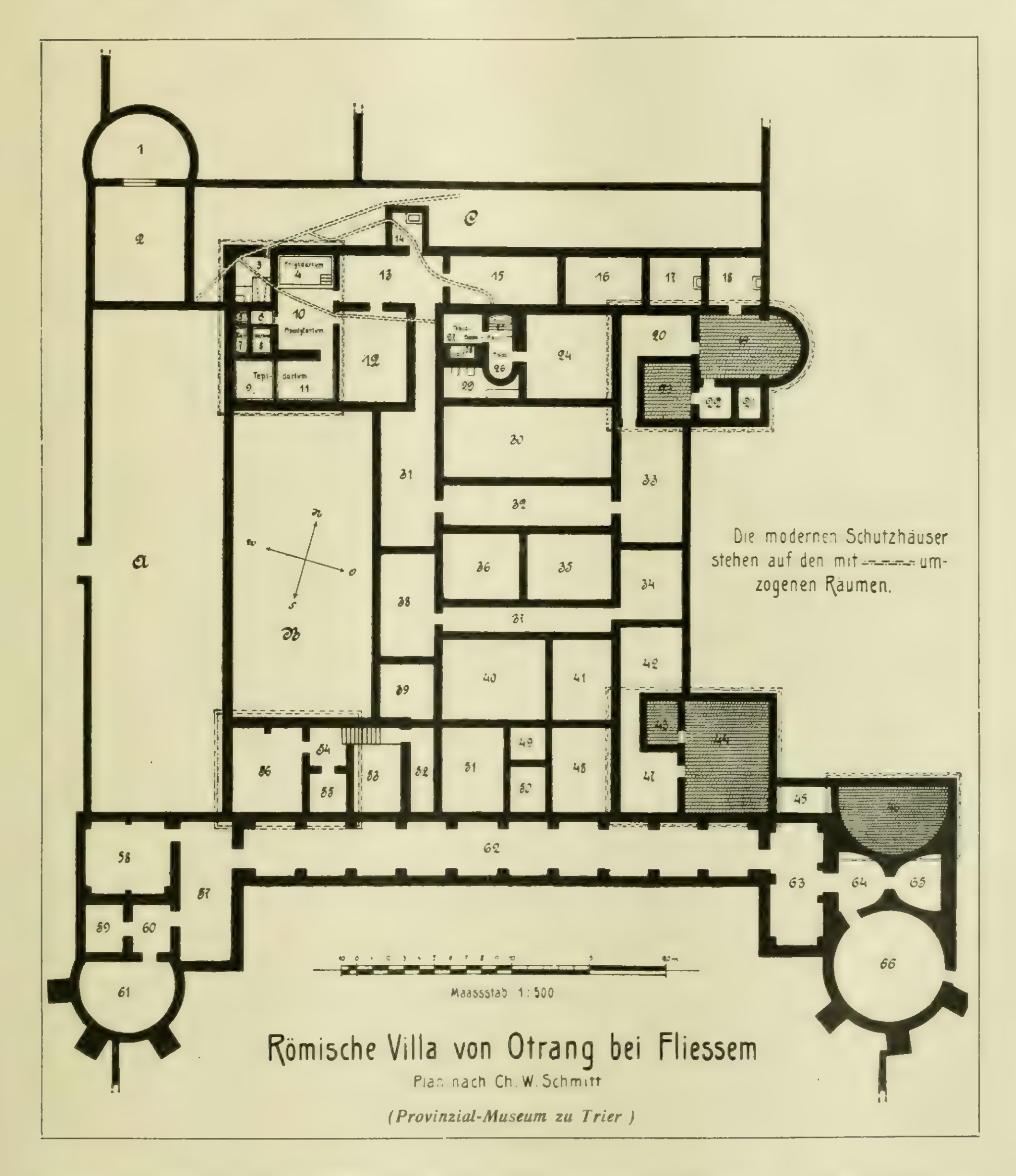
Lehrreich sind auch die Gebäudereste, die innerhalb der Jünkerather Befestigung in vollständig regelmäßiger Anlage neben der Römerstraße festgestellt sind; die sehr großen, durch Querwände nicht geteilten Räume waren vermutlich eben jene Vorratshäuser der Mansion, zu deren Schutz die Umwallung diente. Bei dem verhältnismäßig geringen Umfange der Festungen — bei Beda vicus bedeckt sie 2, bei Icorigium nur 1,52 ha Bodenfläche — ist es ausgeschlossen, daß innerhalb der Mauern die bürgerlichen Siedler sich *ständig* befunden hätten; der Vicus lag vielmehr außerhalb der Mauern, ganz wie die Canabä der Kastelle und Stand-

[1]) Ebenso auch nicht in Oos, von dem überhaupt bisher am wenigsten bekannt ist. Über die Befestigungen Bitburgs und Jünkeraths vgl. *Hettners* Untersuchung im 10. Bde. der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst (1891).

lager, und erst bei drohender Feindesgefahr wurden die schützenden Mauern als letzte Zufluchtsstätte aufgesucht.

IV. Einzelgehöfte, Landhäuser.

Cäsar berichtet, daß die Helvetier wie die Gallier überhaupt in *Ortschaften* (vici) sowie in *Einzelhöfen* (aedificia) gehaust hätten, und so finden wir es genau



Römische Villa von Otrang bei Fliessem
Plan nach Ch. W. Schmitt
(Provinzial-Museum zu Trier)

wieder in dem Siedlungswesen des gallisch-römischen Eifellandes. Es ist übrigens im wesentlichen die gleiche Art, wie wir sie bei den *Germanen, wenigstens in den früher von Kelten bewohnten Gebieten,* beobachten, und wie sie von Tacitus beson-

ders für die Stämme des westlichen Niedergermaniens beschrieben wird; denn auch Tacitus spricht keineswegs *ausschließlich* von germanischer *Einzelsiedlung,* sondern auch von *dorfartigen Ortschaften* (vici), wenngleich diese nicht geschlossene, in Zeilen aufgereihte Häuserlinien, sondern lose, ringsum verstreute Einzelhäuser in sich begriffen, ganz ebenso, wie wir es in Gallien selbst und wiederum bei der keltisch-germanischen Mischbevölkerung links des Rheines, zum Beispiel in der *Nettersheimer* Siedlung, wahrnehmen können.

Dabei bleibt durchaus bestehen, daß die *Einzelgehöfte* einen schwerwiegenden Faktor der Landsiedlung darstellten, vor allem durch die großen *Villen und Gutshöfe der Großgrundbesitzer,* auf deren Latifundien wiederum die kleinen Pächter und die leibeigenen Zinsbauern (coloni) ihre Kotten hatten.

Wenngleich die bisher bekannten Landhäuser sehr verschiedene Grundrißformen darbieten, die einer eindringenden Bearbeitung und Sichtung noch entbehren, so hat man doch längst gelernt, besonders durch die Beobachtungen Hettners, auch in der Eifel zwei Hauptarten, wie sie von römischen Gewährsmännern selbst bestimmt wurden, zu unterscheiden: die villa rustica, den landwirtschaftlichen Meierhof, und die (dem städtischen Wohnhaus angenäherte) Luxusvilla; zu ihnen gesellt sich aber doch eine aus beiden Typen gemischte Unterart: die herrschaftliche Wohnhausanlage des Großgrundbesitzers, zu der auch ausgedehnte Wirtschaftsgebäude gehören. Von den überaus zahlreichen, noch von Jahr zu Jahr sich mehrenden Fundstellen römischer Einzelgehöfte in der Eifel sind bisher verhältnismäßig wenige planmäßig von Fachmännern untersucht; doch sind wir über einige besonders eigentümliche oder hervorragende Anlagen um so genauer unterrichtet. Besonders liegen solche Villen an sonnigen, windgeschützten Abhängen, und immerfort werden Baureste, die auf sie hinweisen, von den Bauern in ihren Äckern gefunden; wegen der großen Unkosten lassen diese umfangreichen Bauten sich nicht alle völlig ausgraben, aber mit vollem Rechte meint *Hettner*[1]), es werde sich lohnen, auf einem begrenzten Bezirk, etwa im Kreise Bitburg, einmal den Versuch zu machen, allen Römervillen nachzuspüren, *nicht,* um sie völlig auszugraben, sondern nur um das Vorhandensein selbst und vielleicht die Größe festzustellen, und zwar deshalb, weil sich so ein *Schluß auf den Umfang der Gutsbezirke machen läßt.* Von den kleineren Wirtschaftsvillen in unserem Gebiete seien beispielsweise genannt die gut erforschten Gutshöfe bei *Stahl* und *Nattenheim* im Kreise Bitburg (beide nicht weit von der großen Eifelstraße), die kürzlich aufgedeckte Villa bei *Sarresdorf*-Gerolstein[2]) und eine solche zwischen diesem Orte und Prüm bei *Büdesheim,* weiter abwärts im Kyllgebiet *Butzweiler* (in einem Seitentälchen unfern Cordel), *Breitfeld* bei St. Vith, wo vor einigen Jahren wenigstens die Hypokausten bloßgelegt wurden, *Allenz* im Kreise Mayen, ein Dörfchen, das, wie die meisten solcher römischen Villenorte, schon im frühen Mittelalter eine Pfarrei besaß. Von Fundstellen, die noch nicht planmäßig durchforscht sind, aber doch mehr oder weniger große (durch Heizanlagen, Hypokausten, gekennzeichnete) Bauten erkennen lassen, seien hervorgehoben die sogenannte *Ackerburg* bei *Ehlenz* (an der Landstraße zwischen Waxweiler und Bitburg), ein Trümmerfeld auf der Flur von *Hommerdingen* (Bürgermeisterei Cruchten, im Kreise Bitburg), eine schon früh bekannte, aber leider vernachlässigte Bauanlage bei *Harzheim* (zwischen Eiserfey und Münstereifel), ebenso wie beim nahegelegenen *Pesch,*

---

[1]) „Römisches aus der Eifel" (Ztschr. „Rheinlande", 1902, S. 7).

[2]) Sehr ausgedehnte *Badeanlagen,* die *getrennt* von der kleinen Gerolsteiner Villa aufgefunden worden sind, legen die Vermutung nahe, daß das Bad zu einer Villenanlage großen Stils gehörte, während die aufgedeckte kleine Wirtschaftsvilla ein Bestandteil dieses Latifundiums war (vgl. unten das über Fließem Gesagte).

ferner ausgedehnte Gebäudespuren bei *Keldenich* und *Dottel* (untern des großen Römerkanals), desgleichen bei *Strempt* und *Mechernich* im Gebiet des Feybachs, endlich besonders beim heutigen Burghofe *Zievel* (vielleicht einem alten *Tibulliâcum);* überhaupt ist jenes ganze Gebiet — das der Urft und der oberen und mitt-





Kelte und Keltin.





Germane und Germanin.

Hermen von der Villa zu Welschbillig (Provinzial-Museum zu Trier).

leren Erft — voll von Spuren größerer Gebäulichkeiten, die aber selten genauer untersucht sind. Der Grundriß ist festgestellt worden bei einer römischen Villa bei *Eicks* (unweit Commern) und zum Teil auch bei der ungewöhnlich großen und prächtigen Villa von *Weingarten,* im Erfttal unterhalb Münstereifel. Dagegen harren starke Gebäudespuren in *Münstereifel* selbst, in der Nähe der Burgruine, noch näherer Forschung, obwohl der Fund mehrerer Goldmünzen auf eine reicher gestaltete Anlage konnte schließen lassen. Überreich an Villen, besonders auch solchen großen Stils, ist besonders das mittlere und untere Kyllgebiet. Ganz naturgemäß; die besondere Einwirkung des nahen Kulturzentrums, der Kaiserstadt Trier, tritt darin deutlich hervor.

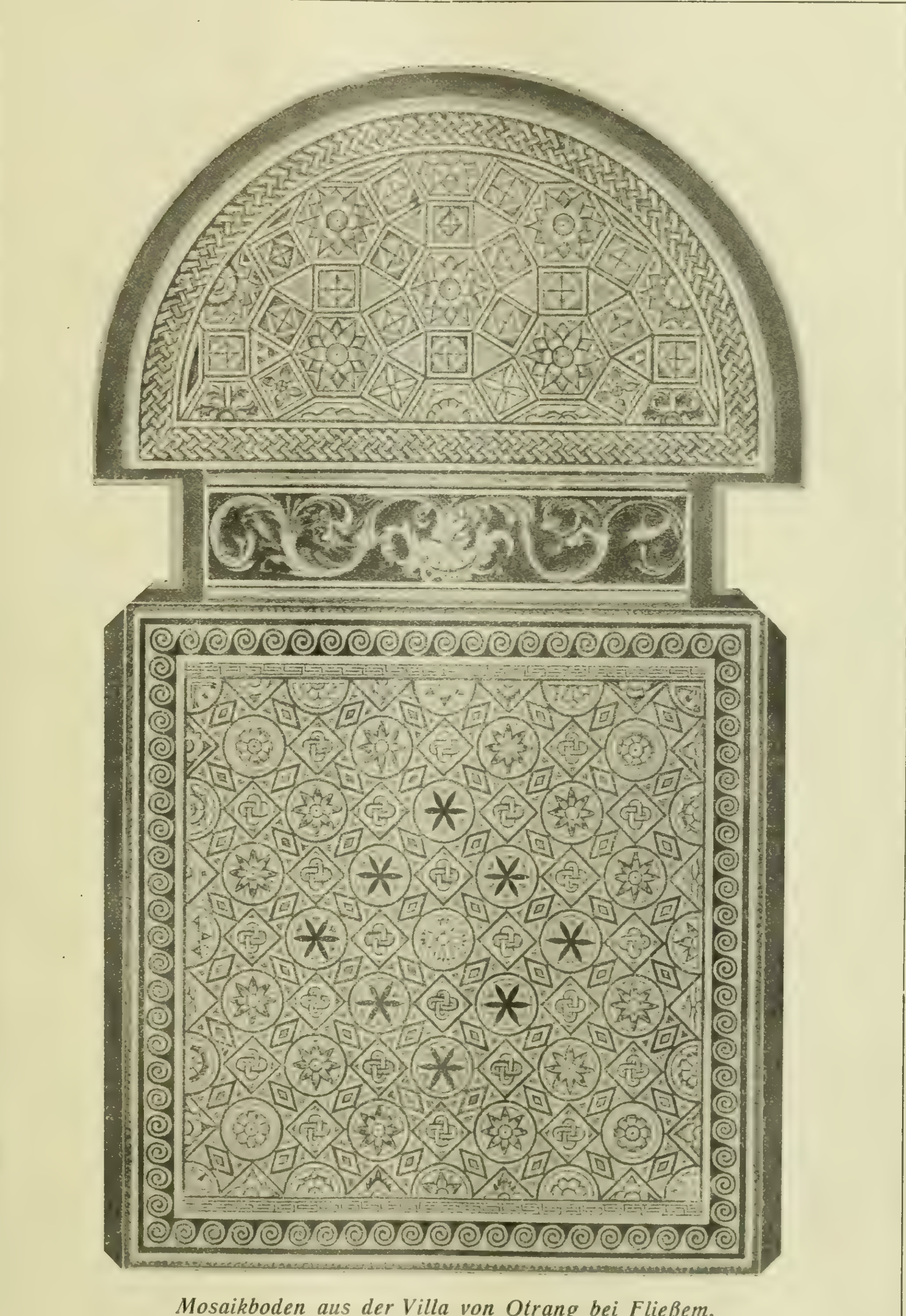
Wir heben zunächst die große (von *Hettner* 1878/79 ausgegrabene) Villa bei *Leudersdorf*, im Kreise Daun, hervor, weil sie einmal in einem *heute ganz öden Gelände* liegt und außerdem in ihrem Grundrisse deutlich *eine lange Entwicklungsreihe* aus kleinen Anfängen heraus verrät. Der Hauptbau hat eine Länge von 76 m, die später davor gelegte Veranda mit ihren Seitenflügeln eine solche von 108 m. Den allmählich steigenden Reichtum der Besitzer verrät die glänzende Marmor-Ausstattung in den jüngeren Teilen; ja, zahllose *Mosaiksteinchen*, die auf einem Haufen gefunden wurden, zeigen die Absicht des Gutsherrn, durch musivischen Schmuck das Werk zu krönen: aber die Ungunst der Zeiten ließ ihn nicht mehr dazu kommen; eine dicke *Brandschicht*, in der übrigens auch viele Bruchstücke von *Fensterglas* gefunden wurden, redet eine deutliche Sprache. Der letzte Erweiterungsbau scheint um das Jahr 300 vorgenommen zu sein.

Die Einzelfunde lassen auch ein Licht auf die *religiöse* Welt, in der die Villenbewohner lebten, fallen: es sind durchweg die *provinzial-gallischen Gottheiten*, denen man hier huldigte. Eine hervorragende Stelle muß hier der Kult der *Muttergottheiten* eingenommen haben; eine ganze Reihe kleiner Tonfiguren stellen Matronen dar und legt damit die Vermutung nahe, daß die Hausgenossen provinzialer, vermutlich keltischer Abkunft waren. In einiger Entfernung vom hochgelegenen Hauptgebäude, nach der Talniederung zu, wurden noch andere Baulichkeiten festgestellt, die wahrscheinlich als weitgestreckte *Wirtschaftsräume* dienten. Übrigens scheint der heutige Flurname doch noch, wenngleich in versteckter Weise, an diese Villa, oder — in spätlateinischer Wortform — dies *Villare* zu erinnern; die Flur heißt „Ban-Weiler" (wohl gleich „bâ'n [beim] Weiler"), so daß die Erinnerung an den römischen Gutshof in die fränkisch-deutsche Zeit sich hinübergerettet hätte.

Die langgestreckte Gestalt des Grundrisses kehrt wieder in der großen Villa von *Oberweis*, an der Bitburg—Neuerburger Straße; in ihr ist der Mosaikschmuck, den der Leudersdorfer Gutsherr nur erst plante, gleich bei der ersten Anlage ausgeführt. Noch mehr aber erinnert an italisch-römische Vorbilder die erst kürzlich ausgegrabene Villa bei *Wittlich* (Vitelliâcum). Sie hat eine reizende Lage an dem Talhang der Lieser, der Lesura im Moselgedicht des Ausonius, und folgt mit den Linien ihrer Stirnseite dem leicht gekrümmten Laufe des Flußtals. Eine *Säulenhalle* von 130 m Länge öffnete sich nach dem Tale zu. Ausgedehnte Heizungsanlagen, Keller (mit Lichtschächten und Wandnischen), sinnreich und symmetrisch gruppierte Gebäudeflügel bezeugen deutlich römischen Luxus im stillen Seitental der Mosel.

Ein eigenartiger Prunk ist das Kennzeichen einer anderen Eifelvilla: es ist die — abseits der heutigen Verkehrsstraßen gelegene — Villa zu *Welsch-Billig* (Biliâcum) mit ihrer großen Teichanlage und dem umschließenden *Hermen*-Geländer (Abb. S. 231). Einen natürlichen Teich hatte man in ein künstliches, betoniertes Zierbecken (58 : 18 m) umgeschaffen und dieses mit einer kostbaren Steinbrüstung umgeben, deren 112 Pfosten „Hermen" darstellten; diese Hermen zeigen die Köpfe von Volksangehörigen verschiedener Nationalität — Kelten, Germanen, Griechen usw. — oder auch von berühmten Männern des Altertums (Abb. S. 227). Auch hier hat Felix Hettner erst den richtigen Weg in der Deutung dieser merkwürdigen Zeugnisse antiker Kunst auf Eifeler Boden gewiesen.

Wieder in anderer Weise ist die (auch in weiteren Kreisen bekannte) Villa von *Otrang bei Fließem* ausgezeichnet. Ihr ausnehmend prachtvoller Mosaikschmuck (Abb. S. 229) und ihre gewaltige Größe schienen ihrem ersten Erforscher *C. W. Schmidt*, 1843) sich nur so zu erklären, daß es sich um eine *„Jagdvilla"* der in Trier wohnenden Kaiser handele, und als solche spielt sie auch immer noch eine Rolle in landläufigen Darstellungen; eine solche Auffassung verrät aber nur die



Mosaikboden aus der Villa von Otrang bei Fließem.

gänzliche Hilflosigkeit jener älteren Zeit gegenüber den gewaltigen Äußerungen einer starken Lebenskultur in unserem römischen Rheinlande und damit auch der Eifel. In Wirklichkeit handelt es sich um eine ganz ausgedehnte *Gutsanlage*, um ein „Rittergut", dessen Wohngebäude allerdings von der Geldkraft seiner Besitzer laut genug redet. Als kaiserliches Landhaus kann sie schon deshalb nicht errichtet sein, weil sie nach ihrem baulichen Charakter zweifellos in die ältere, vorkaiserliche Zeit Triers hinaufreicht. Leider ist die Anlage keineswegs ganz ausgegraben; in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat A. vom Werth Nachgrabungen veranstaltet; aber ihr Ergebnis ist immer noch nicht veröffentlicht. Als Wirtschaftsvilla weicht sie übrigens deutlich genug von den bisher besprochenen Vertretern des langgestreckten Typus (besonders zu Wittlich) ab; der ausgegrabene Teil ist beinahe ein Quadrat von 68 : 72 m (Abb. S. 225).

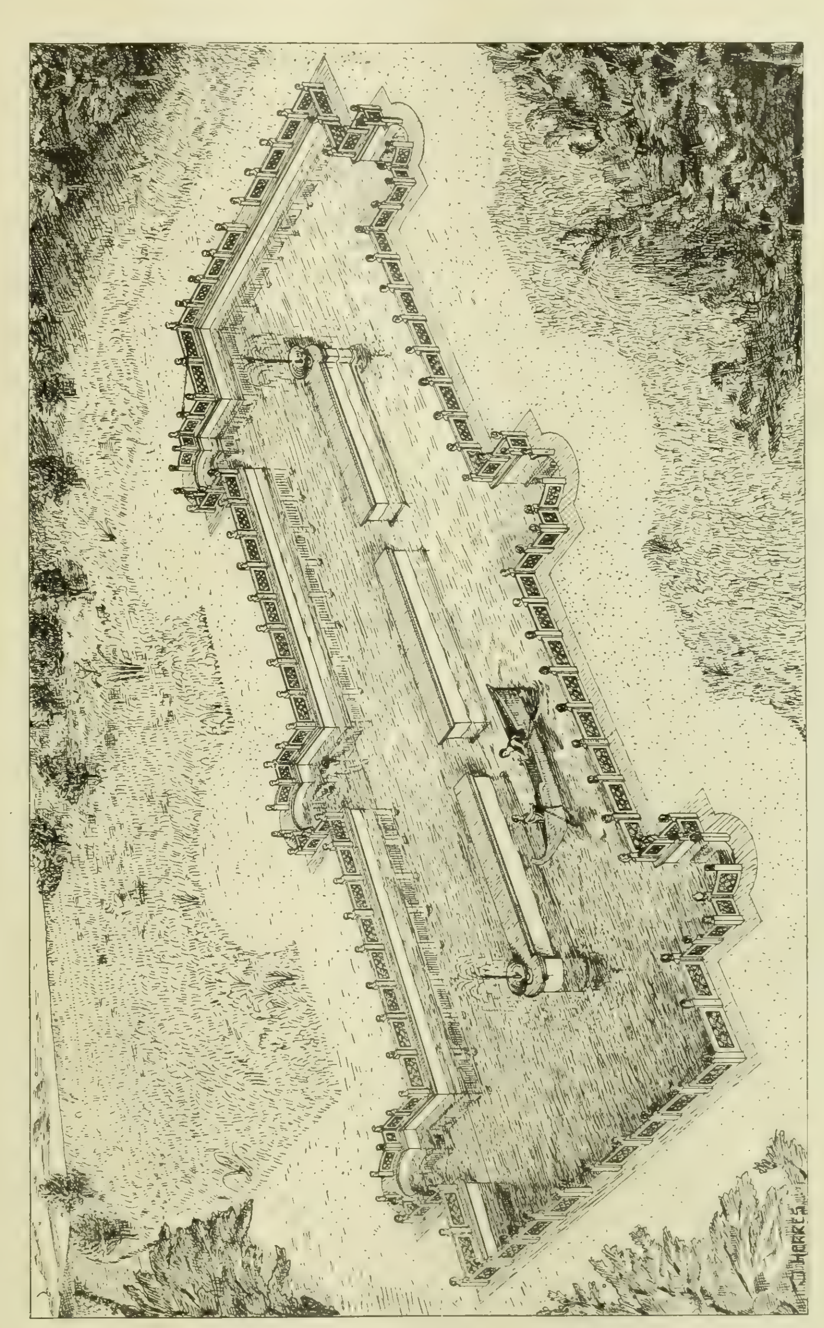
In die gleiche Reihe wie Otrang gehört die ebenfalls ausgedehnte und im Wohngebäude reich ausgestattete Anlage bei *Blankenheim*, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Konst. Koenen ausgegraben.

Die weit ausgedehnten Herrensitze der Latifundienbesitzer hatten vielfach mehrere kleinere *Meierhöfe* um sich, in denen Verwalter (oder andere, in irgend einer Weise von den Großherren abhängige Landwirte) ihr Heim hatten. Auch diese zeigen zum Teil quadratische oder doch annähernd gleichseitige Bauanlage, so die kleine Villa zu *Stahl* (bei Bitburg) und der (kürzlich vollständig ausgegrabene) Meierhof zu *Bollendorf*. Anderswo aber erscheint ein genau *rechteckiger* Grundriß, so bei der Villa zu *Schleidweiler* (auf deren Besonderheit *E.* Krüger aufmerksam gemacht hat) und bemerkenswerterweise auch bei einem Meierhofe im Beringe des großen Otranger Gutsbezirks. Gleicher Grundriß wird aber auch im *Limesgebiet* und anderswo (zum Beispiel in Belgien) beobachtet. Man sieht, in welch engen Beziehungen die Kultur- und Lebensbedingungen unseres Gebirgslandes mit andern Gebieten des großen Imperiums standen.

V. Tempelbezirke und Götterverehrung. Heilquellen.

Aus den Funden der Villa bei Leudersdorf hoben wir die Tonfigürchen der *Muttergottheiten* hervor, weil sie uns von der religiösen, und damit auch der nationalen Eigenart ihrer Bewohner etwas erzählen. Wenngleich hier und da in der Nähe einer Villa ein größeres Bild römischer Staatsgötter — bei Fließem zum Beispiel Diana — gefunden und dabei vorhandene Mauerreste auf ein zugehöriges Tempelchen gedeutet sind, so zeigen doch die bis jetzt näher untersuchten größeren *Tempelbezirke*, sämtlich *gallische*, hier und da vielleicht gallisch-germanische, nicht aber römische Art. Ein Musterbeispiel ist die erwähnte Tempelanlage in *Nettersheim*, besonders weil sie auch eine besonders reiche Ausbeute an Zeugnissen des dort herrschenden Götterkultes hergegeben hat. Gerade in jüngster Zeit sind mehrere, und zwar besonders wichtige Kultstätten dieser Art entdeckt und erforscht worden; sie haben die älteren Forschungen *Felix Hettners*, der zum ersten Male mehrere Tempelbezirke links und rechts der Mosel, in der Eifel besonders *Möhn*, vollständig untersucht und beschrieben hatte[1]), bestätigt und im besonderen die *quadratische* Anlage dieser Heiligtümer als ein gemeinsames Merkmal festgestellt. Schon dies ist von hellenisch-römischer Art verschieden, die bekanntlich durchaus an der länglich geformten Cella oder an der Kreisform des Rundtempels festhält.

[1]) *F. Hettner*, Drei Tempelbezirke im Trevererlande (Trier 1901); außer Möhn sind dies Dhronecken und Gusenburg im Hunsrück. In Möhn liegt neben dem größern Tempel quadratischer Form ein kleinerer *rechteckiger*, der eine Apsis zeigt; wir haben hier also nebeneinander provinziale und hellenisch-römische Tempelgestalt.



Villa zu Welschbillig: Wasserbecken mit Hermengeländer.
(Provinzial-Museum zu Trier.)

Sehen wir die *Nettersheimer* Anlage etwas näher an [1]. Der heilige Bezirk (Temenos) ist von einer viereckigen Umfassungsmauer eingeschlossen; der Eingang ist von Osten. Ihm gegenüber liegt ein quadratisches Gebäude von 6,40 m Weite; dem Eingange, der wieder in der Ostwand liegt, stand einst gegenüber das Kultbild; es war also, der gewöhnlichen antiken Anschauung entsprechend, von West nach Ost gerichtet. Der Tempel ist aber umgeben von einer äußeren, ebenfalls quadratischen Mauer von rund 8½ m Seitenlänge; daß hier ehemals ein den Innenbau umgebender Holzsäulenumgang war, darauf deuten Sandsteinplatten, die zum Teil *Zapfenlöcher für Holzpfosten* zeigen. An den Außenwänden des inneren Baues haben sich zahlreiche Reste eines weißen Wandverputzes erhalten; im Mauerwerk, das im allgemeinen aus Bruchsteinen besteht, ist der *Ziegeldurchschuß* bemerkenswert, wie er aus Trierer Kaiserbauten (zum Beispiel dem Kaiserpalast und dem Dome) bekannt ist. Südlich von diesem Tempel liegen noch zwei kleinere, ebenfalls quadratische „Kapellen", die eine von 3 m Seitenlänge, die andere gar nur von ungefähr 2,50 m.

Sämtliche Matronen-Steine, noch acht an der Zahl, fanden sich unmittelbar an der erwähnten Säulenumgangsmauer, hatten also einst auf dieser selbst ihre Stelle; daß sie unter Dach und Fach standen, wird auch durch ihre gute Erhaltung bewiesen. Der Umstand, daß nicht bloß die Insassen der Dorfgemeinde, die den Tempel errichtet (vergl. oben), sondern auch die Benefiziarier — einer trug den stolzen Namen M(arcus) Pettronius Patroclus — in dieser Kultstätte der Aufanischen Matronen ihre Altäre weihten, wirft ein Licht auf die kulturellen Verhältnisse der niedergehenden Kaiserzeit: die *einheimische Strömung* in Sprache, Sitte, Götterverehrung gewinnt auch im *öffentlichen* Leben Oberwasser, und so opfern denn diese Legionare der Benefiziarierstation, die früher und an anderen Stellen dem römischen Jupiter und dem Genius loci huldigten, jetzt hier ausdrücklich den „barbarischen" Muttergöttinnen. Im Zülpicher und Jülicher Lande, wo der Matronendienst besonders blühte, haben sich bis auf den heutigen Tag Sagen über die „*Juffern*" — als Nachklänge des Mütterkults — erhalten. Bekannt sind auch auf Eifeler Boden die „heiligen drei Jungfrauen" von Auw (an der Kyll), wo anscheinend alte Matronen-Erinnerungen frommsinnig in christliches Gewand gekleidet sind. Sie heißen hier Adela, Clothildis und Irmine; aber die bekannten drei Schwestern der Legende: Fides, Spes und Caritas kommen ebenfalls in der Eifel vor, und zwar im Kreise Prüm, in Gondelsheim, ebenso in Ulfflingen (Trois Vierges) in den Luxemburger Ardennen [2], und gerade hier kann man sich solcher versteinerter Überbleibsel der Matronen versehen, da ihre Denkmäler über das ganze Gebiet verstreut sind. Auch bei *Nettersheim* und *Urft* hat sich gleiche Erinnerung erhalten: am Fuße der „Stolzenburg", deren letzter Ritter — so erzählt der Volksmund — samt seiner Burg von Gottes rächender Hand in den Abgrund geschleudert wurde [3], sitzen nächtlicher Weile die *Jungfrauen in weißen Gewändern* am Ufer des Flüßchens und spiegeln sich in den mondbeschienenen Wellen; dem, der sie nicht verscheucht, tun sie kein Leid an. — Die jüngste Zeit hat uns noch eine zweite Kultheimat der Matronen in der Eifel offenbart: die der ebenfalls schon früher durch vereinzelte Weihesteine bekannten Matronae *Vacallinehae* bei *Pesch* unweit Münstereifel [4].

---

[1]) Vgl. besonders *H. Lehner,* Bonner Jahrbücher, Bd. 119, S. 301 ff.

[2]) Vgl. *Schannat-Bärsch,* Eiflia illustrata, III. Bd., 1. Abt., 1 S. 433 f.

[3]) Auf der Felskuppe selbst ausgedehnte römische Grundmauern.

[4]) Mehrere Weihesteine der Vacallinehae sind auch bei *Wachendorf* (unweit Antweiler, Kr. Euskirchen) gefunden; ob der Name des Dorfes irgendwie mit dem Wortstamme Vacal- zusammenhängt, ist unsicher.

Ein anderer, jüngst erforschter Tempelbezirk, der von *Cornelimünster,* ist vor allem bemerkenswert, weil uns hier der *Name* des zugehörigen Vicus — das was in Nettersheim ein tückischer Zufall versagte — inschriftlich bezeugt worden ist. Er lautet *Varnenum,* ein Name zweifellos keltischer Herkunft. Auch hier lagen Tempel und Vicus nach gallischer Art auf der Höhe, und zwar an der Straße, die von Bavai (Bagâcum) über Limburg und Düren (Marcodurum) nach Köln (Colonia Claudia Ara Agrippinensis) führte. Auch in nachrömischer, fränkischer Zeit muß die Siedlung (bis zur Gründung des Klosters, Monasterium, im 9. Jahrhundert) zunächst noch auf der Höhe verblieben sein: daran erinnert noch heute die uralte (mit römischen Inschrift- und Skulptursteinen gespickte) ehemalige Pfarrkirche. Die Tempelanlage, allem Anscheine nach weit glänzender errichtet und ausgestattet als die Nettersheimer, war dem Schutzgotte des Ortes, Varneno, dessen Name sonst nirgends nachgewiesen ist, gewidmet. Nach den keramischen Funden fällt die Gründung um das Jahr 80 n. Chr. (in die Zeit der Flavier); im 2. Jahrhundert wurde die Anlage durch Brand zerstört, doch bald nachher (wie die Baureste bekunden) wieder prächtiger aufgebaut [1]).

Damit ist die Zahl der Tempel, die einheimischen Gottheiten geweiht sind oder aber die für unsere Gegenden bezeichnende quadratische Anlage haben, bei weitem nicht erschöpft. Unweit Bitburg, bei Nattenheim an der Trier-Kölner Römerstraße, wurde im Jahre 1875 eine Weihinschrift gefunden, aus deren stark zerstörtem Text soviel mit Sicherheit hervorgeht, daß darin von der Errichtung oder Erneuerung einer Baulichkeit, und zwar „von Grund aus" ([a fun]damentis), die Rede ist, und da die Inschrift samt der Steinfigur einer sitzenden Gottheit mit Steuerruder [2]) in einem *Tempelchen* quadratischen Grundrisses gefunden ist, so wird es sich eben um eine Bauurkunde handeln. Besonders bemerkenswert ist, daß ebenda Münzen von Augustus bis Arkadius, also bis zum Beginn des *fünften* nachchristlichen Jahrhunderts gefunden wurden, ein Zeichen für die lange Behauptung der römischen Hoheit in diesem ländlichen Gebiet. Eine weitere Bauinschrift lieferte das kleine *Idenheim,* wiederum im Bitburger Bezirk. Hier verrät sich der Widmende schon durch seinen Namen: Sautus Novialchi filius, als einen Nichtrömer; wenn er nun zwar dem *Merkur* seine Stiftung, *zwei Tempel,* widmet, so haben wir es hier zweifellos mit dem *gallischen* Handels- und Verkehrsgott, in keltischer Sprache: Esus, zu tun [3]). Zu diesem Merkurtempel gesellt sich an der Grenze unseres Eifelgebiets, nämlich in der Nähe von Koblenz (Confluentes) die bedeutende Tempelanlage zu Ehren des gallischen Merkur und der ihm zugesellten Göttin Rosmerta, die inmitten eines aus der keltischen in die römische Zeit hinüberreichenden Vicus im Koblenzer Stadtwald, oberhalb der Burg Stolzenfels, um die Wende des letzten Jahrhunderts zutage kam.

Auch der Göttername selbst ist unrömisch in der Weihung an den Gott *Caprio* in einem Tempel bei Mürlenbach: es ist wieder eine Bauinschrift, die ein Mann gallischer Herkunft in dem Tempel selbst, dessen Grundmauern von rund 10 m

---

[1]) Vgl. meine Ausführung im Eifelblatt 1910, S. 309 f. — Die Inschrift eines Bronzetäfelchens, die den Gott Varneno nennt, ist von einem Kölner Priester M(arcus) Fucissius Secundus gestiftet; eine andere, ebenfalls auf Bronze eingegrabene Inschrift verbürgt den Namen des Vicus. Bemerkenswert ist, daß jüngst durch ein drittes Bronzeplättchen der Kult der dea *Sunuxal,* der Stammesgöttin der um Eschweiler wohnenden Sunuker (Sunuci), auch für Varnenum festgestellt ist.

[2]) *Hettner* (Steindenkmäler des Prov.-Mus. zu Trier, S. 69) deutet die Göttin auf Fortuna.

[3]) *Hettner,* Steindenkmäler S. 45 (Nr. 67): Deo Mercurio sac(rum). Sautus Novialchi fil(ius) aedes duas cum suis ornamentis et triburna (d. i. die Bühne für die Götterfigur); v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito).

im Geviert bloßgelegt wurden, hatte anbringen lassen[1]). Der Kult dieses Gottes ist übrigens bisher nirgends sonst nachgewiesen. Der Fundort liegt auf einer Abstufung der linken Talwand der Kyll. Im selben Flußtal, am Fuß der Kasselburg, hat die Umgebung des Dörfchens Pelm (oberhalb Gerolstein) uns Kunde vom Tempel einer anderen Ortsgottheit, der Göttin *Caïva,* gegeben. Auch hier ist uns wieder die Weihetafel innerhalb des errichteten und (im Jahre 1833) wieder ausgegrabenen Tempelchens erhalten, und durch Hinzufügung der Konsulnamen sind wir sogar über das Baujahr, 124 n. Chr., das also in die Blütezeit der Kaiserherrschaft fällt, unterrichtet; auch einen *Tempelschatz* (21 750 Mark nach unserem Gelde) hatte der Erbauer, Marius Victorius Pollentinus, gestiftet[2]), und zwar zum Zweck der Unterhaltung des Gebäudes. Auch die Caïva, vielleicht eine Schutzgöttin der Gerolsteiner Sauerbrunnen (etwa der Sidinger Quelle), ist anderwärts nicht nachgewiesen. Man wird fragen: Badeanlagen der *Römer* sind zwar bekannt, aber was haben die Gallier, und somit gallische, nicht-römische Gottheiten damit zu schaffen? Gerade in diesem Punkte treffen hellenisch-römische Sitte und gallische Neigung zusammen. Der Quellgott Nemausus, der der heutigen Stadt Nîmes den Namen gegeben, ist allbekannt, und wenn man dort, in dem alten Kulturlande der Provence, hellenistischen Einfluß vorschützen könnte, so fehlt die Vorliebe für warme Quellen doch auch nicht im gallischen Norden. Es ist bekannt, daß in unserem Eifelgebiet, im Ueßtal, das sich zur Mosel öffnet, beim heutigen *Bertrich,* die Römer ausgedehnte *Thermen* und nicht minder auch *Tempelanlagen* für die Quellgottheiten geschaffen haben. Aber die Namen zweier Heilgöttinnen, die uns da genannt werden, sind durchaus nicht römisch, vielmehr jedenfalls keltisch: es sind die *Meduna* und die *Vercana*[3]). Diese beiden Heilgöttinnen werden zweifellos *Quellnymphen* gewesen sein, gleichnamig mit ihren gesundheitsspendenden Quellen. Der einen von ihnen, der Vercana, hat auch in der Ferne ein Verehrer eine Weihung gewidmet, und zwar bezeichnenderweise eine *Brunnen*schale (zu Zweibrücken gefunden). Beide Namen sind rechte Gewässernamen: das Stammwort der *Verc*-an-a begegnet wieder in der Berke, in der Eifel, mit gleichnamigem altem Pfarrdorf (Berk), wahrscheinlich auch im Ortsnamen Verc-ell-ae in Oberitalien[4]). Der Name Med-una- hat, soweit das Grundwort (Med-) in Frage kommt, auf gallischem Boden sein Gegenstück in dem Stadtnamen Medu-ant-um, der seinerseits auf einen Flußnamen zurückgeht[5]); Meduantum war Stationsort an einer Straße von Reims nach Köln.

Im Gebiet des Brohlbaches, im Heilbrunnental, ist ebenfalls eine römische Brunnenanlage gefunden worden, und zwar eine steinerne Einfassung derselben

[1]) *Hettner,* Steindenkmäler S. 113 (Nr. 113): In h(onorem) d(omus) d(ivinae). Deo Caprion(i) L(ucius) Teϑϑiatius Primus. Obschon der Mann einen scheinbar tadellosen dreiteiligen Römernamen führt, verrät sich seine Herkunft aufs deutlichste durch den Familiennamen Teϑϑiatius, der schon durch den Gebrauch des aspirierten t (etwa nach Art des englischen th) sein ganz unrömisches Gepräge erhält.

[2]) *Hettner,* Steindenkmäler S. 65 (Nr. 112): Caivae deae aedem omni sua impensa donavit M(arcus) Victorius Pollentin(us) et ob perpetuam tutelam eiusd(em) aedis dedit (sestertium) n(ummum) c(entum milia) Dedicatum (ante diem) tertium (Non(as) Oct(obris) Glabrione et Torquato co(n)s(ulibus); v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito).

[3]) *Hettner,* Steindenkmäler S. 65 (Nr. 111): De(abus) Vercane et Medune L(ucius) T(itius?) Acc(e)ptus v. s. l. m. — Die Inschrift befindet sich auf einem kleinen Weihaltar, der oben ein Zapfenloch hat und somit wohl ursprünglich das Bild der Göttinnen getragen hat.

[4]) -an- ist das bekannte indogermanische Flußnamenwort, das in zahllosen Flüssen (z. B. Adr-an-a = Eder) wiederkehrt.

[5]) -ant- ist eine sehr häufige Ableitung in keltischen Flußnamen; sie kommt auch im Orts- und Bachnamen Ernzen bei *Bitburg* vor (alt Arenza = Arantia). Vgl. Cusantia (Cosenza), Amantia (Aumence), Primantia (Prims) usw.

Heilquelle, die heute wieder wie in ältester Zeit benutzt wird; Geldmünzen, die vom ersten bis zum vierten nachchristlichen Jahrhundert reichen und in der alten Brunnenfassung sich fanden, beweisen die lange und starke Benutzung der Quelle in der römischen Kaiserzeit.

Plinius, der Naturforscher († 79), gedenkt ausdrücklich der warmen Heilquellen in der *Ardennengegend;* vermutlich spielt er besonders auf Spaa an; doch waren zu seiner Zeit jedenfalls auch schon die bedeutendsten Warmsprudel in unserem östlichen Flügel der Arduenna silva bekannt: die *Aquae* an den heißen Quellen der *Wurm* [1]), in deren Namen bis heute ein römischer Unterton weiterklingt: *Aachen.* Die karolingische Bezeichnung *Aquis* (lokaler Ablativ) *Grani* [2]) enthält aber meines Erachtens auch noch die Erinnerung an *keltisches* Wesen: es waren die Heilwasser, deren Schutz dem gallischen Sonnen- und Heilgott Grannus, dem Doppelgänger des römischen Apollo, anbefohlen war. Auch mitten in der Eifel fand dieser „Apollo Grannus" seine Verehrer, so in Bitburg, wo eine Weihetafel ihn zusammen mit der gallischen Heilgöttin *Sirona* nennt; dabei ist besonders bemerkenswert, daß die Tafel, die auch die (leider beschädigte) Abbildung der beiden Gottheiten zeigt, an einer *Quelle* gefunden wurde [3]).

Am Baue der Aachener Thermen haben römische Legionare geholfen, obwohl der Ort niemals eine ständige militärische Besatzung gehabt hat. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Baustoff aus Legionsziegeleien auch für die Anlagen des Bades *Bertrich* geliefert wurde. Die dortigen Reste der römischen Bäder sind durch ihre eigenartigen *unterirdischen* Bauten bemerkenswert: an der heutigen Gartenquelle ist man auf einen *Schacht* gestoßen, der durch den Felsboden in einer Weite von rund 2 m bis zu einer Tiefe von 14½ m unter die heutige Oberfläche hinunterführt; von diesem Schachte aber führte ein annähernd 8 m langer Stollen durch den Felsen weiter (in der Richtung des jetzigen Kurhauses); offenbar hängt diese wie auch eine andere, 9½ m tiefe Schachtanlage (unter der heutigen Trinkhalle) zusammen mit der Nutzbarmachung der Heilquellen in römischer Zeit.

VI. Bergbau und Metallgewinnung.

Jene Bauten erinnern uns daran, daß gerade Minen-Anlagen und in Verbindung damit der *Bergbau* den Galliern schon vor Ankunft der Römer wohlvertraut waren, auch in der Eifel. Natürlich setzte sich der Bergbaubetrieb in römischer Zeit fort und wurde weiter entwickelt. Von besonderem Interesse ist ein *inschriftliches* Denkmal, wenn nicht unmittelbar aus der Eifel, so doch aus einem damit eng zusammenhängenden Berglande, dem Saargebiet, stammend, das den Beginn eines *Bergwerkstollens* kündet: „Der Stollen des Ämilianus wurde am 7. März in Betrieb gesetzt" [4]); es ist ein Stollen, der in römische *Kupfergruben*

[1]) Der Name der Wurm hat nichts mit deutschem Sprachgut zu tun; es steckt darin der vorrömische (keltische, vielleicht gar vorkeltische) Wortstamm borm- = warm; vgl. auch die Orts- und Flußnamen Bormio, Bormita auf ligurisch-keltischem Gebiet.

[2]) Die Herleitung des Zusatzes Grani im mittelalterlichen Stadtnamen von „granum = Korn", so daß etwa der heutige Granusturm ein Kornspeicher gewesen wäre (spätlateinisches granea, frz. la Grange ist allerdings zur Ortsnamenbezeichnung anderswo verwandt), erscheint mir verfehlt, zumal da dieser Zusatz zu *Aquae* so unharmonisch wirkt wie nur möglich.

[3]) *Grannus* scheint ursprünglich ein echter Sonnengott gewesen zu sein (weshalb er auf einem Trierer Stein auch Apollo Grannus *Phoebus* genannt wird): es liegt zugrunde das keltische (irische) grian = sol, lucifer. *Sirona* wurde gerade in unsern Gegenden, im belgischen Gallien, sowie am Oberrhein verehrt; auch sie galt als Quellgöttin, war aber ursprünglich wohl allgemein Göttin der Fruchtbarkeit.

[4]) Incepta officina (Stollen) Emiliani nonis mart(iis); *Hettner,* Steindenkmäler, S. 8 (Nr. 9).

führt, und über ihm steht auf dem Felsen bis heute die Inschrift. Im Innern der Eifel war die Metallgewinnung besonders lebhaft im Gebiet der Urft und des zur Erft fließenden Feybachs, wo bekanntlich auch heute der Bleibergbau noch nicht erloschen ist und die Eisengruben bis weit ins vorige Jahrhundert ausgebeutet wurden. Besonders sind die Bleierzschächte des *Tanzberges bei Keldenich* seit ältester Zeit im Betrieb gewesen. Nach *Eick* sind in den Halden um Keldenich auch *keltische* Münzen vielfach zutage gekommen [1]). Jedenfalls wird die *römische* Benutzung durch die vielen Münzen der Kaiserzeit und die römischen Bergwerksgeräte, die zum Teil in beträchtlicher Tiefe gefunden worden, erwiesen, besonders aber durch den Umstand, daß an manchen Stellen und namentlich am nördlichen Gebirgsabhange, in den sogenannten „Kirchenhüffeln“ und „an der Schließenmaar“ eine große Zahl römischer Graburnen *in dem bereits ausgewaschenen Bleisand* ausgegraben worden sind. Auf der Höhe des Tanzberges stellte *Eick* „ein Halden- und Pingenmeer von 380 Lachter Länge und 150 Lachter Breite“ fest, ein Zeichen für die außergewöhnliche Reichhaltigkeit des Bleierzlagers wie für die eifrige Schürfarbeit ältester Zeit. Wer über die Hochfläche, auf der Keldenich und Dottel liegen, hinwandert, stößt auch heute noch auf Schritt und Tritt auf die Gruben des alten Tagebaues. An eine besonders starke Vertiefung in der Mitte knüpft sich eine Volkssage von dem Untergange der Bergknappen in uralter Zeit, die den gewonnenen Reichtum in üppigen Gelagen im Berginnern verpraßten und nun zur Strafe, als sie wieder einmal bei rauschender Musik dem Tanz und Spiele fröhnten, in den zusammenstürzenden Wölbungen des Gebirges unter Donnergetöse begraben wurden. Um die Geisterstunde hört man noch die unterirdische Musik, bald kaum vernehmbar, bald in schrillen, wilden Tönen erschallend. Wohl ein Nachhall aus der Zeit altrömischer Herrlichkeit, deren Glanz und Üppigkeit im Strudel des germanischen Völkergeschiebes ein jähes Ende fand! — Die Vertiefung rührt übrigens in Wirklichkeit von dem offenen Tagebau der ältesten Zeit her, nicht von einem Gebirgseinsturz.

Gewaltige Mengen von Schlacken des alten Betriebes lagerten und lagern zum Teil noch in dem ganzen Gebiete von Blankenheim, Schmidtheim, Marmagen bis Mechernich; vielfach waren die Schlacken noch so reichhaltig an Metall, daß man sie im Laufe des vorigen Jahrhunderts an manchen Stellen ausgrub und wieder verhüttete.

Das gleiche Verfahren hat man im Gebiet der *Galmeilager* um Stolberg und Gressenich, die noch heute ausgebeutet werden, angewandt. Gressenich, Gratiniâcum, ist nicht nur einer der hervorragendsten Fundorte aller Arten römischer Altertümer im Aachener Bezirk, sondern auch der Mittelpunkt sehr starken Bergwerkbetriebes in römischer Zeit, und zwar — nach Ausweis der Münzen — bis in die letzten Jahrzehnte des 4. Jahrhunderts gewesen [2]). So erklärt es sich, daß auf der heutigen Gressenicher Flur, besonders nach dem benachbarten Mausbach und der Grube Diepenlinchen zu, ausgedehnte Siedlungsreste sich befinden, freilich

[1]) Doch ist zu bemerken, daß solchen Angaben älterer Forscher gegenüber Vorsicht geboten ist, da es sich meist um Münzen handelt, die der römischen Frühzeit angehören, also provinziale (hier gallische) Prägung aufweisen, aber doch *nicht* der *vorrömischen* Periode entstammen. *Eick* (Die röm. Wasserleitung, S. 42) sagt u. a.: „Fünf (Münzen) zeigen übereinstimmend auf der Hauptseite eine sitzende Figur, die in der Rechten eine Sichel, in der Linken einen nicht erkennbaren Gegenstand hält; auf der Rückseite befindet sich das Bild eines Hirsches“.

[2]) Zahlreiche Gressenicher Bronzemünzen, auch Silberstücke, sind vom Verf. in den Jahren 1903—1907 für die Sammlung des Gymnasiums zu Eschweiler gewonnen worden. — Über den gallo-römischen Namen Gressenichs, Gratiniâcum, vgl. meinen Aufsatz in der Ztschr. des Aach. Gesch.-Ver., Bd. 26, 327 ff.

meist solche von kleinen Wohnhäusern, wie sie eben im Bereiche einer Bergarbeiter-Bevölkerung erwartet werden können; doch fehlt es nicht in der Nähe, an den Talhängen des Omerbachs, auch an starken Spuren größerer Herrensitze. In den alten Schächten und Stollen, die sich bei Diepenlinchen, doch auch in Grubenbezirken, die an das Vichttal oberhalb Stolberg stoßen, befinden, ist man vielfach auf Zeugnisse römischer Zeit (Münzen aus dem 2. und 3. Jahrhundert, auch Eisenhämmer[1])) gestoßen. Wahrscheinlich ist Gressenich der Mittelpunkt einer ausgedehnten *Messingindustrie* gewesen, deren Erzeugnisse (besonders Eimer mit Henkel) weit über das Rheinland hinaus in das freie Germanien, selbst nach Jütland und den dänischen Inseln ausgeführt wurden[2]). Die reichen Lager an Bleiglanz und Zinkblende, die noch heute starke Ausbeute liefern, haben also damals, wie abermals in neuerer Zeit, eine natürliche Folge gezeitigt: die Erweckung eines blühenden Messinggewerbes. Woher das erforderliche Kupfer bezogen wurde, ist nicht ausgemacht; doch sahen wir oben, daß *römische Kupfergruben im Saargebiet* in Betrieb waren. Spuren römischer Kupfergewinnung sind auch am Virneberg zwischen Menzenberg und Rheinbreitbach beobachtet worden.

Die Vicht vereinigt sich unterhalb Stolberg mit der Inde, und unweit des Zusammenflusses, am linken Talhang der Inde liegt die sogenannte *Stolberger Villa;* sie gehört zum Bereiche des Eschweiler Propstei-Waldes[3]), in dem u. a. (unweit des Gutshofes „Steinbachhochwald") eine Weihinschrift der dea Sunuxal, der Schutzgöttin des germanischen (vielleicht ubischen) Stammes der Sunucer sich fand. Auf derselben Höhenfläche, auf der Flur Dummelsheck, die in jüngster Zeit wieder die Anlage einer Eisengrube auf ihrem erzreichen Gelände sah, wurde vor einigen Jahren inmitten vieler anderer Mauerreste ein römischer Bau, 8 m Seitenlänge im Geviert, ausgegraben, in dessen Innern *unter* den dicht daliegenden Ziegeln des eingestürzten Daches eine Unmenge *Eisenschlacken* zutage kam; an Eisenwerk fanden sich auch Nägel, Haken, Klammern und Werkzeuge, diese leider formlos und unkenntlich geworden. Es handelt sich hier vermutlich um eine Eisenschmelze oder eine hierzu gehörige Anlage. Das ganze Gelände ist von zahlreichen Spuren uralter Ortswege durchzogen, die auch deshalb bemerkenswert sind, weil in ganz geringer Entfernung die erwähnte Villa liegt. Reste von landwirtschaftlichen Nebengebäuden, wie sie mit anderen Villen gleicher Größe und Anlage verbunden zu sein pflegen, fehlen hier, so daß die Annahme nicht ohne weiteres abzuweisen ist, es habe das Herrschaftshaus eine Beziehung zu dem bergbaulichen Betriebe der nächsten Umgebung gehabt.

Im Grunde ist es ganz selbstverständlich, daß die römische Kulturwelt in unsern Rheinlanden so gut wie anderswo die *Eisenerze* überall da verwertete, wo sie sie fand; dazu zwang schon die ungemein ausgedehnte Bautätigkeit in allen Landstrichen, nicht zum wenigsten in dem Bannkreise der Augusta Treverorum, die, um nur *ein* Beispiel anzuführen, zu den großen *Quaderklammern* an den Stadttoren (von denen die noch stehende Porta nigra *eines* ist), an der Moselbrücke und anderswo ungezählte Lasten an Eisen und Blei verbrauchte. Außer dem Eifeler Eisenstein war besonders der des *Taunus* stark ausgebeutet; die dortigen, jetzt verlassenen Stollen haben zweifellos zu den Eisenmassen beigesteuert, die einen besonderen Vorzug der *Saalburgfunde* ausmachen: diese Sammlung ist wie keine andere im ganzen rheinischen Germanien in der Lage, Aufschluß über Werk-

---

[1]) Viele dieser Kleinfunde befanden sich in einer Sammlung des verstorbenen Pastors Demmer zu Eschweiler, wo ich sie im Jahre 1903 sah; wohin die Sammlung später gekommen, ist mir unbekannt.

[2]) *H. Willers,* Die röm. Messingindustrie in Niedergermanien (Bonn, 1906).

[3]) So genannt von der frühern Zugehörigkeit zum Besitz der Kölner Dompropstei.

zeuge und Geräte, über das ganze gewerbliche und häusliche Leben zu geben, die Masse der eisernen Türschlösser und Türbeschläge, des Pferdegeschirrs und Hufbeschlags, der Äxte und Beile, der Messer und Hämmer für alle möglichen Handwerke, der Pfriemen, Ahlen, Scheren (aus einem Stück), der Pflugscharen und Ketten, Ringe usw. ist so groß, daß wir uns die Verwendung des Eisens nicht ausgedehnt genug vorstellen können. Es gibt da auch *Blöcke aus Schmiedeeisen*, bis zu 1,40 m hoch und 30 cm dick, — entweder Ambosse oder große Hämmer — bei denen die Fertigkeit in der Behandlung des Eisens noch heute den Fachmann in Staunen setzt. — Im Eifelgebiet werden ganz besonders die Eisenerzlager auf den Hochflächen bei Marmagen, Schmidtheim usw. ausgenutzt worden sein; unendliche Schlackenlager und ein Gewirre von Gruben, oft genug mit römischen Scherben und Münzen durchsetzt, begegnen dem Wanderer, sobald er, vom Urfttal herkommend, sich der Marmagener Feldmark nähert und — im Bereich der alten Köln-Trierer Heerstraße und ihrer Verzweigungen — weiter südwärts gegen Blankenheim und Schmidtheim sich wendet.

VII. Industrielle Tätigkeit. Kunstgewerbe.

Besonders viel Eisengerät ist im Laufe der Zeit in den alten Schächten und Halden der Lavagebiete von Niedermendig und der Tuffsteinbrüche im Brohltal zum Vorschein gekommen. Gerade diese *Steingewinnung* in jenen Teilen der Eifel bedeutete einen besonders blühenden Industriezweig der römischen Kaiserzeit. Die *Trachyttuffe des Brohltales* waren ein äußerst begehrter Baustoff für den steinarmen Niederrhein. Fast überall, wo größere, für lange Dauer bestimmte Römerbauten uns dort entgegentreten, ist auch Tuff in der einen oder anderen Weise verwandt; sogar im Legionslager auf dem Fürstenberge bei Xanten (Vetera), das sonst — bis zum Jahre 70 n. Chr. — hauptsächlich aus Holz-Erdwerk bestand, ist für die Sockelbefestigung der schweren Balkenpfosten, die die Tore bildeten, Brohler Tuff verwandt worden. Die Beförderung der schweren Lasten wurde großenteils durch die staatliche *Rheinflotte*, schon unter Augustus begründet (classis Augusta Germanica), geleistet, und deren Mannschaften haben auch vielfach in den Brohler Steinbrüchen selbst gearbeitet, nach Ausweis der Weihesteine, die sie dort nach Vollendung ihrer Arbeit gestiftet. Doch auch andere Truppenabteilungen des niedergermanischen Heeres, sowohl der Legionen (besonders der 1., 6., 10., 15.) als auch der Auxiliar-Kohorten, sind dorthin zur Ausbeutung der Steinbrüche geschickt worden. Die Zahl der Weihungen ist überraschend groß, und sogar ein eigener Schutzgott, der *Hercules Saxanus*, wurde dort verehrt; ihm galten die meisten Weihaltäre. Daneben werden außer den römischen Staatsgöttern Jupiter (öfters zusammen mit Saxanus), Juno und Minerva, auch Nymphen (wohl die Quellnymphen des Tales) und — besonders bemerkenswert — die gallisch-germanischen *Suleviae* inschriftlich genannt. Einmal haben verschiedene Abteilungen gemeinsam einen solchen Altar gesetzt, nämlich Mannschaften der 6. und 10. Legion, weiter der Reiterregimenter, der Auxiliarkohorten und der Rheinflotte, die unter Aufsicht eines Hauptmanns (des Centurio M. Julius Cossutius) dort arbeiteten [1]; der Altar war gewidmet dem Jupiter und Hercules Saxanus. Die meisten Inschriften sind in der Gegend von Schweppenburg, zwischen Brohl und Tönnisstein, gefunden worden.

Während im Brohltal der römische Staat selbst als Unternehmer — ähnlich wie (wenigstens zum Teil) in den Sandsteinbrüchen bei *Cordel* im Kylltal — auf-

[1]) Der Stein ist im Bonner Provinzialmuseum (A 1408), vgl. *H. Lehner*, Führer durch das Prov.-Museum, und Corpus inscriptionum Latinarum XIII Nr. 7697 ff.

trat, war an der Ausbeutung der *Lavafelder* südlich des Laacher Sees jedenfalls auch die Privatindustrie beteiligt. Daß die Basaltlava des Gebiets von Niedermendig[1])—Kottenheim—Mayen gewerblich ausgebeutet wurde, können schon die zahllosen *Handmühlen* beweisen, die überall im Rhein-Moselgebiet, auch in der Eifel, zum Vorschein kamen und noch kommen. Übrigens reicht die Verwendung dieser Lavabrüche weit in die vorgeschichtliche Zeit zurück, wie die sogenannten „Napoleonshüte“ aus Niedermendiger Lava zeigen, die wahrscheinlich als Getreidereibsteine dienten und heute unter anderem in den Sammlungen zu Andernach und Wiesbaden vertreten sind. Von dem lebhaften Betrieb der Niedermendiger Gruben in römischer Zeit zeugen Geldmünzen, die zum Teil Prägestempel konstantinischer und späterer Zeit tragen, also mindestens bis weit ins 4. Jahrhundert n. Chr. reichen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die fränkischen Merowinger und später die Karolinger das römische Erbe hier unmittelbar antraten und weiter nutzten, da auch eine (gut erhaltene) Münze Karls des Großen sich ebendort fand; übrigens ruhte der Betrieb in den folgenden Zeiten des Mittelalters nicht. Die Lavafelder bei Mayen zeigen dasselbe Bild: beim heutigen Betriebe werden öfters Abbaue freigelegt, auf denen das Gestein schon in weitem Umfange ausgebeutet ist, und regelmäßig treten dabei die gewöhnlichen Zeugen, Geldstücke verschiedenster Zeitstellung (vom 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr.), Werkzeuge und Irdenwaren, als willkommene Bestätigung auf. Besonders sind römische Gruben (meist zum Tagebau) nachgewiesen am Ostbahnhof der Stadt Mayen (jenseits der Bahnlinie), sodann in der Nähe des Kottenheimer Waldes und in diesem selbst. Übrigens sind auch die *Traßgruben* zwischen Kruft und Plaidt gleichermaßen schon in der römischen Kaiserzeit in bergmännischem Betriebe gewesen: es fanden sich Treppen, regelrecht in den Stein gehauen, die in die Gruben führten, dabei unterirdische Gänge. Kammern usw.; natürlich fehlen auch dort die Kleinfunde als bestätigende Belege nicht,

Die *Kalklager* der Eifel kamen dem Baubedürfninsse ebenfalls helfend entgegen. Im Wehetal, oberhalb Langerwehe (bei Düren), sind vor einigen Jahren mehrere ziemlich gut erhaltene Kalköfen römischer Zeit entdeckt worden. Drei andere wurden schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beim Dorfe *Weiler* (Villare), zwischen Mechernich und Münstereifel, gefunden, und zwar am nordöstlichen Abhange des Herkelsteins. Jeder Ofen hatte einen Durchmesser von $3^2/_3$ m; einer war noch ganz mit gebranntem Kalk gefüllt. Da die römische Wasserleitung aus der Eifel dicht vorbeiführt, so liegt die Vermutung nahe, daß dies Bauwerk die Veranlassung zur Errichtung der Öfen gab. Ein anderer Ort derselben Gegend, nämlich *Kalkar* im oberen Erftgebiet, hat von römischen Kalkgruben, calcaria, seinen Namen. Noch heute ist in derselben Gegend, bei Iversheim und Arloff (in alter Namensform Arlefe, d. i. Arnafa = Erft), bis zur Gegenwart die Kalkgewinnung in Übung geblieben. Die Feldfluren zwischen Kalkar und Iversheim sind vielfach besät mit römischem Bauschutt, und noch jüngst (im Jahre 1911) wurden weitläufige Grundmauern, westlich der Landstraße Münstereifel—Euskirchen, angeschnitten. In der Nähe, über die Höhe, lief die Römerstraße Marcomagus — Belgica (vergl. oben); sie ging aus der Gegend von Marmagen über Weiher (ein römisches Vivarium = „Tiergarten“) und Harzheim, traf dann mit einer andern, von Zingsheim kommenden Straße zusammen und führte weiter über Heistartburg und über den Höhenzug von Eschweiler[2]) (bei Münstereifel) als

---

[1]) Der Name Mendig ist gallo-römischer Herkunft: Mandiâcum (vom Personen-Namen Mandius).

[2]) Dies kleine, aber alte Pfarrdorf, das durch seinen Namen den Gedanken an ein römisches Villare wecken kann, ist tatsächlich in den letzten Jahren als Fundort ausgedehnter römischer Baureste, Gräber usw. hervorgetreten.

„grüner Weg“ oder „Eifler Straße“ nach Wachendorf und von dort (nach Überschreitung des Römerkanals beim Hause Broich) über die Antweiler Heide zum *„Kaiserstein“* zwischen Rheder (vielleicht ursprünglich Rigodûrum) und Billig (Belgica). Billig sowohl wie das erftaufwärts liegende Iversheim hatten zeitweilig eine Abteilung (vexillatio) der Bonner Legion, der legio I Minervia, als Besatzung.

Ein bei Iversheim gefundener, in seiner Art einziger Inschriftstein beleuchtet das Verhältnis des römischen Heeres zur *industriellen* Tätigkeit. Die merkwürdige Inschrift berichtet, daß unter der Statthalterschaft des Julius Castinus auf Veranlassung des Petronius Aquila und unter der Bauleitung eines angehenden Ingenieurs Valerius Amandus ein *furnus* — jedenfalls ein Feldofen — gebaut worden sei[1]); die Inschrift fällt in das Jahr 210 n. Chr. Tatsächlich fand sich der Stein in oder unmittelbar bei einem Gewölbe, das im Jahre 1839 beim Straßenbau an einer Felswand aufgedeckt wurde; die Beschreibung läßt wohl am ehesten auf einen Töpferofen schließen: das Gemäuer, aus Kalkstein aufgeführt und im Innern mit Kalksandmörtel stark überzogen, hatte einen Eingang von der Straße her (im Osten), oben (rechts vom Eingange) ein unregelmäßiges Luftloch, hinten links eine ziemlich große Wandlücke; die innere Breite betrug rund $1^2/_3$ m, die Länge $3^1/_3$ und die Höhe $2^1/_3$ m. Es scheint, daß die Untersuchung des Gemäuers nicht vollständig gewesen ist; denn über den Feuerraum und die Feuerkanäle ist nichts überliefert. Jedenfalls aber deutet dieser furnus — Brennofen — auf gewerbliche Zwecke: mag es sich nun um einen Töpfer- oder Ziegelofen, oder auch um einen Kalkofen gehandelt haben. Verwendung für solche gewerbliche Erzeugnisse bot die reich kultivierte Umgegend, von der wir schon einige Andeutungen machten, genug; es sei noch auf die benachbarte (dicht an Arloff grenzende) gallorömische Siedlung Crispiniâcum (Kirspenich) hingewiesen und auf das etwas weiter talaufwärts liegende Münstereifel, einen römischen Straßenkreuzungspunkt, der ebenfalls durch kürzlich aufgedeckte, sehr starke Mauerreste (nebst zahlreichen Geldmünzen, auch Goldstücken) bemerkenswert ist. Vor allem aber erhob sich bei *Weingarten,* gegenüber Kirspenich, in jenen Zeiten, da bei Iversheim Legionäre lagen, die großartige, um 1850 ausgegrabene *Villa,* die an Umfang und Pracht mit der von Otrang-Fließem wohl zu wetteifern vermochte; Mosaikschmuck, Marmorfliesen, reiche Bemalung und ausgedehnteste Badeanlagen zeichneten sie in gleichem Maße wie jene aus[2]).

Der Iversheimer „Ofen“ verdient deshalb besondere Beachtung, weil hier durch ein urkundliches Zeugnis Licht auf solche, auch von staatswegen errichtete Anlagen fällt. Während Iversheim dicht an der Grenzscheide von Ober- und Niedergermanien lag — vielleicht verdankte es dieser Besonderheit seiner Lage die Militärstation — liegt ein anderer, durch seine *Töpferöfen* hervorragender Eifelort mitten im Trevererlande, das schon in vorrömischer Zeit, ebenso wie das ganze belgische Gallien (Gallia belgica) durch seine keramischen Erzeugnisse sich auszeichnete. Es ist *Speicher* (Spicarium), in dem heute wie vor 2000 Jahren derselbe Industriezweig blüht. Trier und seine weitere Umgebung bildete geradezu einen Mittelpunkt der nordgallischen Töpferei. Es ist bekannt, daß unmittelbar an der Südgrenze der römischen Stadt überraschend ausgedehnte Töpfereianlagen in letzter Zeit zum Vorschein gekommen sind, die zum Teil noch ungezählte Mengen

[1]) Die früher stark mißverstandene Stelle (man las furnus ar(valis), *Eick,* Wasserleitung, S. 86 f.) lautet nach v. Domaszewski (Corp. inscr. lat. XIII 7945) an der entscheidenden Stelle: furnus factus ar(chitectante) Val(erio) Aman(do) discente (i. e. architecto). Jul. Castinus war Statthalter von Niedergermanien unter Severus. Vgl. Bonner Jahrb. V 321.

[2]) Vgl. *Overbeck,* Die röm. Villa bei Weingarten. Bonn 1851 (Winckelmannprogramm).

von Irdenwaren in sich bargen. Eine lange Reihe von Trierer Töpfernamen, die vielfach auch noch in römischer Zeit keltischen Klanges waren (zum Beispiel Meddikus, Intincilus, Satto, Tocca), hat die neueste Forschung durch Sichtung der Gefäßstempel festzustellen vermocht. Eine Anzahl von solchen Stempeln wurde übrigens auch an Gefäßen innerhalb der Trierer Öfen selbst gefunden. Die *Ausfuhr* erstreckte sich weithin über die rheinischen Lande und noch darüber hinaus. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß auch die Speicherer Öfen nicht bloß für den örtlichen Verbrauch, sondern auch für die Ausfuhr, ähnlich wie die zu Trier selbst, arbeiteten. Die bisher aufgefundenen Anlagen sind nämlich so ausgedehnt, daß sie sich kaum anders als durch die Annahme eines erheblichen Außenhandels erklären lassen, wie er ja auch jetzt besteht, wenngleich große Mengen Tones als Rohstoff nach Ehrang, Mettlach, Belgien und Frankreich verschickt werden. Nachdem schon in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts im Walde „auf der Herst“ ein *Brennofen,* von dem freilich nur der Unterbau (Feuerraum mit seiner Bedeckung und den Feuerkanälen), außerdem Ansätze zur Brennkammer sich erhalten zeigten, entdeckt worden war, wurde später (durch *Hettner)* ein großes Trümmerfeld römischer Töpfereien festgestellt und auch weitere Öfen ganz ausgegraben. Ganze Scherbenhügel verbergen sich noch unter dem Waldboden. Es findet sich jedoch unter den Speicherer Erzeugnissen keine *Sigillata,* so mannigfaltig im übrigen die Formen auch sind. Dichte Haufen von Dachziegeln und Bausteinen zeigen an, daß neben den Töpfereien auch *Ziegelöfen* bestanden haben. Das Irdengeschirr, von dem manche Proben im Museum zu Trier — ebenso wie Modelle der Öfen — sich befinden, ist offenbar tägliche Gebrauchsware gewesen.

Neben die Keramik tritt als ebenso hervorragender Industriezweig im römischen Rheinlande die *Glaserzeugung.* Daß dieser Teil des Imperiums eine selbständige Glasfabrikation gekannt habe, hat man lange bezweifelt; die eigene Unkenntnis der reichen Entwicklung provinzialer Kultur auch in unseren Gegenden trübte das Urteil der Forscher. Da ist es gerade die Auffindung einer *Eifeler Glashütte* aus römischer Zeit gewesen, die hier zuerst neue Erkenntnis brachte. Im Jahre 1880 entdeckte man auf der Hochmark, einer jetzt öde liegenden Bergfläche bei *Cordel* (Cortellum = „kleines Hofgut“), einem Dorfe des Kylltales unterhalb Speicher, die Reste einer römischen Glasfabrik und innerhalb der Mauern Bruchstücke von Schmelztiegeln mit innen noch haftendem Glasfluß und viele Scherben der mannigfachsten Glassorten, darunter auch kunstvolle Gläser, zum Beispiel in Achat- und Email-Nachahmung und in sonstiger bunter Färbung. Andere Glaswerkstätten kamen in Köln und Mainz zum Vorschein; höchst wahrscheinlich bestanden solche auch in der Nähe der Saalburg im Taunus. Köln war ein Hauptmittelpunkt der römisch-rheinischen Glaskunst, und die überaus reichen Schätze dieser Art, die das Wallraf-Richartz-Museum birgt, entstammen zum großen Teile heimischer Kunstübung. Doch auch die Augusta Treverorum und ihre Umwohner waren auf dem gleichen Gebiete tätig; das lassen manche eigenartige Proben der Glastechnik in der Trierer Sammlung erkennen, und die Cordeler Glashütte hat hierzu gleichsam das urkundliche Zeugnis gegeben. Es steht heute fest, daß in der späteren Kaiserzeit, besonders im dritten Jahrhundert, die gallisch-rheinische Glaserzeugung die des italischen Mutterlandes weit übertraf, wie auch auf anderen Gebieten die Provinzen die führende Stellung gegenüber dem sinkenden Italien eingenommen hatten. Ein äußerer Anlaß zur besonderen Pflege der Glasbereitung lag übrigens in den nordischen Landen in der stärkeren Nachfrage nach *Fensterglas;* infolge des rauheren Klimas fanden Glasfenster in unseren Gegenden eine viel stärkere Verwendung, besonders in den *heizbaren Zimmern,* als in Italien. So kommt es, daß

keine einzige Villenanlage, auch in der Eifel, ausgegraben wurde, in der nicht mehr oder weniger reichliche Reste von Fensterscheiben gefunden wurden; wenn für ältere Grabungen die Zeugnisse fehlen, so liegt dies lediglich daran, daß man auf solche Dinge überhaupt noch nicht zu achten gelernt hatte. Auch am Limes, nicht bloß auf der Saalburg, sondern an sämtlichen durchforschten Kastellbauten sind Reste von Glasscheiben gefunden worden. Die flüssige Glasmasse wurde in der Regel auf Platten gegossen und mit der Zange breitgezogen: dies Verfahren ist an dem Eckstück einer Scheibe aus der Villa von Wustweiler (im Kreise Ottweiler) deutlich erkennbar. Ein anderes Stück, aus der Villa zu Wellen an der Mosel (oberhalb Trier), steckt noch in der antiken *Bleifassung*. Wenngleich das römische Fensterglas dem unsern an Durchsichtigkeit in der Regel nachstand, so gibt es doch auch, besonders aus späterer Zeit, völlig klare, unsern Erzeugnissen ebenbürtige Scheiben. Jedenfalls war man bei fortschreitender Entwicklung imstande, auch den schwierigsten Aufgaben der Glastechnik auf dem Gebiete der *Gefäß*-Fabrikation gerecht zu werden: das beweisen vor allem die oft wunderbar fein gearbeiteten Gefäße, wie sie besonders als Grabbeigaben, auch in Eifeler Gräbern in erstaunlicher Menge wieder zutage gekommen sind und zum Teil von der heutigen Kunst an Geschmack und Feinheit nicht übertroffen werden.

VIII. Wirtschaftsleben und Bodenpflege. Woll- und Tuchbereitung. Die „Langmauer“.

Das Heim eines Eifeler Gutsbesitzers römischer Zeit darf man sich also als sehr behaglich vorstellen; wohlgebaute, mit Marmor und Mosaik, mit Fresken und kostbaren Ziergegenständen geschmückte Zimmer, im Winter von einer Zentralheizung aus angenehm erwärmt und durch die festgefügten Glasscheiben der Fenster gegen die kalte Luft abgeschlossen, gaben seiner Familie ein stattliches und bequemes Obdach, während eine zahlreiche Dienerschaft der Befehle harrte. Für reiche Einkünfte aber hatte der Fleiß der Pächter und Zinsbauern zu sorgen. Während die Zahl der Sklaven seit Beginn der Kaiserzeit abnahm, stieg die der kleinen Pächter, die einen Teil des Gutes gegen einen bestimmten Abgabensatz an Geld und Ernteertrag bewirtschafteten, und im Laufe der Zeit besonders die der Colonen, der Zinsbauern, die in ähnlichem Verhältnisse wie die freien Pächter standen aber mit ihrer ganzen Familie als eine Art Leibeigene an die Scholle gebunden waren; es waren dies im Anfange der Entwicklung vornehmlich Angehörige fremder Völkerschaften, besonders Germanen; später, seit dem Niedergange der Kaiserherrlichkeit, haben sich auch römische Bürger, um dem Steuerdruck oder anderen Unannehmlichkeiten zu entgehen, in diesen Stand begeben.

Auf der Villa von Fließem wie auf allen größeren Landgütern wird sich oft genug jene Szene der *Zinsabgabe* abgespielt haben, wie sie uns die Bildwerke auf den großen Grabdenkmälern bisweilen zeigen, unter anderem auch ein Fries der Igeler Säule. Da steht an einem Ende des Zimmers der Gutsherr, während fünf Bauern, in der gallischen Landestracht des Sagum (eines weiten Mantels mit Kapuze), schweren Schrittes, wie er Landleuten eigen, auf ihn zuschreiten; der erste bringt ein Schaf, das er in den Armen trägt, der zweite einen Hahn, der dritte hält Fische in der Hand, der vierte ein Körbchen, dessen Inhalt nicht mehr recht deutlich ist, wie auch die Gabe des letzten sich nicht bestimmen läßt.

In dem Körbchen des einen Zinsbauers mögen Eier gewesen sein, doch auch *Obst* ist denkbar: den Ardennen war der Obstbau keineswegs fremd. Darstellungen aus der Obsternte kehren auf den Bildwerken der Grabmäler öfters wieder. So schauen wir auf einer Darstellung aus *Arlon* (Orolaunum), wie eine reiche Last

Äpfel auf einem niedrigen Gestell aufgetürmt ist, die von zwei Knechten behütet wird, während daneben der Aufseher, angetan mit dem gallischen Kapuzenmantel, seine Befehle gibt [1]).

Aus all diesem geht deutlich hervor, daß es im großen ganzen eine bodenständige, von den Segnungen friedlichen Wirtschaftslebens getragene Kultur war, die sich in unserem Gebirgslande wie im rheinisch-belgischen Römergebiete überhaupt entfaltete, und gerade im Gebirge, abseits der allerdings nach militärischem Zuschnitt ausschauenden Rheingrenze trat diese ganze römisch-gallische, hier und da auch römisch-germanische Mischkultur unbefangen und behäbig hervor. Ein klassisches Beispiel ist *Bollendorf*, dessen villa rustica wir bereits erwähnten; hier haben sich bis zu unseren Tagen deutliche Zeugnisse an Ort und Stelle in der Feldflur erhalten: An einem Felsen (in der bekannten, „Schweineställe" genannten Schlucht) erinnert eine Inschrift, die ein Gallier namens Biber eingrub, an die Verehrung der gallischen, auch für Bern (Schweiz) durch eine Statuette bezeugten Bärengöttin *Artio*, während der jedem Eifelwanderer als *Dianadenkmal* bekannte Weihestein — am Waldsaum auf dem linken Sauerufer — in Wirklichkeit noch eindringlicher von diesen gallischen Lebensäußerungen erzählt. Jener Q(uintus) Postumius Potens, der der „Diana" ein Bildnis aus dem naturwüchsigen Fels dort aushauen ließ, war trotz seines volltönenden Römernamens ein Gallier, und die Göttin war eine *gallische Waldgöttin*. Dem wirklichen Römer blieb der nordische, der gallisch-germanische Wald als geheimnisvoll waltendes Wesen fremd; nur dem Einheimischen konnten diese Bärengöttin und diese Jagdgöttin vertraut sein. Diese Bollendorfer Diana war sicher verwandt jener Diana *Abnoba*, der ein Sohn des Schwarzwaldes einen Weihestein setzte, und auch jener dea *Arduenna*, der Schutzgöttin des Ardennenwaldes (also auch unserer Eifel), der unter anderem am Nordwestabhang des Gebirges, in der Nähe des Dorfes *Gey*, im Kreise Düren, ein Altar gewidmet wurde.

Auch da, wo wir ein unmittelbares Eingreifen der römischen Militärmacht bemerken, handelt es sich, wie wir sahen, keineswegs immer um Werke des Krieges: es ist dies wahrscheinlich auch nicht der Fall bei der vielberufenen „*Langmauer*" im Kreise Bitburg, obwohl sie, wie jetzt durch zwei spätzeitliche Inschriften feststeht, wenigstens teilweise von Soldaten errichtet worden ist [2]). Deshalb braucht die Mauer, die einen Flächeninhalt von nicht weniger als 25 bis 30 qkm einschließt, nicht notwendig — wie man gemeint hat — ein *Befestigungswerk* gewesen zu sein. Hierzu wäre sie nach mancher Richtung hin ungeeignet gewesen, trotz ihrer bedeutenden Stärke, da auf mörtelgefügten Grundmauern von etwa 2 m Dicke sich das aufgehende Trocken-Mauerwerk teilweise bis zu etwa 4 m erhob. Vor allem müßte, wenn sie zu Verteidigungszwecken erbaut war, das Fehlen der Wachttürme und vor allem der festungsmäßigen Einrichtung der Mauer (mit hintergelegtem Wall oder Brustwehr) auffallen. Der Bezirk, der im Süden noch Butzweiler umschließt und nordwärts bis gegen Kyllburg und Oberkail geht, auch unter anderen Bitburg und Speicher einschließt, kann aber auch nicht etwa den Latifundienbesitz der Villa Otrang bezeichnet haben, da diese außerhalb der Linie bleibt. Eher könnte die Einfriedigung einem gewaltigen Tierpark (vivarium) der Spätzeit gedient haben; indes läßt sich vorläufig etwas irgendwie Sicheres nicht ausmachen. Jedenfalls

[1]) Vgl. die Abbildung bei *Hettner*, Zur Kultur von Germanien und Gallia belgica (Westd. Ztschr. II, S 1 ff.), Tafel II 6.

[2]) Der eine der beiden Steine, im Jahre 1893 bei Herforst gefunden und im Bonner Museum befindlich, besagt: Pedatura (f)eliciter finita (oder finitur?) Primanorum (d. h. der Soldaten der legio I Minervia) D. P. (= 500 röm. Schritt). Der andere Stein, 1899 ebenda gefunden, ist jetzt in Trier.

ist bei der rätselhaften Anlage eher an friedliche Zwecke als an militärische Bestimmung zu denken; zur Verteidigung und zur Sicherung der Landbewohner dienten außer der Hauptstadt Trier die befestigten Mansionen der Straßen. Im allgemeinen aber erfreute man sich in unserer, der Rheingrenze schon mehr entrückten Gebirgsgegend vielfach noch verhältnismäßiger Ruhe, als die Germanen bereits die Pforten des Imperiums zu bestürmen begannen. Noch Konstantin der Große verpflanzte Sarmaten als Colonen auf die benachbarten Höhen des Hunsrück, und seine Nachfolger siedelten Franken zu gleicher Bestimmung im Trevererlande, also auch wohl im Eifelgebiet, an. Gedenken wir besonders noch eines Zweiges der Bodenpflege, der mit Handwerk und Industrie enge zusammenhängt. Jenes Schäflein, das wir als Zinsgabe eines Colonen dargestellt sahen, ist kennzeichnend für unser Ardennengebiet als eine Heimstätte der *Woll- und Tuchbereitung*. Die Igeler Säule war das Grabmal einer begüterten Familie, die nicht bloß durch Großgrundbesitz, sondern auch durch Tuchfabrikation sich auszeichnete. Ob auch weiter nördlich im Gebirge, also im eigentlichen Eifelgebiet, dieser Gewerbezweig betrieben wurde? Wenn wir erwägen, wie stark der landwirtschaftliche Betrieb in der Eifel war, und daß ihre Meierhöfe an Zahl, Größe und Bedeutung denen anderer Gebirgsgegenden im römischen Germanien völlig ebenbürtig, zum Teil überlegen sind, so wird eine Bejahung nicht zu gewagt erscheinen, zumal da die wollene Nationaltracht der Gallier mit ihrer reichlichen Tuchverwendung dazu herauszufordern schien. Wenn wir weiter wahrnehmen, daß noch heute in gewissen Gegenden Belgiens, wie auch das ganze Mittelalter hindurch (man denke an die mächtigen Wollweberzünfte in Brügge, Gent usw.) das Tuchgewerbe in fortdauernder Blüte sich erhalten hat, so liegt die Annahme nicht fern, es möchte zum Beispiel in der *Aachener* Gegend die alte Überlieferung des Ardennengebiets für diesen Gewerbezweig niemals ganz untergegangen sein.

IX. Zusammenhang der römischen mit der fränkischen Zeit. Ortsnamen.

Daß überhaupt mit dem Hinsinken des Römertums nicht auch die ganze Kulturüberlieferung völlig erloschen und erstickt ist, wird nicht nur — von allem andern abgesehen — durch das Weiterleben zahlreicher Namen von Städten, Dörfern und Flüssen, sondern auch durch die Beibehaltung romanischer (gallo-römischer) *Flurnamen* in fränkischer Zeit sinnfällig gemacht. Das gilt natürlich in erster Linie für die Gegend um Trier und überhaupt das alte keltische Treverergebiet, doch auch für andere Eifelgebiete, besonders die Ahrgegend, obwohl in diesen Landstrichen schon in römischer Zeit die germanische Zunge stärker als im Moselland erklang und in fränkischer Zeit erst recht der Besitzwechsel sich fühlbar machte. Wenn wir schon in dem vielfach vorkommenden Weiler, das nicht bloß in heutigen Ortsnamen, sondern auch in Flurnamen (Banweiler bei Leudersdorf, Weilerbüsch bei Fließem, Weilersberg bei Zingsheim, Weilerheck und wieder ein Weilerbüsch auf der Flur zwischen Marmagen und Nettersheim) erscheint, einen Nachhall römischer villaria vernehmen konnten, wenn wir zum Beispiel in dem erwähnten Dorfnamen Cordel die ursprüngliche Gattungsbezeichnung eines „kleinen Hofgutes" erblicken, so sind solche Erscheinungen keineswegs vereinzelt, sondern in mannigfachster Form und Gestalt im heutigen Sprachgut der Eifeler Namengebung nachweisbar. An einer Straße, die bei Icorigium (Jünkerath) von der Hauptlinie abzweigte und durch das *Ahrgebiet* über Esch, Blankenheim, Tondorf, den Michelsberg auf Bonn zuführte, begegnen *Kerpen* und *Nohn*. Kerpen verdankt seinen Namen irgend einem Buchengehölz: carpinus bedeutet die Hagebuche; vielleicht war auch eine Straßenstation „Ad carpinum" benannt, wie denn ähnliche Bezeichnungen — „ad pirum",„ ad ficum"

usw. — sehr oft vorkommen. So schreibt sich auch Nohn von einer solchen römischen Mansio her, die „ad nonum lapidem“ geheißen haben muß: „zum neunten Meilenstein“, ganz ebenso wie „die *Quint*“, ein bekanntes Hüttenwerk unterhalb Trier, auf die Bezeichnung „ad quintum lapidem“ zurückgeht. Die Stelle ist tatsächlich 5 Leugen (gallische Meilen) von Trier entfernt; die Station liegt an der oben bezeichneten Straße über die Moselhöhen zum Mittelrhein, die dort das Flußufer verließ und die Höhen erstieg.

Während in dem herrlichen Hochwalde des *Kermeter* (zwischen Gemünd und Heimbach) das spätlateinische carmetum (statt carpinetum = Hainbuchenwald) als reiner Flurname weiterlebt, ebenso wie im Walde *Carmoid* bei Saarburg, ist dieses anderswo auch zu einem Wohnortsnamen geworden; besonders gehört hierhin *Germeter* im oberen Roergebiet. Gleiche Bewandtnis hat es mit *Kesten* im Kreise Berncastel, das sich durch die mittelalterliche Form Castheneit als ein ursprüngliches Castanetum, Kastanienhain, erweist, ein Name, der auf französischem, also gallo-römischem Boden sehr häufig vertreten ist. In dem genannten Kreise begegnet uns in *Longcamp* ein deutliches longus campus (= „Langenfeld“), das dem bekannten französischen Longchamp entspricht. Nicht weit von dort liegt *Rorodt;* in ihm erkennen wir durch die alten Bezeichnungen Ruvereit, Roveroth deutlich ein romanisches Roburetum, das ist Eichenwald.

Außerordentlich häufig erscheint in der Eifel der Flurname *Pesch;* doch auch in regelrechte Ortschaftsbezeichnung ist er übergegangen, und wir nannten bereits ein Pesch als Kultstätte der Matronen. Es liegt hier das lateinische *pascuum* = „Viehweide“ zugrunde. Bemerkenswert ist im Ahrgebiet die oft vorkommende Flurbezeichnung *Plenzer,* die ihr Seitenstück mehrfach im Trierer Bezirk hat; es ist das lateinische plantarium oder plantaria: „die Baumschule“, in Weinbaugegenden aber auch soviel wie „Rebschule“[1]). Manche dieser und anderer Flurbezeichnungen sind auch noch in nachrömischer Zeit lebendig geblieben und verwandt worden, und wir können nicht in jedem einzelnen Falle sicher entscheiden, ob ein Name bereits in vorfränkischer oder erst in frühmittelalterlicher Zeit entstanden ist[2]). Aber die Tatsache, daß solche romanischen Bestandteile der Namengebung um so häufiger auftreten, je mehr wir uns dem Mittelpunkt und der Hochburg gallo-römischen Wesens, der Cäsarenstadt Trier, nähern, weist schon deutlich genug auf die eigentlichen Wurzeln dieser lange fortwuchernden Flurnamenstämme hin. Als das Römertum dahinsank, und die fränkischen Herren über das Land kamen, blieben manche *romanischen Sprachinseln* dennoch bestehen, und hier und da begegnen uns noch im 10. Jahrhundert und darüber hinaus *rein romanische* — noch nicht durch fränkischen Mund gegangene und von deutscher Zunge umgemodelte — Flurnamen. Besonders genannt sei hier als Beispiel die Flur des kleinen Ortes *Dorf* (bei Wittlich), der damals übrigens noch den höchst bezeichnenden *romanischen* Namen *Villere* — also lateinisch Villare — trug; da werden als Flurteile zum Beispiel *Grantprat* (= pratum grande, große Wiese, *Communprat* (= pr. commune, Gemeindewiese), *in val* (= in valle, im Tal), *in predhelis* (= in pratellis, in den Wiesen), *Campella* (Verkleinerungsform zu campus) genannt, Bezeichnungen, wie sie genau ebenso auf rein romanischem Boden, in Frankreich,

---

[1]) An der Mosel können wir die ganze Reihe lautlicher Entwicklung beobachten: im 9. Jahrhundert kommt bei Mehring ein Flurname „subtus plantaria“ vor, während im 13. Jahrhundert bei Wittlich eine Flur „in der Plantire“ heißt und zu gleicher Zeit bei Rachtig die Form „*Plencere*“ erscheint. Vgl. *M. Müller* a. a. O. II, S. 70.

[2]) Vgl. meine „Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit“ (Düsseldorf, 1901) S. 104 ff.

vorkommen könnten und auch tatsächlich vorkommen [1]). Wir haben hier absichtlich einen Fleck Erde herausgehoben, der nicht in der näheren Umgegend der Treverer-Hauptstadt liegt: im Umkreise Triers häufen sich diese und ähnliche Erscheinungen erst recht. Lehrreich aber sind diese Zusammenhänge für die deutlichere Erkenntnis der Entwicklungsgeschichte unseres eigenen Volkstums, das auf den Schultern der Antike steht, ohne seine starke Sonderart, sein urgermanisches Wesen einzubüßen. Auf heidnischen Boden setzte das Christentum den Fuß, und fränkische Mönche pflegten römische Sprache und Überlieferung. Als der heilige Remaklus und seine Gefährten ins Tal der Warche (Varcenna) kamen, da stießen sie auf einen heidnischen Tempel und auf Spuren des alten, einheimischen Götzendienstes, der nach echt gallisch-römischer Art an eine nahe Quelle anknüpfte. Die Quelle erhielt christliche Segnung, der Tempel wurde zum Heiligtum des wahren Gottes, und Malmundarium (Malmedy) — so war der alte einheimische Name des Ortes — ward eine Stätte christlichen Geistes und deutscher Kultur. Und wie hier, so geschah es in der ganzen Eifel: kraftvolles Wirtschaftsleben verband sich mit frommer Sitte, ernster Wissenschaft und deutschem Sinne. Möchte es so sein und bleiben immerfort!

[1]) Die genannten Flurnamen haben lateinischen Klang; es finden sich auch solche, die gänzlich *keltisch* (jedenfalls weder römisch noch germanisch) anmuten: Lannoga, Juruolein (ebendort), dazu die Bergnamen *Antiquest, Nore* (Nür-burg), *Achon* (Hohe-Acht) im Ahrgebiet. Vgl. *H. Witte,* Deutsche und Keltoromanen in Lothringen (Straßburg 1891) S. 60 ff., *M. Müller* a. a. O., II, S. 77.

▫ BURGEN DER EIFEL*) ▫
VON BRUNO HIRSCHFELD.
MIT NEUN ABBILDUNGEN.

„Von den Felsen winken die Trümmer zerfallener Ritterburgen und erinnern an die Geschichte vergangener Zeit — die Städte, ihre alten Kaufhäuser und Rathäuser als Überreste unserer Verfassung . . . Abteien und Landhäuser und fröhliche Dörfer, blühende Weinberge und Eichenhaine mit Druidenaltären, einsame Hirtentäler und lachende Auen und himmelanstrebende Berge — dies und was keine Sprache und kein Pinsel nachzubilden vermag, fesselt hier das Auge, dem jeder Blick eine neue Schönheit, jeder Ruderschlag einen neuen Genuß bereitet“. Können diese Empfindungen, denen der Verfasser der 1806 erschienenen malerischen Ansichten des Rheins Ausdruck verleiht, nicht ähnlich auch den Besucher unserer schönen Eifel beseelen? Wie zahlreich sind dort die Burgen und Burgentrümmer noch heute, deren einige wie Bürresheim und Eltz das Ziel vieler Schönheits- und Altertumsfreunde sind.

Welch eine Fülle befestigter Bauten hier bestanden hat, wird uns klar, wenn wir erfahren, daß es allein in der Eifel 200 Burgen gegeben haben soll. Viele sind schon früh zerstört, vielleicht nur Erd- und Holzbauten, deren Namen uns allein Urkunden und Chroniken bewahrt haben, kaum wissen wir noch ihre Stätte zu finden. Andere wandelte der fromme Sinn ihrer Besitzer in Klöster, wo dann an Stelle des Kriegshandwerks Werke des Friedens geübt wurden. Manche dagegen zerbröckelten im Laufe der Zeit, da sie wegen ihrer ungünstigen Lage nicht einmal als Amtshäuser und Gefängnisse mehr gebraucht und deshalb erhalten wurden, so daß Regen, Schnee und Frost sie in Trümmer sinken ließen. Bisweilen genügten auch die engen, lichtlosen Räume, deren Festigkeit zudem den neuen Feuerwaffen wenig standhielt, nicht mehr den Ansprüchen ihrer Bewohner; ein neuer, lichterer und wohnlicherer Bau wurde errichtet, während man die alte Veste daneben dem Verfall überließ. Die rauhen Winde, die harten Winter beförderten das Vergehen; was bestehen blieb, bei mehr oder minder guter Pflege dem Zahn der Zeit widerstand, fiel der Roheit der Franzosen im 17. Jahrhundert oder schließlich dem „revolutionären Freiheitstaumel am Ende des 18. Jahrhunderts“ zum Opfer. Was an die Vergangenheit und ihre Zustände erinnerte, wurde damals nach Möglichkeit vernichtet; ein großer Teil der noch erhaltenen Burgen wurde von den Käufern als billiger und bequemer Steinbruch benutzt und dadurch zerstört.

Nur wenige dieser Burgen waren Raubnester, von denen der Ritter den vorbeiziehenden Kaufmann belästigte, vielfach ließ die abgelegene Lage schon solches Tun nicht zu. Die meisten Burgen waren Schutzstätten für das umliegende Land, Stützpunkte, deren man sich zu dessen Befriedung und zur Wahrung seiner Herrschaftsrechte bediente. Oft veranlaßte geradezu das Bestehen einer Burg den Bau einer neuen, die hier zum Schutz und zur Erhaltung des Eigentums ihres Erbauers errichtet wurde. Sie waren daneben wirtschaftliche Mittelpunkte, von denen der

---

*) Die für diese Darlegungen benutzten Quellen sind in den Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz (Jg. 4, H. 3, S. 265 6) verzeichnet und durch einige neu erworbene Archivalien des Staatsarchivs Koblenz vermehrt worden; ebenso sind sämtliche Abbildungen demselben Jahrgange der Mitteilungen mit Genehmigung des Vereinsvorstandes entnommen.

Burgherr als Grundherr seine Besitzungen verwaltete, die sich durch Zuwachs allerhand herrschaftlicher Rechte auch zum Kern kleinerer Territorialgewalten entwickelten. In größeren Landesherrschaften wurden sie deshalb die Sitze der etwa seit dem 13. Jahrhundert geschaffenen Verwaltungsbezirke, der Ämter.

Mittelpunkt solch eines kleinen Territoriums war das schon erwähnte Schloß Bürresheim, das nördlich von Mayen in einer Schleife der Nette liegt, wo diese von Westen die Nitz in sich aufnimmt. Von waldigen Höhen schützend umgeben, bilden die Häuser mit ihren Türmen und ragenden Dächern eine wundervoll geschlossene Baugruppe (Abb. 1), die das Auge jedes Kunst- wie Naturfreundes entzückt.

Es war wohl pfalzgräflicher Besitz, auf dem die Burg einst gebaut war, die jene Herren von Bürresheim zu Lehen trugen, welche uns 1158 zuerst begegnen und in ihrem Namen die erste sichere Kunde von dem Bestehen der Burg bringen. Wahrscheinlich verkaufte sie dann um 1189 etwa Heinrich von Bürresheim an den Erzbischof Philipp von Köln, unter dessen Erwerbungen für das Erzstift Köln sie genannt wird. Da der Erzbischof die Burg nur als Stützpunkt in kriegerischen Zeiten zu benutzen wünschte, gab er sie dem Heinrich von Bürresheim als Lehen zurück. Neben Edlen von Bürresheim begegnen uns im folgenden Jahrhundert verschiedene Ritter von Bürresheim, die als Burgmannen zur Verteidigung der Burg verpflichtet waren. Ihre Wohnstätten waren verschiedene in dem Burgbering gelegene Häuser. Eines dieser Häuser, das hierbei als freies Eigen bezeichnet wird, trug Friedrich von Bürresheim 1339 dem Erzbischof Walram von Köln als Lehen zu männlicher und weiblicher Lehenfolge auf. War das alte Lehensverhältnis in Vergessenheit geraten, wie es auch sonst geschah, oder waren Neubauten der alten Veste zur Verstärkung angegliedert, die auf freiem Eigen gebaut, erst jetzt in Abhängigkeit vom Kölner Stuhl gerieten? Darüber geben weder Urkunden noch Baureste Kunde. Friedrichs Bruder, Heinrich, überließ 1350 seinen Neffen Johann, Werner, Albrecht und Wilhelm, den Vögten von Leutesdorf, sein kölnisches Lehenshaus, das 1396 neu gebaut, nach seinen Inhabern das Vogthaus genannt wurde. Dieser Übertragung stimmten erst 9 Jahre später Heinrichs Kinder Jakob, Johann genannt Nachtbrender, Heyntze, alle Gebrüder von Bürresheim und deren Schwester Palmoyt zu, nachdem ihnen von den Vögten für ihre Lebenstage das Haus in der Burg zwischen Tor und Kapelle gelegen mit der zugehörigen Hofstatt zum Gebrauch eingeräumt worden war. Die eigentliche Burg, den dem Bergfried westlich vorgelagerten Pallas mit dem Bergfried, hatte damals Emicho von Bürresheim, der genannten Heinrich und Friedrich Oheim, wahrscheinlich als Pfand vom Erzstift Köln für 941 Mark inne, der sie 1352 seinem Neffen Philipp von Schöneck gegen Erlegung dieser Summe übergab. In die Hände der Schönecker war dazu noch ein Burghaus neben der Kapelle gelangt, das Johann von Schöneck und dessen Frau Lysa 1363 mit den Brüdern Johann und Werner, Vögten von Leutesdorf, tauschten. Hierbei wird noch ein Besitz Konrads von Bell dort genannt. Diese Besitzverteilung bestätigt uns auch ein kölnisches Lehensregister jener Zeit, das als Inhaber von Bürresheimer Burglehen Johann und Friedrich von Schöneck, die Vögte von Leutesdorf, Konrad von Bell, Godelmann Blick von Lichtenberg und Simon Herrn von Kempenich nennt. Da wir nun 30 Jahre später wieder einen Emicho von Bürresheim als Stellvertreter Erzbischof Friedrichs (1399) finden, so vermuten wir, daß Emicho die Burg inzwischen wieder vom Erzstift pfand- und amtsweise an sich gebracht hatte. Sein Erbe, Hermann Boos von Waldeck der Junge, verkaufte sie 1420 dem Johann von Schöneck, der im November gleichen Jahres bei seiner Belehnung versprach, zur Befestigung des Schlosses 700 schwere rheinische Gulden zu verwenden. Nach Beendigung des Baues sollten die Schön-

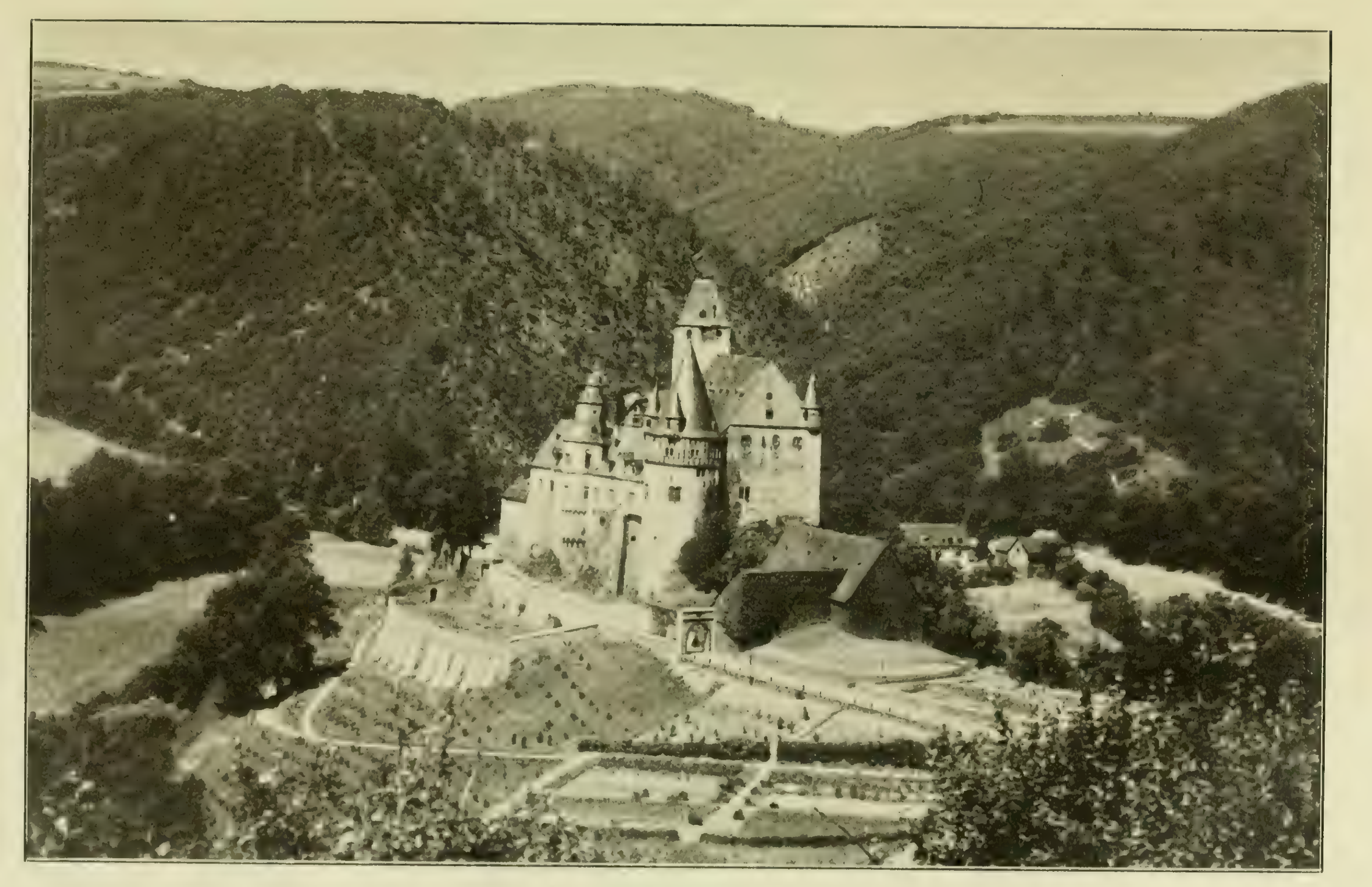


Abb. 1. Schloß Bürresheim.

ecker das Geld erstattet bekommen. Nachdem 1424 und 1445 die Schönecker die Ansprüche derer von Bürresheim genannt von Bernkastel, die sie als Erben ihrer Mutter Irmgard von Schöneck erhoben, ausgeschieden hatten, verkauften 1475 Coene und Johann, Herren zu Schöneck, ihren Anteil an Schloß und Herrschaft Bürresheim an den Ritter Gerlach von Breitbach. Damit erlangte die Familie von Breitbach Anteil an Bürresheim, dessen vollständige Erwerbung sie nun anstrebte. So erstand schon 1477 Gerlachs Sohn Johann von den Vögten zu Leutesdorf den von diesen 1452 gekauften Beller Anteil. Diesen Anteil überließ Johann in der Erbteilung von 1479 seinem Bruder Paul, von dem er ihn indessen bereits 1483 für 250 Gulden zurückkaufte.

Die Breitbacher entwickelten auf dem neuerworbenen Besitz eine lebhafte Bautätigkeit. Schon Gerlach hatte einen 24 Schuh tiefen Brunnen neben dem Hauptturm anlegen lassen. Er und sein Sohn Johann erstreckten auch den Bau nach Osten, errichteten anschließend an den Turm den Nord- und Ostflügel wie zwischen 1481 und 1491 etwa den südöstlichen runden Turm. Eine Brustmauer schloß im Süden den Hof bis zum Vogthaus ab. Um diese Zeit war der den Vögten von Leutesdorf von Kurköln verliehene Teil an dem Schloß zu Bürresheim an die Familie von Lahnstein vererbt worden. Von dieser einigten sich Peter und Wilhelm von Lahnstein 1528 mit dem Mitbesitzer Adolf von Breitbach wegen des Turmes, der Pforten und des Hausplatzes, den Roerich von Leutesdorf einst besessen hatte, dahin, daß der vierkantige Turm (der Bergfried) von ihnen gemeinsam unterhalten und auch gebraucht werden solle. Ebenso sollten die Tore zu Schloß und Tal Bürresheim, außer dem von Adolfs Vater Johann gebauten, das Pfortenhaus an der untersten Pforte (Abb. 2) und die Pförtner beiden Parteien gemeinsam dienen. Diesen Lahnsteiner Teil erbten 1572 die Kämmerer von Worms genannt von Dalberg, aus deren Besitz er durch den kölnischen Hofrat Hans Adam von Merl 1603 an Johann Adam Senheim kam, von dem es 1624 dessen Tochtermann Georg von Edingen erhielt.

Nach dem Tode Johann von Lahnsteins hatten auch die Breitbachs Anspruch auf dessen Besitz, der sie zum Alleinherrn von Bürresheim gemacht hätte, erhoben. Ein Prozeß wurde von ihnen deswegen 1572 gegen die Kämmerer von Worms beim Reichskammergericht begonnen, der sich endlos hinschleppte, bis er 1659 durch einen Vergleich geschlossen wurde. Wolf Eberhard Kämmerer von Worms überließ dadurch den Brüdern Anselm Franz und Georg Reinhard von Breitbach alle liegenden Güter der Lahnsteinischen Erbschaft für 4700 Gulden. Nachdem hiermit ganz Bürresheim in den Besitz der Breitbachs gelangt war, bauten Wolf Heinrichs Witwe und ihr Sohn Georg Reinhard in den Jahren 1659—61 den neuen Bau an Stelle der südlichen Brustmauer von dem runden Turm bis an das Vogthaus, der den großen Saal, das Fräulein- und Domherrnzimmer enthielt und den Gebäudering des neuen östlichen Teils beschloß. Der Westteil, der zu Verteidigungszwecken nicht mehr geeignet, als Wohnraum wenig einladend war, wurde im Anschluß an die Neubauten 1661 zu Wirtschaftszwecken als Viehstall, Brau- und Backhaus eingerichtet. Georg Reinhard erbte Haus und Herrschaft Bürresheim, wo er zur Erhöhung der Wohnlichkeit unter underm den großen Garten bei der Burg anlegte. Auch ließ er 1698—1700 den Raum zwischen Bergfried und Nordflügel überbauen, in dem oben eine Kapelle geschaffen wurde. Die alte Kapelle durfte zu profanen Zwecken verwandt werden, in der neuen wurde 1701 zuerst vom Erzbischof Johann die Feier des Meßopfers gestattet. Als bei diesem Bau in den anstoßenden Bergfried, der auch Tauben- oder Hexenturm genannt ward, ein Zugang gebrochen wurde, soll man im unteren Raum noch verschiedene Gebeine von Gefangenen, die hier einst geschmachtet hatten, gefunden haben. Im

nächsten Jahrhundert entstanden ferner verschiedene Wirtschaftsgebäude. Nach Franz Ludwigs von Breitbach-Bürresheim Tode, mit dem der Bürresheimer Zweig der Breitbach erlosch, kam Bürresheim 1796 an seiner Schwester Enkel Klemens Wenzeslaus von Renesse, der darauf den Beinamen von Breitbach-Bürresheim annahm. Ein Verwandter dieses Erben, Graf Friedrich von Renesse-Bürresheim, besitzt heute das Schloß.

Im Weiterwandern betrachten wir noch einmal das alte Schloß mit dem mächtigen Bergfried (Abb. 2), ehe wir in dem einsamen Tale der Nitz aufwärts ziehen. Nach mehrstündiger Wanderung, die uns an den wenigen Häusern von St. Johann

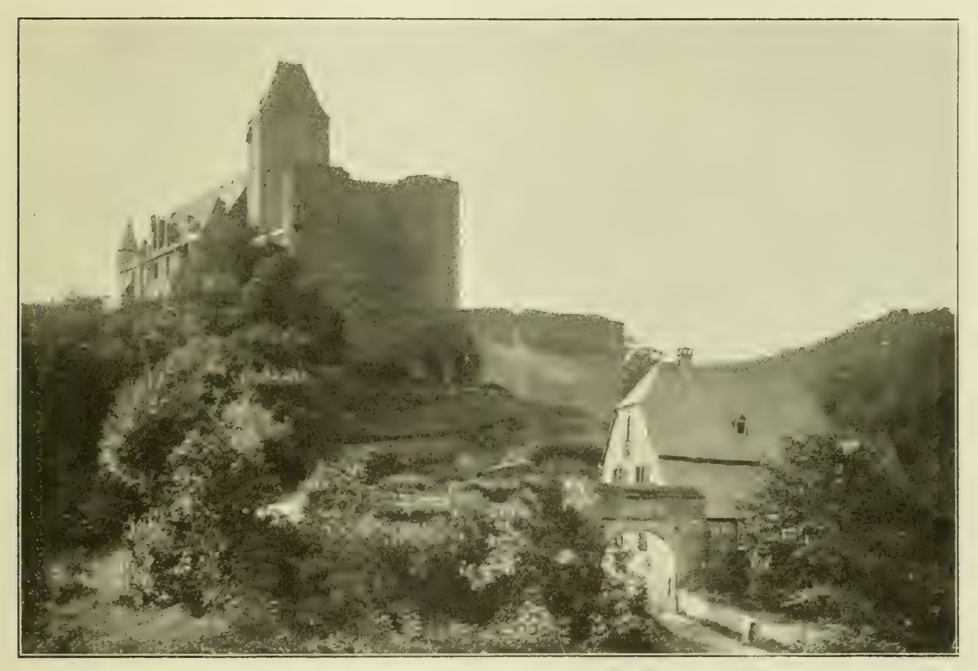


Abb. 2. Schloß Bürresheim von Westen.

und der kleinen Wallfahrtskirche St. Jost vorbeiführt, grüßen uns von einem Felsenvorsprung die Trümmer der Virneburg. Vielleicht auch auf pfalzgräflichem Boden entstanden, wie das benachbarte Bürresheim, mit dessen Bewohnern ihre Inhaber verwandschaftliche Bande verknüpften, war sie später die Stammburg eines angesehenen Grafengeschlechtes und der Mittelpunkt einer größeren Herrschaft. Von ihrem Bestehen bringt uns um die Mitte des 11. Jahrhunderts die Erwähnung eines Bern von Virneburg die erste Kunde, seit dem 12. Jahrhundert hören wir auch von Grafen von Virneburg, während sich daneben noch Ritter von Virneburg, wahrscheinlich Burgmannen, nach der Burg benennen. In dem Erbvergleich von 1229 erhielt Graf Hermann die Virneburg, während sein Bruder Philipp das von ihm erbaute Monreal behielt. Für Virneburg werden 1238 bei einer Schenkung Hermanns an die Abtei Himmerod unter den Zeugen die stattliche Zahl von 10 Burgmännern genannt. Unter Hermanns Urenkel Ruprecht besaß 1324 der Knappe Johann von Virneburg, Philipps Sohn, ein halbes Haus in der Burg Virneburg vom Erzstift Trier zu Lehen, dessen Erzbischof Balduin es 1336 gelang, vom Grafen Ruprecht

die Burg Virneburg mit anderem Gut für 2200 Gulden zu erwerben. Ob dieser Vertrag schließlich doch nicht zustande kam oder die Summe bald nachher zurückgegeben wurde, ist zweifelhaft, jedenfalls trug schon 1339 Graf Ruprecht gegen Erlaß einer Schuld von 200 Pfund dem Erzbischof den ihm gehörigen Turm, welchen vordem Philipp von Virneburg besaß, mit all seinem übrigen Eigen an der Burg und Veste Virneburg zum Offenhaus auf. Diesen Vertrag besiegelten neben Ruprecht und seinen noch lebenden drei Söhnen Gerhard, Adolf und Johann Herr Philipp von Virneburg und Heinrich von Rennenberg als Mitgemeiner zu Virneburg. Dies Rennenberger Haus ererbten 1385 Herr Heinrich zu Drachenfels und sein Sohn Godart. Ein Urenkel des erwähnten Ruprecht, der auch Ruprecht hieß, verpfändete 1414 dem Erzbischof Werner von Trier, mit dem er schon wegen des ihm bedrohlichen Hauses Wernerseck in Fehde gelegen hatte, sein Schloß Virneburg. Als 1445 dessen Enkel Ruprecht und Wilhelm, deren Vater noch Saffenburg-Neuenahr erheiratet hatte, die väterliche Erbschaft teilten, erhielt Ruprecht zwar die Grafschaft Virneburg mit den Schlössern Virneburg und Monreal, doch räumte er 1450 seinem Bruder und dessen ältesten Erben einen Anteil und das Öffnungsrecht an dem Stammschlosse Virneburg ein. Für trierisches Lehen galt damals nur der Turm in der Burg. Unter seinem Sohn Philipp besaßen die Gebrüder von der Mark, Herren zu Arburg wahrscheinlich als Heiratsgut ihrer Mutter, der Gräfin Anna von Virneburg, zwei Drittel des Schlosses, die sie 1484 an Philipp für 2500 Gulden abtraten. Nachdem Philipp, Philipps ältester Sohn, kinderlos gestorben war, war der zweite, Kuno, der letzte seines Geschlechtes. Von seiner Frau Josina von der Mark, der er 1535 und 1539 auch sein Schloß und Tal Virneburg als Wittum verliehen hatte, besaß er keinen Erben. Er starb 1545, worauf Trier die Burg und die Grafschaft Virneburg als angeblich erledigtes Lehen einzog, während die Eigengüter von dem Grafen Dietrich von Manderscheid und Johann von Wied-Isenburg als Abkömmlingen Virneburger Töchter beansprucht wurden. Luxemburg und Sayn sprachen gleichfalls Virneburg als heimgefallenes Lehen an. In diesen Streitigkeiten einigten sich Trier und Manderscheid, die Virneburg besetzt hielten, insgeheim, daß Graf Dietrich vom Erzbischof von Trier mit dem ganzen Haus und der ganzen Grafschaft Virneburg nach Art eines alten Stammlehens belehnt werden sollte. Als weiterer Bewerber um die Virneburger Erbschaft war inzwischen noch Graf Reinhard von Solms aufgetaucht. Obgleich das Reichskammergericht ihn 1583 als nächsten Erben anerkannte, vermochte er nicht den von Trier unterstützten Grafen von Manderscheid aus dem Besitz zu verdrängen. Der Streit dauerte fort. Erst 1680 kam es zwischen den beiderseitigen Erben Solms-Hohensolms und Löwenstein-Wertheim zu einem Vergleich, in dem Solms für 14500 Gulden auf seine Rechte verzichtete. Nach Dietrichs Tode beerbte ihn seine Schwägerin Magdalene, von deren Töchtern erst Salome, dann Elisabeth Virneburg erhielt, durch die es 1600 an ihren Gemahl, den Grafen von Löwenstein-Wertheim gelangte und im Besitz ihrer Nachkommen bis zum Einbruch der Franzosen blieb.

Die Virneburger Grafen hatten in den letzten Jahrzehnten ihres Blühens hauptsächlich die größere Burg Monreal als Wohnsitz benutzt, weswegen der alte Stammsitz selbst nur notdürftig erhalten zu sein scheint. Heute ist die Burg, die den Bewohnern des Tales als bequemer Steinbruch lange Zeit gedient hat, so gründlich zerstört, daß aus den erhaltenen Trümmern der Hauptburg (Abb. 3) der Besucher sich kein klares Bild von ihrer früheren Anlage mehr machen kann. Und doch erwähnt ein Inventar von 1605 zwölf bewohnbare Räume. Die neuen Herren, die Grafen von Löwenstein, ließen 1623 größere Instandsetzungen vornehmen, deren Leitung dem Baumeister Stephan Falk aus Gerolstein anvertraut war. Der große

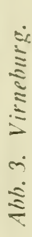


Abb. 3. Virneburg.

runde Turm erhielt eine neue Treppe und wurde mit einer Galerie oder Brustgeländer gekrönt. Andere Arbeiten sicherten die übrigen Bauten, die demnach während der Kriegsjahre in leidlich gutem Zustande geblieben sein mögen. Nach dem Frieden zerfiel die Burg jedoch vermutlich, denn die Erträgnisse der Grafschaft waren nur gering, so daß die Herrschaft auch nicht all zuviel für den Bau aufzuwenden vermochte. Die Folge davon war, daß Amtmann Hilgers 1663 von der großen Baufälligkeit des Schlosses nach Wertheim berichten mußte, die gegen die hohe Mauer und den Brunnen hin bei dem feuchten Sommer täglich zunähme. So stehe zu befürchten, daß es bei andauerndem nassen Wetter und etwa darauf folgendem harten Winter ähnlich wie jüngst Haus Olbrück zusammenstürze. Man stehe überall große Gefahr aus. Die Regierung forderte Entwürfe und Kostenanschläge ein, plante die Bedachung und Herstellung des großen Turmes, ließ aber wegen der hohen Kosten und des mangelnden Geldes zuletzt alles beim Alten. So war es nicht verwunderlich, wenn 1665 Hilgers berichten mußte, daß die Mauern am Vorhof wie am oberen Schloßhof sehr abgefallen und ganz baulos seien. Aber es geschah trotzdem nichts. Erst als im Dezember 1668 der Sturm an dem hohen Altanturm, der Hauptsäule des oberen Schlosses, ein Stück abgerissen hatte, gelang es dem Amtmann Mittel zum Bau zu erhalten. Wenn das Schloß nicht ganz defensionslos und ungestaltsam werden solle, sei die Instandsetzung höchst nötig, berichtete er. Der Altanturm entstelle, seitdem der Wind neulich das Stück abgeworfen habe, das Schloß nicht wenig, sei auch ohne ihn schlechte Defension im oberen Hof, dazu sei die Brustwehr über des oberen Hofes Pforte mehreren Teils abgefallen, so daß sie weder mit Steinen noch mit Gewehren verteidigt werden könne. Der Rest risse täglich, wodurch die Ein- und Auspassierenden in stetiger Gefahr seien. Dazu würden unbedeckte Mauern in der dortigen kaltigen Gegend bald herunter fallen, so wäre es auch schade, wenn die Galerie des alten Turmes, die ein ehrliches gekostet habe, sich vollends zerschmettere und der Turm selbst zusammenfalle. Darauf wurde 1670 der Turm abgebrochen, 1671 neugebaut und 1672 das Dach aufgesetzt. Die sehr baufällige Ringmauer wurde noch 1675 ausgebessert, im Schloß und am Zwinger wurde so viel hergerichtet, um das Schloß verteidigungsfähig zu erhalten. Es war vergebliches Bemühen, 1689 zerstörten französische Soldaten, die von der Mosel zum Rhein zogen, das schnell eroberte Schloß. Es ward nicht wieder aufgebaut, so daß das Haus im 18. Jahrhundert „durch vormalige Kriegsläufte sowohl an Türmen, Mauern, Pforten und anderen anklebenden Gebäuden in solchen Ruin gestellt war, das sotanes Schloß nicht anders als eine Wüstenei aussieht“.

Beim Hinaufsteigen auf die Hochfläche verlassen wir das Gebiet der Grafen von Virneburg und gelangen in das ehemalige Amt Nürburg des alten Erzstifts Köln. Hier auf dem alten Mons Nore, dem Nürberg, dem zweithöchsten Berge der Eifel, baute um 1160 Graf Ulrich von Ahr eine weit im Lande sichtbare neue Burg, die Nürburg, nach der er sich fortan Graf von Nürburg nannte. Nachdem schon 1166 dem Erzbischof Rainald von Köln an ihr das Öffnungsrecht eingeräumt war, gelangte sie 1193 zur Hälfte mit dem ganzen Allod in den Besitz König Heinrichs VI., der dafür den Grafen Theoderich von Hostaden und Gerhard von Ahr und Nürburg das Verfügungsrecht über die ihm zu Reichszwecken abgetretene Burg Altenahr zurückgab. In den Wirren des folgenden Jahrhunderts ging dem Reich die Burg jedoch wieder verloren, sie ward 1254 von Johann Herrn von Nürburg und seinem Erstgeborenen Cunzo dem Erzbischof Conrad von Köln zu Lehen aufgetragen, der sich ihrer gegen alle Feinde außer das Reich und des Lehnsmannes Verwandte, Graf Gerhard von Neuenahr und Gerlach von Saffenberg, bedienen durfte. Als mit diesen Johann und Cunzo der Nürburger Stamm

der Grafen von Ahr erlosch, fiel Nürburg an das Erzstift Köln. Graf Ruprecht von Virneburg, der von ihr eine willkommene Vergrößerung seines Gebietes erhoffte, wurde abgefunden. Die Burg ward jetzt der Mittelpunkt des aus der Herrschaft entstehenden kurkölnischen Amtes und der Sitz eines Amtmannes. Im 15. Jahrhundert erlebte es das Schicksal vieler Länder dieser Zeit; von seinem Herrn wurde es verpfändet, um dessen leere Kassen zu füllen. So kam 1439 Schloß und Land Nürburg an Johann Hurt von Schöneck, 1489 an Johann von Gymnich, 1504 an Johann von Ahr, 1515 an Alef von Gymnich, später noch an Wilhelm von Nesselrode, von dem es 1529 Augustin von Braunsberg, Herr zu Brohl, überkam. Diese Pfandhinhaber walteten auch zugleich als Amtleute, die aber mehr auf ihren Vorteil denn auf die Erhaltung der Burg bedacht gewesen zu sein scheinen, so daß Augustin von Braunsberg bedeutende Mittel zur Instandsetzung der Nürburg aufwenden mußte. Seine Witwe Katharina, der Kurköln den versprochenen Ersatz der Baukosten verweigerte, hat die Bautätigkeit ihres Mannes in den Jahren 1530—1543 in einem Bericht zusammengefaßt, der ihre Forderungen begründen sollte. Danach ließ Herr Augustin die ganz verfallene Talpforte und den Pferdestall im Schloßhof neu bauen; der Kuhstall wurde neu gedeckt; die eigentliche Burg scheint auch in einem jammervollen Zustand gewesen zu sein. Den großen grauen Turm in der Mitte hatte der Sturm ganz abgedeckt und die Gewölbe zerbrochen. Besserte man ihn nicht rechtzeitig aus, wäre er völlig eingefallen. Er wurde 1535 in 47 Tagen hergestellt, auch inwendig und auswendig neu beworfen. Die Mauern vom Zwinger bis zu Weinbachsgarten waren derart zerfallen, daß jedermann darüber hinwegging, sie wurden wieder aufgemauert. In dem zerfallenen Brauhaus waren alle Unterschwellen verfault, mit dem Fleisch- und Backhaus zusammen wurde es 1538 instand gesetzt. In dem ganzen Bau war nur noch eine Stube, die große Stube beim Saal, brauchbar, sonst war alles zerbrochen, weswegen sie für ihre kleinen Kinder das alte Stübchen wieder aufrichten ließen. Zudem war nicht eine steinerne Treppe im Hause ganz, die Küche wollte einfallen, weshalb man Balken im Keller unterzog und das Dach mit Steinen deckte. Des Boten Turm und der Gang mußten neu bedacht werden. Es kam auch ein großer Sturm, der schier alles herabwarf und große Stücke des Daches fuhren dabei in der Luft herum. Dazu ereignete es sich noch, daß der graue Stein, aus dem auch der Turm gebaut war, sehr verwitterte und ständiger Ausbesserung zur Erhaltung um so mehr bedurfte. Nachdem alles notdürftig hergerichtet war, wurde man anscheinend wieder sorgloser, willkürliche Zerstörungen von Menschenhand förderten den Verfall. Welsche Soldaten trugen 1605 an dem grauen Turm das Dach ab und schnitten das Blei ab, sein Einfallen war zu befürchten. Am Haenturm, dem schönsten, besten und wehrhaftesten des ganzen Hauses, beschädigte der Wind 1606 die Brustwehr, ein heftiger Sturm im Winter 1612 riß von dem von Schieferstein ganz entblößten Dach den Rest noch herunter. Und doch war von 1608—1612 eifrig gebaut worden, nachdem eine erzbischöfliche Kommission 1607 die Mauern vielfach abgebröckelt, das Pfortenhäuschen zerfallen und um das Schloß fünf große wie kleine Tore ganz wüst und öd stehend vorgefunden hatte. In diese Bauarbeiten brachte zu Weihnachten 1612 der schon erwähnte ungewöhnliche Sturm oder „greuliche Tempestas" neue Verwüstung. Von verschiedenen Gebäuden riß er das ganze Dach ab, Schornsteine wurden umgestürzt, auch sonst die Dächer von Steinen und Latten derart entblößt, daß kein einziges Gemach, weder Küche noch Stube, weder Tafel noch Tisch vom Regen frei und trocken dastanden.

Die Burg war auch im 17. Jahrhundert wieder meist verpfändet, was ihrer Erhaltung wenig nützlich war. 1656 bemerkte der Pfandinhaber Philipp von Arem-



Abb. 4. Nürburg (Ostmauer).



Abb. 5. Neublankenheim.

berg, daß sie aus Mangel an Unterhaltung zerfalle, und 1658 drohte schon der Zwinger einzustürzen. Nachdem sie 1689 von den Franzosen ganz zerstört war, benutzten die umwohnenden Bauern und Eingesessenen die abfallenden Steine als bequemen Baustoff. Doch verbot es ihnen 1702 der Kurfürst Josef Clemens von Köln, erlaubte dagegen, daß den Franziskanern zu Adenau soviel Steine von dem zerfallenen Schloß Nürburg ausgefolgt würden, wie sie zur Ausbesserung ihres Konvents nötig hätten. Der graue Turm war auf dem verbrannten Schloßplatz stehen geblieben; er diente 1729 zum Amtsgefängnis. Als die Kerker 1752 auch ganz ruiniert waren, wurde die Burg nicht mehr benutzt und zerfiel allmählich mehr und mehr. Die Türme sind trotzdem heute noch ganz gut, besonders an der Ostmauer der Hauptburg, erhalten (Abb. 4), der sich nach Südwesten der weite Bering der Vorburg anschloß.

Steigen wir von der Hochfläche hinab zu den Wassern der Ahr, die wir bei der Einmündung des Ahbaches verlassen, um dessen schönem Tale zu folgen, so reizt nahe seiner Einmündung unsere Neugier „der hohe schlanke Turm der Ruine Neublankenheim, der an trümmerhaftes Gemäuer sich anlehnend aus niedrigem Gestrüpp des Felshanges hervorragt" (Abb. 5). Einen großen Innenraum umschließen noch auf drei Seiten die Mauern, der Südwestturm ist dazu in stattlicher Höhe erhalten, während von dem südöstlichen erst in halber Höhe aufgesetzten Turm nur geringe Reste noch zu finden sind. Ihr Name, Neublankenheim, bringt sie schon in Beziehung zu dem angesehenen Geschlechte der Herren von Blankenheim. Gerhard V. von Blankenheim war es auch, der, als ihm 1335 die Kasselburg und ihr Zubehör angefallen war, in der Nordwestecke seines Herrschaftsbereiches eine Burg baute, die er in Anlehnung an den Stammsitz seines Geschlechtes, Neublankenheim nannte. Sie war 1341 schon vorhanden, als Gerhard dem Markgrafen Wilhelm von Jülich als Lehensherrn für die Stadt Gerolstein und die Burg und das Tal zu Blankenheim, die er neu gemacht habe, sich verpflichtete. Mit ihr wurde 1350 Gerhards Sohn Johann, der spätere Propst von Münstereifel, ausgestattet, unter der Verpflichtung, Geistlicher zu bleiben und Haus wie anhängendes Gut seinen Verwandten nicht zu entfremden. Doch war es 1371 in die Hände Konrads V. von Schleiden gelangt, der damals versprach, den Stiftern Köln und Trier von hier aus keinen Schaden zu tun. Er einigte sich bald darauf (1375), zusammen mit seinem Vater Johann, mit Gerhard von Blankenheim und dessen Söhnen Johann und Gerhard auf den Schied der Gesellen des Verbunds in der Eifel, durch den den Blankenheimern die Burg wieder zugesprochen wurde. Die Brüder Gerhard und Johann nahmen sie im folgenden Jahr mit allem Zubehör vom Trierer Erzbischof Kuno zu Lehen. Mit Gerhards VII. Tochter Elisabeth erheiratete Schloß und Land Wilhelm von Loen, der sie ebenso wie die Kasselburg 1426 dem Eberhard von der Mark für 8800 Gulden verpfändete. Nachdem sie mit der Kasselburg aus Eberhards Pfandbesitz 1440 in den des Clais von Nakenheim gelangt war, löste sie Gerhard VII. von Blankenheim ein und übergab sie Thomas von Genß als Mannlehen. Dieser verkaufte schon bald darauf die auch jetzt Neuenheim kurz genannte Burg an Johann von Mirbach, dessen Nachkommen sie ebenfalls als Blankenheimisches Lehen besaßen. Sie war 1521 zerstört, wo Dietrich von Mirbach den Grafen Johann von Manderscheid-Blankenheim um Beihilfe zum Wiederaufbau anging. Als dieser Graf Johann sich 1526 mit seinem Neffen Dietrich von Manderscheid-Schleiden verglich und ihm alle Lehengüter und Lehenleute des Landes Neu-Blankenheim überließ, behielt er das Haus Neublankenheim selbst sich und seinen Erben ausdrücklich vor. Dem Grafen Hans Gerhard von Manderscheid-Gerolstein verkaufte unter diesen der Lehensmann Ludwig von Mirbach zu Haneffe 1569 das Haus Neublankenheim, das ihm an jährlichem Nutzen

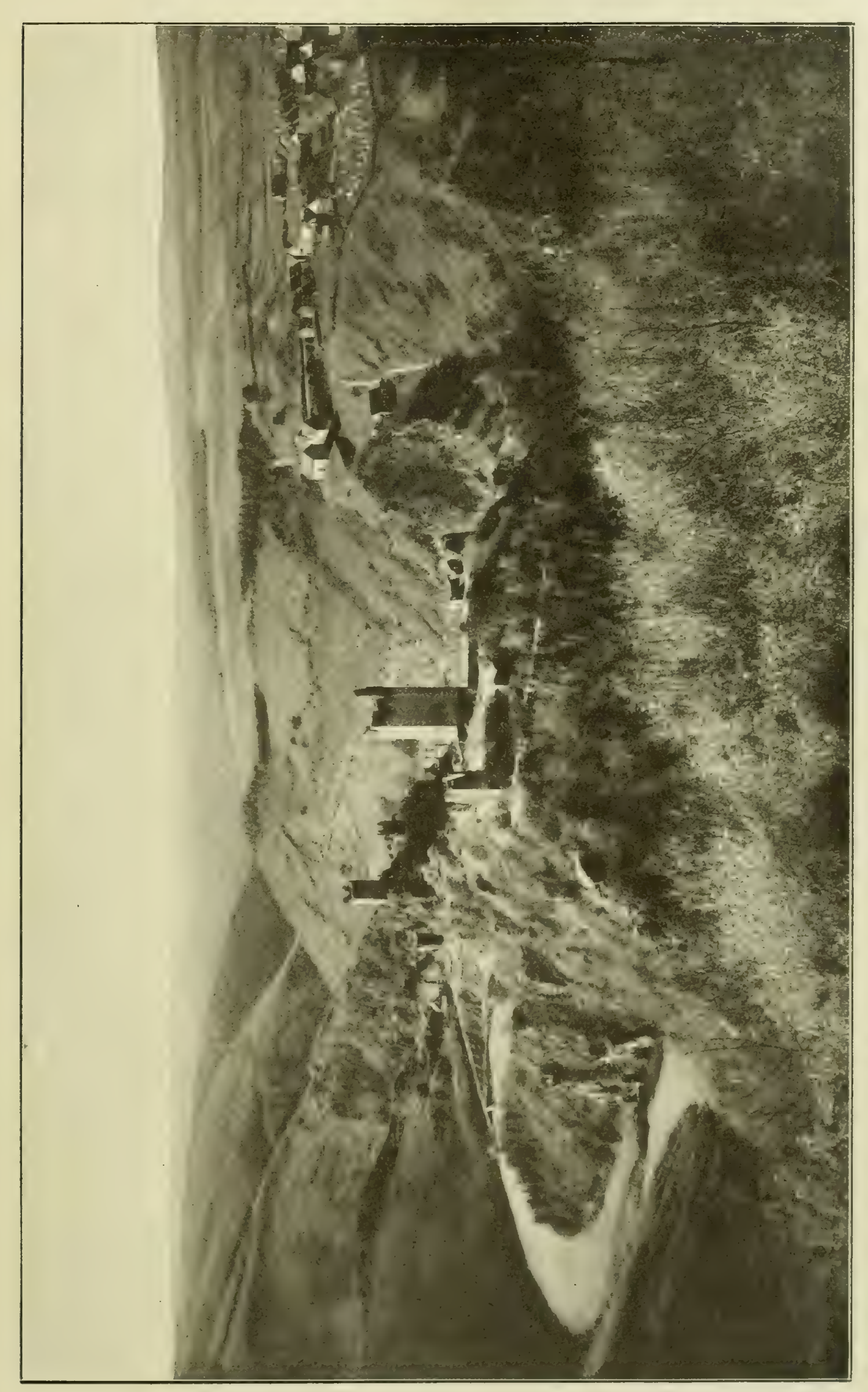


Abb. 6. Blick auf die Oberburg und die Niederburg Manderscheid.

nicht viel ausbrachte, auch weit entlegen und recht baufällig war. Nach dem Tode Dietrichs VI. von Manderscheid-Schleiden 1593 wurde die Burg zu Unrecht als Schleidensches Erbstück angesehen, sie kam dadurch an die Herren von der Mark und Aremberg. War sie vorher schon halb zerfallen, so scheint man jetzt nur wenig für ihre Erhaltung getan zu haben, wodurch sie allmählich mehr und mehr in Trümmer sank.

Wenden wir uns dem Laufe des Ahbaches folgend nach Süden, so erreichen wir nahe seiner Quelle das Dörfchen Oberehe, dessen Bering das 1696 gebaute malerische Haus der Herren von Veyder birgt. Im Weiterwandern über die Hochfläche berühren wir noch Daun mit den spärlichen Trümmern des Stammsitzes der Herren von Daun.

Verlassen wir bei Gemünden das Tal der Lieser. An den Maaren vorbei führt uns ein mehrstündiger Weg gen Süden wiederum an deren schroff abfallende Talwände. Hier weitet sich das vielfach gewundene Tal, welches sonst wie ein Graben die weite Hochfläche durchfurcht und daher die Anlage von Querwegen in hohem Maße hindert, ein wenig und begünstigt dadurch die Schaffung eines Fahrweges. In zwei Schleifen des Flusses ragen auf zackigen Felsen hier zwei Burgen, die die Straße sperren, die Burgen von Manderscheid (Abb. 6). Wann diese Burgen gebaut sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Auch die Anfänge des Geschlechtes, das sich nach ihr nannte, sind dunkel. Von dem Orte Manderscheid und vielleicht auch von der Burg, der heutigen Oberburg, erhalten wir die erste Kunde aus dem Jahre 973, wo Kaiser Otto II. dem Erzbischof Dietrich auf dem rechten Ufer der Lieser einen Bannforst schenkte. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts war eine Burg Manderscheid, in der wir die Oberburg vermuten, schon sehr stark befestigt. Sie war eine Hauptstütze des Grafen Heinrich von Namur und Luxemburg in dessen Fehde (1140—1147) mit dem Erzbischof Albero von Trier wegen des Besitzes der Abtei St. Maximin. Nachdem sie dem Grafen 1141 weggenommen war, verblieb sie bei dem durch König Konrad vermittelten Frieden zu Speyer (1147) der Trierer Kirche, während sonst Heinrich seine übrigen Lehen zurückerhielt. Seit dieser Zeit war die Oberburg ein Bestandteil des Erzstifts Trier, der Mittelpunkt des gleichnamigen Amtes. Alberos Nachfolger, Erzbischof Hillin, soll auf der Burg zu Manderscheid einen Turm erbaut haben, in dem wir den noch jetzt erhaltenen Bergfried vermuten, der vielleicht die bei der Eroberung beschädigte Burg erst wieder wehrhaft gemacht hat. Sie war gegen Ende des 12. Jahrhunderts eine der sieben Landesburgen des Erzstifts mit einer dauernden Besatzung von sechs Türmern, zwei Wächtern, einem Pförtner und einem Eselswart. Für die Bedeutung der Burg ist auch die Zahl ihrer Burgmänner bemerkenswert, deren wir zu Erzbischof Baldewins Zeiten vierzehn aus den Familien von Runkel, von Pyrmont, von Daun, von Zievel, von Zolver, von Wolmerath, von Husch, von Rupsack, Metzenpenning von Esch und von Spiegelberg finden. Zu Erzbischof Heinrichs Zeiten (1260—1286) wurde unter anderen Burgen auch Manderscheid instand gesetzt, für dessen weiteren Ausbau schon 1289 Erzbischof Boemund an Wilhelm von Manderscheid 150 Pfund Turnosen überwies. In den Kämpfen, die Ulrich von Manderscheid mit Raban von Helmstädt um den Besitz des Trierer Bischofstuhles führte, wurde Manderscheid den Hürthen von Schöneck verpfändet, denen es erst 1452 mit Hilfe des Grafen Ruprecht von Virneburg vom Erzbischof Jakob wieder abgenommen wurde. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts sehen wir Amt und Schloß Manderscheid noch im Pfandbesitz des Hermann Boos von Waldeck, während es 1502 dem Pfalzgrafen verpfändet war. 1504 löste Erzbischof Jakob sie wieder ein. Im dreißigjährigen Krieg und in den Kriegen Ludwigs XIV. hat die Burg wahrscheinlich mancherlei Schädigungen erlitten; Ende des 18. Jahr-

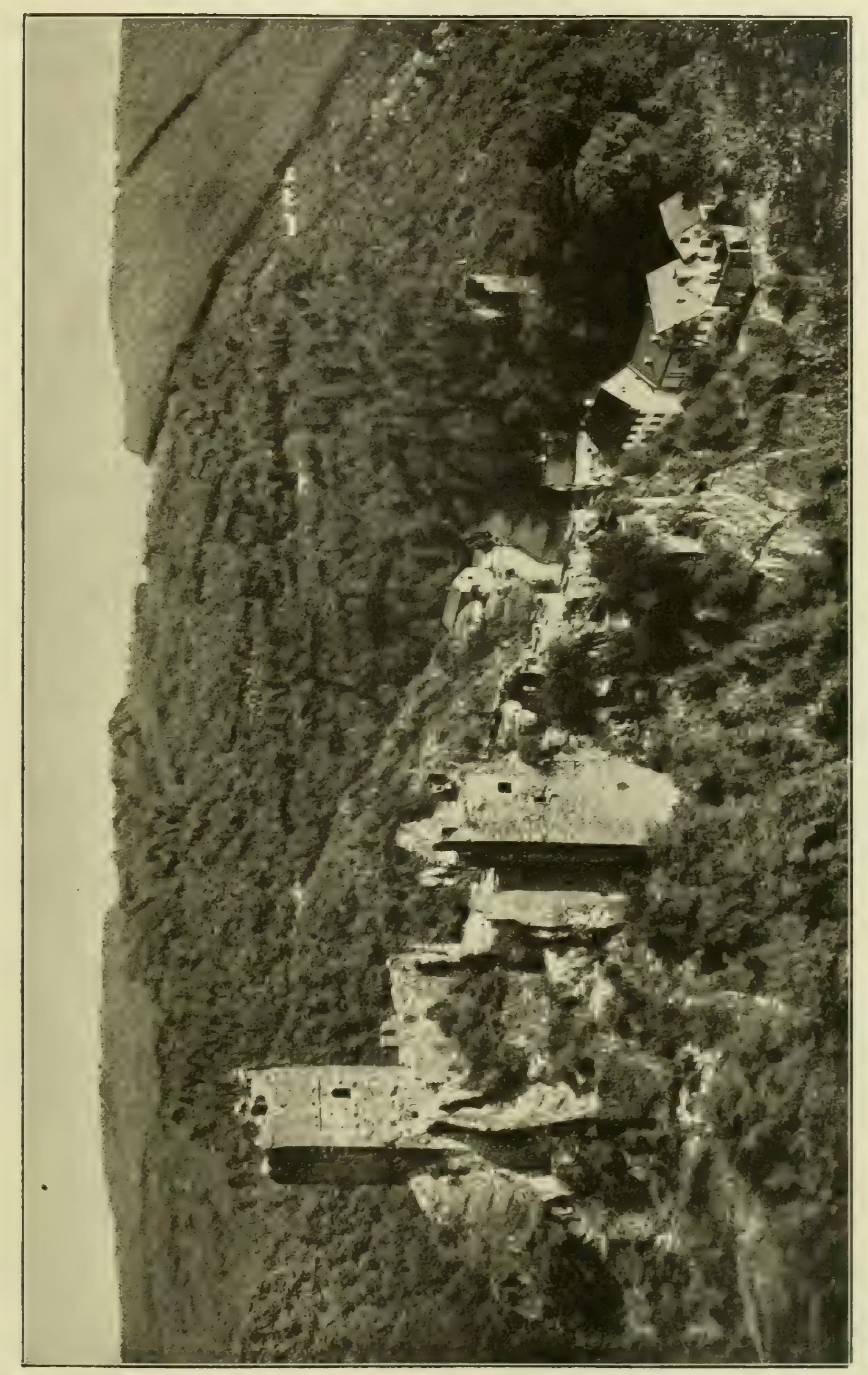


Abb. 7. Niederburg Manderscheid.

hunderts wurde sie von den Franzosen als Staatsgut eingezogen und später auf Abbruch verkauft. Die spärlichen Reste dieser einst so bedeutenden Burg wechselten im 19. Jahrhundert verschiedentlich ihren Eigentümern, bis sie 1870 von der Gräfin Paula von Brühl erworben wurden.

Bedeutender sind die Trümmer der auf dem linken Ufer der Lieser der Oberburg gegenüber liegenden Niederburg Manderscheid (Abb. 7). Es ist der Stammsitz der Herren und späteren Grafen von Manderscheid, denen sie von den Grafen von Luxemburg zu Lehen gegeben war. Ihre erste urkundliche Erwähnung finden wir für das Jahr 1201, in dem ein Dietrich als Herr der kleineren Burg Manderscheid Schenkungen an die Mönche von Himmerod macht. Die Niederburg, den Trümmern nach später bedeutend größer als die Oberburg, war also damals die kleinere von beiden. Wir vermuten demnach, daß sie erst nach dem Jahre 1147 von den Grafen von Luxemburg erbaut worden ist, als diese ihre alte Burg Manderscheid dem Erzstift Trier hatten abtreten müssen. Sie mag dann den bisherigen Lehnsträgern dieser Burg mit dem schon früher davon abhängigen Lande von neuem als Lehen übergeben worden sein. Die vermutlich anfangs kleine Burg wurde allmählich erweitert und so der trierischen Nachbarin immer lästiger. Dies bezeugt uns anscheinend eine Sühne, die 1339 zwischen Wilhelm Herrn von Manderscheid und Erzbischof Baldewin geschlossen wurde. Wilhelm und seine Frau verpflichteten sich dadurch, nirgends, wo es dem Erzbischof und seinem Stift hinderlich oder schädlich sein könne, eine Burg zu bauen. Aber Manderscheid und Kail schlossen sie hierbei aus. Dort sollen sie den angefangenen Bau zu Ende führen, derart, daß die Mauern mitsamt dem Dache nicht über 32 Fuß über die Erde hervorragten. Die Gräben, die jetzt vorhanden seien, sollten sie nicht bessern, dagegen einen Plankenzaun, jedoch ohne Zugbrücke, ohne Erker und ohne allerlei sonstige Befestigungen um den Bau aufschlagen dürfen. In den Jahren 1391 und 1392 hatte Junker Dietrich von Manderscheid Erweiterungsbauten dort ausführen lassen. Er beauftragte im Frühjahr 1392 Hans von Lieser und Clais von Blankenheim ihm zwei Türme mit sechs Fuß dicken Mauern und einem Verbindungsstück zwischen diesen Türmen von fünf Fuß Dicke aufzuführen, wofür sie für jede Rute sieben Pfund erhalten sollten. 1427 fiel dem ältesten der Brüder, Herrn Dietrich, Schloß Manderscheid mit Land und Leuten und mit allem Zubehör, wie es jenseits der Lieser gelegen sei, zu. Er wurde 1428 damit belehnt und ließ die etwas zerfallene Burg wieder gründlich ausbessern. Im Anschluß an diese Arbeiten dehnte er die Befestigungen auf die Vorburg und das Tal zu Manderscheid vor seinem Schlosse aus, worauf er 1437 den neu in das Tal zuziehenden Bewohnern allerhand Freiheiten gewährte. Dietrichs gleichnamiger Sohn wurde 1461 vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben. Seine Söhne teilten das reiche väterliche Erbe 1488; Kuno, der Stifter der Schleidener Linie, erhielt hierbei auch Manderscheid. Als der Schleidener Stamm schon hundert Jahre später, 1593, mit Dietrich VI. ausgestorben war, erbten dessen Nichte Magdalena und ihr Gemahl, der schwedische General Steno Löwenhaupt, die Grafschaft Manderscheid. Ihre Tochter Elisabeth brachte sie 1628 ihrem Vetter, dem Grafen Philipp Dietrich von Manderscheid-Kail, als Heiratsgut ein. Im dreißigjährigen Kriege und nicht minder in den Kriegen Ludwigs XIV. sollen beide Burgen ziemlich gelitten haben, in den folgenden Friedenszeiten indessen wieder hergestellt worden sein. 1742 erlosch die Manderscheid-Kailer Linie, wodurch wieder Manderscheid wie deren übrige Besitzungen an die Manderscheid-Blankenheimer fielen, die 1780 mit dem Grafen Josef Franz im Mannesstamm ebenfalls ausstarben. Durch dessen älteste Tochter erhielt sie ihr Gemahl, Graf Philipp Christian von Sternberg-Manderscheid, den die einrückenden Franzosen 1794 vertrieben. Die Niederburg wurde ausgeplündert und

auf Abbruch verkauft. Sie gelangte in den Besitz verschiedener bäuerlicher Eigentümer, die die Burg so gründlich als Steinbruch benutzten, daß von dem einst gar stattlichen Bau nur geringe Gebäudereste geblieben sind. Einen Teil der Niederburg besaß zugleich mit der Oberburg seit 1870 die Gräfin von Brühl bis 1899, wo sie ganz vom Eifelverein angekauft wurde.

Am Mittellauf des Eltzbaches, nur wenig oberhalb der vielbesuchten und vielbewunderten Burg Eltz, ragen westlich von Münstermaifeld die Trümmer der Burg Pyrmont empor. Noch steht ein stattlicher vieleckiger Bau, den der runde mächtige Bergfried überragt, weithin sichtbar auf der Hochfläche der Eifel (Abb. 8). Die



Abb. 8. Pyrmont.

ersten zuverlässigen Nachrichten von dem Bestehen der Burg erhalten wir aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, wenn wir von einer unsicheren Erwähnung der Feste als „Baramunda“ im Jahre 952 absehen. 1225 wird dann das Castrum Pirremont in einem Schiedsspruch zwischen dem Stift Carden und den Rittern von Mertloch zum ersten Male genannt. Als seine Bewohner treffen wir 1258, wo die Zofe Jutta zu Pyrmont dem Kloster Rosental Güter zu Oberfell schenkte, den Heinrich Herrn von Pyrmont, die Burgmannen Ritter Lufried und dessen Sohn Iwan, Johann genannt von Brühl und Petrus genannt Mor wie den Burgkaplan Reinhard. Dieser Heinrich war vermutlich ein Sohn Kunos, als dessen andere Söhne die Ritter Dietrich von Schönenberg und Burggraf Kuno von Cochem wie auch Walram der Domherr zu Lüttich 1267 aufgeführt werden. Heinrichs Söhne, Heinrich Herr von Pyrmont und sein Bruder Kuno, teilten 1300 die väterliche Erbschaft, wobei anscheinend jeder der beiden Brüder die Hälfte der Stammburg erhielt. Denn Kuno, Herrn Heinrichs Sohn, konnte 1330 nur über die halbe Burg Pyrmont verfügen, als er sich mit Lysa, Hermann von Lösenichs Tochter, ver-

mählte. Neben Heinrichs Kindern, Heinrich und Kuno, begegnen uns daher auch 1348 die Brüder Friedrich und Johann mit ihren Schwestern Nese und Adelheid als Herren von Pyrmont. Die eine Hälfte des Hauses mit Türmen, Pforten, Wegen und Stegen verpfändete 1381 Herr Heinrich dem Grafen Walram von Sponheim und seinem Sohne, dem Grafen Simon von Vianden. Unter Heinrichs Sohn Kuno scheint die ganze Burg wieder in dessen Hand allein gelangt zu sein, wenigstens fand er sich 1409 mit seinem Oheim Friedrich von Eltz wegen aller Ansprüche ab, die Friedrich auf Pyrmont wegen Heinrich, Kunos verstorbenem Oheim, zu haben glaubte. Kuno stellte gemeinsam mit seinen Söhnen Heinrich, Johann und Friedrich im Jahre 1435, als der Trierer Erzbischof Ulrich von Manderscheid mit seinem Nebenbuhler Raban von Helmstädt um den Besitz der erzbischöflichen Würde rang, Ulrich seine Burgen Pyrmont und Ehrenburg zur Verfügung. Die genannten drei Brüder einigten sich sechs Jahre später über die etwaige Teilung des väterlichen Nachlasses. Heinrich sollte die Oberburg zu Pyrmont, das neue Haus mit seinem Zubehör gegenüber der Oberburg und in der Niederburg das Kelterhaus mit seiner Hofstatt erhalten. Johann und Friedrich bekamen dagegen das Haus und den Anteil Richards von Staudernheim, die andere Hofstatt, die von dem neuen Haus bis an die Vorderpforte reichte, zugesprochen. Da aber Friedrich sich durch diese Abmachung in nicht geringem Maße übervorteilt glaubte, blieben nach dem Tode des Vaters (1447) trotz des Vertrages die Streitigkeiten nicht aus. Endlich kam 1456 ein Ausgleich zustande, der auch die Rechte der Brüder an Pyrmont in einigem anders begrenzte. Heinrich behielt den Platz bei dem neuen Haus, die Mauer, wo der Schornstein gebaut wurde und das Türmchen mit dem Erker, das er errichtet hatte. Dagegen sollte er die neue Mauer, die er unten in der Burg gemacht hatte, abbrechen lassen und den Erker hinten auf der Pforte und die Mauer, auf welcher der Erker stand, wieder rüsten. Die Schmiede durften alle drei Brüder gemeinsam benützen. Die von Johann und Friedrich auf Friedrichs Teil gebaute Mauer sollte stehen bleiben. Da aber aus deren Hause ein Loch durch die Mauer nach der Burg ging, sollte zu dessen Beschluß ein viereckiger Turm darum gebaut werden, den sie nach ihrem Belieben mit einem Erker krönen durften. Pforten und Wege in, vor und hinter der Burg wie der Platz vor der Burg gehörten ihnen in gleicher Weise, worüber ein Burgfrieden errichtet werden sollte. Während Heinrich über alle gen Pyrmont heerespflichtigen Mannen allein gebieten durfte, wurden die Büchsen, das Pulver, die Armbrüste, die Pfeile und alles sonstige Geschütz, das zu Pyrmont und Ehrenburg vorhanden war, für Gemeingut erklärt. Jeder der Brüder durfte die große Büchse von Pyrmont auch außerhalb des Schlosses gebrauchen, wobei er indessen für ihre Rückgabe haftete.

Heinrichs Sohn Heinrich wurde 1495 in den Reichsfreiherrnstand erhoben, welche Würde sich jedoch nur noch auf Heinrichs Söhne Eberhard und Johann vererben sollte, da mit Johanns Tod 1521 der Mannesstamm Pyrmont verdorrte. Pyrmont mit der Reichsherrschaft erbten jetzt Johanns Schwester Elisabeth und ihr Gatte Philipp Herr von Eltz. Von ihren Söhnen hatte nur einer, Friedrich, vier Töcher, deren eine, Irmgard, sich mit Franz von Eltz vermählte und 1586 aus dem väterlichen Nachlasse Pyrmont erhielt. Auch ihr Sohn Franz entbehrte eines männlichen Erben. Von seinen beiden Töchtern heiratete die ältere, Irmgard Felicitas, Herrn Kaspar von Eltz und fand ihre jüngere Schwester Margarethe Dorothea mit dreitausend Goldgulden ab. Nachdem diese aber einen Johann Ritter aus Curben geehelicht hatte, weigerte sich Irmgard wegen dieser Mißheirat ihrer Schwester das Geld zu bezahlen oder Margaretens Anteil an Pyrmont herauszugeben. Hierauf erwirkten Johann Ritter und dessen Frau im Jahre 1650 ein Urteil der kurtrierischen Räte zu ihren Gunsten. Sie boten ihre ihnen damit zugesprochene Hälfte erst

vergeblich einem Eltz von Rübenach an, verkauften sie, als diese Verhandlungen sich zerschlugen, dann 1652 den Gebrüdern Johann Lothar und Franz Emmerich Caspar Freiherren Waldbott von Bassenheim. Diese nahmen mit Waffengewalt die Gesamtburg ein, worauf jetzt Irmgard gemeinsam mit ihrem zweiten Gemahl, Johann von Saffenberg, Klage erhob. Sie erlangte dadurch ihren Anteil zurück, von dem sie 1656 von neuem Besitz ergriff. Auf dem Haus waren nach einer für Johann von Saffenberg aufgenommenen notariellen Beschreibung im Jahre 1664 sowohl das Oberschloß als die daneben liegende Kellnerei wie die Ringmauern sehr verfallen und baulos. Nach Johann Anton von Saffenbergs, des genannten Johanns Sohn Tode (1693), überließ dessen Erbe, Johann Franz von Saffenberg, im Jahre 1695 Haus und Herrschaft Pyrmont für 4500 Gulden dem Erzbischof Johann Hugo von Trier, der sie 1710 für den gleichen Preis den Freiherrn Waldbott von Bassenheim abtrat. Die Bassenheim verloren sie durch den Einbruch der Franzosen, welche die Burg im Jahre 1810 meistbietend an Weckbecker verkauften. Dieser benutzte die Burg in den folgenden Jahren als Steinbruch, verkaufte sie jedoch später wieder an die Freiherrn Waldbott, von denen sie 1862 an den Gastwirt Bantes in Pillig überging. Von dem Kaufmann Brück aus Kyllburg, der die Burg 1899 gekauft hatte, erwarb sie bald nachher ihr jetziger Inhaber, der frühere Schiffskapitän Scharmberg.

Nordwärts von Pyrmont ragen im oberen Brohltal auf einem Phonolithkegel über dem Dörfchen Hain die mächtigen Trümmer der Burg Olbrück, welche die Waldbott von Bassenheim ebenfalls durch die französische Revolution verloren haben. Dies Gebiet gehörte einstmals den Grafen von Wied, die hier spätestens am Ausgang des 11. Jahrhunderts in günstiger Lage eine Burg bauten und sie wahrscheinlich Olbrück nach dem sie tragenden Berge benannten. Graf Dietrich von Wied überließ die Burg gegen Ende des 12. Jahrhunderts für 400 Mark dem Erzbischof Philipp von Köln zu Lehen. Er bedung sich dabei aus, daß sich Olbrück auf seine sämtlichen männlichen und weiblichen Nachkommen ohne irgend welche Lehensabgaben vererben sollte. Als die Grafen von Wied ausgestorben waren, belehnte Erzbischof Conrad den Edlen Gottfried von Eppenstein als wiedischen Erben mit Olbrück. Wegen der wiedschen Erbschaft gerieten die Erben in Streit, der 1259 zwischen ihnen, und zwar Gottfried von Eppenstein, Vater und Sohn, und Bruno von Braunsberg, Herrn von Wied, auf gütlichem Wege beigelegt wurde. Nachdem 1269 die Eppensteiner ihren Anteil für 660 Mark dem Ritter Peter von Eich als Pfand gelassen hatten, erwarb dieser 1272 auch die andere Hälfte Brunos von Braunsberg. Die wieder eingelöste Burg überließ 1306 Siegfried von Eppenstein und Frau zu ihrem Teil zusammen mit Niederwied wegen ihrer drückenden Schulden dem Grafen Ruprecht von Virneburg. Den Braunsberger Teil dagegen übertrugen im folgenden Jahre Johann von Braunsberg und Frau den Brüdern Paul und Peter von Eich. Zwischen Paul und seines verstorbenen Bruders Peter Kindern kam 1318 über die Verteilung ihrer Rechte an Olbrück ein Vergleich zustande, aus dem hervorgeht, daß damals der Burgbering schon einen recht bedeutenden Umfang hatte. Paul erhielt hiernach das rote Haus allein, mußte aber die Benutzung der darin vorhandenen Kapelle Peters Kindern gestatten. Paul sollte außerdem das neue Haus vor der neuen Burg in Besitz nehmen, während Peters Kinder das hohe Haus zugewiesen erhielten. Land und Tore gehörten beiden Parteien gemeinsam. Die Nachkommen Pauls und Peters, sieben an der Zahl, alle Herren zu Olbrück, schlossen im Jahre 1345 einen Burgfrieden, in dem auch bestimmt wurde, daß die zwei befestigten Bauten gleich hoch sein und bleiben sollten. Für die Erhaltung dieser Befestigungen wurde im Oktober 1365 von den Herren zu Olbrück die Erhebung einer Weinakzise in ihrem Gebiete beschlossen.

Durch ihre Heirat mit Eichschen Erbtöchtern waren gegen Ende des 14. Jahrhunderts Wilhelm von Orsbeck und Friedrich und Philipp von Schöneck Mitbesitzer von Olbrück geworden. Nachdem mit Peter von Eich 1445 der Stamm der Eich zu Olbrück gänzlich ausgestorben war, erlangte Peters Tochtermann Gotthard Sohn zu Drachenfels Anteil an Olbrück, den er 1446 dem Erzbischof Jakob von Trier gegen 100 Gulden auf zehn Jahre zum Lehen aufließ. Es war ein Drittel der Burg, genannt die Vogtsburg. Die beiden andern Drittel besaßen Thonis von Orsbeck und Johann Herr zu Schöneck. Letzterer gewährte 1453 dem Erzbischof Jakob gleichfalls das Öffnungsrecht in seinem Teil. Graf Wilhelm zu Wied als Lehnsherr und Erzbischof Dietrich von Köln als Oberlehnsherr billigten diese Auflassung. Die Zahl der Mitbesitzer von Olbrück mehrte sich noch in der Folgezeit, so beschworen 1478 acht, nämlich Klaus Herr zu Drachenfels, Kuno Herr zu Schöneck und sein Sohn Johann, Georg von der Leyen, Simon Boos von Waldeck, Alf Quade wie Wilhelm und Anton von Orsbeck, alle als Gemeinsherren von Olbrück, den Burgfrieden. Jährlich sollte aus ihrer Mitte ein Baumeister, der für die Instandhaltung der Burg zu sorgen hatte, gekoren werden. Wer seinen Anteil am Baugelde dem Baumeister nicht bezahlte, mußte dafür das Schloß meiden. Der Baumeister, der nach Ablauf eines Jahres abtreten mußte, hatte nur die Sorge um den gemeinsamen Besitz, während jeder der Gemeiner selbst seine eigenen Häuser, Türme und Mauern in der Burg wie in der Vorburg zu erhalten hatte. Klaus von Drachenfels veräußerte seinen Teil an den Grafen von Wied, der ihn indes kurz darauf an die Brüder Johann und Paul von Breitbach verpfändete. Gegen diesen Verkauf wandte sich Anton Waldbott von Bassenheim als Drachenfelsischer Erbe, der auch 1517 von Adolf von Breitbach seinen Teil erwarb. Pauls Anteil ging 1518 an Peter von Lahnstein über, der ihn 1526 dem Grafen Johann von Wied überließ. Dieser kaufte noch im gleichen Jahre den Orsbecker und den Schönecker Teil und kündigte 1527 dem Waldbott die Pfandschaft, um damit wieder alleiniger Besitzer der Burg zu werden. Aber es gelang ihm weder die Einlösung zu erwirken noch auch den Anton Waldbott mit Gewalt zu verdrängen. Dieser fühlte sich so sicher als Besitzer, daß er schon 1534 Neubauten begann und 1535 in seinem Testamente die Fortführung des Baues anordnete. Olbrück sei von seinen Häusern am wenigsten gut gebaut, daher solle man hier den angefangenen neuen Bau gegen das Schönecker Haus hin aufrichten und vollenden. Die Streitigkeiten um Olbrück zwischen dem Grafen von Wied und den Waldbotts, in die auch Erzbischof Hermann von Köln aus dem Hause Wied eingriff, nahmen erst ihr Ende, als Graf Friedrich von Wied 1555 den Brüdern Anton, Johann und Otto Waldbott von Bassenheim Burg und Herrschaft Olbrück verkaufte. Die Brüder wurden 1555 und dann 1561 vom Erzbischof von Köln mit der ganzen Burg und Herrlichkeit Olbrück belehnt. Der Lehnsherrlichkeit der Grafen von Wied ward nicht gedacht. Von Antons Söhnen erhielt der zweite, Johann, Olbrück und Königsfeld, von dessen sechs Söhnen Philipp und Anton 1590 und 1615 Schloß und Herrschaft Olbrück je zur Hälfte zufiel. Sie wurden die Stifter der beiden Linien Waldbott von Bassenheim zu Olbrück-Olbrück und Waldbott von Bassenheim zu Olbrück-Bornheim, deren Glieder Olbrück fortan je zur Hälfte besaßen. Im dreißigjährigen Kriege nahmen schwedische Truppen unter Baudissins Führung 1632 die Burg ein, mußten sie indessen schon im Januar 1633 den spanischen und kölnischen Völkern des Grafen Ernst von Isenburg-Grenzau wieder abtreten. Nach beendigtem Kriege besserte man die Schäden wieder aus, doch stürzten trotzdem 1660 verschiedene Gebäude ein, deren Wiederaufbau der Kapuzinerpater Punicius aus Adenau leitete. In dem pfälzischen Erbschaftskriege waren die Franzosen am 30. April 1689 von Olbrück abgezogen, nachdem



Abb. 9. Olbrück.
(Bergfried und Pallas.)

der Kapitän die durch General Sourdis angeordnete Plünderung und Niederbrennung von Olbrück gegen Bezahlung von 236 Gulden unterlassen hatte. Er begnügte sich, Teile der Pforten und Mauern abzubrechen, worauf er nach Andernach zog, das in der folgenden Nacht größtenteils in Flammen aufging. Olbrück schien gerettet, da aber unglücklicherweise der General Sourdis am 1. Mai, nachdem er Ahrweiler angezündet hatte, von dort mit 2000 Mann auf Mayen zog, fand er Olbrück noch in gutem Zustand. Der 2. Mai ging vorüber. Am 3. Mai des Morgens erfüllte sich das Geschick der Burg. Ein Major erschien um das Schloß in Brand zu stecken, wogegen kein Bitten noch Vorstellen half. Nach einstündigem Warten wurde geplündert und die beiden Häuser, die Scheuern, die Ställe, der Ober- und Unterhof angezündet. Viel Korn und Früchte verbrannten auf den Speichern, manches Gerettete fiel auch in die untreuen und diebischen Finger der Umwohner. Aus den angebohrten Fässern lief der Wein in den Keller. Dachlos und verbrannt blieb Olbrück zurück. Das Elend in diesen Quartieren sei nicht zu beschreiben, schloß der Bassenheimsche Kellner seinen Bericht über die Heldentaten der französischen Mordbrenner. Der Statthalter zu Erfurt, Johann Jakob, ließ mit seinem Vetter von der Olbrücker Linie das Schloß wieder instandsetzen und durch Neubauten vergrößern. Die Kriegsläufte und kostspielige Bauten hatten die Mittel der Freiherrn Waldbott von Bassenheim, derer zu Olbrück und derer zu Bornheim, stark gemindert, so daß der letzte der Olbrücker Linie im Jahre 1740 seine Hälfte der Burg und Herrschaft Olbrück seinen Vettern aus der Waldbottschen Linie zu Bassenheim für die geringe Summe von 32 000 Talern verkaufte. Wegen dieses Kaufes kam es mit der Olbrück-Bornheimischen Linie, die ihr Einstandsrecht geltend machte, zu Streitigkeiten. Diese wurden 1766 beigelegt; jede der beiden Parteien erhielt eine Hälfte zugeteilt, mit denen 1793 Graf Johann Rudolf Maria Waldbott zu Bassenheim-Bassenheim und Max Friedrich Freiherr Waldbott von Bassenheim zu Bornheim zum letzten Male belehnt wurden. 1794 erschienen die Franzosen, beschlagnahmten die Burg und verkauften sie 1804 als Nationalgut. Sie verfiel in der Folgezeit, bis sie die preußische Regierung erwarb, die sie 1878 dem heutigen Besitzer, Baron von Ekesparre, überließ.

Unter den Trümmern fallen uns heute die Reste eines von zwei Ecktürmen eingefaßten Herrenhauses auf, das vermutlich nach der Zerstörung durch die Franzosen gebaut worden ist (Abb. 9). Trotziger und gewaltiger noch steht dahinter der Bergfried, dessen ragende Höhe ihn weithin bemerkbar macht, der schon aus großer Ferne das Auge des schönheitsdurstigen Wanderers auf sich zieht und ihn anlockt, diese Trümmer zu besteigen und über ihnen den wechselvollen Schicksalen der Burgen und des Landes, das sie einst beherrscht haben, nachzusinnen. Wie viele Geschlechter auf ihnen gesessen haben, wie die Burgen zerfielen und wieder erstanden, haben wir ja selbst bei einigen von ihnen aus den spärlichen Nachrichten, die erhalten sind, zu ergründen gesucht und erfahren. Diese handschriftlichen Nachrichten der Urkunden und Chroniken finden eine wertvolle Ergänzung in den Bauresten selbst, deren Erhaltung sich jetzt glücklicherweise Staat, Provinz und Besitzer meist angelegen sein lassen. Die schlimmen Zeiten, wo sie mit Willen oder durch Nachlässigkeit zerstört wurden, sind hoffentlich für diese wertvollen Zeugen der Vergangenheit unseres Landes endgültig vorüber.

ZUR GESCHICHTE DER EISENINDUSTRIE VORNEHMLICH IN DER NORDWESTLICHEN EIFEL. VON JUSTUS HASHAGEN.

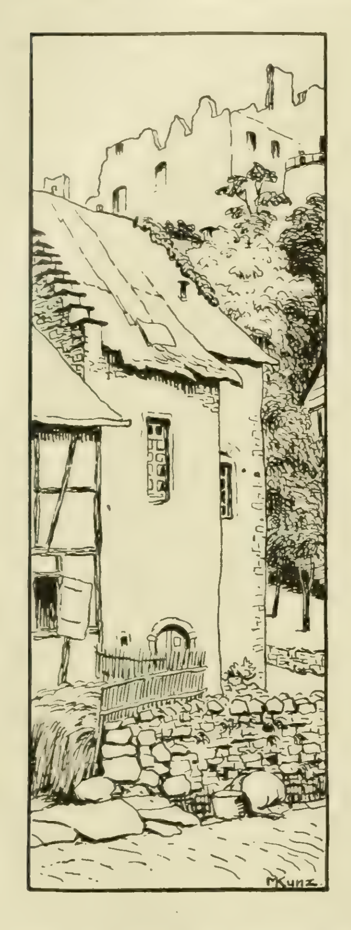
VORBEMERKUNG Das Material zu dem folgenden Aufsatze ist im Auftrage der Familie Hoesch für den zweiten, demnächst erscheinenden Band der Familiengeschichte gesammelt worden und wird hier mit Genehmigung der Familie in kleiner Auswahl verwertet. Aus dieser eigentlichen Bestimmung des Materials erklärt sich auch die besondere Berücksichtigung der nordwestlichen Eifel und ihres Vorlandes. Die bisherige Forschung hat sich mehr der nordöstlichen Eifel gewidmet. Auch hat sie die Technik der alten Eifelwerke bereits ausführlich erörtert, so daß auch diese hier außer Betracht bleiben darf. Das Material stammt aus den Staatsarchiven Düsseldorf und Wetzlar und aus dem Archiv des Oberbergamts in Bonn, deren Verwaltungen für die Erschließung ihrer wertvollen Bestände lebhafter Dank gebührt, ferner aus den Sammlungen der Familie Hoesch und Prym. Das herzoglich Arembergische Archiv in Brüssel hat für die Geschichte der Eifeler Eisenindustrie bisher noch nicht systematisch ausgebeutet werden können. Die vorhandene, nicht sehr umfangreiche Literatur wird zwar verwertet, aber nur gelegentlich zitiert.

EINLEITUNG *Bodenständigkeit und Alter der Eisenindustrie in der nordwestlichen Eifel. Leistungsfähigkeit in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.*

Die natürlichen Bedingungen zur Entwicklung einer alten Eisenindustrie sind in der nordwestlichen Eifel und den angrenzenden Gebieten von jeher vorhanden gewesen: Erzlager von verschiedenem Umfang, von verschiedener Beschaffenheit und Zugänglichkeit, fließendes Wasser mit teilweise starkem Gefäll und Reichtum an Wald zur Herstellung der Holzkohlen. Die südlicheren und südöstlicheren Teile des Gebirges entbehren dagegen der Erzlager, verfügen auch wohl weniger über eine kaufkräftige Bevölkerung[1]). Wo aber jene drei natürlichen Bedingungen in naher örtlicher Nachbarschaft zusammen auftreten, entwickeln sich schon im Mittelalter überall in den deutschen Mittelgebirgen die Anfänge des Bergbaues auf Eisenerze, der Verhüttung des Eisens, der Darstellung des Roheisens und seiner Entkohlung in mancherlei Frischprozessen, der Hammer- und Schlackenpochwerke und der Schneidmühlen. Uralte Mittelpunkte der Eisenförderung, -verhüttung, -entkohlung, -weiterverarbeitung sind überall in Westdeutschland bekannt: in Berg[2]), im Sauerlande[3]) und Siegerlande, an Lahn und Dill und weiter in der Landgrafschaft Hessen-Kassel und in Waldeck, ferner auf dem linken Rheinufer in Limburg und Luxemburg und besonders am Südrande der Eifel: auf dem Hunsrück, im Saargebiet und in Lothringen. Wie in diesen Gegenden das Zusammentreffen der natürlichen Grundbedingungen schon in frühen Zeiten Eisenhütten und Eisenhämmer hat entstehen lassen, so kann man auch an den von der Eifel nach Norden abströmenden Gebirgsbächen (Vichtbach, Wehebach, dann die Roer mit

[1]) *Eugen Virmond,* Geschichte der Eifeler Eisenindustrie 1896, S. 50.
[2]) *O. R. Redlich,* im Düsseldorfer Jahrbuch 15 (1900), S. 118 ff.
[3]) Südliche Grafschaft Mark und kurkölnisches Herzogtum Westfalen.

dem Callbach links und der Urft mit der Olef rechts) die Spuren einer mittelalterlichen Eisenindustrie weit zurückverfolgen. Zwar sind die aus dem Mittelalter vorhandenen Nachrichten so trümmerhaft, daß sich aus ihnen kein genaueres Bild gewinnen läßt. Als aber seit dem sechzehnten Jahrhundert der Eisenbedarf anwächst und kleine und große Territorialherren ihr Interesse seiner Befriedigung zuwenden, da zeigt sich doch schon ein so entwickeltes Bild, daß wir schon daraus, wenn wir nicht überdies auch einzelne direkte Nachrichten hätten, auf die Existenz einer bedeutenderen mittelalterlichen Eisenindustrie schließen müßten.



Wo jene natürlichen Bedingungen vorhanden sind, da hat es natürlich nicht erst der Einwanderung fremder Werksverständiger bedurft, um den steigenden Bedarf an Eisen zu befriedigen. Immerhin sind fremde Hilfskräfte schon früh herangezogen worden. Als der Herzog von Jülich im Jahre 1540 auf dem Dollartzhammer südlich von Stolberg im Vichttale eine Eisenhütte erbaut, wird diese Arbeit den „Walen“, also vermutlich den wallonischen Technikern, übertragen [1]).

Allein diese Fremden haben, wenn ihre Nachkommen es auch öfters behauptet haben, die Eisenindustrie unserer Gegend keineswegs erst neu geschaffen. Noch weniger kann das, wie andere Forschungen bereits gezeigt haben, von den niederländischen Emigranten gelten, die später vor den Verfolgungen der Gegenreformation in den abgeschiedenen Eifeltälern eine Zufluchtsstätte finden. Das hindert freilich nicht, daß diese häufig industriellen Kreisen entstammenden Flüchtlinge einer schon vorhandenen Industrie einen lebhafteren Aufschwung verleihen. Doch scheint ihr Verdienst weniger in der Einführung technischer Fortschritte zu liegen, als vielmehr in den bedeutenderen Kapitalien, über die sie verfügen, und die nun der schon vorhandenen Industrie zugute kommen.

Die bedeutendste Eisenindustriellenfamilie der Nordwesteifel ist seit dem dreißigjährigen Kriege die Familie Hoesch. Diese Familie ist ein altes Bauerngeschlecht aus dem Herzogtum Limburg. Leonhard Hoesch, der Vertreter der jüngsten Linie, erscheint 1561 als Bürger in Aachen, flieht aber später vor der Rache Albas nach Frankenthal in der Pfalz, wo er 1568 „Baumeister“ der niederländisch-reformierten Gemeinde wird und dort am 10. Oktober einen Sohn Jeremias taufen läßt. Jeremias Hoesch kehrt später nach Aachen zurück und ist dort nach nochmaliger Auswanderung am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts im Stolberger Tale zunächst in der Kupfermeisterei (Messingindustrie) tätig. Sein Sohn, Jeremias Hoesch der Jüngere, hat Eisenhütten in Zweifall im Vichttale betrieben.

[1]) Herzogtum Jülich-Berg. Domänen. Amt Wehrmeisterei. Rechnungen des Dollartzhammers, von 1540—1553 fast lückenlos erhalten. Diese bisher noch nicht verwerteten Rechnungen sind eine der wichtigsten Quellen für die ältere Eisenindustrie unserer Gegend.

Aber auch schon aus der Limburger Periode läßt sich eine indirekte Beziehung der Familie Hoesch zur Eisenindustrie nachweisen. Der Limburger Bürgermeister Reinhart Ratlo, der Schwager des Leonhard Hoesch, wird am 21. Sept. 1563 [1]) vom Grafen Hans Gerhard von Manderscheid-Gerolstein mit einer Eisenhütte in Müllenborn erblich belehnt.

Im Jahre 1590 [2]) wird als bedeutendster Besitzer von Bergwerken und Eisenhütten in der Gressenicher Gegend in der Reichsabtei Cornelimünster Jan der Wahl mit einer jährlichen Zehntabgabe bis zu 800 Gulden genannt, dessen Name zusammen mit dem anderer Hüttenbesitzer in der Nachbarschaft auf wallonische Herkunft hindeutet, wie ja auch unter den Stolberger Kupfermeisterfamilien wallonische Namen vorkommen. Auch aus den östlicher gelegenen deutschen Hüttengebieten tauchen wohl besondere Sachverständige in der nordwestlichen Eifel auf. Wir hören 1566 [3]), daß „ein meister auß den landt zu Hessen alhie uff der Vicht erschynen unnd sich vernemen laessen, ein rhennwerck [4]), isser zu machen, ohnn schmeltzhütte [Hochofen], aufzurichten“, was denn auch geschieht.

Doch sind das vermutlich nur vereinzelte Fälle gewesen. Weiter im Osten, im Schleidener Tal und in der Gegend von Gemünd, wo die Eisenindustrie offenbar am weitesten zurückreicht und am frühesten größere Ausdehnung erlangt hat, sind die führenden Familien, wie die Schoeller und Poensgen, alteingesessen. Wenigstens ist der Ursprung der Familie Schoeller über Gemünd hinaus bisher noch nicht mit Sicherheit verfolgt worden. Auch die Poensgen scheinen ein altes Eifeler Geschlecht gewesen zu sein.

Trotz aller späteren Befruchtung durch auswärtige Industrielle muß die Eisenindustrie in der Nordeifel im wesentlichen als bodenständig und vom Mittelalter her ererbt angesehen werden. Die Emigrantenfamilien, so viel sie im allgemeinen zur wirtschaftlichen Belebung beitragen, haben doch die Eisenindustrie keineswegs erst neu zu schaffen brauchen. Noch im achtzehnten Jahrhundert scheinen außer den Konzessionsurkunden auch alte Hüttenrechnungen aus dem fünfzehnten Jahrhundert die mittelalterliche Existenz des Gewerbes verbürgt zu haben [5]). Für Manderscheid [6]), Gemünd und Umgegend, das Schleidener Tal, Einruhr [7]) und Montjoie sind mittelalterliche Hüttengründungen direkt bezeugt. Auch einige Hütten weiter im Nordwesten sind mittelalterlichen Ursprungs. Über den Verkauf einer Eisenhütte oberhalb Friesenrath bei Cornelimünster besitzen wir eine Schöffenurkunde vom 1. Mz. 1503 [8]). Der Dollartzhammer existiert schon im Mittelalter; ob

---

[1]) *Virmond*, S. 64. Auch der Dollartzhammer ist eine Zeitlang im Besitz von Limburgern gewesen: Staatsarchiv Wetzlar (W.) C 776/1741 f. 119 a. (1544).

[2]) Der Wehrmeister (Verwalter des Jülichschen Amtes Wehrmeisterei) an den Amtmann von Jülich 1590, Juli 2: Jülich-Berg, Domänen, Akten des Amts Wehrmeisterei, Nr. 183 f. 75a.

[3]) Hieronymus Dolhart an den Herzog, praes. 1566, Juli 29: ebd. Nr. 185.

[4]) Offenes Herdfeuer zur Reduktion des Roheisens, mittels der Holzkohle in direktem Verfahren.

[5]) Darauf berufen sich zum Beispiel die Besitzer der Schevenhütte und des Joaswerkes bei Gressenich in einer Eingabe an den Kurfürst-Herzog vom 4. Juli 1778: ebd. Nr. 182 f. 8 b. Die ältesten urkundlichen Zeugnisse für die Eifeler Eisenindustrie bis zum 13. Jahrhundert hat neuerdings *Kelleter* in der Geschichte der Familie Poensgen (1908), S. 18 ff. zusammengestellt. Vgl. S. 21, 58 und besonders *Lamprecht*, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter 2 (1885), S. 331 ff.

[6]) Akten Nr. 110 (1490).

[7]) Forstmeistereirechnungen von Montjoie 1640/41 f. 35 a. Zeitweise im Besitze der Familie Hoesch: Roerdepartement III 2, 3, 5 und 2.

[8]) Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, Ergänzungsheft 2 (1904), S. 320.

als Eisenhammer, ist ungewiß [1]. Bei anderen darf man schon aus dem Namen ein höheres Alter folgern. In der älteren Zeit werden nämlich die Hütten gerne nach dem Namen ihrer ersten, vielleicht noch alleinigen Inhaber bezeichnet [2]. So erklären sich Namen wie Schevenhütte [3], Joaswerk [4], und Junkershammer [5]. Für Vicht und Zweifall ermöglichen die aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts von dort bekannten Familiennamen [6] einen ähnlichen Schluß. Die Hütte in Simonscall im Callbachtale ist dagegen erst nach einer Konzession vom 24. Mai 1622 [7] durch Simon Kremer, Teilhaber der alten Kronenhütte in Zweifall [8], angelegt worden. Ob dies wirklich die erste Anlage gewesen ist, bleibt aber ganz zweifelhaft.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zeigen die Eisenhütten selbst des Vichttales, das in der Eisenindustrie der gesamten Nordeifel doch nie den ersten Platz eingenommen hat, bereits eine beträchtliche Leistungsfähigkeit. Schon die erste der erhaltenen Wehrmeistereirechnungen erwähnt für das Rechnungsjahr vom 1. Mai 1525 bis dahin 1526 Eisenhütten in den Dörfern Vicht und Zweifall am Vichtbache. Aus den Beilagen zu dieser und den folgenden Rechnungen ist weiterhin ersichtlich, daß sie, noch ehe das herzogliche Werk auf dem Dollartzhammer errichtet ist, zum Beispiel nicht nur eiserne Öfen für die herzoglichen Schlösser, sondern auch Baumaterial in größerem Umfange, auch für Fortifikationszwecke, herstellen. Ferner beginnen schon im Jahre 1525 die Munitionslieferungen dieser und benachbarter Hütten an die Regierung. Am 22. Okt. 1536 gibt der Herzog „200 ysere loeder [Kugeln] zu eyner slangen“ [Feldschlange] in Auftrag. Ähnliche Bestellungen erfolgen am 16. Juli 1537 und am 7. Nov. 1539.

Während des für den ganzen Niederrhein so unglücklich verlaufenden, vom Herzog von Jülich um die Geldrische Erbschaft gegen Karl V. geführten Krieges (1543), haben Hieronymus von Efferen, Unterherr von Stolberg und Lehnsmann des Herzogs von Jülich, und der Hüttenbesitzer Johann Meuthen auf dem Dollartzhammer Büchsen und Kugeln gießen und ausbohren lassen [9].

I. Die Eisenindustrie von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Ausgang des Alten Reiches.

Freilich wirkt die Fortdauer der friedelosen Zeiten schon früh auch verderblich genug. In den neunziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts ist die Klage bereits allgemein über den Niedergang der Eisenhütten in den Jülichschen Ämtern Wehrmeisterei und Montjoie, besonders in Zweifall im Vichttale, aber auch bei Gemünd, Schleiden, Cronenburg und Schmidtheim [10]. Bereits damals sind die Eifelhütten von ihrer früheren Höhe beträchtlich herabgesunken. Das Auftreten niederländischer Emigranten, das gerade in diese Zeit fällt, mag dann vorübergehend

[1] W. C 776/1741 f. 314b—315a (Zeugnis von 1544).
[2] Vgl. *Kelleter*, S. 27.
[3] Aus Aachens Vorzeit 10 (1897), S. 107.
[4] Aus dem Familiennamen Johaes oder Johais abzuleiten: Wehrmeistereirechnungen 1525.
[5] Erben vom Junkershammer werden ebd. zuerst 1551 erwähnt.
[6] Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 3 (1881), S. 131 ff.
[7] Roerdepartement III 2, 3, 4.
[8] Abgelieferte Akten des Bonner Oberbergamts im Staatsarchiv Düsseldorf (OBA. D): C 10 (1664). Forstmeistereirechnungen von Montjoie 1640/41 f. 58b. Vgl. Amt Nideggen, Akten Nr. 205.
[9] Darüber berichtet Meuthen am 31. Jan. 1567 dem Herzog, desgl. Hieronymus Dolhart am 21. Sept. 1564: Wehrmeisterei Nr. 185 und Beilagen zu den Wehrmeistereirechnungen.
[10] Der Wehrmeister an die herzoglichen Räte 1594, Dez. 6: ebd. Nr. 183 f. 132b, 133a.

neues Leben gebracht haben. Aber dann folgen die Wirren des Jülich-Clevischen Erbfolgestreits und der dreißigjährige Krieg. Die Überlieferung ist trümmerhafter denn je. Kaum daß sich die Genealogie der Hüttenbesitzer in dieser Zeit in lückenloser Reihe verfolgen läßt.

1. Die Produktionsfaktoren: Erz, Wasser, Holzkohle.

Man würde freilich irren, wenn man allein die Kriege — nach dem dreißigjährigen ziehen die Raubkriege u. a. unsere Gegend schwer in Mitleidenschaft — für den Niedergang oder für das weitere nur langsame Tempo der Aufwärtsbewegung der Eisenindustrie verantwortlich machen wollte. Tiefer und dauernder hemmend wirken innere Gründe. Die drei Produktionsfaktoren, auf denen sich hier wie überall die ältere Eisenindustrie aufbaut, sind keineswegs immer frei verfügbar. Erznot, besonders aber Wasser- und Holzkohlennot sind die alten Feinde der Eifeler Hüttenbesitzer. Mit seltener Zähigkeit haben sie den Kampf gegen diese Feinde geführt. Aber ein wirklicher Sieg ist um so weniger zu errringen, als sich mit den größeren andere, kleinere Feinde häufig zusammentun.

Vereinzelt gibt es Nachrichten darüber, daß die Hüttenbesitzer, die sogenannten Reitmeister [1]), zugleich Grubenbesitzer gewesen sind oder wenigstens als Verleger die Eisenförderung für sich selbst nutzbar gemacht haben. So erscheint schon im sechzehnten Jahrhundert der herzogliche Hüttenpächter Johann Mondenschein zugleich als Bergwerksberechtigter [2]). Als Teilhaber an den Eisengruben bei Drove südlich von Düren am Rande der Eifel, wird in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts [3]) auch Thomas Kettenus erwähnt, dessen Familie vermutlich aus dem limburgischen Dorfe Kettenis südlich von Aachen stammt, und die uns aus den Wehrmeistereirechnungen und sonst als Hüttenbesitzerfamilie im Vichttale bekannt ist. Im Jahre 1782 [4]) bemüht sich die Familie Deutgen, der die Lendersdorfer Hütte gehört, um Eisengrubenkonzessionen beim Herzog. Allein diese und andere Fälle sind durchaus als Ausnahmen zu betrachten. In der Familie Hoesch ist Grubenbesitz vor der französischen Zeit überhaupt nicht nachweisbar. Daher erklärt sich auch die Klage der ersten preußischen Behörden über die bergmännische Unkenntnis der Hüttenmeister. Nach Angabe der Stolberger Kupfermeister [5]) beziehen die Eisenhütten in Zweifall und der seit 1637 von der Familie Hoesch betriebene nördlich davon gelegene Junkershammer ihr Material nicht aus eigenen Gruben, sondern von einzelnen kleinen „Bergleuten". Diese Angabe wird durch Eisenlieferungsrechnungen [6]) aus dem achtzehnten Jahrhundert durchaus bestätigt. Hier erscheinen eine Fülle kleiner Bergleute als Lieferanten der Hüttenbesitzer [7]). Bei der maßlosen Zersplitterung der Berechtigungsverhältnisse, wie sie durch die sogenannten Packenberechtigungen geschaffen wird, bleibt diese in merkwürdigsten Zwergbetrieben getätigte, hinter den niedrigsten bergmännischen Ansprüchen zurück-

[1]) Der Name ist von mhd. reiten = bereiten, verhütten abzuleiten. Der Wehrmeister schreibt zum Beispiel am 6. Dez. 1594 (183 f. 132 b.): „daß der unartiger stein [das schlechte Erz] zu reiden mehr kollen wegnimbt, ist gnugsamb kundigh". Rechtsrheinisch bringt man den Namen mit reiten = rechnen zusammen und erklärt Reitmeister als Verleger. Doch ist das eine sekundäre Bedeutung, wie auch der Ausdruck Reitwerk für Hüttenwerk beweist.

[2]) Ebd. f. 132 a. Vgl. *W. Tuckermann,* Westdeutsche Zschr. 28 (1909), S. 535.

[3]) Akten des Amts Nideggen, Nr. 203.

[4]) OBA. D. Paket 63, Nr. 68.

[5]) An den Kurfürsten p. 1756, Sept. 23: Akten des Amts Montjoie Nr. 175.

[6]) OBA. D: Paket 63, Nr. 64 u. 66. — Akten des Gerichts Nothberg (1717) im „Landgericht Aachen": Staatsarchiv Düsseldorf.

[7]) Vgl. noch ihr Schreiben an den Präfekten vom 28. November 1811: Akten des Oberbergamts in Bonn (OBA.) Weißes Inventar 638.

stehende Eisenförderung weithin dem Zufall unterworfen, so daß selbst in einer Zeit geringeren Eisenbedarfs die moderne Erscheinung der Erznot nicht ausgeschlossen ist. Befinden sich diese fast immer mit der Armut kämpfenden „Berggreber“ aus irgend welchen Gründen in wirtschaftlichem Niedergange, so macht dieser sich natürlich in der Förderung schlechterer Erze, wenn sie durch den bequemen Tagebau oder in ganz geringer Teufe gewonnen werden können, bemerkbar. Wie ungünstig dieser „unardige iserstein“ auf das Ausbringen der Hütten zurückwirkt, zeigt die Bemerkung Mondenscheins [1]), daß man jetzt zur Darstellung einer Quantität Roheisens drei Wagen Holzkohlen brauche, wo früher wegen der besseren Beschaffenheit des gelieferten Eisensteins zwei ausgereicht hätten. Es ist deshalb nicht wunderbar, daß Konzessionen neuer Hütten, zum Beispiel in Dalbenden, schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts [2]) bei den Interessenten zunächst auf Widerstand stoßen, weil sie geeignet seien, die Eisensteinlieferungen zu beeinträchtigen. Innerhalb der Familie Hoesch sind die Hüttenbesitzer erst unter französischer und noch mehr unter preußischer Herrschaft in unseren Gegenden zum Erwerbe eigener Bergwerke übergegangen, die aber, da die alten Zwergberechtigungen vielfach bestehen bleiben, immer noch nicht das leisten, was sie hätten leisten können. Während die Franzosen im Eschweiler Kohlenrevier durch die große Konzession an die Familien Englerth und Wültgens im Jahre 1805 die Bahn für die Entwicklung des Großbetriebes frei machen [3]), ist von einer ähnlichen Maßregel in Bezug auf die Eisengruben nicht die Rede. Der moderne Begriff der Hüttenzeche vollends ist der vorfranzösischen Zeit fast ganz fremd und auch später nur in unvollkommenen Ansätzen entwickelt. Die Tatsache, daß in der älteren Zeit die wirtschaftliche Verbindung von Hütte und Grube nur selten die Herstellung einer rechtlichen Besitzgemeinschaft zu bewirken vermag, hat eine energischere Verhüttung des Eifeleisens noch auf lange hinaus verhindert. Freilich mögen, wie die Kupfermeister (oben S. 273 Anm. 5) hervorheben, die Hütten sich gerade bei der großen Zahl der Eisensteinlieferanten besser gestanden haben, als wenn sie mit einigen wenigen Berechtigten hätten rechnen müssen. Daß aber auch diese Angabe mit Vorsicht aufzunehmen ist, zeigt die Tatsache, daß der Junkershammer trotz seiner Lage in unmittelbarer Nähe alter Eisengruben noch in der französischen Zeit sein Erz aus dem Bergischen beziehen muß [4]).

Neben der Erznot ist auch die Roheisennot bereits der älteren Zeit nicht ganz unbekannt. Als späterhin das Schneiden und Hämmern des Eisens öfters von der Verhüttung abgetrennt wird, also eine Zerlegung des Produktionsprozesses stattfindet und besonders in der Dürener Gegend Schneidmühlen angelegt werden, da wird die Leistungsfähigkeit dieser neuen Anlagen durch den Mangel an inländischem Roheisen beschränkt. Der Roheisenbedarf muß außer im Kölnischen, im Schleidener Tal und im Jülichschen bereits auch im Luxemburgischen [5]) gedeckt werden. Drei Schneidmühlen produzieren jährlich 8000 Zentner. Sie würden aber bei besserer Roheisenversorgung 10 000 und mehr liefern [6]).

---

[1]) 1594, Mai 3: Wehrmeisterei Nr. 183 f. 122 b.

[2]) Dietrich Günther, Dietrich Schoeller u. a. Berechtigte des Gemünder Hüttenwerks an den Herzog: gegen die Konzession für den Eschweiler Bergvogt Reinhart von Recklinghausen in Dalbenden: 1646 s. d. OBA. D.: C 67.

[3]) *O. Stegemann,* Der Eschweiler Bergwerksverein und seine Vorgeschichte (1910), S. 15ff.

[4]) OBA. Weißes Inventar Nr. 639 (1811).

[5]) Noch in der französischen Zeit bezieht Simonscall Roheisen von oberrheinischen Hütten: OBA. I 1, 3, 2 und 6.

[6]) Bericht des Hofkammerrats F. H. Jacobi über die Industrie der Herzogtümer Jülich und Berg aus den Jahren 1773 und 1774: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 18 (1883), S. 142 f.

Die vor dem Zeitalter des Dampfes völlig unentbehrliche Wasserkraft ferner ist natürlich in weitgehendem Maße von den Witterungsverhältnissen abhängig. Trockene Sommer werden den Hütten ebenso verderblich wie frostkalte Winter, wenn auch das Wasserrad, das das Gebläse des Hochofens treibt, durch besondere Umbauten mehr geschützt ist. Auch von Überschwemmungen werden die Werke zu Zeiten schwer mitgenommen. So ist Schevenhütte „wegen allzu großen Wassers" am 26. Jan. 1729 „ausgangen"[1]). Bis tief in die preußische Zeit hinein, ja bis in die letzte Periode ihres Daseins haben es die Hütten nie zu einem wirklich dauernden Betriebe gebracht. Die Hüttenarbeit ist und bleibt, selbst nachdem seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts zunächst günstigere Verhältnisse eingetreten sind, schon allein wegen ihrer Abhängigkeit von der Wasserkraft eine mehr oder minder intermittierende Saisonarbeit. Monate- und jahrelang liegen die Hütten und Hämmer still. „Von langen Jahren", heißt es 1765, stehen die Zweifaller Hütten und das Joaswerk still[2]). Auch das leistungsfähigere Lendersdorfer Hüttenwerk ist u. a. 1728, 1729[3]) und von 1736—1744[4]) nicht im Betrieb gewesen, was natürlich auch noch auf andere Gründe zurückzuführen ist. Oft müssen die bescheidenen Hochöfen, die mit großen Kosten erbaut sind, auf die kürzesten Kampagnen beschränkt oder gar ganz ausgeblasen werden, da die zum Antrieb für die (zunächst nur aus Leder oder Holz gefertigten) Blasebälge nötige Wasserkraft nicht verfügbar ist. Vielfach werden dann schon vorhandene Hütten überhaupt in andere Mühlen, zum Beispiel Kornmühlen zurückverwandelt, so 1556[5]) die Klapper an der Vicht und 1646[6]) die Kirchenhütte in Zweifall. Wie sehr jene Betriebsstörungen die Kalkulation und den Arbeiterbestand gefährden, um nur dies zu erwähnen, braucht kaum gesagt zu werden: was im früheren Mittelalter einen großen Kulturfortschritt und besonders eine rationellere Arbeitsteilung gebracht hat: daß man anstatt des frei über die Höhen blasenden Windes oder anstatt der Muskelkraft von Mensch und Tier die Wasserkraft in den Dienst der Eisenindustrie zum Treiben der Hämmer und Drücken der Blasebälge einstellt, erweist sich seit dem achtzehnten Jahrhundert immer mehr als schwere Fessel. Ungünstig wirken obendrein oft auch die unklaren wasserrechtlichen Verhältnisse, die zu einer Fülle von Streitigkeiten Anlaß geben und dann nicht selten auch den Frieden innerhalb ein und derselben Hüttenbesitzerfamilie empfindlich und auf die Dauer gefährden.

Die Holzkohle endlich, die „Seele unsrer Eisenwerke", wie die Vichttaler Interessenten am 15. Juli 1756[7]) an die Regierung schreiben, bereitet ähnliche Schwierigkeiten, die nur noch schwerer zu überwinden sind. Während das Wasser wenigstens periodenweise frei verfügbar bleibt, entwickelt sich schon vor der französischen Zeit eine immer fühlbarere Holzkohlennot. Durch sie vor allem wird die Blüte und schließlich das Fortbestehen unserer Hütten je länger je mehr in Frage gestellt. Sie ist es mehr vielleicht als alle anderen Feinde gewesen, die diese ganze Industrie zum Erliegen gebracht hat.

Bekannt ist die Unerschöpflichkeit des deutschen Waldes noch im hohen Mittelalter. Ja, noch zu Beginn der Neuzeit, als die Territorialherren überall auf

---

[1]) Rechnung des Gressenicher Bergmeisters Mitte 1728 bis dahin 1729: Beilage zur Wehrmeistereirechnung.
[2]) OBA. D. Paket 63, Nr. 66.
[3]) Rechnung des Gressenicher Bergmeisters.
[4]) Der Bergvogt Daniels an die Hofkammer 1744, Okt. 14. OBA. D: Paket 63, Nr. 66.
[5]) Familienarchiv Junkershammer A. 11; Jülich-Berg, Urkunden 3938.
[6]) Wehrmeisterei Nr. 186.
[7]) Akten des Amts Montjoie Nr. 175. Präsentationsdatum.

Steigerung ihrer Einnahmequellen bedacht sein müssen, ist das Interesse der Regierungen weniger darauf gerichtet, den Wald zu schonen, als ihn rasch und gründlich nutzbar zu machen. Ein anerkannt vorzügliches Mittel dafür ist die Anlage von Eisenhütten und Eisenhämmern. Neben der Holzkohle zeigen beide einen umfänglichen Bedarf an Bauholz, nicht nur bei der Errichtung des Werkes selbst, sondern auch später noch oft genug wegen der periodisch notwendigen umfassenden Reparaturen [1]). Nicht sowohl der Wunsch, den Eisenstein zu verhütten [2]) oder den wachsenden Bedarf an Eisenfabrikaten zu decken, scheint den ersten Anlaß zur Begünstigung von Hüttenanlagen durch die Territorialherren gegeben zu haben. Im Vordergrunde steht vielmehr offenbar das fiskalische Interesse an der möglichsten Steigerung der Rentabilität des Waldes. „Bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein", hat man gesagt, „war die Eisenerzeugung im wesentlichen ein landwirtschaftlicher Nebenbetrieb zur Verwertung der unverkäuflichen Holzmassen, vergleichbar der heutigen Kartoffelbrennerei in Ostelbien" [3]). Das Motiv, den Wald nutzbar zu machen, ist vielleicht noch bei den erwähnten Hüttengründungen des fünfzehnten Jahrhunderts maßgebend gewesen. Man begünstigt die Erbauer der Hüttenwerke auf alle Weise, nicht zuletzt auch durch Verleihungen größerer Holzkohlenberechtigungen. Diese werden in örtlichem Sinne gewöhnlich Kohllager oder Kohlbereife genannt, wofür man auch die Ausdrücke Kohldistrikt und besonders gerne — ebenfalls im örtlichen Sinne — den Ausdruck Kohlzirkel gebraucht. Wegen ihres starken Kohlzirkelbedarfs werden die Hütten für die Einnahmen der Forstverwaltung so wichtig. Daher sprechen die Vichttaler Interessenten (oben S. 275) auch für die Zeit vor Bestehen der Hütten von „unrentbaaren Waldungen". — Lehnt der Herzog in der älteren Zeit ein Holzkohlengesuch ab, so geschieht es nicht sowohl aus allgemeinen forstpolitischen Rücksichten, als auch mit Rücksicht auf freilich nur vereinzelt (unten S. 282) auftretenden eigenen Hüttenbetrieb, so am 17. März 1566 [4]).

Daß man damals in den Hütten keine Gefahr für den Wald und in den Hüttenmeistern keine Feinde des Waldes erblickt hat, ergibt sich anschaulich aus der Tatsache, daß Hüttenmeister nicht nur zu Berggeschworenen [5]), sondern auch zu Forstbeamten ernannt werden. Zu einer solchen Personalunion wäre es schwerlich gekommen, wenn man von Anfang an einen unausgleichbaren Interessengegensatz zwischen den Hüttenmeistern und der Forstverwaltung anzunehmen Grund gehabt hätte. Als Jeremias Hoesch der Jüngere am 12. Jan. 1646 [6]) vom Herzog die Erlaubnis erhält, die in Zweifall betriebene Kirchenhütte weiter abwärts, „wo der Wasserstrom etwas stärker fällt", nach dem Junkershammer zu verlegen, an dem er seit 1637 [7]) beteiligt war, wird verfügt, daß neben der neuen Hütte „zwischen dem Bach und dem Hüttengraben" ein „vorforsthoff" erbaut werden soll, wie er auch sonst mit Hütten verbunden sei. Der Erbauer wird verpflichtet, „auß diesem vorforsthoff auff vorgemelte [Montjoier] kohlcirculen mit aufsicht zu haben". Holz-

---

[1]) Zweifallshammer braucht in der französischen Zeit jährlich für 500 Fr. Bauholz, der in schlechterer Verfassung befindliche Junkershammer gar für 1800: OBA. I 1, 3, 6.

[2]) Dieser wird in der Konzession für die Lendersdorfer Hütte vom 4. Febr. 1613 (Beilage zur Wehrmeistereirechnung 1620/21) allerdings ausdrücklich erwähnt.

[3]) *Hans Gideon Heymann,* Die gemischten Werke im deutschen Großeisengewerbe. Münchener volkswirtschaftliche Studien 65 (1904), S. 273, übrigens nach *R. v. Carnall,* Die Bergwerke in Preußen . . . (1850) 4° S. 19.

[4]) Wehrmeisterei Nr. 185.

[5]) Protokolle des Berggerichts Gressenich OBA. D. Paket 63, Nr. 65.

[6]) Wehrmeisterei Nr. 186. Dazu Begleitschreiben des Herzogs an den Wehrmeister am 19.

[7]) Familienarchiv Junkershammer A. 9.

diebe, die Holz zu Speichen, Felgen und Hammerstielen entwenden oder die Kohlen zur Ausfuhr verkaufen, soll Jeremias Hoesch mit Unterstützung der herzoglichen Beamten „auf unser schloß Monjoie zur gepeurlichen straff hinliefern laßen". Laut Befehl vom 30. Juli 1650 (ebd.) muß Hoesch an einer forstpolizeilichen Besichtigung des Montjoier Waldes teilnehmen; die Beamten werden zum Teil an den Bericht dieses „Vorförsters und Hüttenmeisters" verwiesen. Freilich ist auch in demselben Aktenstücke schon die Rede davon, daß der Wald nichts einbringe und doch „fast verhauwen [sei] unndt in untergang komme".

Wird so der Hüttenmeister mit einer „Forstbedienung" betraut, dann droht allerdings die Gefahr, daß damit der Bock zum Gärtner bestellt wird. Schon früh häufen sich die Klagen über die durch Hüttenmeister verschuldeten Waldverwüstungen, so daß das ursprünglich gleichsam harmlose Verhältnis zwischen Hütte und Wald bald wieder gestört wird. Da die Reitmeister die Holzkohle in alter Zeit so billig beziehen, so liegt es nahe, daß sie sie nicht nur auf den Hochöfen mit dem Eisenerz verblasen, obwohl das eigentlich zum Wesen des Kohlzirkels und der ihm entstammenden Holzkohle gehört, sondern sie zugleich oder gar ganz als Ware behandeln und einen schwunghaften Handel damit eröffnen. Das ist in der Tat schon im siebzehnten Jahrhundert geschehen. Obwohl die Vichttaler Reitmeister selbst schon 1634 gegen widerrechtliche Kohlenexporteure mit umfassenden Vollmachten ausgestattet werden, die sich in der Urkunde von 1646 wiederholen, obwohl der erste Paragraph der Forstmeistereiverordnung vom 9. Juli 1641 lautet: „daß kein riethmeister vom Zweifall die kohlen ausländigh führen, sondern dieselbe uff werckh verblaßen und verhantieren solle"[1]): so wird dies Verbot doch durch die Hüttenmeister selbst übertreten, so durch Teilhaber an der Werker- und Kronenhütte[2]) in Zweifall im Jahre 1664, die dann mit Arrest der Holzkohlen und Pferde bestraft werden. Das Kohlenausfuhrverbot wird am 3. Mai 1665 wiederholt und am 14. April 1666 verschärft, indem „bey verlust leibs und guts" die Ausfuhr insbesondere nach fremden Blei-, Eisen-, Kupfer- und Galmeigruben untersagt wird. In dieser Zeit haben sich elf Reitmeister des Vichttales in „fester verbundtnuß undt abredt" zur Beobachtung der herzoglichen Befehle verpflichtet, d. h. verpflichten müssen[3]). Daß aber fortgesetzt Verstöße vorkommen, sieht man aus der häufigen Wiederholung der Ausfuhrverbote. Derartige Vorgänge werden die Regierung zu schärferer Beaufsichtigung der Hüttenmeister und ihrer Kohlzirkel veranlaßt haben. Die Überzeugung setzt sich immer mehr durch, daß die Hüttenmeister bei dem anfangs herrschenden milden Gebührensystem (stockgelt, wehrschaft etc.) die Holzkohlen viel zu billig bekommen. Sonst würden sie nicht auf die verderbliche Kohlenausfuhr verfallen sein. Die Regierung ist deshalb entschlossen, die Gebühren heraufzusetzen, überhaupt das ganze Kohlzirkelwesen einer gründlichen Reform zum Vorteil des Forstfiskus zu unterziehen. Dabei wird von der Regierung aber zugleich das Interesse der kleinen „Bergtreiber" und Hüttenarbeiter wahrgenommen, wie die Verhandlungen von 1664 im einzelnen lehren.

In diesem Bestreben wird sie nun durch das ständige Wachsen des Hüttenbetriebs seit etwa 1700 indirekt aufs beste unterstützt. Je mehr die Hütten zunehmen, um so stärker wird die Nachfrage nach der Holzkohle, um so höhere Forderungen kann die Forstverwaltung stellen.

Wie sehr sich die Eisenindustrie zu Ende der alten Reichszeit gegenüber dem

---

[1]) Familienarchiv Junkershammer A. 28.
[2]) OBA. D: C 10.
[3]) Familienarchiv Junkershammer A. 28.

früheren siebzehnten Jahrhundert erweitert hat, erkennt man deutlich aus den beiden Konzessionen für die Lendersdorfer Hütte von 1613 und 1780 [1]). Während sich die erste noch zum Ausschluß aller Konkurrenz in den Kirchspielen Lendersdorf und Kreuzau verpflichtet, werden die Konzessionäre in der zweiten vielmehr angewiesen, sich allen Widerspruchs gegen derartige Anlagen zu enthalten. Wie man sieht, haben sich die Verhältnisse von Grund aus geändert: die Zahl der Holzkohleninteressenten ist im Wachsen begriffen. Jede neue Hütte steigert den Holzkohlenbedarf und verschärft die Holzkohlennot. Diese sich automatisch vollziehende Entwicklung wird dem weiteren Aufschwunge der Hüttenindustrie nun aber um so hinderlicher, als nicht nur die Eisenhütten gegeneinander konkurrieren [2]). Im achtzehnten Jahrhundert sind die zu bedeutender wirtschaftlicher Kraft erstarkten Stolberger Kupfermeister vor allem an dem erfolgreichen Kampfe um die Kohlzirkel beteiligt. Sie sind deshalb besonders gefährliche Konkurrenten der Reitmeister, weil sie über mehr Kapital verfügen und deshalb dem Fiskus mehr zu bieten haben als die ärmeren Reitmeister. Obwohl die Familien der Kupfermeister und Reitmeister seit alters durch gemeinsamen Glauben und viele verwandtschaftliche Bande miteinander verknüpft sind, so bringt sie der Kampf um die Kohlzirkel doch bald in einen erbitterten Gegensatz zu einander. Seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kommt es zu vielen und endlosen Prozessen, die bisweilen noch die preußischen Gerichte beschäftigen und sich bis in die sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, als die Hütten schon dem Untergange geweiht sind, hinziehen. Die Kupfermeister, unterstützt von der Düsseldorfer Regierung, gewinnen zunächst den Sieg, mit dem Erfolge, daß die älteste Hoeschhütte, der Junkershammer, 1756 von seinen elf Kohlzirkeln, über deren Erträge wir zahlenmäßig unterrichtet sind, die vier im Jülichschen Amte Wehrmeisterei gelegenen einbüßt und darauf 1760 teilweise in Konkurs gerät. 1776 geht die Regierung von neuem gegen die Kohlzirkel vor. Der Junkershammer verliert jetzt auch den größeren Rest, nämlich die sieben im Amte Montjoie gelegenen Kohlzirkel. Der Schevenhütte und dem Joaswerk, die im ganzen nur über sieben verfügen, werden davon $4^2/_3$ entzogen [3]).

Nicht nur der Wasser-, sondern auch der Holzkohlenmangel kann die Hütten einfach zum Stillstand bringen. Wie häufig das vorgekommen sein mag, kann man aus einem am 28. März 1605 [4]) ausgesprochenen Vorschlage des Wehrmeisters sehen, der meint, „das die iserhutten und reidtwercker eine zeitlanckh zu stillstandt verbleiben [verbleiben sollten], bißlangh die kolhecken [5]) u. a. buschen wederumb mit zeittigem [schlagbarem] kolholtz bewachsen“ seien. In der Tat hören wir häufig von Betriebslähmung infolge des Kohlenmangels [6]).

Die Unvollkommenheit der Technik erlaubt es damals nur selten [7]), die in der nächsten Nachbarschaft vorhandene Eschweiler Steinkohle, die in der Messing-

---

[1]) OBA. D: Paket 63, Nr. 68. Oben S. 276, Anm. 2.

[2]) So wenden sich die Berechtigten des Gemünder Eisenwerkes am 7. Mai 1754 gegen die Kohlzirkel der Hoesch: OBA. D: F. 26.

[3]) Wehrmeisterei Nr. 182. Familienarchiv Junkershammer A 18 und 20. Bericht des Inspecteur Général des Mines et Usines vom 25. vent. IX (16. Mz. 1801): OBA. Weißes Inventar 629.

[4]) Wehrmeisterei Nr. 181 f. 10 b.

[5]) Forstreservate zur Holzverkohlung.

[6]) OBA. D: C 67 (1663); Paket 63, Nr. 70 (1744); F. 26 (1754); Paket 63, Nr. 67: Protokoll des Gressenicher Berggerichts vom 20. Sept. 1764 u. ö.

[7]) Die Dürener Schneidmühlen gebrauchen 1775 Eschweiler Steinkohlen: Jacobi S. 143. Dasselbe wird für 1801 von Schneidhausen vom Inspecteur Général des Mines et Usines am 29. nivôse IX (19. Jan. 1801) berichtet: OBA. Weißes Inventar Nr. 629.

industrie schon früh Verwendung findet, für die Verhüttung des Eisens nutzbar zu machen. Als das dann seit den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, d. h. in zwölfter Stunde von den Puddlingswerken [1]) bei Düren und Eschweiler für den Frischprozeß doch noch geschieht, ist das Eifeler Holzkohlenroheisen bereits so teuer geworden, daß die Puddlingswerke ihren Bedarf vornehmlich aus dem Ausland zu decken vorziehen [2]). So gehören diese Puddlingswerke nur noch mit Vorbehalt in eine Geschichte der bodenständigen Eifeler Eisenindustrie.

2. Arbeiterschaft.

In der archivalischen Überlieferung über unsere Eisenhütten hat die Holzkohlennot weitaus die tiefsten Spuren hinterlassen. Aber die Hindernisse, welche vor der französischen Zeit einen lebhafteren Aufschwung hintangehalten haben, sind damit noch nicht erschöpft. Das Angebot von Arbeitskräften ist für die ältere Zeit zwar als durchaus günstig zu bezeichnen, schon allein deshalb, weil der Bedarf gering ist: das Hüttenpersonal beläuft sich durchweg auf kaum ein Dutzend Arbeiter. Andererseits ist ein bestimmter Teil der Bevölkerung in diesen unfruchtbaren Tälern von selbst auf die Hüttenarbeit angewiesen. In der Tat hat sich hier eine erbliche Industriearbeitergeneration gebildet, die zu den ältesten in Deutschland gehört, und deren urwüchsige Eigenart von Söhnen der Eifel anschaulich geschildert worden ist. Sie sind mit Hochofen, Hammer, Schneidmühle und Schlackenpochwerk (sogenannter Schorrenmühle) erblich verwachsen. Das Verhältnis des Hüttenbesitzers zu ihnen ist patriarchalisch: ohne gesetzlichen Arbeiterschutz aller Unbill einer schweren und lebensgefährlichen Arbeit ausgesetzt, weichen sie doch nicht vom Platze, und persönliche Treue waltet noch unter ihnen anstatt eines Tarifvertrages.

Gleichwohl ist auch die Arbeiterschaft ebenso wenig immer frei verfügbar wie die Holzkohle. Es ist bemerkenswert, daß der Wehrmeister schon am 6. Dez. 1594 [3]) einmal darüber Klage führt, daß „die arbeitzleuth ungleich hohere belhonung und schir den halben theill mehr fordern als vor etzlichen jairn". Auch hier stößt man auf die ungünstige Wirkung der Konkurrenz der Kupfermeister. Die Messingindustrie nimmt gerade im letzten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts einen immer größeren Umfang an und braucht nun auch mehr Arbeitskräfte, so daß die Löhne auf das Dreifache emporschnellen [4]). Auch der Charakter der Hüttenarbeit als Saisonarbeit gefährdet öfters einen sicheren Arbeiterbestand. Das Stilliegen der Hütten im Winter bedeutet da bei den geringen sonstigen Erwerbsmöglichkeiten eine besonders schwere Schädigung [5]). Schon am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wird in solchem Zusammenhange auf die Gefahr der Auswanderung hingewiesen [6]). Das Fortbestehen der Hütten ist für die arme Bevölkerung der Umgegend eine bittere Notwendigkeit. Das wird 1664 in den Verhandlungen über das Verbot der Holzkohlenausfuhr (oben S. 277) und sonst häufig betont. Eben aber dies Angewiesensein auf die Hütte wird das Verhältnis zwischen Arbeitgebern

[1]) Hier wird das Roheisen mit Hilfe der Flamme („Flammofen") eines Steinkohlenfeuers entkohlt. Das Roheisen kommt mit der Kohle nicht direkt in Berührung, sondern nur mit der Flamme. Durch ständiges Umrühren wird die Sauerstoffzufuhr erleichtert. Daher der Name. Eine lichtvolle Darstellung der wirtschaftlichen Bedeutung der verschiedenen Reduktionsprozesse findet sich bei *H. Schumacher,* Die westdeutsche Eisenindustrie und die Moselkanalisierung (1910), S. 8 ff.

[2]) Näheres unten S. 291 ff.

[3]) Akten der Wehrmeisterei Nr. 183 f. 132 a.

[4]) Johann Mondenschein an den Herzog ebd. f. 122 b, 123 a (p. 1594 Mai 3.).

[5]) Der Bergvogt Daniels an den Kurfürsten 1781 Jan. 4: OBA. D: E. 14.

[6]) Wehrmeisterei Nr. 181 f. 10 b.

und Arbeitnehmern enger gestaltet haben. Unzuträglichkeiten sind gewiß nicht ausgeblieben. Aber eine eigentliche Arbeiternot ist in älterer Zeit kaum hervorgetreten, wenn auch der gute Geist der Arbeiterschaft durch die langen und häufigen friedelosen Zeiten ungünstig genug beeinflußt worden sein mag [1]).

3. Öffentliche Verhältnisse.
Krieg. Verkehr. Politische Zersplitterung.

Der Krieg hat, wie bekannt, auch die abgelegenen und schwer zugänglichen Eifeltäler oft genug grausam heimgesucht. Trotz ihres vielfach festungsartigen Charakters haben die Eisenwerke besonders schwer zu leiden, um so mehr als sich im Gefolge der Kriegsvölker die „Räuber und Straßenschänder" zeigen, über die zum Beispiel die Pächter des Dollartzhammers 1593 [2]) so bewegliche Klage führen. Sie getrauen sich nicht mehr, nachts auf der Hütte zu bleiben. Denn Räuber halten „bei der nacht rings umb den hammer in den hecken und buschen ire gemeine beikhompsten [Zusammenkünfte]". Sie haben dort ihre besonderen Schlupfwinkel, von denen sie nach Aachen, Maastricht oder Lüttich hervorbrechen. Man erzählt sich noch heute davon, wie im achtzehnten Jahrhundert die „Bockreiter" als wahre Landplage gewirkt haben. Auch Zweifall ist einmal von ihnen heimgesucht worden [3]). In der Familie Hoesch ist die Tradition lebendig, daß sich ihre Vorväter hinter den meterdicken Mauern des Hüttengebäus mit bewaffneter Hand der Unholde haben erwehren müssen. Auch auf diesem Gebiete hat erst die französische Herrschaft energisch Wandel geschaffen. — Am 7. März 1650 [4]) hatte Reinhart von Recklinghausen die Konzession für einen Eisenhammer in Dalbenden erhalten; aber noch am 30. August 1660 muß er berichten, daß er den Hammerbau nicht habe ausführen können: „wegen der frantzosischen aus Diedenhoffen streuffenden Partheyen als auch lotringischen u. a. Gefahr halber". Das ist nur ein Beispiel für viele.

Ferner geben auch die jämmerlichen Verkehrsverhältnisse unablässig zu berechtigten Beschwerden Veranlassung. Und doch sind wir über die Wegenot nur sehr unvollkommen unterrichtet, da Nachrichten über den Eisen- und Eisenwarenhandel (besonders auf und über Cöln), weil er sich vielfach außerhalb der Aufsicht der landesherrlichen Behörden vollzieht, nur spärlich erhalten sind. Aber nicht nur für die Abfuhr der Ware und für die Anfuhr der Erze bedarf man eines einigermaßen praktikabelen Weges. Auch die Ausbeute der Kohlzirkel kann durch Verteuerung der Frachten schwer beeinträchtigt werden [5]). Dazu verfügen auch die wohlhabendsten Hüttenbesitzer keineswegs über einen größeren Fuhrpark. Sie sind vielmehr in der älteren Zeit für fast alle Fuhren auf die Gutwilligkeit der Bauern der Umgegend angewiesen. Noch 1815 besitzt jeder der fünf Teilhaber am Junkershammer nur ein einziges einspänniges Fuhrwerk [6]).

Auch auf diesem Gebiete haben die Franzosen, deren hohe Verdienste um den rheinischen Straßenbau noch heute Bewunderung erregen, manches gebessert. Aber noch im neunzehnten Jahrhundert befinden sich die für Gruben und Hütten wichtigen Wege oft in trostlosem Zustande. So müssen die im Besitze der Familie Hoesch befindlichen Eisengruben im Callbachtale, aus denen ihr Hüttenwerk auf

---

[1]) Wehrmeisterei Nr. 183 über den Dollartzhammer.

[2]) Wehrmeisterei Nr. 183: Die Brüder Laurenz und Johann Mondenschein an die Jülicher Räte p. 1593 Febr. 20 f. 119 a.

[3]) Beiträge zur Geschichte von Eschweiler, I, 191 ff. o. D.

[4]) OBA. D: C 67.

[5]) Wehrmeisterei Nr. 181 f. 10 a (1605).

[6]) OBA. I 1, 3, 6.

dem Zweifallshammer gespeist wird, noch im Jahre 1858 [1]) gefristet werden, weil sich der Hauptzugangsweg trotz einer von der Familie bewilligten Beisteuer von 3000 Talern, in einer polizeiwidrigen Verfassung befindet. Dieser Mißstand ist noch 1863 nicht beseitigt [2]). In der preußischen Zeit gesellt sich dann zur Wegefrage bald die noch viel brennendere Eisenbahnfrage. Ihre mangelhafte Lösung hat den Untergang der Eifelhütten wesentlich beschleunigt. Wenn auch hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden kann, so sei doch daran erinnert, daß die Kohlen- und Eiseninteressenten schon seit 1844 mit großem Eifer den Plan einer Bahnlinie von Düren nach Schleiden und im Zusammenhange damit nach dem Vorbilde der Eschweiler Concordia die Errichtung einer großen Hochofenanlage auch in Düren betrieben haben. Eine umfängliche durch die Interessenten während der Hochkonjunktur am 7. Juni 1856 angebotene Zinsgarantie sollte die schon dafür konzessionierte Rheinische Eisenbahngesellschaft anspornen. Allein dieser Plan, der noch im Jahre 1860/61 im Landtag lebhaft erörtert worden ist, mußte schließlich doch vor der Linie Cöln-Euskirchen-Call zurückweichen [3]).

Ein Hauptgrund für die mangelhafte Ausgestaltung des altrheinischen Wegenetzes liegt in der gerade in der Eifel nicht ohne Zusammenhang mit der Bodenbeschaffenheit auftretenden außerordentlichen Zersplitterung des Territorialbesitzes. Auch sonst bringt das den Hütten oft Nachteil. Schon wegen ihres ständigen Bedarfes an Eisenerz, Wasser und Holzkohle stehen sie zu den Landesregierungen in nahen Beziehungen und sind weithin auf ihre Gunst angewiesen. Aber diese Gunst auch vorausgesetzt: der politische Machtbereich ist überall eng begrenzt. Kräftigere industriepolitische Absichten der einen Regierung werden nur zu leicht durch eine andere durchkreuzt. Auf die territoriale Zerrissenheit der mittleren und südlicheren Eifel ist oft hingewiesen worden. Aber auch in den nördlichen Tälern und in dem Vorlande am Nordrande herrscht keine Einheitlichkeit. Neben dem mächtigsten Dynasten, dem Herzog von Jülich, stehen eine Reihe kleinerer, unter ihnen auch der an Bergbau und Hüttenwesen von alters her interessierte Reichsabt von Cornelimünster. Auch die Herrschaft des Herzogs von Jülich selbst aber ist in diesen entlegenen Teilen seines Gebietes oftmals nur eine nominelle. Während zwar die Ämter Montjoie, Nothberg, Wehrmeisterei, Nideggen u. a., alle auch wegen ihrer großen Waldbestände von Bedeutung für die Eisenindustrie, dem Herzog „ohne Mittel" unterstehen, findet man am Rande der Nordwesteifel eine Reihe sogenannter Unterherrschaften, die vom Herzog nur lehnsabhängig sind, in anderen Beziehungen aber noch während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine größere Selbständigkeit genießen. An das Gebiet des Abtes von Cornelimünster grenzt die Jülichsche Unterherrschaft Stolberg, nur wenige Quadratkilometer umfassend, aber wegen ihrer reichen Bodenschätze wichtig. Noch im siebzehnten Jahrhundert stößt der Herzog bei Eintreibung des Eisensteinzehnten in der Unterherrschaft Drove auf Schwierigkeiten [4]). Eine einheitliche und energische „Eisenhüttenpolitik" ist dem Herzog durch das Fortbestehen derartiger halbstaatlicher Mittelgebilde fast unmöglich gemacht. Ähnliches wäre von den kurkölnischen Gebieten zu sagen. Dagegen haben sich die kleineren Dynasten der mittleren und südlichen Eifel vielfach freier bewegen können als der sonst mächtigere Herzog von Jülich. Das gilt von den Grafen von Schleiden, Manderscheid-Blankenheim und vor allem von dem Fürsten von Arenberg, in dessen kleiner Herr-

---

[1]) OBA. III 2, 3, 819.
[2]) OBA. III 2, 3, 1006.
[3]) OBA. IV 3, 229, 1. Vgl. *J. Hansen,* Mevissen I (1906), S. 337, 427, 681, 688, 733.
[4]) Akten des Amts Nideggen Nr. 203.

schaft schon vor der französischen Zeit eine lebhafte Betriebsamkeit auf dem Gebiete der Eisenindustrie einsetzt. Aber solche vereinzelte Fortschritte lassen dann die wirtschaftliche Rückständigkeit anderer Gegenden, besonders des Vichttales, nur noch deutlicher hervortreten. Besonders in der nordwestlichen Eifel haben landesherrliche Hütten überhaupt nur eine geringe und vorübergehende Rolle gespielt. Darin liegt zum Teil der entscheidende Unterschied zwischen unserer Eisenindustrie und der in den oben S. 269 erwähnten Gebieten des rechten Rheinufers. Hier, zumal in der Landgrafschaft Hessen, nimmt das landesherrliche Hüttenwesen schon früh einen bemerkenswerten Aufschwung. In der nordwestlichen Eifel dagegen sind die Landesherren über Anläufe und Versuche nicht hinausgekommen [1]). Daß die Entwicklung der älteren Eisenindustrie dadurch nicht gewonnen hat, wird man angesichts der guten Erfahrungen auf dem rechten Ufer kaum bezweifeln können. Aber selbst wenn sich die Hüttenregie in der Eifel mehr durchgesetzt hätte: ihr örtlicher Spielraum wäre infolge der politischen Zersplitterung doch nur geringfügig gewesen.

4. Privatwirtschaftliche Verhältnisse der Hüttenmeisterfamilien. Neubildungen.

Ein ähnliches Bild maßloser Zersplitterung zeigt aber auch das private Hüttenwesen selbst, auf das es in der Nordwesteifel vor allem ankommt. Das ist nicht ein Zeichen von besonderer Rückständigkeit oder gar Böswilligkeit, sondern das Ergebnis einer ganz natürlichen Entwicklung. Man bemerkt es immer wieder mit Staunen: alle die erwähnten und viele andere Hemmnisse haben den ererbten Beruf des Hüttenbesitzers und Hüttenmeisters in den Augen der Familie, die nun einmal in ihm tätig war, nicht zu entwerten vermocht. Die Bodenständigkeit dieses Gewerbes aber führt von selbst zur Erblichkeit und zur Familienhaftigkeit. Bei der großen Fruchtbarkeit der älteren Generationen ist die familienhafte Übersetzung des Hüttengewerbes dann die unausbleibliche Folge.

Sie äußert sich zunächst in einer immer weiter gehenden Zersplitterung der Anteile an den einzelnen Hütten, der sogenannten „Tage Reitwerks". Man darf sich diese Anteile nicht wie Aktien vorstellen; sie tragen nicht formalen Charakter und dienen etwa zur Verrechnung; sondern tatsächlich wird an dem einen Tage, der übrigens auch noch in Bruchteile zerlegt werden kann, für diesen, an dem andern für jenen Berechtigten gearbeitet. Jeder benützt dabei sein besonderes Erz und seine besondere Kohle. Die Lagerplätze, die sog. Bleche (Bleichen) werden ebenso ratierlich verteilt wie die Reparaturen. Auch an die Fertigware erhebt jeder seine verhältnismäßigen Ansprüche. Es ist natürlich, daß daraus viele Streitigkeiten erwachsen und eine Einheitlichkeit des Betriebes ebenso unmöglich gemacht wird wie eine Zentralisation der Materialbeschaffung und des Absatzes. Die Zersplitterung der Anteile ist nicht erst eine Erscheinung der späteren Verfallszeit, sondern sie ist bereits zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts voll entwickelt. Das beweisen uns die Listen, die der Wehrmeister wegen des Eisenzehnten, des sogenannten Herreneisens, über die Roheisenproduktion jedes einzelnen Hüttenmeisters seit 1529 in seinen Rechnungen geführt hat. Dasselbe Bild gewinnt man aus den Berechtigtenlisten, die beim Gressenicher Berggerichte seit 1682 protokolliert werden. Auch eine nennenswerte Konzentration der Hüttenanteile in einer Hand ist in der späteren Zeit nicht nachzuweisen. Der Erwerb

[1]) Der geringere Umfang des landesherrlichen Hütten- und Grubenwesens, über den noch die preußischen Bergbehörden Klage führen, hat zugleich den Umfang der archivalischen Überlieferung verringert. Umgekehrt ist aus diesem Grunde die rechtsrheinische Industrie leichter zu erforschen.

von Hüttenanteilen durch die Familie Hoesch geht zum Beispiel trotz der bedeutenden Kapitalien, über die sie schon im siebzehnten Jahrhundert verfügt haben muß, verhältnismäßig langsam, was man außer aus den öffentlichen Akten auch aus den Kaufverträgen erkennen kann, die sich auf einzelne „Tage Reitwerks" und ihre Bruchteile beziehen und im Familienarchiv verhältnismäßig gut erhalten sind [1]. Nur der Junkershammer hat sich eine Zeitlang im ausschließlichen Besitze der Familie Hoesch befunden. An den anderen Hütten erscheinen einzelne Mitglieder der Familie zusammen mit den Bauern der Umgegend berechtigt, obwohl sie als die sozial Überlegenen von diesen durch häufige Verleihung des Titels „Herr" ausgezeichnet werden. Wie wenig die ältere Hüttenindustrie nach Vereinigung gar mehrerer ganzer Hütten in einer Hand drängt, sieht man besonders daran, daß die Familie Hoesch an der in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft gelegenen Schevenhütte nebst dem Joaswerk fast nie beteiligt gewesen ist. Noch seltener erfolgt ein Übergreifen etwa der Vichttaler oder Dürener ins Gemünd-Schleidener Gebiet oder der Osteifeler Reitmeister nach Montjoie. Das ist um so auffallender, als sich auch hier verwandtschaftliche Beziehungen früh entwickeln. Erst am 24. Dezember 1779 [2]) ist Ludolf Hoesch von Schneidhausen vom Herzog Ludwig Engelbert von Arenberg für Call konzessioniert worden. Und im Jahre 1780 [3]) hat er mit Genehmigung des Herzogs-Kurfürsten von Jülich-Berg eine Hütte in Eisenau an der Urft erbaut. Als Bewerber für Montjoie begegnet im siebzehnten Jahrhundert Simon Kremer, Begründer der Hütte in Simonscall im Callbachtale [4]). Als diese 1741 [5]) in den Besitz der Familie Hoesch übergeht, ebenso wie der nördlich davon gelegene Zweifallshammer [6]), da sind nicht die Vertreter der ältesten Linie auf dem Junkershammer die Erwerber, sondern die Dürener Hoesche, die sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eines besonderen Aufschwungs erfreuen, dessen vom Standpunkt der Geschichte der älteren Eisenindustrie noch zu gedenken sein wird. Sonst ist es fast unerhört, daß ein und dieselbe Familie oder gar ein und derselbe Unternehmer Eisenhütten in zwei verschiedenen Tälern betreibt. Man kann sich die Verhältnisse nicht eng und zerrissen genug vorstellen.

Das Gegengewicht hätte allein die Genossenschaft bieten können. Man wird annehmen dürfen, daß den uralten Gewerkschaften des Bergbaus auf dem Gebiete des Hüttenwesens seit unvordenklichen Zeiten ähnliche Organisationen entsprechen. So erscheint in der Konzessionsurkunde für den Junkershammer (oben S. 276) vom 12. Januar 1646 auch ein „Verain . . . zu Conservation des Geweldts [Kohlzirkel] und . . . Hüttengebleeß". Wir begegnen auch sonst seinen Spuren, namentlich bei Regelung der Holzkohlenzufuhr. Aber größeren Umfang und größere Bedeutung hat dieser alte Hüttenverein nicht besessen. Über das Vichttal hinaus erstreckt er sich wahrscheinlich nicht. Die unter andern Bedingungen arbeitende Gemünd-Schleidener Industrie, gleichfalls in einer „Zunft" zusammengeschlossen, hat ihm nicht angehört.

---

[1]) Die Sammlung umfaßt die Jahre 1637—1740: A 9.
[2]) *Kelleter,* S. 33, 63.
[3]) Der Hüttenbesitzer Karl Hensler an den Bergkommissar Nöggerath, Vussem 1815 Juli 26: OBA. I 1, 3, 6.
[4]) Oben S. 272 Vorgängerin der Eisenhütte war eine Glashütte und eine Seifensiederei, konzediert am 3. Juli 1806: Roerdepartement III 2, 3, 4.
[5]) OBA. I 1, 3, 6.
[6]) Konzession für Hütte und Hammer vom 26. messidor IX (14. Juli 1801) und für den Hochofen vom 10. Febr. 1806: Roerdepartement III 2, 3, 4; OBA. I 1, 3, 6; Repertorium sämtlicher Berg- und Hüttenwerke im Bergamtsbezirk Düren IV 230 f. (OBA.) und Familienarchiv Düren.

Auch auf diesem Gebiete ist ein Seitenblick auf die wirtschaftlich weit begünstig teren Kupfermeister von besonderem Interesse. Der nach Vorstufen der Jahre 1619 und 1649 im Jahre 1667 gegründete Stolberger Kupfermeisterverband, der übrigens nur für Reformierte zugänglich ist, umfaßt offenbar die gesamte Stolberger Messingindustrie und bringt es in der Blütezeit des achtzehnten Jahrhunderts [1]) auf 131 Öfen. Das Familienarchiv Prym bietet interessante Nachrichten über diesen Verband. Sie zeigen, daß er eine bedeutende Leistungsfähigkeit besessen hat. Auf dem Gebiete der Eisenindustrie findet man nichts mit ihm Vergleichbares.

Die familienhafte Übersetzung des Hüttengewerbes bewirkt aber nicht nur eine maßlose Zersplitterung der Hüttenanteile, was immer zugleich auch eine Zerreißung des Betriebes bedeutet, sondern sie führt schließlich überhaupt zu unerträglichen Zuständen. Da ein Abfluß in andere Berufe mit Einschluß der Landwirtschaft fast gar nicht erfolgt (innerhalb der Familien Hoesch und Schoeller etwa lassen sich diejenigen Personen, die sich in der älteren Zeit dem Eisengewerbe nicht gewidmet haben, so weit sie nicht abgewandert sind, zählen), so tritt an die Reitmeisterfamilien früher oder später die Notwendigkeit heran, sich einen weiteren Wirtschaftsspielraum zu schaffen. Zuerst werden in nächster Nachbarschaft der Mutterhütte Tochterhütten und Tochterhämmer angelegt. Aber die Tatsache, daß sie alle auf dieselbe Wasserkraft angewiesen sind, führt auch bei den friedlichsten Familien bald zu unentwirrbaren Streitigkeiten und Prozessen. So bleibt schließlich nichts anderes übrig als die Auswanderung oder wenigstens die Änderung des Standorts der Industrie. Der Horizont erweitert sich allmählich, weil er es muß. Die Industrie strebt aus den engen Gebirgstälern heraus. Sie siedelt sich mehr an den Rändern an, wo sie, wie besonders im Roertale der Dürener Gegend, noch immer über genügendes fließendes Wasser verfügt.

Wenigstens innerhalb der Familie Hoesch läßt sich diese Entwicklung gut beobachten. Katharina Prym, die Witwe des früh verstorbenen Jeremias Hoesch des Jüngeren, erhält am 17. Sept. 1664 [2]) die Konzession für den nördlich vom Junkershammer gelegenen Plattenhammer, den sie später durch ihren jüngeren Sohn Wilhelm betreiben läßt. Aber auch diese Erweiterung des Nahrungsspielraums genügt noch nicht. Wilhelms Söhne Leonhard und Philipp Wilhelm erwerben am 17. Juli 1719 eine Eisenschneidmühle bei Weisweiler pachtweise von den Familien Peltzer, Prym, von Asten u. a. [3]). Aber erst Leonhard Hoesch tut 1743 den entscheidenden Schritt aus dem Vichttale heraus und gründet Schneidhausen zwischen Kreuzau und Niederau [4]). Hier betreibt er eine Eisenschneidmühle. Der Schneidebetrieb wird jetzt, wenigstens räumlich und technisch, ganz von der Verhüttung getrennt, wenn auch die Vereinigung von Hochofen, Hammer und Schneidwerk ähnlich wie bei der sogenannten Schleidener Talarbeit [5]) in der Hand derselben Familie bestehen bleibt.

Die technische Ablösung eines Teiles des Eisenfabrikationsprozesses hat nun freilich die bei Schneidhausen zur Verfügung stehende Wasserkraft um so weniger voll ausnützen können, als die Roheisenlieferungen öfters nicht ausreichen [6]). Es ist daher begreiflich, daß Schneidhausen am 17. März 1770 [7]) auch für eine Öl- und besonders für eine Papiermühle konzediert wird. Die mit der Eisenfabrikation

[1]) Akten des Amts Montjoie Nr. 175. (1756.)
[2]) Beilage zur Wehrmeistereirechnung von 1665/6.
[3]) W. H. 1410/4569 f. 456 a—457 a.
[4]) Konzession vom 14. September 1742, erwähnt OBA.: Weißes Inventar Nr. 629.
[5]) *Heymann*, S. 95 f. *L. Beck*, Geschichte des Eisens II (1895), S. 241 ff.
[6]) Oben S. 274.
[7]) Erwähnt OBA.: Weißes Inventar Nr. 629.

technisch in Verbindung stehende Papierfabrikation nimmt dann bei der Familie Hoesch seit dieser Zeit eine ähnlich günstige Entwicklung wie bei der in mancher Hinsicht Vergleichsmaterial bietenden Familie Schoeller [1]).

Durch den Übergang zur Papierfabrikation wird jedoch der jüngere Zweig der Familie Hoesch so wenig von der Eisenindustrie abgedrängt, daß vielmehr gerade hierin seit der Übersiedelung ins Roertal eine weit energischere Entfaltung beginnt. Sogar die geschlossenen Ehen deuten darauf hin. Während in der Familie Hoesch bisher nur Ehen mit Töchtern aus den Kupfermeisterfamilien Hanssen, Prym, Peltzer, Thiens, Schardineel geschlossen worden sind, da die Familie Hoesch selbst im Rheinland zuerst in der Messingindustrie begonnen hatte: heiratet der erwähnte Leonhard Hoesch († 1761) Johanna Elisabeth Schoeller und sein Sohn Hugo Ludolf († 1790) Anna Catharina Deutgen. Die Familie Deutgen hatte schon seit einem Jahrhundert in der Dürener Eisenindustrie eine Rolle gespielt. Schon 1683 [2]) ist sie an der im Jahre 1613 angelegten Lendersdorfer Hütte, 1741 [3]) auch an einer Hütte in Blumental beteiligt. Auch diese Verschwägerung mit den Deutgen hat der Familie Hoesch in dem neuen Wohnsitze die Wege geebnet. So kommt es auch, daß die junge Dürener die ältere Junkershammer Linie bald überflügelt. Bei den älteren im Vichttale zurückgebliebenen Linien ist eine weit langsamere, teilweise sogar rückläufige Bewegung zu bemerken.

Diese und andere zunächst nur familiengeschichtlichen Tatsachen erlauben doch einen Rückschluß auf die Lage der Vichttaler Eisenindustrie noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie kann keineswegs glänzend gewesen sein. Wenn die Kupfermeister in der erwähnten Eingabe vom 23. September 1756 [4]) ihre Holzkohlenkonkurrenten, die Reitmeister, als „große Capitalisten" schildern, so ist das für die ältere Linie der Familie Hoesch eine starke Übertreibung. Weit eher gilt das von der jüngeren, durch Leonhard nach Schneidhausen verpflanzten Linie. Leonhards Enkel Eberhard († 1811), dessen Vorname an den Zusammenhang mit der Familie Deutgen erinnert, entfaltet, begünstigt durch die glücklichen Konjunkturen der letzten Reichszeit und besonders der französischen Herrschaft, auf dem Gebiete der Eisenindustrie eine alle Arbeit der Vorfahren weit übertreffende Betriebsamkeit. Nicht die konservativen Vertreter der alten Linien, die auf den Vichttaler Hütten weiter arbeiten, sondern die beweglicheren, neue Bedingungen schaffenden jüngeren Kräfte sind innerhalb dieser und anderer Reitmeisterfamilien die Träger der Zukunft.

Die alten Eifelhütten und Eifelhämmer, deren noch sichtbare Ruinen von der Vergangenheit erzählen, sind mit Poesie und Sagen umkleidet. Ihre wirkliche Geschichte, so weit sie aus einer gänzlich trümmerhaften Überlieferung heute noch abgelesen werden kann, gibt mehr zu nüchternen Betrachtungen Anlaß. Vor allem wird man die Rentabilität der alten Werke nicht überschätzen. Es ist wiederum nur eine tendenziöse Ausschmückung, wenn die Kupfermeister in einer der vielen gegen die Reitmeister gerichteten Vorstellungen die Behauptung aussprengen, die Reitmeister seien einst „nack[t] und bloß" als Flüchtlinge in das Vichttal gelangt und dort im Laufe eines Jahrhunderts zu reichen Leuten geworden [5]). In Bezug auf die Familie Hoesch ist diese Vorstellung durchaus irrig. Als sie mitten während des dreißigjährigen Krieges im Dorfe Zweifall mit dem Hüttengewerbe

[1]) Doch ist bei ihr die Tuchindustrie weit stärker ausgebildet.
[2]) OBA. D: 63, Nr. 65: Gressenicher Berggerichtsprotokoll 1683 Juni 3.
[3]) *Virmond,* S. 52 f.
[4]) Akten des Amts Montjoie, Nr. 175.
[5]) Akten des Amts Montjoie, Nr. 175.

beginnt, hat sie sich bereits in der Landwirtschaft und in der Kupfermeisterei so bedeutende Kapitalien erworben, daß sie sogar dem andersgläubigen Abte von Cornelimünster im Jahre 1626 [1]) eine Summe vorstrecken und später für den Kauf von Land und Hüttenanteilen [2]) bedeutende Beträge aufwenden kann. Dasselbe gilt von der Beschaffung des Holzkohlenbedarfs, über den wir zum Beispiel durch die Rechnungen des Wehrmeisters und des Forstverwalters des Amts Montjoie ebenfalls zahlenmäßig genau unterrichtet sind. Jene Behauptung der Kupfermeister ist schon aus inneren Gründen unhaltbar. Woher sollten die Reitmeister die Mittel genommen haben, Hütte und Hammer zu bauen? Die Regierung ist ihnen gewiß bei der Gebühren- und Steuerregelung entgegengekommen. Als Kreditgeberin aber kann sie schon wegen ihrer chronischen Finanznot kaum gelten. Vielmehr hat die Famile Hoesch, als sie die Eisenindustrie beginnt, schon über bedeutendes Kapital zu verfügen. Dieses ist von der älteren Linie auf dem Junkershammer in der vorfranzösischen Zeit jedoch so wenig vermehrt worden, daß vielmehr, wie wir oben S. 278 hörten, im Jahre 1760 über den alten Hammer teilweise der Konkurs hereinbricht. Unter den günstigeren Konjunkturen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hat sich die schwer getroffene ältere Linie zwar wieder emporgearbeitet. Aber ein Aufschwung größeren Stiles ist doch allein bei der jüngeren Linie zu beobachten. Nur noch indirekt hängen ihre Anlagen mit dem engräumigen Zwergbetrieb der alten echten Eifeler Hüttenmeisterei zusammen. Wenn auch die neuen Hoeschhütten Simonscall und Zweifallshammer, die Mühle Schneidhausen und später vor allem das ebenfalls erworbene Lendersdorfer Werk räumlich nicht weit von den Mutterhütten im Vichttale getrennt sind: sie haben schon früh einen rascheren und glücklicheren Weg gemacht. Die ersten Erhebungen, die die Franzosen und Preußen über die Eifeler Eisenindustrie veranstalten, zeigen deutlich, daß die älteren hinter den jüngeren Hütten technisch und wirtschaftlich zurückgeblieben sind. Besonders Lendersdorf hat sich schon unter der Familie Deutgen kräftig entwickelt. Freilich konnte es dabei von einem alten guten Rufe zehren. Schon in älterer Zeit rühmt man nicht nur den Eisenstein der Nachbarschaft, sondern auch das auf der Hütte erblasene Roheisen als das beste [3]). Bereits in den letzten Jahrzehnten des alten Reiches sind hier Fortschritte, besonders auch in Bezug auf Zechenerwerb, erzielt worden, auch wohl auf technischem Gebiete, wenigstens bei der Förderung des Erzes, so daß dem beträchtlichen Aufschwung der französischen und dem zunächst noch größeren der preußischen Zeit in etwa vorgearbeitet worden ist. Dürener geschnittenes Eisen wird schon 1775 nicht nur ins Bergische, sondern durch Holland bis nach Portugal exportiert [4]).

II. Die Eisenindustrie unter französischer Herrschaft.

1. Zerstörungsarbeit der Franzosen.

Dessen ungeachtet bedeutet die französische Herrschaft auch für die Eisenindustrie unseres Gebietes den Beginn einer neuen Ära. Zunächst führt sich zwar das neue Regiment wie überall so auch hier mit einer brutalen Zerstörungsarbeit ein. Raub und Brandschatzung sind in den ersten unruhigen Jahren der provisorischen Herrschaft noch an der Tagesordnung. So ist einmal Schneid-

[1]) Freilehnbücher V 144 a.
[2]) Familienarchiv Junkershammer, besonders A 9.
[3]) Bergvogt Daniels an d. Hofkammer, 1744 Okt. 14. OBA. D: 63, Nr. 70. Ebd. C 10 (1664).
[4]) *Jacobi,* S. 144.

hausen „bey Ankunft der Franzosen“ von den Soldaten der Republik ausgeplündert worden, wobei leider auch die alten Fabrikakten zugrunde gegangen sind [1]). Oder es kommt vor, daß die Fremden sich einer Hütte, deren Besitzer entflohen ist, ohne viel Federlesens bemächtigen und aus dem noch vorhandenen Material die nötige Munition selbst abgießen. So ist es in Schmitthoff südlich von Cornelimünster geschehen [2]).

2. Rechtlicher und wirtschaftlicher Fortschritt.

Aber bald, schon seit 1798, tut die Fremdherrschaft den großen Schritt von der Erobererwillkür zur Gesetzlichkeit. Kaum ein Gebiet rheinischen Lebens hat daraus solchen Vorteil gezogen wie die linksrheinische Industrie. Die wirklich und nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeführte neue französische Bergwerks- und Hüttengesetzgebung erweist sich auch für unsere Gegenden als großer Segen. Zunächst wird das freilich noch zu manchen Ausstellungen Anlaß gebende republikanisch-französische Berggesetz vom 28. Juli 1791 eingeführt. Ihm folgt dann später das bessere, jahrelang vorberatene napoleonische Berggesetz vom 21. April 1810, das bis zum Erlaß des Allgemeinen Preußischen Berggesetzes vom 24. Juni 1865 auch für die Hütten teilweise maßgebend geblieben ist [3]) und bei seinem Erscheinen von den Hüttenbesitzern mit großem Beifall aufgenommen wird [4]). Als wichtigste Neuerung bringt es die Trennung des Bergwerks- vom Grundeigentum. Diese Konstituierung eines dauernden, selbständigen, vom Grundeigentum losgelösten Bergwerkseigentums belebt den Unternehmungsgeist außerordentlich. Erst unter der Anregung dieses neuen Rechtszustandes gehen jetzt die Hüttenbesitzer häufiger zum Zechenerwerb über. Die Stetigkeit und Billigkeit der Eisensteinanfuhr wird dadurch befördert. Überdies werden den Hütten in gewissen Fällen besondere Vorzugsrechte zugebilligt. Die Konzentration in der Eifeler Eisenindustrie macht schon jetzt einige Fortschritte. Dazu gesellen sich technische Verbesserungen. In Schmitthoff (gegründet 1788) wird ein eisernes Zylindergebläse, das erste im Lande, gebraucht [5]). 1815 finden wir zwei eiserne Doppelzylindergebläse auch in Zweifallshammer. Die Hochöfen erreichen hier eine Höhe von 9, in Lendersdorf eine Höhe von 9,4 m gegenüber einer Höhe von 6 Fuß auf dem Junkershammer [6]). Auch sind in Schmitthoff „Feuermaschienen“, d. h. Dampfmaschinen, gefertigt worden [7]).

Noch einschneidender als die Verbesserung der Produktionsbedingungen wirkt die Erweiterung der Absatzmöglichkeiten unter gleichzeitigem Ausschluß der fremden, besonders der englischen und rechtsrheinischen Konkurrenz. Wie für viele andere linksrheinische Industrien, so ist auch für die Hüttenindustrie in erster Linie die unendliche Vergrößerung des Absatzgebietes ein Vorteil von unabsehbaren und kaum zu überschätzenden Folgen. Zur Ermittelung der für die Herstellung von Munition und Geschützrohren geeigneten Hütten hat die preußische Regierung

---

[1]) Der Hüttenbesitzer Karl Hensler an den Bergkommissar Nöggerath, Vussem 1815 Juli 26: OBA. I 1, 3, 6.

[2]) Heinrich Thomas d'Ehlers desgl. am 9. ebd. „Im Jahre 1793 und 1794 wurde zur Belagerung von Valenciennes, Maubeuge und Quesnoy die Munition [in Schmitthoff] abgegossen“.

[3]) Seit dem Gesetz vom 10. Juli 1861 ressortieren die Hütten von den Regierungen, deren Archive weiteren Aufschluß bieten.

[4]) Vergl. zum Beispiel ihr Schreiben an den Präfekten vom 28. Nov. 1811. OBA. Weißes Inventar 638.

[5]) OBA. I 1, 3, 6.

[6]) OBA. I 1, 3, 2.

[7]) OBA. I 1, 3, 6.

in dem ereignisreichen Sommer des Jahres 1815, als der letzte Kampf gegen Napoleon ausgefochten wird, eine für die Lage der Eisenhütten besonders aufschlußreiche Erhebung veranstaltet [1]). Natürlich liefern die Hütten vielfach an die inländischen Schneid- und Walzmühlen in der Dürener Gegend, ferner ins Jülicher und Kölnische Land und nach Geldern und Cleve. Aber das Absatzgebiet reicht weit über die „niederrheinischen Provinzen" im engeren Sinne hinaus. Vor allem wird jetzt auch das Großherzogtum Berg einbezogen, und weiter geht das Eifeler Eisen nach Holland, Belgien, Frankreich, ja sogar nach Spanien und Portugal, nach Indien und Amerika [2]). Die aufnahmefähigsten Kunden für die sogenannten Masseln, die Roheisenblöcke, sind die Gewehrfabriken im Lütticher Lande. Wie viel den Hüttenbesitzern gerade an der Erhaltung des Lütticher Marktes liegt, sieht man aus dem Schlußausrufe, den Schleidener Hüttenmeister ihrer Antwort an die preußische Regierung beifügen: „Unser Wunsch ist allgemein, daß wir die Maaß zur Grántze bekommen und Lüttich gantz. Dazu verhelfe uns Gott und unser König. Amen!" Gebrüder Eberhard der Jüngere und Wilhelm Hoesch berichten über den Absatz ihres Werkes in Zweifallshammer: „Lüttich, Braband und Frankreich bezog unser Eysen unter französischer Regierung alle, und wurde dorten zu Gewehrfabriken gebraucht". Diese Nachricht zeigt den neuerlichen Aufschwung besonders deutlich: die Fabrikanten arbeiten für einen fernen Markt, obgleich sie selbst das Werk im benachbarten Schneidhausen besitzen, für das aber vielleicht das Simonscaller Roheisen ausreicht, das dort z. B. 1801 verarbeitet wird [3]). Karl Hensler spezialisiert die Abnehmer für die Neuhütte in Vussem in folgender Weise: „Schneidmühlen bei Düren, Walzmühle daselbst, Gewehrfabriken im Lütticher Land, Stabeisen nach Holland, Belgien, Franckreich etc." (ebd.) Wie man sieht, ist der Eisenbedarf, auch abgesehen von der räumlichen Erweiterung des Absatzgebietes unter der Fremdherrschaft, in starkem Steigen begriffen. Die Kriegslieferungen haben sich zwar auf Munition, Gewehre und Kanonen, wie jene Erhebung zeigt, direkt nicht erstreckt. Hier steht das Lütticher Gebiet damals offenbar noch an erster Stelle. Aber die indirekte Begünstigung der Werke durch den Krieg ist ganz augenscheinlich. Auch eisernes Baumaterial für die Festungen, wie schon seit dem sechzehnten Jahrhundert [4]), haben die Eifelhütten geliefert, besonders für das Lager in Boulogne im Jahre 1805 [5]). Die traditionellen Produkte der Eifeler Werke, Öfen und Poteriewaren, Hütten- und Hammermaterial, wie zum Beispiel Schaufeln, Pflugscharen [6]) u. ä. werden sich daneben voll behauptet haben. Sie werden zum Beispiel für Zweifallshammer neben „Maschienerien" zum Teil besonders erwähnt. Nimmt man hinzu die Beseitigung der Binnenzölle und die Verbesserung der Verkehrswege zumal in der Eifel, so wird man schon aus diesen allgemeinen Tatsachen schließen dürfen, daß die Hüttenbesitzer für manche Entbehrung in der früheren Zeit durch die neuen französischen Herren reichlich entschädigt worden sind.

3. Alte und neue Hemmnisse.

Freilich läßt sich die Unsicherheit in der Wirksamkeit der drei erwähnten wichtigsten Produktionsfaktoren auch unter französischer Herrschaft ebensowenig beseitigen wie unter preußischer. Insbesondere bilden die Kohlzirkelschwierigkeiten

---

[1]) OBA. I 1, 3, 6.
[2]) Hensler nennt in der unten erwähnten Eingabe speziell Brasilien.
[3]) Bericht des Inspecteur Général oben S. 278 Anm. 7.
[4]) Oben S. 272.
[5]) *Virmond,* S. 37.
[6]) W. H. 1410/4569 f. 534 b (1727).

auch jetzt noch den Gegenstand unablässiger Klage[1]). Gerade indem später die kaiserliche Herrschaft die schamlosen Waldverwüstungen der provisorischen Zeit durch eine ernsthafte Forstwirtschaft wieder gut zu machen bemüht ist[2]), stößt sie vielfach mit dem Wunsche der Hüttenmeister nach niedrigen Holzkohlenpreisen zusammen. Ihre geringere Kapitalkraft erweist sich auch jetzt wie schon früher als Hemmschuh. Da die Eifeler Holzkohlen wegen ihres hohen Preises von den Eifeler Hüttenmeistern selbst vielfach nicht mehr bezogen werden können, so werden sie mit Nutzen auf das zahlungsfähigere rechte Rheinufer, wo der Holzkohlenbedarf ebenfalls in raschem Steigen begriffen ist, ausgeführt. Man kann sich denken, daß die beteiligten Hüttenmeister darüber in Verzweiflung geraten. Am 28. August 1811[3]) sendet der Vussemer Hüttenbesitzer Karl Hensler dem Präfekten einen eingehenden Bericht darüber. Die Holzkohle sei bereits so rar geworden, daß man froh sein könne, wenn man für etwa acht Monate ausreichend damit versehen sei. Hensler erzählt, wie die reicheren rechtsrheinischen Hüttenmeister bis in die unmittelbare Nähe der Eifeler Hütten herankämen, ihnen das unentbehrliche Holz wegkauften, es sofort verkohlen ließen und dann bei Coblenz, Weißenturm und Andernach über den Rhein brächten[4]). Jährlich werde auf diese Weise ein für drei Hütten ausreichendes Holzkohlenmaterial ausgeführt. Der Rückgang der Eisensteinförderung stehe in unmittelbarem Zusammenhange damit. Auch sonst liefert auch die französische Zeit zahlreiche Klagen über die Holzkohlennot und — gibt sie weiter an die preußische Zeit. Daß auch der Arbeiterbezug Schwierigkeiten bereitet, zeigt die vereinzelte Nachricht, daß auf dem Plattenhammer im Jahre 1801 Arbeiter aus Lüttich eingestellt werden müssen[5]).

Auch treten, was man auch sonst während dieser Periode der rheinischen Geschichte häufig beobachtet, neue Schattenseiten hervor, die eine schnelle Ausnutzung der günstigen Verhältnisse nachträglich doch wieder erschweren. Trotz aller viel gerühmten Höflichkeit der französischen Beamten und ihrer deutsch-rheinischen Gefolgschaft steht doch auch bureaukratische Umständlichkeit bei ihnen in größter Blüte[6]). Fortgesetzt werden die Industriellen nicht nur mit oft sehr unbequemen Anfragen und Erhebungen behelligt, sondern auch das Konzessionsgeschäft für Gruben und das Permissionsgeschäft für Hütten entwickelt sich oft außerordentlich schleppend, so daß die Gunst des Augenblickes, die den ersten Anstoß zur Einreichung des betreffenden Gesuches gegeben hat, meistens längst wieder verschwunden ist, wenn die ersehnte Entscheidung, nachdem sie auf einem verwickelten Instanzenweg endlich zum Kaiser selbst gelangt ist, mit seiner Unterschrift versehen, die gewünschte Erlaubnis bringt. Auch kann es die französische Verwaltung im allgemeinen Gerechtigkeitssinn mit ihrer preußischen Nachfolgerin nicht aufnehmen. Persönliche Rücksichten beeinträchtigen vielfach die günstige Wirkung der für die Hütten neu geschaffenen besseren Produktions- und Absatzbedingungen. Die offenkundigen Mängel auch noch des zweiten fran-

---

[1]) Schon am 7. germinal III (27. Mz. 1795) wenden sich die Interessenten des Junkershammer Reitwerks deswegen an die Aachener Zentralverwaltung: Familienarchiv A 46.

[2]) Vgl. Roerdepartement V 7, 26 (1804).

[3]) OBA. Hüttenwesen im Roerdepartement 1811. Weißes Inventar Nr. 11.

[4]) Über Holzausfuhr auf der Mosel zu den Neuwieder Hütten klagt der Dürener Bürgermeister Flügel in seinem Verwaltungsberichte vom 17. nivôse XI (1803 Jan. 7): Roerdepartement III 2, 7, 1.

[5]) Bericht des Inspecteur Général oben S. 278, Anm. 3. So auch schon 1711 und auf dem Junkershammer 1728: W. H. 1410/4569 f. 47 a, 470 a—471 a, 477 a.

[6]) Vgl. zum Beispiel Nöggerath an den Generalgouvernements-Kommissar Boelling, Bonn 1815 Mz. 28.: OBA. II 5, 88, 2.

zösischen Berggesetzes müssen später in preußischer Zeit vielfach auf dem Verwaltungswege beseitigt werden.

Zudem macht sich, je länger die Fremdherrschaft dauert, auf allen Gebieten ein um so härterer Fiskalismus bemerkbar. So kommt es wegen der Entrichtung der Bergwerkssteuern zwischen den Hüttenmeistern und der französischen Regierung zu einem schweren Zerwürfnis. Die Republikaner hatten den alten Eisensteinzehnten wie alle Zehnten zunächst abgeschafft. Die napoleonische Bergwerksgesetzgebung führt jedoch den Eisensteinzehnten wieder ein, läßt ihn aber nicht von den „Bergtreibern", den uns bekannten Kleinbesitzern, entrichten, sondern der Bequemlichkeit halber von den Hüttenmeistern — wenn diese auch die Gruben gar nicht direkt ausbeuten, geschweige über Bergwerkseigentum verfügen. Die Regierung dekretiert einfach: il faut considérer les maîtres des forges comme des exploiteurs et en conséquent les faire payer. „Würcklich ließ auch die Bergwerksverwaltung diese abscheuliche Gelderpressung gegen die Hüttenmeister von den gefälligen Prefecten executorisch machen und zwang sie 1812 durch militairische Execution . . . zur Bezalung einer Abgabe, die das Gesetz einem andern, dem Bergtreiber, auferlegt hatte" [1]). Die preußische, provisorische Regierung beseitigt diese Ungerechtigkeit durch Verfügung des Generalgouvernements vom 11. Februar 1815.

Auch hat der Krieg unter der Fremdherrschaft den Hütten keineswegs nur Vorteil gebracht. Seit zehn Jahren, so klagt Hensler im Jahre 1811, hat die Konskription die jüngsten und kräftigsten Hüttenarbeiter zu den Fahnen eingezogen, so daß auf den Werken ständig Arbeitermangel herrscht. Der Hüttenbesitzer schlägt der französischen Regierung vor, die Hütten mit einer fixen Steuer zu belegen, um aus dem Ertrag dieser Steuer die nötigen Stellvertreter zu beschaffen. Sodann hat der Krieg den vorhin erwähnten überseeischen Absatz unterbrochen — mais contre la guerre il n'y pas des moyens, et il ne faut que de la patience. Damit appelliert Hensler an die traditionelle Kardinaltugend der Eifeler Hüttenmeister.

Gleichwohl sind diese und andere Nachteile nicht die entscheidenden Züge in dem Bilde gewesen. Auch wird man sich hüten, die Klagen der Interessenten immer unbesehen hinzunehmen. Es ist auf der anderen Seite auch eine Fülle von Zeugnissen vorhanden, aus denen man die erfreuliche Blüte des Eifeler Hüttenwesens unter französischer Herrschaft erkennen kann. Schon die Nachrichten über die Beschickung der verschiedenen besonderen und allgemeinen Industrieausstellungen dieser Periode durch die Interessenten lassen es vermuten. Zu demselben Ergebnis gelangt man bei einem Vergleich zwischen der Lage der Eisenhütten am Anfang und am Ende der französischen Periode. Nicht nur, daß die alten Werke erheblich mehr beschäftigt sind als früher; auch eine Anzahl neuer werden jetzt angelegt. Wie die französischen Beamten für die rheinische Industrie, zumal des Roerdepartements, überall ein lebhaftes Interesse bekunden, so nicht zuletzt für die Eifeler Eisenindustrie, gewiß auch im Hinblick auf die Verbesserung der Erwerbsmöglichkeiten der immer mit ihrer Existenz ringenden Gebirgsbevölkerung. Bei den Eifeler Hüttenmeistern haben die Franzosen wie bei den linksrheinischen Fabrikanten überhaupt ein gutes Andenken hinterlassen. Auch die schließliche Herstellung des konfessionellen Friedens durch den Weitblick Napoleons hat dazu beigetragen: sie ist den Hüttenmeistern besonders zugute gekommen; denn in der Mehrzahl sind es fromme Anhänger des reformierten

[1]) Die Hüttenmeister der Kantone Gemünd und Schleiden an den Generalgouverneur vom Mittel- und Niederrhein, Gemünd 1814 Juli 5: OBA. Weißes Inventar Nr. 636. Ebd. auch die Verfügung. Vgl. Nr. 638: Schreiben der Hüttenmeister an den Präfekten vom 28. Nov. 1811.

Glaubens. Es ist ihnen zwar schon im alten Rheinland durch weltliche und geistliche Fürsten Duldung gewährt worden. Aber erst die französische Herrschaft bringt ihnen auch auf diesem Gebiete die volle Emanzipation. Kein Wunder, daß sie den Franzosen zugetan sind und mit Sorgen in die Zukunft blicken, als Napoleon geschlagen wird und die Verbündeten ins Land einrücken, was „von keinem klugen Manne voraussichtlich war", wie Eberhard Hoesch († 1852) noch 1851 in seiner Selbstbiographie trocken bemerkt [1]).

III. Die Eisenindustrie unter preußischer Herrschaft.

1. Die ersten Notjahre.

Der erste Eindruck unter preußischer Herrschaft ist trostlos. Die bekannte schwere Wirtschaftskrise, an der der Schluß der Westgrenze durch die Zölle zusammen mit einer außergewöhnlichen Teuerung in erster Linie beteiligt ist, hat in der Eifel im allgemeinen und auf den Hüttenwerken im besonderen verheerend gewirkt. Hensler stellt in einem Berichte vom 24. Febr. 1817 [2]) fest „daß im Jahre 1816 30 000 Karren Eisenstein auf den Eiflischen Hüttenwerckern weniger konsumirt worden sind als gewöhnlich". Es herrsche ein unbeschreibliches Elend. „Ohne Hülfe . . . der Regierung ist die Eifel verlohren, ihre Industrie vernichtet. Die Hüttenmeister haben seit drei Jahren sehr vielen Schaden, große Verluste erlitten, so daß man sich nicht wundern darff, wenn mehrere verderben und zu Grunde gehen" [3]). Die Eisenpreise sind von 210 Fr. für 1000 Pfund auf 150 Fr. gefallen. Dadurch aber können „nicht einmal die Materialien" gedeckt werden. Die Eisenkrise wird noch dadurch verschärft, daß jetzt fremdes Eisen eindringt. Schon am 9. August 1815 [4]) fordern Gebrüder Hoesch, es „müßte das schwedische Eysen, womit seit einem Jahre die hiesige Gegend angefüllt wurde, nicht in den preußischen Staaten, die alle reich an Eysen sind, eingeführt werden dürfen", ein Wunsch, der unerfüllt bleibt, wie eine ähnliche Klage dieser Fabrikanten vom 17. Mai 1817 [5]) erkennen läßt. Der Junkershammer hat im Jahre 1816 nur vom 18. Mai bis 8. August gearbeitet. Die Ausbeute hat kaum den Kohlenwert ersetzt. Man wird das Werk stillegen [6]). Das sind nur einige ausgewählte Nachrichten, die sich leicht ins Ungemessene vermehren ließen. Auch der sonst so florierende jüngere Zweig der Familie Hoesch hat sich damals am Rande des Bankerotts befunden [7]).

2. Hoffnungen und Enttäuschungen.

Allein das alles geht verhältnismäßig rasch vorüber. Die für die Jahre 1821 bis 1829 [8]) erhaltene eingehende Hüttenstatistik zeigt bereits wieder eine ständige Aufwärtsbewegung. Nachdem sich der Jahresbericht des Oberbergamts für 1817 vom 19. August 1818 [9]) noch recht pessimistisch ausgesprochen hat, eröffnen sich bereits seit der Mitte der zwanziger Jahre bessere Aussichten. Zum ersten Male seit Benützung der Wasserkraft erfährt die Eisenindustrie jetzt durch eine

[1]) Familienarchiv Düren.
[2]) OBA. IV 1, 178, 1.
[3]) So hat Heinrich Virmond (Eisenau) im Dez. 1816 seinen Bankerott erklären lassen: ebenda.
[4]) OBA. I, 1, 3, 6.
[5]) OBA. IV 1, 178, 1.
[6]) Ebd.: Jeremias und Philipp Wilhelm Hoesch an das Dürener Bergamt, 1817 Juli 10.
[7]) Selbstbiographie Eberhards.
[8]) OBA. IV 1, 178, 1—3.
[9]) OBA. I 2, 2, 74.

gleichwertige technische Verbesserung Förderung. Eberhard Hoesch erzählt davon in seiner Selbstbiographie [1]: „Die Conjuncturen für das Staabeisengeschäft blieben . . . schlecht. Die englische Concourentz drückte die Preise. Diese hatten die Puddlingsfrischerey eingeführt . . . 1823 reißte ich deshalb nach Engeland, um diese Arbeit einzusehn. Herr Dobbs begleitete mich dahin, führte mich mit Mühe und nicht ohne Gefahr in einigen Puddlingswerken ein; entnahm dem gleich, daß nur durch Anlegung derselben Fabriken die Eysenfabriken gehoben werden können. Gleich engagirte schon Arbeiter daselbst, welche mir später nachfolgten. 1824 fing ich an, das Lend[ersdorfer] Waltzwerk zu bauen, unter Leitung von Dobbs“. . . Schon 1819 war das Lendersdorfer Werk von Deutgen an Hoesch übergegangen (ebd.). An der Hand der Permissionen von 1825, 1832, 1836, 1838, 1843, 1846 [2]) läßt sich die ständige für damalige Verhältnisse rapide Erweiterung und technische Verbesserung dieses ältesten niederrheinischen Puddlingswerkes, das, wie wir jetzt wissen, schon eine lange Geschichte hat, bis zur nächsten großen Krise verfolgen. Eberhard Hoesch nennt sich einmal mit Recht „den ersten Gründer der Poudlingsfrischerey in den hiesigen Provinzen“ [3]). Die Jahresberichte des Oberbergamts schildern das Prosperieren der Puddlingswerke seit 1827 mit beredten Worten. Die nach dem Lendersdorfer Vorbilde begründeten weiteren Puddlingswerke — der Bau von Rote Erde wird 1846 von R. Daelen geleitet, der vorher in Lendersdorf tätig gewesen ist [4]) — erhalten infolge des rasch anwachsenden Bedarfs an Eisenbahnschienen und sonstigem Bahnmaterial glänzende Aufträge. Und da diese nun im selben Verhältnisse, um die neue Kundschaft zu befriedigen, ihren Roheisenkonsum steigern müssen, so möchte man glauben, daß nun endlich für die alten Eifelhütten gute Tage gekommen sind. Denn es erscheint ihren Besitzern als ganz undenkbar, daß die neuen, so erfreulich aufnahmefähigen Werke das einheimische Eifelroheisen übergehen werden.

Aber eben dies Unerwartete geschieht: nicht aus Böswilligkeit der Puddlingswerke, sondern als notwendiges Ergebnis einer langen Entwicklung. Das Holzkohlenroheisen der Eifelhütten ist wegen der hohen Produktionskosten fortgesetzt so teuer, daß es trotz oder wegen seiner guten Qualität für den Massenbedarf der Puddlingswerke außer Betracht bleiben muß. An seine Stelle tritt das weit billigere englische und schottische und vor allem belgische Koksroheisen, gegen das das Eifeler Holzkohlenroheisen bis zum 1. Sept. 1844 gar keinen und von da bis zum 1. Jan. 1854 einen nur ungenügenden Zollschutz genießt. Die Folge ist der ständige Rückgang der Roheisenproduktion in der Eifel „hauptsächlich wegen der wachsenden Schwierigkeit einer hinreichenden Holzkohlenbeschaffung“ [5]). 1841 wird das Puddlingswerk von Michiels & Cie. in Eschweileraue „gänzlich auf die Verarbeitung von belgischem Roheisen begründet“ (219a). Das Oberbergamt betont in seinem Jahresberichte vom 28. Febr. 1842 (222), daß der Roheisenbedarf sehr wohl im Inlande befriedigt werden könnte. Die Lagerstätten seien leistungsfähig. An die Stelle der allerdings nicht ausreichenden Holzkohle könne die „unerschöpfliche“ Steinkohle treten. Freilich müßte das fremde Roheisen durch einen kräftigen Schutzzoll ferngehalten werden. Und dann heißt es weiter: „wenn . .

---

[1]) Vgl. *Wilhelm Hoesch* in „Stahl und Eisen“ 26 (1906), S. 1256f.

[2]) Repertorium sämtlicher Berg- und Hüttenwerke im Bergamtsbezirk Düren (OBA.) IV 308 ff.

[3]) An das Dürener Bergamt am 6. Jan. 1833: OBA. III 2, 3, 332 f. 48 a.

[4]) *W. Rabius,* Die Entstehung und Entwicklung des Aachener Hüttenaktienvereins in Rote Erde. Leipziger Dissertation 1906, S. 16.

[5]) Jahresbericht des OBA. vom 6. Mz. 1841: II 190 a. Darauf beziehen sich die folgenden Zahlen in Klammern.

erst die ganzen Folgen des Druckes auf die Roheisenproduktion eingetreten sind, dann befinden sich die Puddlingswerke in gänzlicher Abhängigkeit vom Auslande und erscheinen als künstlicher Industriezweig, der eines Schutzes nicht mehr werth ist, und sie würden bald dem Untergange der [Eifeler] Hochöfen folgen". Die Berichte der nächsten Jahre lauten immer ungünstiger. 1842 [1]) ist im Bergamtsbezirk Düren die Eisensteinförderung auf ein Viertel zurückgegangen. Nur als Zusatz zum ausländischen Roheisen, dessen Konsum in den Puddlingswerken dauernd zunimmt, kommt das inländische Roheisen noch in Betracht (241 a) aber auch in dieser Funktion ist es im Rückgang begriffen (249 a). Vorübergehend ist dann, ohne daß hier die Einzelheiten berührt werden könnten, noch eine Besserung eingetreten. Aber die deutsche Revolution von 1848 hat dann eine zweite schwere Krise teils hervorgebracht, teils befördert. Mit dem Urteile des Oberbergamts [2]) stimmt das der Interessenten genau überein. Eberhard Hoesch schreibt in seiner Selbstbiographie: „Nie in meinem Leben war ich entmutigter wie zu der Zeit". Der Betrieb auf der Kohlengrube Gerhardine bei Langerwehe und auf der Eisengrube Johanna in Kufferath bei Lendersdorf wird eingestellt.

3. Der Todeskampf.

Die Hütten und Hämmer der Eifel haben auch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch weiter bestanden. Aber es ist wirtschaftlich eine Schatten- oder gar nur noch eine Scheinexistenz. Der Aufschwung, der während der glänzenden Konjunktur der fünfziger Jahre, die die gewaltigen Wirtschaftskräfte des Westens zum ersten Male in großem Stile entbindet, infolge der Aufhebung des Vorzugstarifs für belgisches Koksroheisen zum 1. Jan. 1854 nun auch in einer plötzlich gegründeten linksrheinischen großkapitalistischen Roheisenproduktion auf Kokshochöfen, besonders bei Rote Erde und Eschweiler, einsetzt, während die Dürener Hochofenanlage Projekt bleibt: steht mit der alten Eifeler Eisenindustrie der Nachbarschaft kaum noch in innerem Zusammenhang. Das neue Kleid ist zu groß für den Eifelkörper. Wie die Puddlingswerke auf Massenkonsum an Roheisen angewiesen sind, so diese neuen Hochöfen auf Massenkonsum an Koks und Erz. Der Kampf der Ruhr- gegen die Inde- und Wurmkohle berührt uns hier nicht. Wohl aber zeigt sich erst jetzt, daß die Eisenlagerstätten der Eifel weder qualitativ noch quantitativ für die Großeisenindustrie ausreichen. Diese Erfahrung hat man schon in den sechziger Jahren gemacht [3]). Nur nach schweren Krisen, auf die hier nicht mehr eingegangen werden kann, haben sich einzelne Werke, wie Rote Erde, nach gänzlicher Umgestaltung ihrer technischen und wirtschaftlichen Struktur in die Gegenwart hinübergerettet [4]).

„Ein Versuch der Firma Poensgen, den Steinkohlenbetrieb durch Anlage von Puddel-, Draht- und Walzwerken zu Gemünd ... heimisch zu machen, scheiterte; 1860 mußten sie ihre Werke nach Düsseldorf verlegen [5]). Ebendahin mußte die Firma Giesbert, welche versuchsweise in Gemünd gebessemert hatte, auswandern. Der Roheisenzoll von 1844 verlängerte nur den Todeskampf der Werke. Als die Eifelbahnen gebaut wurden, nützten sie nichts mehr. 1881 verschwand der letzte

---

[1]) 1843 Mz. 1 f. 238 a.

[2]) Vgl. das Dürener Bergamt an das Aachener Gewerbegericht vom 18. Okt. 1848: OBA. IV 1, 178, 3.

[3]) *Heymann,* S. 104 f.

[4]) *W. Rabius,* S. 14 ff.

[5]) Es handelt sich um die Gasröhrenfabrik von A. Poensgen in Mauel bei Gemünd, „der einzigen im preußischen Staate", und um das Walzwerk der Gebr. Poensgen in Gemünd. Drucksachen des Abgeordnetenhauses 1860, Nr. 121, S. 9.

Hammer, 1896 der letzte Holzkohlenhochofen. Die alten Werke haben sich nur zum kleinsten Teile als reine Gießereien erhalten“[1]).

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Die letzten Mitteilungen führen bereits in die Zeit hinein, in der die alten echten Eisenwerke der Eifel ihren Todeskampf gekämpft haben. Diese tragische Entwicklung soll hier nicht mehr dargestellt werden. In der Zeit nach der Reichsgründung geht die alte Eisenindustrie fast völlig zugrunde. Als ein edles Opfer wird sie vornehmlich der neuzeitlichen Blüte der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie auf dem rechten Rheinufer dargebracht. Die Eifeler Eisenindustrie in ihrer alten Form existiert heute nicht mehr. Nicht nur die alten Werke wie der Junkershammer sind längst eingegangen. Auch der modernere Zweifallshammer, der sich in der französischen und ersten preußischen Zeit so gut entwickelt, ist zum Erliegen gekommen. Der in den pietätvoll erhaltenen alten Baulichkeiten noch heute in mächtigem Gefälle hervorspringende Wasserstrahl hat nur noch die bescheidene Aufgabe, eine elektrische Leitung für den Hausbedarf zu treiben. Auch die unzulänglichen Erzlager sind längst durch andere, auf dem Kontinent vor allem durch die der Lothringer Minette, ersetzt worden. Die Wasserkraft hat dem Dampf und der Elektrizität Platz gemacht. Für die Holzkohle sind Steinkohle und Koks eingetreten. Diese und viele andere Vorgänge haben mit der Notwendigkeit eines Naturereignisses einen der ehrwürdigsten Erwerbszweige des rheinischen Landes zum Verdorren gebracht. Die Wirtschaftsentwicklung arbeitet von allen historischen Entwicklungen am unerbittlichsten. Sie zerstört wirklich und gründlich, was, gemessen an neuen Bedürfnissen und Möglichkeiten, zum Untergange reif ist.

Aber die alte Werkserfahrung ist doch nicht untergegangen. Der Stammbaum großer linksrheinischer Werke wie in Eschweiler und Rote Erde läßt sich bis in die Kreise der alten Reitmeisterfamilien zurückverfolgen. Und auch unter den Führern der rechtsrheinischen Großeisenindustrie begegnet man ihren Namen. Für die Auswahl des rechten Standorts der Industrie hat die industrielle Erbweisheit dieser Familien immer einen besonderen Blick besessen. In der bescheidenen Gründung von Schneidhausen im Jahre 1743 liegt doch etwas wie eine Vorahnung von der Schöpfung des Dortmunder Eisen- und Stahlwerks im Neuen Reiche.

Deshalb sollte der Besucher der alten Hüttenruinen in der Eifel diese weder nur als Antiquität oder als Rarität, noch auch als ein sprechendes Denkmal der Vergänglichkeit alles Irdischen betrachten, sondern auch als Pflanzschulen zukunftsfroher Entwicklung, und das Studium moderner Riesenwerke auf dem rechten Ufer sollte die Forschung nicht daran hindern, in die noch wenig bekannte ältere Geschichte der Eifeler Eisenindustrie vorzudringen. In kleinsten Verhältnissen, unter einer Fülle von Hinderungen und Gefahren, im Kampfe mit der Enge, Schwerfälligkeit und Unsicherheit der politischen Zustände, mit dem Neide der Konkurrenz und nicht zuletzt mit Krieg und Plünderung und mit den Elementen ist hier zwischen Wasser und Wald ein wetterhartes, charaktervolles Geschlecht herangewachsen, das wohl befähigt war, noch der Großindustrie führende Kräfte zu stellen. Geschichte und Leben sind enge verbunden. Das lehrt auch diese kurze Betrachtung der älteren Eisenindustrie vornehmlich in der nordwestlichen Eifel.

---

[1]) *Heymann*, S. 97, 107.

DIE STEININDUSTRIEN DER VORDEREIFEL
▫ VON ANTON HAMBLOCH. ▫

Wenn die nachstehende Beschreibung der Steinindustrien der Vordereifel, um den Rahmen der Festschrift des Eifelvereins nicht zu sprengen, für die einzelnen Abschnitte nicht so ausführlich sein konnte, wie es vielleicht manchem besonders interessierten Leser erwünscht wäre, so glaube ich doch, für die einzelnen Industrien ein ziemlich vollständiges Bild ihrer Bedeutung sowohl für unsere Heimat wie für die Allgemeinheit geboten zu haben.

I. Die Basaltlavaindustrie.

Der *Basalt,* nach dem Griechischen βασανος („basanos") = Probier- oder Wetzstein, wegen seiner Härte, gehört gleich dem Trachyt und dem Phonolith zur Gruppe der jüngeren Eruptivgesteine. Er ist also ein Gebilde der Tertiärperiode. Während er ein vielfach verbreitetes Hartgesteinsvorkommen darstellt, tritt er uns in dem hier zur Beschreibung stehenden Gebiete der Vordereifel als eine in mächtigen unterirdischen Strömen geflossene *Lava* entgegen.

Die wesentlichen Bestandteile des Basaltes sind außer Plagioklas (Kalk-Natronfeldspat), Olivin, Magnetit, insonderheit aber Nephelin, Leucit und Augit. Es enthalten deshalb diese Lavaströme auch solche Bestandteile. Man teilt daher die Basaltlava in drei besondere Gruppen ein, und zwar je nach dem überwiegenden Vorhandensein der führenden Mineralien:

1. *in Nephelinbasaltlaven,*
2. *in Leucitbasaltlaven,*
3. *in Augitbasaltlaven.*

Die Hauptfundstätten der Lava sind die Orte Mayen, Kottenheim, Niedermendig und ihre Umgebungen. Kleinere Ströme treten auch bei Daun, Ettringen, Thür, Ochtendung, Plaidt u. a. auf. Überlagert wird die Basaltlava von Bimsstein- und Lößschichten; das Untenliegende ist tertiärer Ton.

Die Lava tritt *säulenförmig* in den einzelnen Strömen auf, und kann man sich diese Bildungsweise sowohl durch Zusammenziehung der Massen bei ihrem Erkalten erklären, wie gleichfalls als Bildungstheorie gelten kann, daß eine Ausdehnung der Massen stattgefunden hat, als dieselben aus dem geschmolzenen in den festen Zustand übergingen. Beide Entstehungsursachen lassen die säulenförmige Bildungsweise zu.

Wie alle Lavagebilde ist auch die Basaltlava der Vordereifel sehr porös. Dies führt man darauf zurück, daß die zähflüssigen, mit Gasen und Dämpfen erfüllten Gesteinsmassen allmählich und gleichmäßig erstarrten. Gerade die Porosität (Rauheit) der Basaltlava bildet eine hervorragende Eigenschaft für ihre technische Verwertung, weil sie bei ihrer sehr großen Härte wenig Abnutzung erfährt und nicht glatt wird. Auf der Porosität der Basaltlava beruht ferner die Eigenschaft, Kälte zu erzeugen, und zwar infolge Verdunstung der Luft, der dann gesetzmäßig eine Unterkühlung folgt. Als Beispiel für die vorzügliche Kältewirkung der Basaltlava brauchen wir nur auf die in Niedermendig bestehenden Bierkeller zu

verweisen, für die man die ausgebeuteten Lavagruben benutzte. Durch die künstliche Eisfabrikation haben dieselben heutzutage an ihrer Bedeutung eingebüßt.

Die Industrie, die sich aus dem Vorkommen der Basaltlava im Gebiete der Vordereifel entwickelt hat, kann auf ein sehr hohes Alter zurückblicken. Wir haben bestimmte Unterlagen dafür, daß eine technische Verwertung der Basaltlava schon zu Römerzeiten stattgefunden hat. Es kann dies zwanglos damit erklärt werden, daß den Römern ähnliche Gesteine in ihrem eigenen Lande zur Verfügung standen, und diese so die Kenntnis solcher für die verschiedensten Verwendungszwecke aus ihrer Heimat mit hierher brachten. Die Römer haben die Lava sowohl als Schottermaterial für ihre Straßen wie auch als Zuschläge zu Betonbauten (Grobmörtel), wie ferner zu Bausteinen und im besonderen Maße zu Mühlsteinen benutzt. So bestehen z. B. die Fundamente der alten Römerbrücke in Trier, auf welchen die Moselbrücke aufgebaut ist, aus unserer Basaltlava. Auch wurde bei Aufdeckung alter Straßenzüge und Kanäle der Römer die Verwendung dieses Materials festgestellt. Werksteine aus Basaltlava sind auch bei vielen alten römischen Bauwerken zu Türschwellen, Klobensteinen usw. verwendet worden. In den Museen in Mainz und Wiesbaden findet man die von den Römern in höchst origineller Weise hergestellten Mühlsteine (Mahlgang mit Mahlplatte) als interessante Schaustücke.

Was die Gewinnung der Basaltlava zu Römerzeiten gegenüber späteren Zeiten, z. B. im Mittelalter, unterschied, das ist der Aufschluß der Basaltlavaströme im ersten Falle im Tagbau, wofür als Beweis das Auffinden von römischen Münzen, Töpfen und Scherben in den alten Schutthalden gelten kann. Im Mittelalter aber schon wurde die unterirdische Gewinnung der Basaltlava betrieben, besonders bei Niedermendig. Heute ist diese unterirdische Gewinnung nach vollständig bergmännisch geführten Arbeitsmethoden durch Anlage unterirdischer Schächte und größerer miteinander verbundener Gänge die hauptsächlichste.

Es dürfte von allgemeinem Interesse sein, hier auch den Querschnitt einer normalen Niedermendiger Lavagrube zu beschreiben: Das Oberste ist die Humusschicht in einer Stärke bis etwa 0,3 m, alsdann folgen Bimssteinschichten, wechselnd mit Lehm und Löß 12 m. Nun folgen Lavablöcke, Mucken genannt. Es sind dies schlackige, unregelmäßige Gesteinsbildungen bis 2 m; dann folgt der Siegel, Deckstein, Geglöck, oder auch Äste und Ärme bezeichnet, bis 2,5 m. Hieran schließt sich die eigentliche Lava in Absätzen von 2—3 m Durchmesser. Diese Lavaschichten werden technisch Schienen oder Stämme genannt, bis 13 m und mehr. Nun folgt der Dielstein, ein dichter, porenfreier und zerklüfteter Basaltporphyr, der sich zur Gewinnung nicht mehr eignet, bis 4 m. Hierauf stößt man auf die Tonschichten.

Die Aufbereitung der Lava in den unterirdischen Bruchbetrieben, in welchen ein schräger, mit losen Steinstufen belegter Gang bis auf die Lavaschicht führt, und von welchem man dann vermittels langer Leitern bis auf die Sohle des Bruches hinabsteigt, geschieht in der Weise, daß, nachdem die Blöcke aufgekeilt sind, dieselben teilweise schon unten roh behauen werden. Alsdann werden diese durch mit Pferden bespannte Göpelwerke an die Oberfläche hinaufgewunden und dort fertig bearbeitet. Diese Göpelwerke inmitten großer Steinschutthalden verleihen den Lavafeldern ein ungemein malerisches Bild. Allerdings geht man — und dies trifft besonders für die großen Grubenfelder bei Mayen zu — immer mehr dazu über, anstelle der althistorischen Göpel sich elektrisch betriebener Kraneinrichtungen zu bedienen. Vom Standpunkte der Wirtschaftlichkeit und auch der Zeitersparnis kann man dieses Beginnen nur gutheißen, wenn es auch zum anderen hinsichtlich des Landschaftsbildes zu bedauern ist, wenn eins nach dem anderen der alten Göpelwerke verschwindet.

Bei den Orten Mayen, Kottenheim und Ettringen wird die Lava auch in offenen Gruben gewonnen. Dies ergibt sich durch die Örtlichkeit, weil die Lava dort ganz zutage liegt, und sich also Steinbrüche im gewöhnlichen Sinne einrichten ließen.

Kurz sei dann noch der schon erwähnten drei Arten von Basaltlava und ihrer verschiedenen technischen Verwendungen gedacht:

Die *Augitlava* ist sehr hart, spröde und deshalb schwer zu bearbeiten. Sie ist auch durch stellenweise große Augiteinschlüsse sehr unrein und wird zumeist nur zu Pflastersteinen verwendet.

Die *Nephelin-* und *Leucitlaven* dagegen, besonders die ersteren, zeichnen sich durch größere Porosität und Weichheit aus, was die Bearbeitung erleichtert. Aus diesen beiden Lavasorten werden nahezu ausschließlich Mühlsteine, Futtertröge, Fensterbänke, Einfassungen, Treppenstufen, Trottoirplatten, Säulen und erst recht die so beliebten Bau- und Bildsteine gefertigt.

Eine weitere sehr umfassende Verwendung findet die Basaltlava oder finden vielmehr ihre Abfälle als Gleisbettungsmaterial. Man hat damit gute Erfahrungen gemacht, und sind dabei die Härte und Wasseraufnahmefähigkeit bzw. die Trockenheit des Materials die Hauptpunkte. Gerade durch die Aufbereitung des Klein- d. h. Abfallmaterials ist die wirtschaftliche Seite der Basaltlavaindustrie bedeutend gehoben worden, was sich am deutlichsten in den großen und mustergültig angelegten Steinbrecheranlagen bei dem Orte Mayen ausspricht, die in der Lage sind, auch die größten Massen täglich an fertigem Schottermaterial zu liefern.

Die Bearbeitungsweise der Basaltlava zu Werksteinen ist heute noch genau die gleiche wie in alter Zeit. Versuche, die man vor etwa 30 Jahren anstellte, um das Material sägen und hobeln zu können, sind ergebnislos geblieben und wurden schnell wieder aufgegeben. Die Ursache ist klar. Sie liegt in der großen Porosität und der Härte des Materials, dem kein Sägematerial standhalten kann, wenn man auch bei viel härteren Gesteinsarten, wie z. B. Granit, durch Verwendung von hartem Sande beim Sägen dieses zersägen kann, so ist dies bei der Basaltlava durch ihre hohe Porigkeit ausgeschlossen. Der Sand setzt alsbald die Poren zu, und nun müssen die Sägeblätter oder Drähte ohne die Unterstützung des Sandes arbeiten, und dies hat einen außergewöhnlich raschen Verschleiß des Sägematerials zur Folge.

Das Absatzgebiet der Basaltlava nimmt infolge ihrer hohen Wertschätzung einen großen Raum ein. So wird dieses hervorragende Bausteinmaterial ebenso in Berlin und anderen Städten des Ostens wie in Süddeutschland, sowie an unserer Nord- und Ostseeküste verwendet. Die besonders hohe Eignung der Basaltlava bei Brückenbauten sowie Molen in See, Auskleidungen von Trockendocks und ähnlichen Zwecken verdient noch besonders hervorgehoben zu werden; ein Gleiches gilt bei der Verwendung zu Sockel- und Fassadensteinen, wo die Basaltlava geradezu das unverwüstlichste, also wetterbeständigste Material darstellt, was es überhaupt gibt.

Die Bedeutung der Basaltlavaindustrie für unseren Heimatsbezirk in wirtschaftlicher Beziehung mögen folgende Ziffern erläutern:

Die Gesamtzahl der Basaltlavabrüche erreicht nahezu die Zahl 400, in welchen eine Gesamtarbeiterzahl von etwa 4000 beschäftigt ist. Wenn auch im allgemeinen von einem guten und ziemlich regelmäßigen Verdienst der beschäftigten Arbeiter gesprochen werden kann, so muß es doch als eine direkte Schädigung der Gesamtheit angesehen werden, daß gerade in der Lavaindustrie sehr viele Kleinbetriebe bestehen, die mit verhältnismäßig geringen Kosten arbeiten, dadurch aber

Altarsteinen bearbeitet. Dies hat aber mit der immer größer gewordenen Verwendung desselben als Mörtelzuschlag aufgehört, weil er sich zu teuer gestellt hätte. Hydraulischer Tuffstein aus dem Nettetal und Brohltal wurde übrigens beim Straßburger Münster angewendet und in sehr reichem Maße auch bei fast allen Kirchenbauten am Niederrhein und in Holland.

Die Bedeutung der Industrie des Bautuffsteins läßt sich daraus ermessen, daß heute etwa 140 Brüche im Betriebe sind, welche über 1200 Arbeiter auf dem verhältnismäßig kleinen Gebiete beschäftigen.

III. Die rheinische Schwemmstein-Industrie.

Die Produktionsstätte des *rheinischen Schwemmsteins* ist der Neuwieder Kessel, auch das Neuwieder Becken genannt, welches zwischen Andernach und Koblenz, vom Rheine geteilt, ein Gebiet von 15 km Länge und 15 km Breite umfaßt.

Während die Grenze der linken Rheinseite die Vordereifel mit ihren erloschenen Kratern bildet, stellt das Randgebirge des Westerwaldes den rechtsrheinischen Abschluß dieser Talniederung dar.

Einst ergossen sich mächtige Lavaströme und Schlammassen der Laacher Vulkane [1]) in die Ebenen des Rheins und überschütteten die Täler und Höhen in einer den flüssigen Laven gefolgten Vulkanitätsperiode mit Bimssand, dem wesentlichsten Bestandteil des im folgenden näher besprochenen Schwemmsteins.

Der Bimssand, dessen Lagerungen sich von den Ufern des Laacher Sees über den ganzen Neuwieder Kessel, rheinabwärts bis Brohl und rheinaufwärts bis Boppard, die Mosel herauf bis Hatzenport und über die Höhen des Westerwaldes bis in die Gegend von Marburg a. d. Lahn erstrecken, ist also, wie aus vorstehendem erhellt, ein Produkt vulkanischen Ursprungs mit hohem Kieselsäuregehalt (50—65 Prozent), und zwar geschmolzener Trachyt und in seiner heutigen Form infolge Durchströmung von Gasen und Dämpfen, die sich bei den ausgeschleuderten glutflüssigen Laven bei schneller Erstarrung bildeten, entstanden. Wenngleich hiernach die Bezeichnung Bimssandsteine für Schwemmsteine, irrig auch mitunter Tuffsteine genannt, angezeigter erscheint, erklärt sich der heutige allgemein übliche Ausdruck Schwemmstein infolge seines geringen spezifischen Gewichtes nach Analogie von Bimsstein.

Obwohl aus einzelnen Überlieferungen hervorgeht, daß zu Römerzeiten der Bimssand des Neuwieder Beckens schon in mannigfacher Art zum Bauen benutzt wurde, kann die heutige Schwemmsteinindustrie auf ein kaum mehr als fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken.

Daß sie sich in dieser kurzen Spanne Zeit in so gewaltiger Weise ausdehnen konnte, ist wohl der glänzendste Beweis für die vorzüglichen Eigenschaften des Rheinischen Schwemmsteins.

Zur Herstellung des Schwemmsteins kann nur ein guter hydraulischer oder dolomitischer Kalk Verwendung finden. Versuche, die man in dieser Richtung mit Fett-, d. h. Weißkalken, angestellt hat, lieferten ein negatives Resultat.

Die Ursache liegt hier in dem Umstande, daß Magerkalke [2]), zu deren Gattung hydraulische und dolomitische Kalke gehören, wegen ihrer chemischen Zusammensetzung (außer Kalk hoher Ton- und Magnesiagehalt) sich vorzugsweise zur Lufterhärtung eignen, während Fettkalke unter Zusatz kieselsäurereicher Stoffe z. B. Traß vorwiegend zu Bauten unter Wassererhärtung Verwendung finden.

---

[1]) Gattungsname für die Krater der Vordereifel.

[2]) Durch Brennen von Kalkmergeln oder Kieselkalken unter der Sinterungsgrenze entstanden, also vor eintretender Verschlackung gar gebrannt.

Der in der Natur vorkommende Bimssand, je nach Reinheit mit Devonschiefer und Grauwacke oder auch grob- und feinkörnigen anderen vulkanischen Sanden mehr oder weniger durchmischt, wird im Freien auf Haufen gelagert und mit Kalkmilch angerührt, derart, daß jedes Stückchen Bimssand von letzterer umschlossen ist. Hierauf geschieht das Einschlagen des fertigen Gemenges, wozu rund 300 kg gebrannter Kalk in Stücken für 1000 Schwemmsteine Normalgröße = $9\frac{1}{2} \times 25 \times 12$ cm gerechnet werden, mittels eisernen Schlägers in entsprechende Formen für Mauersteine wie für Kaminrohrsteine. Eine Erhärtung von etwa zwei Wochen an freier Luft reicht hin, um die fertigen Steine von ihren Lagergerüsten (Lattengestellen) entfernen und aufstapeln zu können, wobei sich der weitere Erhärtungsprozeß vollzieht der nach drei bis vier Monaten soweit fortschreitet, daß die Ware versand- und damit auch gebrauchsfähig ist.

Daß mäßig warme Lufttemperatur, namentlich feuchte Witterung, den Erhärtungsprozeß durch langsameres, aber regelmäßigeres Abbinden vorteilhaft beeinflußt, andererseits allzu große Trockenheit ungünstig auf den jungen erhärteten Stein wirkt, braucht kaum gesagt zu werden, da dies die bekannten Erscheinungen auch im Mörtelerhärtungsvorgange sind.

Die am meisten verlangten Größen und Formen des Schwemmsteins sind folgende: Normalformat — auch Vierzöller genannt — $9\frac{1}{2}$ cm Stärke, 25 cm Länge, 12 cm Breite, von welchen 4800—5000 auf eine 10 000 kg - Ladung gehen, und die ab Werk Mark 20.— bis 22.— 1000 Stück kosten.

Ferner:

Sogenannte Dreizöller — $7\frac{1}{2} \times 25 \times 12$ cm, 6000—6500 Stück = 10 000 kg, Preis: Mark 18.— bis 20.— 1000 Stück loco.

Hintermauerungssteine — Backsteinformat bei Verblendungen = $6\frac{1}{2} \times 25 \times 12$ cm 7000—7500 Stück = 10 000 kg, Preis Mark 18.— bis 19.— 1000 Stück loco.

Die Kaminrohre — außer ihrer Feuersicherheit durch sehr starken Zug sich auszeichnend — haben quadratischen Grundriß und kreisförmigen Lichtquerschnitt von 18, 21 und 26 cm Weite. Die äußeren Breitenabmessungen richten sich nach dem lichten Querschnitt bei feststehender Wandstärke.

Das Absatzgebiet des rheinischen Schwemmsteins ist heute bereits sehr ausgedehnt, indem es außer dem westlichen, nördlichen und südlichen Deutschland, sowie vermöge günstiger Schiffsfrachten, vieler Küstenplätze der Nord- und Ostsee, auch die Niederlande, Belgien, Luxemburg, Schweiz, die Grenzgebiete Frankreichs, selbst Österreich, Oberitalien, England und Dänemark umfaßt.

Die Vorzüge des Schwemmsteins bestehen in folgenden Eigenschaften:

Erstens sein geringes Gewicht — er ist etwa halb so schwer wie Ziegel — gestattet erheblich schwächere Fundamente und bietet somit eine Ersparnis der Fundierungskosten. Die Druckfestigkeit ist dabei genügend. Sie beträgt im Mittel 20—25 kg auf den qcm. Die baupolizeilich festgesetzte Grenze für die zulässige Beanspruchung des Schwemmsteins gegen Druck ist 4 kg auf den qcm. Man hat somit die 5—6 fache Sicherheit.

Zweitens infolge seiner schnelleren Austrocknung sind im Regierungsbezirk Koblenz, der Baupolizei-Ordnung zufolge, Bauten aus Schwemmsteinmauerwerk bereits nach drei Monaten bewohnbar, während bei Ziegelmauerwerk sechs Monate gefordert werden.

Drittens das größere Volumen des Schwemmsteins gegenüber Ziegelmauerwerk (zwei Schwemmsteine = drei Ziegelstein-Normalformate) gestattet ein rascheres Mauern, wodurch zugleich eine beträchtliche Ersparnis an Stein- wie an Mörtelmaterial erreicht wird.

Viertens. Schwemmstein ist einer der schlechtesten Wärmeleiter. Der Wärme-

Altarsteinen bearbeitet. Dies hat aber mit der immer größer gewordenen Verwendung desselben als Mörtelzuschlag aufgehört, weil er sich zu teuer gestellt hätte. Hydraulischer Tuffstein aus dem Nettetal und Brohltal wurde übrigens beim Straßburger Münster angewendet und in sehr reichem Maße auch bei fast allen Kirchenbauten am Niederrhein und in Holland.

Die Bedeutung der Industrie des Bautuffsteins läßt sich daraus ermessen, daß heute etwa 140 Brüche im Betriebe sind, welche über 1200 Arbeiter auf dem verhältnismäßig kleinen Gebiete beschäftigen.

III. Die rheinische Schwemmstein-Industrie.

Die Produktionsstätte des *rheinischen Schwemmsteins* ist der Neuwieder Kessel, auch das Neuwieder Becken genannt, welches zwischen Andernach und Koblenz, vom Rheine geteilt, ein Gebiet von 15 km Länge und 15 km Breite umfaßt.

Während die Grenze der linken Rheinseite die Vordereifel mit ihren erloschenen Kratern bildet, stellt das Randgebirge des Westerwaldes den rechtsrheinischen Abschluß dieser Talniederung dar.

Einst ergossen sich mächtige Lavaströme und Schlammassen der Laacher Vulkane [1]) in die Ebenen des Rheins und überschütteten die Täler und Höhen in einer den flüssigen Laven gefolgten Vulkanitätsperiode mit Bimssand, dem wesentlichsten Bestandteil des im folgenden näher besprochenen Schwemmsteins.

Der Bimssand, dessen Lagerungen sich von den Ufern des Laacher Sees über den ganzen Neuwieder Kessel, rheinabwärts bis Brohl und rheinaufwärts bis Boppard, die Mosel herauf bis Hatzenport und über die Höhen des Westerwaldes bis in die Gegend von Marburg a. d. Lahn erstrecken, ist also, wie aus vorstehendem erhellt, ein Produkt vulkanischen Ursprungs mit hohem Kieselsäuregehalt (50—65 Prozent), und zwar geschmolzener Trachyt und in seiner heutigen Form infolge Durchströmung von Gasen und Dämpfen, die sich bei den ausgeschleuderten glutflüssigen Laven bei schneller Erstarrung bildeten, entstanden. Wenngleich hiernach die Bezeichnung Bimssandsteine für Schwemmsteine, irrig auch mitunter Tuffsteine genannt, angezeigter erscheint, erklärt sich der heutige allgemein übliche Ausdruck Schwemmstein infolge seines geringen spezifischen Gewichtes nach Analogie von Bimsstein.

Obwohl aus einzelnen Überlieferungen hervorgeht, daß zu Römerzeiten der Bimssand des Neuwieder Beckens schon in mannigfacher Art zum Bauen benutzt wurde, kann die heutige Schwemmsteinindustrie auf ein kaum mehr als fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken.

Daß sie sich in dieser kurzen Spanne Zeit in so gewaltiger Weise ausdehnen konnte, ist wohl der glänzendste Beweis für die vorzüglichen Eigenschaften des Rheinischen Schwemmsteins.

Zur Herstellung des Schwemmsteins kann nur ein guter hydraulischer oder dolomitischer Kalk Verwendung finden. Versuche, die man in dieser Richtung mit Fett-, d. h. Weißkalken, angestellt hat, lieferten ein negatives Resultat.

Die Ursache liegt hier in dem Umstande, daß Magerkalke [2]), zu deren Gattung hydraulische und dolomitische Kalke gehören, wegen ihrer chemischen Zusammensetzung (außer Kalk hoher Ton- und Magnesiagehalt) sich vorzugsweise zur Lufterhärtung eignen, während Fettkalke unter Zusatz kieselsäurereicher Stoffe z. B. Traß vorwiegend zu Bauten unter Wassererhärtung Verwendung finden.

---

[1]) Gattungsname für die Krater der Vordereifel.

[2]) Durch Brennen von Kalkmergeln oder Kieselkalken unter der Sinterungsgrenze entstanden, also vor eintretender Verschlackung gar gebrannt.

Der in der Natur vorkommende Bimssand, je nach Reinheit mit Devonschiefer und Grauwacke oder auch grob- und feinkörnigen anderen vulkanischen Sanden mehr oder weniger durchmischt, wird im Freien auf Haufen gelagert und mit Kalkmilch angerührt, derart, daß jedes Stückchen Bimssand von letzterer umschlossen ist. Hierauf geschieht das Einschlagen des fertigen Gemenges, wozu rund 300 kg gebrannter Kalk in Stücken für 1000 Schwemmsteine Normalgröße = $9\frac{1}{2} \times 25 \times 12$ cm gerechnet werden, mittels eisernen Schlägers in entsprechende Formen für Mauersteine wie für Kaminrohrsteine. Eine Erhärtung von etwa zwei Wochen an freier Luft reicht hin, um die fertigen Steine von ihren Lagergerüsten (Lattengestellen) entfernen und aufstapeln zu können, wobei sich der weitere Erhärtungsprozeß vollzieht der nach drei bis vier Monaten soweit fortschreitet, daß die Ware versand- und damit auch gebrauchsfähig ist.

Daß mäßig warme Lufttemperatur, namentlich feuchte Witterung, den Erhärtungsprozeß durch langsameres, aber regelmäßigeres Abbinden vorteilhaft beeinflußt, andererseits allzu große Trockenheit ungünstig auf den jungen erhärteten Stein wirkt, braucht kaum gesagt zu werden, da dies die bekannten Erscheinungen auch im Mörtelerhärtungsvorgange sind.

Die am meisten verlangten Größen und Formen des Schwemmsteins sind folgende: Normalformat — auch Vierzöller genannt — $9\frac{1}{2}$ cm Stärke, 25 cm Länge, 12 cm Breite, von welchen 4800—5000 auf eine 10 000 kg - Ladung gehen, und die ab Werk Mark 20.— bis 22.— 1000 Stück kosten.

Ferner:
Sogenannte Dreizöller — $7\frac{1}{2} \times 25 \times 12$ cm, 6000—6500 Stück = 10 000 kg, Preis: Mark 18.— bis 20.— 1000 Stück loco.
Hintermauerungssteine — Backsteinformat bei Verblendungen = $6\frac{1}{2} \times 25 \times 12$ cm 7000—7500 Stück = 10 000 kg, Preis Mark 18.— bis 19.— 1000 Stück loco.

Die Kaminrohre — außer ihrer Feuersicherheit durch sehr starken Zug sich auszeichnend — haben quadratischen Grundriß und kreisförmigen Lichtquerschnitt von 18, 21 und 26 cm Weite. Die äußeren Breitenabmessungen richten sich nach dem lichten Querschnitt bei feststehender Wandstärke.

Das Absatzgebiet des rheinischen Schwemmsteins ist heute bereits sehr ausgedehnt, indem es außer dem westlichen, nördlichen und südlichen Deutschland, sowie vermöge günstiger Schiffsfrachten, vieler Küstenplätze der Nord- und Ostsee, auch die Niederlande, Belgien, Luxemburg, Schweiz, die Grenzgebiete Frankreichs, selbst Österreich, Oberitalien, England und Dänemark umfaßt.

Die Vorzüge des Schwemmsteins bestehen in folgenden Eigenschaften:

Erstens sein geringes Gewicht — er ist etwa halb so schwer wie Ziegel — gestattet erheblich schwächere Fundamente und bietet somit eine Ersparnis der Fundierungskosten. Die Druckfestigkeit ist dabei genügend. Sie beträgt im Mittel 20—25 kg auf den qcm. Die baupolizeilich festgesetzte Grenze für die zulässige Beanspruchung des Schwemmsteins gegen Druck ist 4 kg auf den qcm. Man hat somit die 5—6 fache Sicherheit.

Zweitens infolge seiner schnelleren Austrocknung sind im Regierungsbezirk Koblenz, der Baupolizei-Ordnung zufolge, Bauten aus Schwemmsteinmauerwerk bereits nach drei Monaten bewohnbar, während bei Ziegelmauerwerk sechs Monate gefordert werden.

Drittens das größere Volumen des Schwemmsteins gegenüber Ziegelmauerwerk (zwei Schwemmsteine = drei Ziegelstein-Normalformate) gestattet ein rascheres Mauern, wodurch zugleich eine beträchtliche Ersparnis an Stein- wie an Mörtelmaterial erreicht wird.

Viertens. Schwemmstein ist einer der schlechtesten Wärmeleiter. Der Wärme-

durchgangskoeffizient des Bimssandes ist nur 0,066, so gering wie bei keinem anderen Bau-Isoliermaterial. Daher seine begehrte und bewährte Anwendung zu Kühlanlagen aller Art.

Fünftens. Schwemmstein ist besonders feuer-, schall- und schwammsicher.

Sechstens. Als weiter sehr beachtenswerter Vorteil des in Schwemmsteinen aufgeführten Mauerwerkes kann dessen vorzügliches elastisches Verhalten angesehen werden. Dadurch ist es möglich, daß bei späteren Setzungen oder anderen Druckveränderungen das Mauerwerk bis zu einer gewissen Grenze nachgibt, ohne daß Risse oder Schäden für den Gesamtbau entstehen.

Die hauptsächlichste Verwendung findet der rheinische Schwemmstein zu Fach- und Gewölbebauten. Doch wird er auch zu Massivbauten benutzt. Im Hinblick auf sein großes Aufsaugevermögen bedarf er aber einer ausreichenden Isolierung gegen die aufsteigende Erdfeuchte.

Bei sämtlichen Deckenkonstruktionen — Eisen- und Holzbalkendecken, Kleinnesche, Benysche, Schürmannsche (jetzt Gewölbeträgerdecke), Felderhoffsche Decken usw. hat sich ferner der rheinische Schwemmstein als leichtes, feuer- und schallsicheres Material in vorteilhafter Weise eingeführt.

Das Rohmaterial des Schwemmsteins, der Bimsand, dient auch noch anderen Zwecken. Seine hohe Isolierfähigkeit macht ihn verwendbar als Füllmaterial bei Bier-, Wein- und Eiskellerwänden und Gewölben; ferner zur Ausfüllung von Dampfkesseleinmauerungen und anderen Feuerungsanlagen, zu welchen eine starke Korngröße, der besseren Raumausnutzung wegen, gewählt wird.

Betondecken und Böden können durch ihr geringes Gewicht — 1 cbm loser Bimssand oder Bimskies wiegt nur rund 850 kg — kaum mit einem vorteilhafteren Material wie mit Bimskies-Beton hergestellt werden. Dasselbe gilt für Stichbogen, Kappen und gerade Decken zwischen T-Trägern. Das Gewicht eines Quadratmeters Bimskies-Betons in einer Stärke von 10 cm beträgt nur etwa 90 kg.

Zum Schlusse ist noch erwähnenswert die Benutzung des Bimssandes zu Putzarbeiten, sogenanntem Kieselspritzbewurf und Rappverputz, sowie zur Fabrikation von Bimssandzementdielen, die durch ihre rationelle Zusammensetzung — Bimskiesel und Zement — den großen Vorzug der Indifferenz gegen Feuchtigkeit bieten.

Gepulverter Bims wird ferner zur Korksteinfabrikation angewandt. Auch ist seine Benutzung in diesem Zustande in der Chemie üblich.

Die Gesamtproduktion eines Jahres für die rheinische Schwemmstein-Industrie kann zur Jetztzeit mit rund 350 000 000 Steinen angenommen werden. In der ganzen Industrie sind etwa 6000 Arbeiter beschäftigt, wobei indes zu berücksichtigen ist, daß dies nur in der Baukampagne etwa vom 1. April bis 1. Oktober der Fall ist. Die Zahl der einzelnen Betriebe anzugeben, ist nicht möglich, weil sich diese hier noch mehr wie bei der Basaltlava-Industrie auf kleine und kleinste Fabriken erstreckt.

Zum Schutzzwecke des gemeinsamen Vertriebes ihrer Steine und insonderheit auch im Hinblick auf eine soziale Wohlfahrt für die Gesamtheit haben sich die größeren Firmen zu einem Syndikat zusammengeschlossen. Auch der Verkauf von Bimssand ist in dieser Weise organisiert.

IV. Die Schieferindustrie.

Daß die *rheinische Schieferindustrie* bei uns zu Hause ist, geht schon aus der in geologischer Hinsicht so bedeutsamen Formation des Rheinischen oder richtiger des Niederrheinischen Schiefergebirges hervor. Darunter verstehen wir ein weit ausgebreitetes Hochland, durch vielfache Flüsse und Bäche in verschiedene Gebirgs-

teile und in mehrere Bergzüge zerteilt. Es erstreckt sich, vom Taunus beginnend, auf beide Seiten des Rheines sowie Teile des Hunsrücks und der Eifel. An manchen Punkten erreicht das Rheinische Schiefergebirge eine Höhe von 650 m über dem Meere. Die durchschnittliche mittlere Höhe desselben beträgt indessen durchweg nicht über 500 m.

Was das Rheinische Schiefergebirge noch in geologischer Beziehung besonders auszeichnet, das sind die vielfachen Schichtungen der einzelnen Erdbildungsepochen. Als jüngste derartiger Schichten tritt uns natürlich überall das Diluvium bzw. das Alluvium entgegen. Dann sind von der Tertiärformation bis zur Schichtung des Silurs, also derjenigen Formation, welche dem Devon vorausging, nahezu alle Zwischenstufen im Rheinischen Schiefergebirge nachweisbar. Das Unterliegende, also die Primärzone des Rheinischen Schiefergebirges, bilden die ältesten Gesteine, nämlich Granite und Gneise. Demzufolge kann man auch mit Recht sagen, daß das Rheinische Schiefergebirge als ein Urgebirge im allgemeinen Sinne aufzufassen ist und also der Archäischen Gruppe zugerechnet werden kann.

In petrographischer Beziehung ist der rheinische Schiefer ein Tonschiefer von klastischem Mineral-Habitus, worunter man im Gegensatze zu Massengesteinen Trümmergesteine zu verstehen hat, die durch Zersetzung massiger Gesteine, z. B. Granit, Syenit, Diorit und anderen entstanden sind und später wieder verfestigt wurden. Mit dem tonigen Charakter des rheinischen Schiefers als Grundmasse nimmt dann eine ganze Reihe anderer Mineralien an dem Aufbau desselben teil, z. B. Quarz (in feinst verteilter Form), Glimmer, Calcit, Rutil, Chlorit, ferner Erzkörnchen von Magneteisen und Schwefelkies, sowie Eisenglanz usw. Daß uns unser Rheinischer Schiefer in seiner heutigen Gestalt als eine verhältnismäßig feste d. h. kompakte Masse erscheint, kann zwanglos mit seinem hohen Alter erklärt werden, wodurch sich die einzelnen Mineralteile infolge Lösung unter sich wirksamer Substanzen (Salzen und Säuren) in idealer Weise chemisch umbilden bzw. verbinden konnten.

Wenn man von der Verwendung des Schiefers — und hier kommt nur der besonders bearbeitete, der sogenannte Grauwackenschiefer als Material für Fundamentbauten in Frage — absieht, so betrifft die Schieferindustrie eigentlich nur den Dachschiefer. Teilweise bis zu einer Mächtigkeit bis zu 50 m ansteigend, bietet sich der Dachschiefer des Mittelrheingebietes als ein Steinprodukt von seidenartig glänzender schwärzlichblauer Farbe dar. Das Vorkommen des Dachschiefers bilden Bänke mit einer Länge von häufig über 100 m. Es treten aber auch Verwerfungen auf und gestalten dadurch die Gewinnung abbauwürdigen Materials oft sehr schwierig. Lager mit geringer Mächtigkeit, und zwar weniger als 3 m, unterliegen überhaupt nicht der Gewinnung. Die Brauchbarkeit des Schiefers in dem betreffenden Lager wird bestimmt durch das Vorhandensein von großen Platten, die sich in gesunde Tafeln von 5—10 mm Dicke (Leien) zerspalten lassen. Die Flächen dieser Tafeln müssen möglichst eben sein und eine gleichmäßige Farbe haben, sowie einen entsprechenden Grad von Festigkeit besitzen, so daß sie eine weitere Bearbeitung zulassen. Als besonders typische Schiefervorkommen können solche bei den Orten Müllenbach und Laubach im Moselgebiete gelten.

Die Gewinnung des Dachschiefers geschieht zurzeit unterirdisch. Früher wurde auch Schiefer im Tagbau gewonnen, indes ist diese Gewinnungsart heute außer Gebrauch gekommen. Die Baue, der terminus technicus der Schiefergruben, erstrecken sich auf eine Tiefe bis zu 150 m. Daß man den Schiefer heute nur mehr im unterirdischen Abbau gewinnt, liegt darin, daß er an der Luft, wie man dies auch häufig an Gebirgspartien beobachten kann, austrocknet und einen wesentlichen Teil seiner Kohärenz, d. h. seiner eigenen Bindekraft, verliert. Es ist aber nicht nur die trocknende Wirkung der Luft, sondern es sind auch andere atmosphärische

Störungen, z. B. die Einwirkung des Frostes (Kapillarität), wodurch ganze Partien zutage liegender, sonst guter Gebirgsteile zerstört werden. Ist aber der Schiefer in fertigen Platten aufgearbeitet, und hat er bis zu seiner fertigen Bearbeitung seine ihm innewohnende Feuchtigkeit allmählich abgegeben, dann schadet ihm später das Lagern an der freien Luft nichts, wie große Läger fertiger Schieferplatten beweisen.

Der Betrieb in einem solchen Schieferbau geschieht stollenartig, wofür die steilen Abhänge des Rheintales und seiner Seitentäler gute Angriffspunkte bieten. Früher gewann man den Schiefer, und dies geschieht auch heute noch auf den kleineren Gruben, durch Schroten und Keilen. Zur Jetztzeit aber, und dies gilt besonders für die größeren Betriebe, ist das alte Verfahren mehr und mehr durch die Schrämm- und Schießarbeit ersetzt worden. Die Fortschaffung des Materials in den Gruben geschieht teils auf Schienenbahnen, teils kommen aber auch noch die Schiebkarren der alten Zeit zur Verwendung. Nachdem die Schieferplatten von ihrem unterirdischen Gewinnungspunkte in die Spalthütte gebracht sind, wozu häufig größere Entfernungen zurückzulegen sind, wird die Arbeit des Spaltens über Tag mit dem Spalteisen und einem hölzernen Hammer ausgeführt. Die so gewonnenen Tafeln werden sowohl nach ihrer Größe wie auch zumeist nach ihrer Farbe geordnet und mit ihren flachen Seiten nebeneinander gestellt. In solcher Stellung werden sie nach Metern gemessen. Auf 1 m in dieser Form zusammengestellter Platten kommen je nach ihrer Stärke 120 bis 200 Stück. Die meisten Schiefer kommen fertig bearbeitet in den Handel, so daß sie zu ihrer Verwendung beim Bauen nur befestigt zu werden brauchen. Man unterscheidet Schiefer in Schuppenform, oder als Schablonenschiefer, als Rechteck oder auch in polygonaler bzw. fünf- oder sechseckiger Form. Die Schuppen werden durch Behauen der Tafeln mit einem Hammer gefertigt, die Schablonen unter Benutzung von Scheren.

In der Hauptsache wird der rheinische Schiefer nur zu Dachzwecken verwendet. Es kommt aber auch vor, daß besonders dicke Platten zu Treppenstufen, Wandbekleidungen, Fußbodenplatten, sowie ferner zu Tisch- und Billard-Platten Verwendung finden. Die außerordentliche Wetterbeständigkeit eines guten Schiefers ist allgemein bekannt. So wurde z. B. vor mehreren Dezennien die Rheinpfalz bei Caub mit einem neuen Dach versehen. Dabei erwies sich der Schiefer, mit dem das Bauwerk schon mehrere Jahrhunderte bedeckt war, noch vollkommen gesund und brauchbar. Eine gleiche Beobachtung machte man bei dem alten Hospital in Mayen.

Wie sich schon aus der unterirdischen Gewinnungsweise des Schiefers erklärt, unterstehen die Schiefergruben in Preußen einem verschiedenen Bergrecht. Auf der linken Seite des Rheines, also in denjenigen Gebietsteilen, die zeitweise unter französischer Herrschaft standen, wird der Schiefer nach französischem Recht, welches durch die preußischen Berggesetze nicht geändert wurde, auch heute noch zu denjenigen Mineralien gerechnet, über die der Grundeigentümer selbst verfügen kann. Dies ist anders im ehemaligen Herzogtum Nassau; dort ist das Verfügungsrecht des Grundeigentümers ausgeschlossen. Es ist klar, daß solche Auffassung die richtigere ist, denn auf der einen Seite Bergrecht und auf der anderen Seite freie Verfügung des Grundeigentümers ist ein Widerspruch. Durch die schon wiederholt erwähnte unterirdische Gewinnung des rheinischen Dachschiefers sind, um die Wirtschaftlichkeit eines Unternehmens sicher zu stellen, immer größere bergbautechnische Anlagen erforderlich. Solche sind aber, im Hinblick auf das daran geknüpfte finanzielle Wagnis, nur einzurichten, wenn Aussichten auf eine länger andauernde Ausbeute gegeben sind, und es nicht etwa der Willkür des betreffenden Grundeigentümers unterliegt, den Betrieb zeitweise einzustellen. Man kann daher auch die Beobachtung machen, daß die höhere Wirtschaftlichkeit einer Dachschiefer-

grube von der Größe ihres Betriebes und selbstverständlich von der Zweckmäßigkeit ihrer technischen Einrichtung abhängt. Im linksrheinischen Gebiete waren vor etwa achtzig Jahren noch nahezu 300 Werke vorhanden. Im Jahre 1906 war die Zahl bereits auf etwa 100 zurückgegangen, und heute sind es wohl kaum mehr wie 20 Werke, allerdings in viel größerem Umfange wie früher, die im Bergrevier Koblenz Dachschieferbau betreiben. Die Belegschaft der sämtlichen im Koblenzer Revier bestehenden Industrien umfaßt heute etwa 1000 Arbeiter. Der Produktionswert des in einem Jahre geförderten Schiefermaterials kann mit etwa 2 000 000 Mark angenommen werden. Der Rückgang also der Kleinbetriebe und ihr Aufgehen in Großbetriebe ist ein ganz augenfälliger, und daran hat auch der auf der linken Rheinseite herrschende gesetzliche Zustand, wonach dem Grundeigentümer das Nutzungsrecht des unterirdisch vorkommenden Schiefergesteins zusteht, nichts ändern können. Wenn nicht ein käuflicher Übergang der kleineren Grundstücke an die größeren Betriebe erfolgt, dann geschieht die Ausbeutung im Wege einer Pacht. Es ist zu bedauern, daß nicht noch mehr wie bisher die kleineren Betriebe zu Großbetrieben zusammengeschlossen werden, denn darunter leidet die ersprießliche Arbeit der Industrie sehr. Auch kann man nicht von einer einheitlichen Behandlung der Industrie im Hinblick auf die Verkaufspreise sprechen. Häufig in dieser Richtung von den Beteiligten angestellte Versuche zu einem Zusammenschluß aller Interessenten sind aber nach kurzem Bestande immer wieder in die Brüche gegangen. Es kann daher gesagt werden, daß sich der Schieferbergbau der Rheinprovinz nicht in einer besonders glücklichen Lage befindet. Zu diesen Schwierigkeiten in den eigenen Kreisen kommt dann sehr erschwerend der sehr starke Wettbewerb ausländischer Schiefer, namentlich solcher aus Frankreich, Belgien und England. Diese fremdländischen Schiefer haben nicht nur günstigere Gewinnungsverhältnisse und geringeres Gewicht, sondern sie sind auch leichter spaltbar. Sie werden auch noch indirekt in ihrem Absatz in Deutschland gefördert, weil der deutsche Schiefer nur einen sehr mäßigen Zollschutz genießt. Allerdings ist dem deutschen Dachschiefer ein Ausnahmetarif auf der Eisenbahn bewilligt. Der Vorteil aber dafür ist nicht groß, weil der ausländische Schiefer an der Grenze umkartiert wird und so gleichfalls in den Genuß des Ausnahmetarifes gelangt. Eine weitere Konkurrenz erleidet der rheinische Schiefer durch das auch Schiefer produzierende Luxemburg, welches zum Zollinland gehört, und wogegen infolgedessen Zollschutz und Ausnahmetarife nichts nützen. Wenn also irgend ein Mineral der Eifel auf Schutz Anspruch machen kann, so trifft dies bei unserem rheinischen Schiefer zu.

Der jährliche Bahnversand von Schiefer des Mittelrheinischen Bezirkes beträgt jetzt etwa 35 000 Tonnen.[1])

V. Die Traß- und Tuffstein-Industrie.

Der *Traß* gehört zur Gattung der trachytischen Tuffe. Man erklärt seine Entstehung und Bildung als diejenige einer Schlamm- oder Spaltlava, welche sich im besonderen durch hydro-chemische Prozesse zu dem Material, wie wir es heute kennen, und das eine so vielfache Verwendung als hydraulischer Faktor (Mörtelzuschlag) findet, umgebildet hat.

Das Produkt Traß, nach „terra" (Erde), gehört zu den natürlichen Puzzeolanen,

[1]) Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß ich, was den wirtschaftlichen Teil anbelangt, bei dem Aufsatze über die Schieferindustrie im wesentlichen Aufzeichnungen gefolgt bin, die mir Herr Handelskammer-Syndikus Dr. jur. *Gertz* in Koblenz in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat.

welche dem römischen Fundorte Puzzeoli bei Neapel ihren Namen verdanken. Es sind dies vulkanische Auswurfsmassen, welche durch auflagernden Erddruck und Einwirkung von Wasser im Laufe der Jahrhunderte meistens zu Stein verfestigt sind (Tuffsteine nach dem Lateinischen „tophas"), teilweise aber auch locker geblieben sind. Vgl. die italienische Puzzolanerde, auch die Santorinerde in Griechenland, sowie in Deutschland die Tuffasche, welche das echte Traß- bzw. Tuffgestein überlagert. Man bezeichnet diese Tuffasche auch mit wildem Traß oder Bergtraß, wovon später noch die Rede ist.

Die Fähigkeit, mit einem anderen hydraulischen Faktor, wie Kalk oder Zement, steinartig zu erhärten, verdanken die Puzzeolanen der ihnen in hohem Maße innewohnenden löslichen Kieselsäure. Dieselbe verbindet sich mit dem Kalk zu Silikaten d. h. Calcium-Silikaten $= Ca\,Si\,O_3$.

Die Anwendung des Trasses sowohl als Baustein und zu Särgen, als auch als Mörtelzuschlagsmittel können wir in unserer Gegend durch Funde in den Gruben bis zu den Römerzeiten nachweisen. Die Römer betrieben den Grubenbau durch Stollen und gingen bis zur Grundwasserlinie. Eine Gewinnung darüber hinaus verbot sich durch den Mangel an Wasserhaltungsmaschinen.

Nach der römischen Zeit ist offenbar eine längere Zeit vergangen, bis man wieder die Fundstätten des Tuffsteins bewirtschaftete. Genaue Aufzeichnungen besitzen wir erst wieder über den Betrieb der hiesigen Tuffsteingruben im Mittelalter. Es war zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als ein Holländer, Bernhard van Santen, die erste Traßmühle am Rhein unweit Brohl erbaute. Die Gewinnung als Baustein ist auch im 11. und 12. Jahrhundert nachzuweisen (Andernacher Kirche und Kirche Maria Laach).

Von diesem Zeitpunkte aber gewann die Anwendung von Traß als Wassermörtel eine größere Verbreitung, und besonders waren es die Niederlande, die derselben die Wege eröffneten.

Während es sich früher ausschließlich um die Benutzung von Traß zum Kalkmörtel handelte, hat solche heute durch die glänzenden Forschungen eines Michaëlis, der in jedem Zementmörtel während seines Erhärtungs-Prozesses überschüssigen, d. h. nicht an Silikate gebundenen Kalk nachwies, eine ganz besondere Ausdehnung gewonnen, und wird dadurch der Traß bis in entfernte Gegenden als Zuschlag zum Zementmörtel geliefert.

Die Forschungen von Michaëlis beruhen darauf, daß kieselsäurereiche Substanzen, insbesondere Traß, den überschüssigen Kalk im Zementmörtel, der durch fortschreitende Auslaugung Schäden im Mauerwerk hervorrufen kann, vollständig chemisch bindet und so unschädlich macht. Es hat dies eine besondere Bedeutung bei Bauten im Seewasser und Brackwasser, weil bei diesen der Mörtel, welcher nicht absolut dicht ist, durch die Einwirkung der Salze mehr Angriffen ausgesetzt wird, als dies bei Süßwasserbauten der Fall ist.

Die Hauptvorzüge des Traß-Mörtels im weiteren Sinne, auch des eminent bewährten Zement-Traß-Mörtels, sind hohe Dichtigkeit, große Elastizität und nach Jahren noch fortschreitende Festigkeit sowie geringe Schlammbildung. Seine langsamere Erhärtung spielt dann ferner noch eine Vorteil bietende Rolle, besonders bei Bauten, wo diese erforderlich ist, z. B. Talsperren, die längere Zeit noch infolge der gewaltigen Mauermassen Bodensenkungen ausgesetzt sind.

Der jährliche Versand beläuft sich auf mehrere Millionen Zentner, und ist infolge der immer größer werdenden Wertschätzung, die der Traß erfährt, in stetiger Zunahme begriffen.

Entsprechend dieser gesunden wirtschaftlichen Lage sind auch die sozialen Verhältnisse der Arbeiter als sichere und gute zu bezeichnen.

An dieser Stelle sei aber auch darauf hingewiesen, daß unkundige Leute den Nettonutzen in den Traßbetrieben außerordentlich überschätzen und dadurch zu ganz irrigen Vorstellungen Veranlassung geben. Denn der Umstand, daß Traß nur ein hydraulischer Zuschlag ist, also kein selbständiges Bindemittel, läßt es vollauf erklärt erscheinen, daß die Grenzen für dessen Preisnormierung dadurch gegeben sind.

Die Mächtigkeit des Tuffsteins in den Nettetaler Brüchen bei den Vordereifeldörfern Plaidt, Kretz und Kruft ist noch eine sehr große und wird den Bedarf noch für viele Jahre decken können.

Es bestehen im Nettetale drei annähernd gleich große Betriebe, in deren ausschließlichem Besitz die betreffenden Gruben liegen; in neuester Zeit sind zwei kleinere Betriebe hinzugekommen.

Im Brohltale liegen die Verhältnisse anders. Dort ist der echte Tuffstein nahezu ausgebeutet. Die dortige Traßindustrie, welche sich, wie bereits hervorgehoben, auf eine ganze Reihe kleinerer Gewerbetreibender verteilt, beschäftigt sich vornehmlich auch mit der Gewinnung von Bergtraß, sogenanntem wildem Traß, der erklärlichermaßen infolge seiner Verunreinigungen mit erdigen Bestandteilen bei weitem nicht die hydraulischen Fähigkeiten wie der reine Tuffstein-Traß hat. Trotzdem ist der Verbrauch solchen Trasses, der hauptsächlich nach dem Ausland geht, noch ziemlich beträchtlich. Auch wird Bergtraß erfolgreich als Flußmittel bei der Glasfabrikation verwendet. Im Brohltal werden allerdings auch aus den noch dort vorhandenen Gesteinen gute Trasse erzielt, indes ist diese Gewinnung verhältnismäßig gering.

Lieferungen von Traß in Stücken, also in rohem Tuffstein, werden von der Nettetaler Industrie in bedeutendem Umfange für die Deutsche Marineverwaltung sowie auch für die großen Küstenbauten des benachbarten Auslandes gemacht. Bei diesen Bauten wird der Tuffstein mittels Steinbrecher vorzerkleinert, auf Kollergängen (Broyeurs) weiter vermahlen und gleichzeitig mit den übrigen Materialien, Kalk, Zement und Sand, vermischt, wodurch Mühlen und besondere Mischmaschinen erspart werden. In jüngster Zeit aber scheut man die Kosten nicht für eine Vermahlung durch Kugelmühlen auf der Baustelle, ausgehend von dem Gedanken, dadurch ein feineres und somit im Mörtelerhärtungsprozesse wirksameres Mahlgut zu gewinnen.

Wie schon eingangs erwähnt, wurde zu Römerzeiten der Tuffstein mittels Stollenbetrieb gewonnen, und man ging damit so weit, wie es die Grundwasserlinie gestattete. Stehengebliebene Pfeiler, die als Gewölbestützpunkte dienen, welche durch weiteren Aufschluß der Grubenterrains jetzt aufgedeckt werden, liefern uns ein anschauliches Bild der damaligen Gewinnungsarten. Vgl. auch die in den Gruben vielfach sichtbaren großen Öffnungen, die früher ausgebeutete Grubenräume, sogenannte „alte Männer“, darstellen.

Heute geschieht die Gewinnung des Tuffsteins entsprechend den großen Fortschritten der Technik, mit den besten Hilfsmaschinen. Nachdem der Tuffstein mittels Sprengung mit Schwarzpulver oder auch neuerdings mit Petroklastit in großen Blöcken losgelöst ist, werden diese durch Äxte in Stücke von etwa 30×30 cm zerschlagen, die in regelmäßigen Haufen (Arken) aufgesetzt werden, und so an der Luft trocknen, bis sie in die Mühle gelangen.

Die Mahlung des Tuffsteins geschieht, nachdem derselbe durch Steinbrecher in etwa faustgroße Stücke vorzerkleinert ist, am rationellsten durch Kugelmühlen, wenngleich die Leistung derselben bei feuchter Witterung hinter derjenigen mit offenen Kollergängen, wo die Luft ungehindert Zutritt hat, etwas zurückbleibt. Dieser Umstand ist auf die hohe hygroskopische Eigenschaft des Tuffsteins zurückzuführen.

Zur Wasserhaltung in den Gruben dienen große Zentrifugalpumpen, teilweise mit elektrischem Antrieb. Zur Förderung des Tuffsteins selbst aus der Grube bis zu seinen Lagerstätten werden erfolgreich an Stelle des früheren Pferdebetriebes ausgedehnte Förderbahnen (Seilförderung) betrieben.

Die Gesamtzahl der in den Traßbrüchen des Nette- und Brohltales beschäftigten Arbeiter beträgt etwa 700 und verteilt sich auf zurzeit tätige 34 Brüche. Die geringe Zahl der Arbeiter gegenüber den bisher behandelten Industrien wird auffallen, insbesondere, wenn man sich die hohe Bedeutung der Traßindustrie als die hauptsächlichste Industrie der Vordereifel vorstellt. Sie erklärt sich aber einfach aus der Tatsache, daß bei der Traßindustrie die Einzelbearbeitung des Gesteins vollkommen wegfällt, es sich vielmehr nur um eine besondere Trennung aus dem Felsen und eine oberflächliche Zerteilung der größeren Stücke handelt. Zudem gestattet der Betrieb eines Traßbruches im Interesse seiner Wirtschaftlichkeit viele mechanische Einrichtungen.



DIE EIFEL ALS INDUSTRIEGEBIET
▫ VON KARL HEINDLE. ▫

Wenn der Wanderer die Eifel durchzieht und in ihrer herben Schönheit Erholung sucht von der Hast des tätigen Lebens, so kommt ihm wohl die Naturschönheit dieser Gegend zu Gesicht. Die still dahingelagerten Dörfer auf den Höhen und in den Tälern, die so verträumt das Auge entzücken, lassen vermuten, daß dort eine immer sich gleichbleibende Beschaulichkeit herrscht, daß das Leben sich in dieser Gegend ruhig abspielt, daß keine Sorgen und aufreibende Tätigkeiten, wie sie die Gegenwart mit sich bringt, ihren nervösen Hauch über diese Ruhe gleiten läßt. Künstler des Pinsels und der Feder haben den Ruhm und die Schönheit der Eifel in alle Lande getragen. Die Überreste einer längst entschwundenen hohen Kultur tun das Ihrige dazu, um diese Art vornehmer Ruhe über das Landschaftsbild auszubreiten.

Und doch: wenn der Wanderer genauer zusieht, so wird er finden, daß auch die Eifel keine Idylle beschaulichen Daseins ist, daß nur der Rahmen dieses vermuten läßt, daß aber in dem Bilde selbst emsige Tätigkeit herrschte, noch herrscht und mit der fortschreitenden Zeit Anläufe zu einer weiteren Entwicklung nimmt.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß die vergangene Kultur, die die Eifel als ihre Heimstätte bevorzugte, auch eine gewerbliche Betätigung mit sich bringen mußte, die sich sowohl auf die handwerksmäßige als auch auf die künstlerisch-wissenschaftliche Seite ausdehnen mußte, und daß aus dieser Betätigung des Gewerbefleißes sich eine industrielle Entwicklung in fortschreitender Vervollkommnung, Ausbreitung und Spezialisierung der handwerksmäßigen Betätigung ergeben mußte. Und es war eine bodenständige Industrie, die sich hier entwickelte, da die Voraussetzungen hierfür die denkbar günstigsten waren. Inmitten bedeutender Kunststätten, von denen die geistigen Anregungen und die ersten Bedürfnisse für den Absatz ausgingen, fanden sich hier in der Eifel Bodenschätze verschiedenster Art: Steine, Metalle, organische und mineralische Produkte in bunter Mannigfaltigkeit und in genügender Menge für die damaligen Verhältnisse. Große Holzbestände und zahlreiche Wasserläufe gaben die erforderlichen Verarbeitungsmöglichkeiten für die Kraft, erstere auch als Verbrennungsstoff für die Aufarbeitung. Wenn man heute die einsamen Täler durchschreitet, dann findet man noch da und dort Reste von industriellen Anlagen, wo vor Zeiten die großen Schmiedehämmer dröhnten und die Gebläse für die Hochöfen durch die knarrenden Wasserräder angetrieben wurden. Da und dort findet man Spuren der Meiler, in denen die Holzbestände verkohlt und dann den alten Hochofenwerken zugeführt wurden. An unendlich vielen Stellen, oft ganz unvermutet, sieht das prüfende Auge Spuren ehemaligen Suchens nach Gesteinen, Ton, Erzen und Ähnlichem. Da und dort ragen Überreste einer blühenden Baukunst empor und die gewaltigen Blöcke sind stumme Zeugen einer rührigen Tätigkeit früherer Hände, die sie aus den unerschöpflichen Steinbrüchen herausgeholt und hier zum Schutz und zum Trutz aufschichteten für ewige Zeiten.

Heute wissen wir, daß diese Zeiten nicht ewig waren, und daß Menschenwerk sich mit ihnen wandelt. Eine neue Zeit kam, und mit dem Zerfall der Eifel als Kulturstätte zog auch ein Teil der gewerbfleißigen Bevölkerung fort. Die Anforderungen der neuen Zeit wurden andere; unter ihnen konnte der Eifelbewohner

seinen täglichen Unterhalt nicht mehr bestreiten. Das Dampfroß durchfurchte die stillen Täler und nahm den letzten Rest einer blühenden alten Industrie mit sich fort, rechts und links um sich die industriellen Heimstätten vergangener Zeiten verwaisend. Mancher klangvolle Name, der heute am Niederrhein oder an der Saar eine führende Rolle in unserer Großindustrie spielt, hatte seine Wurzeln in der stillen Eifel. Die alten Erzgruben wurden verlassen, die Meiler erloschen, ein Hammerwerk nach dem anderen wurde stillgelegt und kein Hochofen sandte seine lohenden Garben mehr aus den Tälern nach den Höhen. Die Industrie folgte dem Zuge der neuen Zeit und siedelte sich in Gegenden an, die dank günstiger Bahn- und Wasserverbindungen eine breitere Entwicklungsbasis zuließen, denn es galt nicht mehr, nur die heimischen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern sich einen entsprechenden Platz auf dem Weltmarkte zu erobern.

Und nun zeigte sich die notwendige Folge dieses Vorganges in seiner Rückwirkung auf die Bevölkerung. Der heimische Boden konnte die Bevölkerung nicht mehr ernähren, zumal die an die Bestimmung des Code Napoléon sich anschließende Volkssitte der fortgesetzten Realteilung des Grundbesitzes vielerorts je länger je mehr zu einer unwirtschaftlichen Zwergparzellenwirtschaft geführt hat. Die Bevölkerung wurde zur Abwanderung gedrängt. Sie zog der neuen Zeit, der neuen Industrie nach und diese abwandernden Arbeitskräfte gingen dabei nicht nur der Heimat verloren, sondern, wie die traurige Erfahrung bis in die Gegenwart hinein lehrt, da draußen, losgelöst von der heimatlichen Scholle, nur zu oft auch dem Vaterlande, ihrem Könige, ihrer Kirche. Und es sind oft die besten Kräfte, die fortgezogen werden, die der Kampf ums Dasein und das Streben nach Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse hinauszieht in die kalte, heimatlose Fremde.

Daß mit dem beklagenswerten Abwandern und mit dem Fortzug der alten Industrien nicht jeder Erwerbssinn der Eifel verloren ging, lehrt jedes Dörfchen, wenn man sich die Mühe macht, nicht nur durch dasselbe hindurchzugehen, sondern sich in dasselbe zu vertiefen. Allerorten findet man diese Reste vergangener gewerblicher Tätigkeit, die sich durch Traditionen von den Großvätern auf die Enkel vererbten, wunderbarerweise oft zurückkehrend zu den Inkunabeln der Vorvordern. Dort entdecken wir noch einige Webstühle gänzlich veralteter Konstruktion, hier Paramentenstickereien, in einem anderen Dörfchen werden noch Drahtwaren, Nägel und Ähnliches vereinzelt hergestellt, dann sieht man Korbflechtereien, fast nur für den Hausbedarf eingerichtet, in irgend einem anderen Dörfchen hämmert noch ein Schmied mit ererbtem, alten Geschick, alles rudimentäre Gebilde einer vergangenen, hochentwickelten Industrie.

Die erste Frage, die sich nach dieser Betrachtung der Vergangenheit dem volkswirtschaftlich denkenden Beobachter aufdrängt, ist zweifellos die, ob diese Überreste, diese vererbte Veranlagung zum Erwerbssinn keine Neubelebung ermöglichen, womit sich gleichzeitig das Festhalten der abwandernden Kräfte zweckmäßig verbinden ließe.

Diese Frage ist unbedingt zu bejahen, und in ihrer weiteren Folge kommt dann die Forderung nach Arbeit. Denn nur durch die Schaffung von neuen Arbeitsgelegenheiten und den damit verbundenen Existenzbedingungen kann die Bevölkerung an ihrer Wiege festgehalten werden.

Längst schon hatten sich Männer, denen das Wohl der Eifelbevölkerung am Herzen liegt, dies gesagt, bis endlich im Jahre 1911 durch die Gründung des „Vereins zur industriellen Entwicklung der Südeifel E. V.“ in Trier die Lösung dieser Frage energisch aufgegriffen wurde. Der Verein, dessen Ehrenvorsitzender Se. Exzellenz der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr Staatsminister Dr. Freiherr von *Rheinbaben* ist, und der unter der direkten Leitung des Herrn Regierungs-

präsidenten Dr. *Baltz* in Trier arbeitet, hat es sich zur Aufgabe gemacht, in gemeinnütziger Weise der Eifel neues gewerbliches Blut zuzuführen und somit seinen Bewohnern Arbeit und Gelegenheit zum Bleiben am Orte zu bringen. Er will eine Brücke bauen von der Vergangenheit zur Gegenwart und nach neuzeitlichen Forderungen einen Ersatz für die verlorenen Erwerbsmöglichkeiten in die Eifel zurückführen.

Zunächst waren hierzu eingehende Erhebungen notwendig. Es mußte den Anfängen der alten Erwerbsmöglichkeiten nachgegangen und das festgestellt werden, was die Eifel einer neuen Industrie zu bieten vermag, welche Bodenschätze heute noch abbauwürdig sind, welche Produkte einer industriellen Verwertung eine Existenzunterlage geben, welche Kraftquellen zur Verfügung stehen, in welcher Stärke und Anzahl und wie sich die Verkehrsverhältnisse in der neuen Zeit für die verschiedenen Industrien änderten bzw. welche Konkurrenzmöglichkeit sie gegenüber den heutigen Industriegegenden offen lassen.

Daneben galt es Interessenten zu finden, die in uneigennütziger Weise dem edlen Werke ihre materielle Unterstützung angedeihen zu lassen bereit waren. Der Ruf ist nicht ungehört verhallt. Aus allen Gauen der Eifel und aus ihrer näheren und weiteren Umgebung sind die Männer herbeigeeilt, die sich als begeisterte Verehrer der Eifel bekannten und gerne das Ihrige dazu beitrugen, den Verein auf eine sichere finanzielle Basis zu stellen.

So konnte das Werk in Angriff genommen werden, das heute schon überraschende Erfolge gezeitigt hat. Allenthalben regt es sich in der Eifel, da und dort entstehen neue Anlagen, die einer zukünftigen Generation eine gesicherte Erwerbsmöglichkeit bieten sollen.

Das Hauptbestreben des Vereins ist hierbei darauf gerichtet, eine wohlerwogene Dezentralisation der einzelnen Anlagen durchzuführen, so daß keinerlei Industriezentren in der Eifel geschaffen werden, sondern von bestimmten Punkten aus der Bevölkerung der umliegenden Ortschaften eine Arbeitsstätte geboten wird. Auf der ersten Hauptversammlung im vergangenen Jahre konnte der Verein, wie erwähnt, bereits auf bedeutende Erfolge zurückblicken, über die in einer besonderen Druckschrift berichtet wurde.

Aber nicht nur neue Industrien will der Verein in die Eifel bringen, sondern auch das Vorhandene stützen und fördern. Die bestehenden Industrien wurden ausfindig gemacht, die Betriebe reorganisiert, günstige Einkaufs- und Verkaufsmöglichkeiten nachgewiesen um einen erfolgreichen Wettbewerb zu sichern. Auch hierin hat der Verein schöne Erfolge aufzuweisen, obwohl diese Tätigkeit eine der mühevollsten ist.

Auf Einzelheiten der Vereinstätigkeit näher einzugehen, dürfte sich erübrigen, da in der Sonderausstellung des Vereins anläßlich der diesjährigen Eifel-Ausstellung in Trier die Tätigkeit des Vereins und seine Erfolge veranschaulicht werden.

Erwähnung verdient vielleicht noch der Umstand, daß durch die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in den letzten Jahren die Vorbedingungen für industrielle Niederlassungen in der Eifel eine sehr günstige Grundlage erfahren haben. Nach allen Richtungen hin durchqueren die Schienenstränge das Land und schaffen günstige Verkehrsverhältnisse und -Verbindungen sowohl nach dem Rhein, wie nach den Grenzen unseres Vaterlandes; ebenso nach Süden zu den Industrien des Saarreviers und nach Norden zu denen der Ruhr und des Niederrheins. Durch diese zentrale Lage zwischen zwei großen Industriezentren, unweit eines großen Schiffahrtsweges und nahe der Grenze ist durch die erwähnten Eisenbahnverbindungen die Eifel zu einem bevorzugten Bindeglied industrieller Tätigkeit geworden, da günstige Zu- und Abtransporte der Rohmaterialien und Fertigwaren mit Rücksicht

auf die Frachtverhältnisse gegeben sind. Durch die günstigen Bodenverhältnisse hinsichtlich Größe und Verkaufspreis werden die Bestrebungen des Vereins in vorzüglicher Weise unterstützt, nicht minder auch durch die schon in weitem Umfange durchgeführte Versorgung der Eifel mit elektrischer Energie und nicht zuletzt durch einen billigen Arbeiterstand, der gern die ihm gebotene Arbeitsgelegenheit ergreift, der noch unbeeinflußt ist von der Unzufriedenheit und dem feindlichen Gegenüberstehen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Der Eifelbewohner hängt an seiner Scholle und freut sich, wenn man ihm Gelegenheit gibt, seine Arbeitskraft zu verwerten, ohne daß er sich von seinem Stückchen Land trennen muß, das ihm und seiner Familie eine nutzbringende, liebe Nebenbeschäftigung gestattet. Zahlreiche Briefe von abgewanderten Söhnen der Eifel lassen erkennen, wie sehr sie sich nach einer Betätigung in der Heimat zurücksehnen und wie sie darauf warten, in ihrer lieben Eifel wieder sein zu können. Dadurch ist auch den industriellen Unternehmungen ein treuer Arbeiterstamm gesichert, und es läßt sich leicht erklären, daß unter diesen Voraussetzungen das begonnene Werk des Vereins gelingen muß, wenn es zielbewußt und mit Ausdauer auf dem einmal eingeschlagenen Wege weitergeführt wird.

Daß der Verein bestrebt ist, dem Naturbild der Eifel keinerlei Eintrag zu tun, darf schließlich noch als Selbstverständlichkeit betont werden. Möglichst unauffällig soll sich das neue Leben, das aus einer Belebung der alten industriellen Tätigkeit für die Eifel ersteht, der Eifel einfügen, und der Naturfreund, der sich an ihren Schönheiten bisher erfreute, und Stärkung für Körper und Gemüt in der herrlichen Natur suchte, wird nur durch schmuckere Dörfer und freudigere Gesichter an das erinnert werden, was eine emsige, stille Tätigkeit zum Wohle der Bevölkerung tut und getan hat.

AUS DEM WIRTSCHAFTSLEBEN DER EIFELBAUERN VON THEODOR BRINKMANN.

VORBEMERKUNG Um Verständnis für die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Eifellandes, für den Wandel und Wechsel der Formen und des Erfolges, mit welchen seine Bodenkultur betrieben wird, zu gewinnen, um womöglich ein Urteil über die noch vorhandenen Entwicklungsmöglichkeiten abgeben zu können, bedarf es zunächst einer Kenntnis der natürlichen und wirtschaftlichen Produktions- und Erwerbsbedingungen, die der Landwirtschaft dort Ziel und Richtung geben. Insonderheit sind ins Auge zu fassen und zu prüfen die unverrückbaren Schranken für die Arbeit des Landwirts, *die Beschaffenheit von Boden und Klima,* die zwar nicht unabänderliche aber doch in hohem Grade beständige *Agrarverfassung* des Landes und endlich die treibenden Kräfte der Bewegung, die stetigem Wechsel unterworfenen *Bevölkerungs- und Verkehrsverhältnisse.*

Boden und Klima.

GEOLOGISCHE NATUR DES BODENS Geologisch ist der Boden des Eifelgebietes von außerordentlich wechselnder Beschaffenheit. Kaum eine Gegend in Deutschland weist auf engem Raume eine solche Fülle von merkwürdigen Bodenbildungen nebeneinander auf wie die Eifel. Diese Erkenntnis ist schon sehr alt. Bereits vor annähernd hundert Jahren schreibt *L. v. Buch,* daß die Eifel ihresgleichen „in der Welt“ nicht hätte, und daß sie sich aus diesem Grunde besonders dazu eigne „Führer und Lehrer“ zu werden bei der Klarstellung geologischer Erscheinungen. Er dachte dabei vor allem an die Entstehung der vulkanischen Gebilde.

Der weitaus größte Teil der Oberfläche des Eifelgebietes wird von Schichten eingenommen, die geologisch zum *Devon,* also zu jener Formation gehören, die den Grundstock des Rheinischen Schiefergebirges ausmacht, von dem ja die Eifel einen Teil bildet. Vordevonische, dem *Cambrium* zugehörige Gesteinsschichten finden sich nur im äußersten Westen, bei Malmedy die Grenze überschreitend und über das Hohe Venn streichend. Das Devon ist wieder vorwiegend *Unter-* und *Mitteldevon,* mit welchen Namen bekanntlich das geologische Alter der betreffenden Schichten angedeutet wird. Die unterdevonischen Ablagerungen besitzen *sandigen* und *schieferigen* Charakter, man bezeichnet sie als Tonschiefer, Grauwacke, Grauwackenschiefer, während das Mitteldevon *kalkige, mergelige* Schichten aufweist. Räumlich tritt auch das Mitteldevon gegen das Unterdevon noch wieder zurück, ersteres findet sich nur in einzelnen großen und kleinen muldenförmigen Einlagerungen namentlich im zentralen Teil der Eifel wie bei Prüm, Gerolstein, Hillesheim, Dollendorf, Blankenheim und Sötenich, hier und da dann in Verbindung mit oberdevonischen Bildungen. Im übrigen treten Schichten von oberdevonischem Alter, die gleichfalls teils kalkigen, teils aber auch sandigen und schieferigen Charakter haben, in etwas größerem Umfange nur im nordwestlichen Teil der Eifel auf, in den Mulden der *Aachener* Gegend, wo sie sich mit der dort gleichfalls zutage tretenden Steinkohlenformation vergesellschaften.

Das devonische Grundgebirge der Eifel weist durchweg eine sehr starke Faltung mit entsprechender Sattel- und Muldenbildung auf. Den Köpfen seiner steil geneigten Schichten flach aufgelagert, teils zwischen sie eingeklemmt, kommen jüngere Schichten vor, die dem Perm, der Trias, dem Jura und dem Tertiär angehören. Größere Bedeutung gewinnen namentlich zwei Gebiete dieser Ablagerungen, eines, das in Keilform aus der Gegend von Trier und Luxemburg nach Norden sich vorschiebt und mit seiner Spitze bis in die Gegend von Kyllburg reicht, die *Trierer Mulde,* und ein anderes, das gleichfalls als Dreieck sich präsentiert, jedoch von Norden her aus der Gegend von Nideggen und Zülpich bis in das mittlere Urfttal sich vorschiebt; zwischen beiden lagern gleichsam als verbindende Brücke abgetrennte Fetzen gleicher geologischer Beschaffenheit. Die Schichten der Eifeler *Trias* bestehen in der Hauptsache aus Sandsteinen, daneben aus Kalksteinen sowie Tonen und Letten. *Perm* bildet als Konglomerat und Sandstein unterhalb Trier vielfach die steilen Uferränder der Mosel. Die *Juraformation* findet sich nur an einer Stelle, und zwar als Kern der südlichen Triasmulde und besteht gleichfalls vorwiegend aus Sandstein. *Tertiäre Gerölle* sind bei Manderscheid und einigen anderen Orten, *tertiäre Tone* im Gebiet der Kyll bei Speicher und im Laacher See-Gebiet bekannt.



Nicht nur geologisch interessant, sondern auch für Bodenbildung von erheblicher Wichtigkeit sind die *vulkanischen* Gesteinsmassen, die namentlich in der Osteifel einen beträchtlichen Teil der Oberfläche bedecken. Der Vulkanismus der Eifel gehört zwei verschiedenen geologischen Perioden an, der Tertiär- und der Diluvialzeit. Von der tertiären Eruptionstätigkeit zeugen zahlreiche Kuppen und Kegel von basaltischen und trachytischen Gesteinen, die auf ein ausgedehntes Gebiet der Osteifel verteilt sind, im ganzen aber, da sie nur noch Reste der ursprünglichen Bildungen darstellen, nur wenig Fläche bedecken. Die größere Bedeutung besitzen die Gebiete der jüngeren Eifelvulkane, von denen wieder zwei weitaus in den Vordergrund treten, die Umgebung des *Laacher Sees* und das Vulkangebiet der *Vordereifel,* das zwischen dem oberen Kylltal und der Gegend von Manderscheid und Bertrich, mit seinem Zentrum bei Hillesheim und Daun gelegen ist. Die kleinen jungvulkanischen Gebiete stellen gewissermaßen eine Verbindung zwischen den beiden Hauptgebieten dar. Die Produkte der diluvialen Eifelvulkane bestehen aus basaltischer Lava und losen Auswürflingen, die gleichfalls vorwiegend basaltischer, zum Teil jedoch auch trachytischer Natur sind und heute als gröbere und feinere Schlackensande und feine Asche, sowie als (trachytische) Bimssteinsande, Drucksteine, Trasse und Tuffe bald kleinere, bald ansehnliche Gebiete überdecken [1]).

[1]) Vgl. den Beitrag über „Die Vulkane der Eifel", S. 124ff. dieser Festschrift.

AGRONOMISCHE BESCHAFFENHEIT DES BODENS

Im Einklang mit der Verschiedenartigkeit seines geologischen Ursprungs steht die außerordentlich wechselnde agronomische Beschaffenheit des Bodens. Vorherrschend sind die Verwitterungsprodukte des Tonschiefers und der Grauwacke, an zweiter Stelle kommen die devonischen Kalk-, die Buntsandstein- und vulkanischen Böden, während die sonst noch vorkommenden Verwitterungsprodukte sehr stark zurücktreten. *Schmitz* unterscheidet vom Standpunkt des Landwirts aus drei Hauptbodenarten [1]:

1. Tonige Lehmböden mit Letten und Grauwacken im Untergrund;
2. lehmige Kalkböden mit Kalkschotter und Lehm gemischt, manchmal auf Kalkfelsen liegend;
3. Sand- und sandige Lehmböden auf sandiger, sandigfelsiger oder toniger und eisenhaltiger Unterlage.

Die tonigen Lehm- oder Grauwackeböden weisen im allgemeinen einen mäßigen Gehalt an Nährstoffen, befriedigenden Humusgehalt und gute Absorptionsverhältnisse auf, können also mindestens als mittelmäßige Böden bezeichnet werden. Wo der Untergrund genügend durchlässig ist, eignen sie sich insbesondere zum Roggenbau und werden deshalb seit alters her in der Eifel auch als „Roggenboden“ bezeichnet. Grauwackeboden mit höherem Kalkboden pflegt der Eifeler als „Hasselboden“ zu benennen und gerne dem Kartoffelbau zu widmen.

Die Ertragfähigkeit der kalkigen Böden weist die größten Gegensätze auf, wofür insbesondere die Untergrundverhältnisse verantwortlich zu machen sind. Tiefgründige lehmige Kalkböden tragen Spelz und selbst Weizen mit gutem Erfolg und zeichnen sich außerdem durch ihre Kleewüchsigkeit aus. Die flachgründigen und hängigen Kalkböden dagegen gewähren vielfach ein Bild von geradezu trostloser Öde und Sterilität, liegen unbebaut und liefern höchstens eine magere Weide.

Die Buntsandsteinböden liefern ihrer leichten Bearbeitungsfähigkeit wegen vielerorten ein recht gutes Ackerland, das sich insbesondere zum Speisekartoffelbau eignet, bei öfterer Stallmistdüngung und ausreichender Kalkzufuhr jedoch auch, zumal in feuchten Jahren, den Anbau der meisten andern Ackergewächse mit gutem Erfolge lohnt.

Scharfe Gegensätze in der Ertragfähigkeit weisen wieder die Böden vulkanischen Ursprungs auf. Sehr fruchtbar sind die aus einem Gemisch von Lehm und zerfallener Lavaschlacke bestehenden Böden, und ihnen geben bei ausreichender Feuchtigkeit die feinsandigen Vulkanböden nicht viel nach. Dagegen repräsentieren sich die grobsandigen Vulkan- und tuffartig verkitteten Böden als höchst unfruchtbare Böden, auf denen selbst die wilde Flora nur noch in kümmerlichen Exemplaren gedeiht.

In welchem Verhältnis annähernd die „schweren“ und die „leichten“ Böden an der Zusammensetzung der Gesamtfläche beteiligt sind, darüber gibt uns, nach Kreisen geordnet, die nachfolgende Übersicht 1, die nach *Meitzen* zusammengestellt worden ist, eine ziemlich eingehende Auskunft.

Lehm- und Tonböden, zu denen dann natürlich auch die kalkigen Ton- und Lehmböden gehören, haben weitaus das Übergewicht, bedecken sie doch in 7 Kreisen mehr als 75 Prozent der Gesamtfläche. Die sandigen Lehm- und lehmigen Sandböden gewinnen größere Bedeutung im Kreis Prüm und Mayen, der eigentliche

---

[1]) Die landwirtschaftlichen Verhältnisse der Eifel, Berlin 1910, S. 13.

1.

In Prozenten der Gesamtfläche entfallen auf:

Kreis	Lehm- und Sandböden					sandig. Lehm u. lehmig. Sand	Sandboden	Moorboden
	Lehm auf der Höhe	Lehm in den Flußniederungen	grauer Lehm (Ton) auf der Höhe	grauer Lehm (Ton) in den Flußniederungen	Lehm und Ton zusammen			
Malmedy	15,1	0,7	64,9	4,3	85,0	2,7	—	12,3
Montjoie	38,1	3 6	37,8	—	79.5	—	—	20,5
Schleiden	91,8	0.3	3,5	4,0	99,6	—	0,4	—
Adenau	1,3	1,6	94,9	—	97,8	2,2	—	—
Ahrweiler	36,3	17,5	42,6	—	96,4	3,6	—	—
Cochem	14,3	6,5	72,5	5,7	99,0	1,0	—	—
Mayen	14,3	2,0	36,0	—	52.3	47,1	—	—
Bitburg	57,3	—	12,2	—	69,5	22.5	7,7	—
Daun	69,8	8,1	—	—	77.9	21,6	—	0,2
Prüm	16.5	—	11.4	—	27,9	62 5	9,4	—
Wittlich	58 2	0,5	2 2	0,5	61,4	17,3	20,7	—

Sandboden nur im Kreis Wittlich. Größere Moorflächen weisen die im Hohen Venn gelegenen Kreise Malmedy und Montjoie auf.

Die Zusammensetzung des Bodens nach den Hauptgemengteilen Sand, Ton, Kalk und Humus ist nur einer der Faktoren, die für seine natürliche Ertragfähigkeit bestimmend sind. Wir werden diesem Faktor, wenn auch vielfach die Eifelböden flachgründig, an andern Stellen undurchlässig sind, nach Vorstehendem nicht die alleinige und auch nicht einmal die Hauptschuld beimessen dürfen, wenn die Landwirtschaft der Eifel in ihren Erträgnissen erheblich hinter andern Landesteilen zurückbleibt, sondern uns nach weiteren Gründen umsehen müssen.

Als solche kommen in Betracht einmal die *orographische* Gestaltung, zum andern das *Klima* des Landes.

Erstere zu beschreiben, kann hier selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein. Es bedarf auch keiner weiteren Auseinandersetzung, wie sehr der Gebirgscharakter der Eifel, die rasche Aufeinanderfolge von Tälern und Höhen, sei es mittelbar durch Beeinflussung des Klimas, sei es unmittelbar durch Erschwerung der Bearbeitung und der Maschinenanwendung bei Ernte und Saat, durch Abschwemmung der feineren Bestandteile und zugeführten Dungstoffe von den Höhen in die Tiefen, durch Schneeverwehungen und ihre Folgen sowie ähnliche Umstände die Bodenkultur, insbesondere den Ackerbau, in Mitleidenschaft zieht, die Kosten erhöht und die Erträge vermindert. Nicht nur sind in den landwirtschaftlichen Betrieben bei der Bewältigung der Lasten zwischen dem Wirtschaftshof und den Grundstücken immer wieder große Höhenunterschiede zu überwinden, auch die Grundstücke selbst sind in der Regel hügelig und bergig und von sehr wechselnder Beschaffenheit, so daß es, abgesehen von den schon erwähnten Übelständen, auch noch schwer hält, bei der Auswahl der Früchte, sowie bei ihrer Bestellung und Ernte sich der Bodenbeschaffenheit in rationeller Weise anzupassen.

Schmitz untersucht in 31, in den Kreisen Schleiden, Daun, Prüm und Bitburg gelegenen Betrieben die Unterschiede zwischen dem höchsten und niedrigsten Geländepunkt; dabei ergibt sich, daß nur 8 Betriebe Höhenunterschiede von 20—50 m, 10 solche von 50—100, und der Rest Unterschiede von 100—170 m aufweist. Er teilt ferner mit, daß es früher, wo die Arbeitslöhne noch niedrig standen, vielfach

üblich gewesen sei, auf stark geneigten Grundstücken die abgetriebenen Erdmassen mit Fuhren und selbst mit Körben und Kiepen durch Menschenkraft wieder nach oben zu schaffen.

DAS KLIMA DER EIFEL

Entscheidend für den Charakter der landwirtschaftlichen Bodennutzung einer Gegend oder eines Landes ist stets das Klima. Das Klima beherrscht den Reichtum an Pflanzenformen, den Verlauf der Entwicklung der Pflanzen und ihre Ergiebigkeit, und auch die lokale Eigenartigkeit bestimmter Maßregeln der Technik der Landwirtschaft hat ihre Ursache gewöhnlich in dem Einfluß der klimatischen Faktoren. Die Eigenschaften der Bodensubstanz können in vielen Fällen durch die Hilfsmittel des Landwirts den Bedürfnissen der Kulturgewächse entsprechend geändert werden, dagegen stehen dem Landwirt nur geringe Machtmittel zu Gebot, um die Einwirkungen der Sonnenstrahlen, der atmosphärischen Niederschläge und der sonstigen klimatischen Faktoren zu korrigieren, wo sie ungünstig sind. Letztere bestimmen daher noch weit mehr als die Beschaffenheit des Bodens das Gepräge der Bodenkultur. Sehr treffend sagt *Ad. Krämer:* „Der Boden *ernährt* die Gewächse, das Klima aber *erzieht* sie“ [1]).

Seit etwa 15 Jahren sind die klimatischen Verhältnisse des Eifelgebietes dank der Tätigkeit des Aachener Observatoriums und seines verdienstvollen Leiters einer systematischen Beobachtung unterworfen worden, deren Ergebnisse es ermöglichen, ein einigermaßen geschlossenes Gesamtbild des Eifelklimas zu entwerfen. Nach *Polis* steht das Klima der Eifel zur Winterszeit ganz ausgesprochen unter dem Einfluß der „nördlich vorüberziehenden Tiefdruckgebiete“, was ein Vorherrschen südwest- und westlicher Luftströmungen zur Folge hat, während für die Sommerzeit mehr das „atlantische Hochdruckgebiet“ in Betracht kommt, was eine Zunahme der nordwestlichen Luftströmungen herbeiführt. Nur im Frühjahr und Herbst tritt der ozeanische Einfluß etwas zurück [2]). Auf der Wetterstation *Schneifelforsthaus*, die in 657 m Seehöhe liegt, wurden in den Jahren 1896—1900 5478 Windbeobachtungen vorgenommen, die nachstehendes Ergebnis hatten, das mit denjenigen anderer Beobachtungsstellen im wesentlichen übereinstimmt:

Windrichtung	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	Stille
	400	525	173	273	301	1210	1043	526	754

Daß Südwest- und Westwinde vorherrschen, ist überdies eine Beobachtung, die jedem Eifelwanderer, der die Wetterzeichen beobachtet, auf Schritt und Tritt sich aufdrängt. Die Bäume, Hecken und Wälder tragen deutlich die Spuren der herrschenden Windrichtung. Freistehende Bäume sind gewöhnlich nach Nordosten und Osten geneigt, auf welcher Seite sich dann zugleich auch die Hauptmasse der Zweige und Äste entwickelt hat. Ebenso legen die Flechtenbildungen und Regenstreifen an den Waldbäumen deutlich Zeugnis von der herrschenden Windrichtung ab. Auch die Siedlungsweise und Bauart der Gehöfte sind ihr, namentlich im westlichen Teil der Eifel angepaßt worden. Die Bewohner haben bei der Niederlassung nach Möglichkeit Talmulden bevorzugt, die sich nach Osten und Nordosten öffnen, und suchen in hochgelegenen Ortschaften durch tiefhinabreichende Wetterdächer ihren Behausungen einen Schutz gegen die Unbill des Wetters zu verschaffen; den gleichen Zweck erfüllen die hohen auf der Wetterseite der Gehöfte angepflanzten

[1]) *v. d. Goltz,* Handbuch der gesamten Landwirtschaft, Bd. I, S. 147.
[2]) *Polis,* Nordeifel und Venn, 1905, S. 50.

und sorgfältig gepflegten Hainbuchenhecken, die man namentlich im Hohen Venn vielfach antreffen kann.

Über die *Temperaturverhältnisse* der Eifel und der umgebenden Flußtäler hat *Polis* auf Grund zwanzigjähriger Beobachtungen folgende Mittelwerte veröffentlicht:

2.

		Seehöhe m	Winter	Frühling	Sommer	Herbst	Jahresmittel
Rhein- und Moseltal	Köln	56	2,6°	9,4°	17,6°	10,3°	10,0°
	Neuwied	68	1,2°	8,9°	17,2°	9,4°	9,3°
	Trier	150	1,5°	9,2°	17,8°	9,6°	9,5°
Venn	Aachen	169	2,4°	8,8°	17,2°	10,1°	9,6°
	Monte Rigi	675	−2,5°	4,4°	13,2°	6,7°	5,8°
	Hollerath	617	−1,7°	6,0°	15,0°	7,5°	6,8°
Eifel	Schneifelforsthaus	657	−1,9°	5,1°	13,4°	6,6°	5,8°
	Bitburg	335	0,4°	7,7°	16,0°	8,5°	8,2°

Wie schon diese Zahlen und noch deutlicher die von *Polis* herausgegebene Temperaturkarte erkennen lassen, weisen das Rhein- und Moseltal sowie der die Eifel nördlich begrenzende Teil der niederrheinischen Tiefebene eine mittlere Jahrestemperatur von 9—10° auf, während sie in der Eifel selbst in dem Maße abnimmt, wie die Seehöhe ansteigt. Steigt man das Kylltal aufwärts, so hat man bei Auw bereits die Temperaturzone mit dem Mittel 8—9, in der Höhe von Bitburg die mit dem Mittel 7—8, und bei Birresborn die Zone 6—7° erreicht; unter 6° sinkt die Jahrestemperatur im Durchschnitt nur bei mehr als 650 m Seehöhe, wie auf dem Hochplateau der Schnee-Eifel, im Gebiet des Monte Rigi und auf den Berggipfeln östlich von Adenau (Hohe Acht). Die Zone mit dem Jahresmittel 8—9°, die *untere Randzone,* bildet nur einen schmalen Saum am Nordost- und Südrand der Eifel, so daß der Hauptteil des Gebietes auf die *obere Randzone* mit dem Mittel 7—8 und die *Zentralzone* mit dem Mittel 6—7° entfällt.

Landwirtschaftlich verdienen vor allen die Temperaturmittel der einzelnen Jahreszeiten sowie die Extreme in der Temperatur Beachtung. Über erstere hat *Polis* gleichfalls kartographische Darstellungen veröffentlicht, die erkennen lassen, daß die Zonen mit abnehmendem Jahresmittel im wesentlichen auch Zonen mit abnehmender mittlerer Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Wintertemperatur sind, und zwar stellen sich die Jahreszeitenmittel in den eben beschriebenen Zonen etwa folgendermaßen:

3.

Zone	Jahresmittel	Frühjahrs-	Sommer-	Herbst-	Winter-
		Mittel			
Rhein-, Moseltal . Niederrheinische . Tiefebene	9–10°	über 9°	17—18°	9–10°	1–2°
untere Randzone	8—9°	8–9°	16–17°	8–9°	0–1°
obere Randzone	7–8°	7–8°	15–16°		−1–0°
Zentralzone	6–7°	unten 6–7° oben 5–6°	14 - 15°	7—8°	−2 bis −1°
Gipfelzone	unter 6°	unter 5°	unter 14°	6—7°	unter —2°

Die mittlere Wintertemperatur liegt also im größten Teil des Eifelgebietes zwischen den Grenzwerten —2 und 0° und steigt in der unteren Randzone um 1° an. Im Sommer geht in den höchstgelegenen Teilen das Mittel nicht über 14° hinaus, während es sonst zwischen 14—16° schwankt und nur am Fuße der Eifel 17° erreicht. Während im Tal und in der unteren Randzone das Frühjahrs- und Herbstmittel annähernd gleich sind, zeichnet sich in den höheren Lagen der Herbst gegenüber dem Frühjahr durch seine milde Temperatur aus, was eine Verschiebung der Vegetationszeit zur Folge hat, die auf 2—3 Wochen geschätzt werden kann. Der Wanderer, der in den ersten Frühlingstagen die Eifel durchquert, findet die Höhen vielfach noch mit Schnee bedeckt, während an den Abhängen Bäume und Sträucher bereits keimen und sprossen, im Tal gar die Obstbäume schon in der Blüte stehen; im Herbst dagegen zeigen die Höhen noch einige Zeit den Schmuck grüner Wälder, wenn im Tal die Bäume bereits entlaubt sind.

Über die Extreme in den Temperaturen erfahren wir Näheres aus der Übersicht 4.

4.

Extreme Lufttemperaturen 1891—1900[1])

Zone		Mittleres Maximum				Mittleres Minimum				
		Jan.	April	Juli	Okt.	Jan.	April	Juli	Okt.	Jahr
Rhein- u. Moseltal	Köln	3,3°	14,3°	22,6°	13,6°	—1°	51,°	13,9°	7,1°	6,5°
	Neuwied	2,4°	14,3°	22,7°	13,3°	—2,6°	3,9°	13.0°	6,1°	5,3°
	Trier	2,5°	14,7°	23,6°	13,6°	—2,2°	4,5°	13,3°	6,3°	5,6°
Venn	Aachen	3,6°	13,7°	22,5°	13,4°	—1°	4,7°	13,3°	6,8°	6,1°
Eifel	Schneifelforsthaus	0,0°	10,7°	19,2°	10°	—4,9°	1,0°	9,3°	3,2°	2,3°
	Bitburg	1,4°	13,4°	22,2°	12,2°	—4,1°	2,5°	11,1°	4,3°	3,5°
		absolutes Maximum				absolutes Minimum				
Rhein- u. Moseltal	Köln	13,0°	25°	32,9°	24,3°	—19,6°	—3,2°	8,2°	—2,8°	—19,6°
	Neuwied	12,5°	24,4°	31,8°	23°	—27,2°	—4,5°	6,2°	—4,9°	—27,2°
	Trier	12,7°	25,8°	34°	23,1°	—19,4°	—4,4°	6,1°	—3,3°	—21°
Venn	Aachen	13,2°	26°	35,2°	25,1°	—17°	—2,8°	7°	—3,7°	—20,1°
Eifel	Schneifelforsthaus	12,5°	25,3°	31,7°	22,6°	—19.2°	—9,5°	2,9°	—6.3°	—19,2°
	Bitburg	11,1°	26,2°	33°	23,6°	—23,8°	—7,4°	3,1°	—4,9°	—23,8°

Die absoluten Kälteextreme sind trotz strenger Winter in der Eifel nicht größer, eher geringer, als im Rhein- und Moseltal, dagegen läßt der niedrige Wert des mittleren Aprilminimums für Bitburg und namentlich Schneifelforsthaus darauf schließen, daß im Frühjahr Kälteperioden verhältnismäßig sehr häufig sind, was mit allgemeinen Beobachtungen in Einklang steht, über die *Schmitz* berichtet[2]): „Abgesehen davon, daß die Saaten oft durch strenge Winterkälte leiden, schadet ihnen vielfach der hohe Temperaturwechsel in den ersten Frühjahrstagen. Die Sommerfrüchte nehmen oft durch Spätfröste Schaden, die sich selbst bis Mitte Juni einstellen. Besonders schädlich treten die Fröste in den tiefer gelegenen Mulden, Senkungen und engen Tälern auf, und es erfrieren dort oft Kartoffeln, Gemüsepflanzen und Obstblüten, während diese an höher gelegenen Stellen keine

[1]) *Polis* l. c., S. 115.
[2]) l. c., S. 23.

Beschädigung erfahren." Die von ihm untersuchten 31 landwirtschaftlichen Betriebe haben sämtlich mehr oder weniger unter Spätfrösten zu leiden, die selbst die Roggenblüte nicht verschonen.

Über die *Sonnenscheindauer* liegen zahlenmäßige Ermittlungen bisher nicht vor; indes ist allbekannt, daß neblige und trübe Tage in der Eifel, besonders auf den hochgelegenen Plateaus, sehr viel häufiger sind als in der Rhein- und Moselniederung. Auch *Dronke* weist auf diese Besonderheit hin und bezeichnet die Nebelbildungen als charakteristisch namentlich für das klimatische Bild der Hochflächen des Venns und der Schnee-Eifel [1]). Eben dieser Umstand machte ehedem die Wanderungen über die Hochmoore des Venns so außerordentlich gefährlich.

Sehr eingehend unterrichtet sind wir über die *Niederschlagsverhältnisse* der Eifel. Entscheidend für die Intensität und Häufigkeit der Niederschläge ist die geographische Lage des Gebietes als östliche Fortsetzung der Ardennen und des Venns. Die Eifel liegt vollständig im Regenschatten der Ardennen, und das Venn insbesondere bildet für sie eine ausgesprochene Klimascheide. Die wasserreichen Luftströmungen, die vom Ozean her über das belgische Flachland hinwegstreichen, sind gezwungen an der „Luvseite" des Hohen Venns emporzusteigen, wobei sie eine Abkühlung erfahren und einen großen Teil ihres Feuchtigkeitsgehaltes als Niederschlag abgeben. Auf der „Leeseite" gehen sie als trockene wärmere Luftströme herunter und bedingen dadurch einen bedeutenden Niederschlagsabfall nach der Eifel zu, ohne allerdings der Eifel im ganzen den Charakter eines regenreichen Landesteils zu nehmen. Je mehr nach Osten, desto niedriger wird das Jahresmittel der Niederschläge, und der gleiche Abfall ist natürlich wahrzunehmen, wenn man vom Plateau der Eifel in die rheinische Tiefebene oder ins Moseltal herniedersteigt. Die Niederschlagsextreme weisen der Monte Rigi im äußersten Westen mit 1350 mm und das Maifeld am Rand der Osteifel mit nur 550 mm durchschnittlicher Jahresregenmenge auf. Vom Monte Rigi ausgehend, ist der Abfall zunächst sehr stark, um sich dann allmählich zu verflachen. Eynatten, das etwa 20—25 km nördlich, Losheim, das ebensoweit südwestlich vom Monte Rigi liegt, weisen nur noch 950 mm auf und in der Südlinie erfolgt der Abfall noch rascher. Weniger als 700 mm haben dagegen nur der Nordrand und Ostrand, allerdings mit Einschluß des ganzen Ahrgebirges und Ahrtales, sowie das Randgebiet an der Mosel. Der größte Teil der eigentlichen Eifel wird von einer Zone bedeckt, die 700 bis 950 mm Niederschlag aufweist, wobei noch zu bedenken ist, daß diese Regenmenge auf eine sehr große Anzahl von Regentagen verteilt ist und die Verdunstung infolge der starken Bewölkung sehr eingeschränkt wird. Hollerath hat z. B. durchschnittlich 182, Schneifelforsthaus 180, Gerolstein 170, Bitburg 140 Regentage mit mehr als 0,2 mm Niederschlag.

Mehr als diese Zahlen über die Jahresregenmengen interessiert den Landwirt die Verteilung der Niederschläge auf die Saat-, Vegetations- und Erntezeiten der verschiedenen Gewächse, denn davon hängt es in erster Linie ab, welche Früchte mit Erfolg oder verhältnismäßig größtem Erfolg angebaut werden können. Die Übersicht 5 gibt für eine Reihe von Stationen, die in verschiedenen Regenzonen gelegen sind, die Verteilung der Niederschlagsmengen auf die einzelnen Monate des Jahres an.

Von dem trockenen Ostrand abgesehen, ist die Regenverteilung derart, daß kaum eine Kultur zu kurz kommt. Dagegen übersteigen die Regenmengen von Mai bis September für den Körnerbau vielerorts das erforderliche Maß, insofern als sie die Ernte oft recht schwierig gestalten und dazu nötigen, von dem Anbau der gegen

[1]) *Dronke,* Die Eifel, Köln 1905, S. 134.

5.

Stationen	Seehöhe m	Jahr der Beobachtung	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
Münstermaifeld .	219	1894—1902	31,8	28,4	41,8	31,0	38,0	61,8	66,1	57,7	57,6	57,8	22,8	32,4	530,2
Kelberg (Adenau)	482	94—02	55,9	40,7	54,0	50,5	54,0	51,9	79,2	69,1	70,7	76,7	34,2	67,2	704,1
Gerolstein	362	94—03	79,5	52,6	70,3	73,5	58,5	61,1	79,2	68,6	62,1	101,0	56,7	81,2	853,3
Bitburg	335	94—03	55,9	45,1	52,6	53,3	47,9	71,9	70,1	77,7	57,5	93,3	39,2	65,1	729,6
Schneifelforsthaus	657	94—03	92,5	72,1	81,5	87,7	64,9	76,9	97,7	91,7	84,8	110,3	58,9	99,0	1018,0
Gemünd	338	97—03	63,4	53,7	55,6	72,0	73,7	86,8	61,7	67,7	79,0	67,0	12,1	61,3	781,3
Hollerath	619	98—03	108,8	81,8	71,6	109,0	83,8	70,7	95,7	76,8	77,0	101,0	66,7	99,0	1017,9
Mützenich	590	97—02	122,6	108,5	82,2	111,2	103,3	101,0	122,5	95,8	117,2	97,8	63,2	137,3	1265,6
Malmedy	330	95—02	93,5	70,5	81,4	89,2	72,5	72,3	90,8	76,8	81,9	96,8	51,8	111,0	997,5

schlechtes Erntewetter sehr empfindlichen Gerste abzusehen und den Haferbau einseitig zu bevorzugen, und auch noch andere Übelstände, wie das Auftreten von Kartoffelkrankheiten, Erschwerung der Grummeternte usw. im Gefolge haben. Auch der Herbst bringt im allgemeinen mehr Regen als im Interesse einer sorgsamen Winterbestellung und Hackfruchternte wünschenswert ist. Am günstigsten liegen zweifellos die Bedingungen für den Futterbau in seinen verschiedenen Formen, zumal auch der vielfach vorhandene Kalkreichtum des Bodens diesem wesentlich zugute kommt.

Auch mit Niederschlägen in Form von *Schnee* ist die Eifel reichlich bedacht, und zwar geht nach den vorliegenden Beobachtungen die Zahl der Schneetage im großen und ganzen mit der Jahresregenmenge parallel. Das Hohe Venn und die „Schnee-Eifel" weisen die meisten Schneetage auf, nämlich durchschnittlich 60 im Jahre. Je weiter man von diesen beiden Hochplateaus sich entfernt, desto mehr verringert sich der Schneereichtum. Gerolstein weist im Mittel noch etwa 40, Bitburg noch 25 Schneetage auf. Diese starke Schneedecke schützt die Wintersaaten, kann ihnen allerdings zuweilen auch gefährlich werden, wenn sie mit starken Verwehungen verbunden ist und im Frühjahr allzu lange liegen bleibt.

Beschaffenheit von Boden und Klima sind nicht nur entscheidend für die Ergiebigkeit der Landwirtschaft, sondern üben auch dadurch, daß sie die Termine für die Bodenbearbeitung, für Saat und Ernte der Früchte festlegen und so den Ablauf der wichtigsten Kulturarbeiten regeln, eine weitgehende Rückwirkung auf die Art des ganzen Wirtschaftsbetriebes aus. *Schmitz* hat auch diesen Punkt mit ins Auge gefaßt[1]) und für die von ihm untersuchten Betriebe die wichtigsten Arbeitstermine zusammengestellt. In den günstigeren klimatischen Lagen und auf den leichteren Böden beginnt hiernach die Frühjahrsbestellung im allgemeinen Mitte bis Ende März, in den rauhen Lagen und auf den schweren, naßkalten Böden dagegen erst Anfang April. Sehr

[1]) l. c., S. 34.

früh nimmt die Winterbestellung ihren Anfang, in den rauhen Gebieten nicht selten schon Mitte August; ausgedehnt werden kann sie hier bis Ende Oktober, in den günstig gelegenen Bezirken etwa vier Wochen länger. Der Anfang der Roggenernte fällt gewöhnlich in die Zeit vom 25. Juli bis 5. August; Mitte August beginnt die Haferernte, die durch ungünstige Witterungsverhältnisse in manchen Jahren bis Ende Oktober sich hinausziehen kann. Getreideernte und Winterbestellung kollidieren also zeitlich miteinander, was naturgemäß von erheblichem Einfluß sein muß auf die Art des Anbaues, insonderheit auf das zu wählende Ackerbausystem, in welchem aus diesem Grunde vielfach eine verhältnismäßig umfangreiche Brache nicht entbehrt werden kann. Auch der Zeitpunkt der Heuernte liegt, da die Klee- und Wiesenpflanzen durch die kühle Frühjahrswitterung in ihrem Wachstum aufgehalten werden, relativ spät; die Kleeheuernte beginnt Mitte, die Wiesenheuernte im allgemeinen nicht vor Ende Juni. Aus demselben Grunde kann auch der Viehauftrieb auf die Weiden kaum vor Mitte Mai erfolgen, 3—4 Wochen später als beispielsweise in den Weidegegenden des Niederrheins.

Einen brauchbaren Anhaltspunkt für die Beurteilung der natürlichen Fruchtbarkeit der landwirtschaftlich genutzten Böden gewährt uns die jeweilige Höhe ihres „*Grundsteuerreinertrags*". Legen wir diesen Maßstab an, so erscheint die Eifel im ganzen genommen und im Vergleich zu den übrigen Teilen der Rheinprovinz als ein Gebiet von sehr geringer Ertragsfähigkeit, wie man aus der Übersicht 6 ersehen wolle.

6.

Grundsteuerreinertrag pro Morgen in Mark.

Kreis bezw. Bezirk	Gesamtfläche	Ackerland			Wiesen	Weiden	Holzungen
		1. Klasse	8. Klasse	im Durchschnitt			
Malmedy	1,0	10,8	0,6	1,8	3,2	0,3	0,8
Montjoie	1,3	9,0	0,6	2,3	3,3	0,3	0,9
Schleiden	1,7	13,5	0,6	2,5	4,8	0,5	1,3
Adenau	1,2	10,8	0,3	1,5	3,6	0,3	0,9
Ahrweiler (Eifel)	1,4	15,0	7. Klasse 0,6	2,2	4,8	0,3	0,8
Cochem		21,0	0,6	—	—	—	1,9
Mayen ohne Andernach	3,1	16,5	0,6	4,2	7,9	0,5	1,9
Bitburg	2,6	15,0	0,6	3,1	5,4	0,5	1,6
Daun	1,7	12,0	0,6	1,9	4,7	0,4	1,2
Prüm	1,2	9,0	0,6	1,9	2,8	0,4	1,3
Wittlich	2,8	12,0	0,6	4,0	7,0	0,6	1,4
Düsseldorf	7,8			9,8	9,8	10,2	2,1
Köln	6,7			10,1	7,5	0,9	1,6
Aachen	5,7			9,8	6,9	2,3	1,6
Koblenz	3,8			5,7	6,4	0,5	1,9
Trier	3,2			4,1	7,2	0,5	2,0

Die Bevölkerungsverhältnisse.

STAMMESART DES EIFLERS

So rückständig und altfränkisch manche Formen des heutigen Wirtschaftslebens der Eifel demjenigen, der mit „modernem“ Maßstab die Zustände zu messen gewohnt ist, auch erscheinen mögen, so alt ist die Kultur dieses Landes. Die Eifel kann auf eine mehr als zweitausendjährige Entwicklungszeit zurückblicken, während der sich die verschiedenartigsten Kulturen übereinandergeschoben und miteinander verschmolzen haben. Die ältesten *geschichtlich* nachweisbaren Bewohner waren *Kelten* mit germanischer Beimischung, die von den römischen Schriftstellern geschildert werden als ein blondhaariger, überaus starker, zäher, lebhafter und leicht aufbrausender Volksstamm, als ein freiheitsliebendes, tapferes und kampfgeübtes Naturvolk. Daß sie nicht die ältesten Bewohner gewesen sind, haben mit Sicherheit die prähistorischen Funde der letzten Jahrzehnte dargetan. Die Kelten besaßen bereits eine höhere Kultur, waren seßhaft und trieben Ackerbau und Viehzucht in ausgedehnter Weise. Namentlich muß die Pferdezucht in Blüte gestanden haben, denn wiederholt werden die große Zahl der Reiter und die hochentwickelte Reitkunst rühmend hervorgehoben. Auch die Gewinnung des Eisens und dessen kunstvolle Verarbeitung zu Waffen, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen waren ihnen nicht fremd, wie durch zahllose Funde bezeugt wird. Ihre ehemalige Verbreitung ist noch an vielen Ortsnamen der Eifel erkenntlich, insbesondere gelten die Namen auf „ach“ und „ich“ als solche keltischen Ursprungs [1]). Daß die Kelten das Land sehr dicht bevölkert hätten, darf indes nicht angenommen werden, denn nach Cäsars Berichten bedeckten große zusammenhängende Urwälder weite Gebiete des Landes, als die Römer ihre Adler in das wilde Bergland trugen; nur die geschützten Täler und Abhänge waren bebaut.

Nach Unterjochung der keltischen Stämme durch die Römer begann eine große Umgestaltung des Landes, deren Endergebnis eine reiche Kultur mit prächtigen Bauten und blühenden Ortschaften war. Gewaltige Heerstraßen wurden angelegt und durch ein ausgedehntes Netz von Seitenstraßen miteinander verbunden, Militärstationen und Kolonien errichtet. An den Heerstraßen und auch weitab von ihnen breiteten sich die Niederlassungen der Römer im Lande aus, selbst in Gegenden, die heute ganz unwirtlich sind; denn fast überall sind die Grundmauern und Trümmer römischer Tempel und Villen, Wegesteine, Münzen, die Reste von Lagerstätten usw. aufgedeckt worden. So lernten die Kelten, wenn auch die Aussöhnung zwischen ihnen und den Unterjochern nur langsam erfolgte, die Wohltaten des geordneten römischen Staatswesens kennen, das ihnen zwar ungewohnte Lasten auferlegte, anderseits aber auch Sicherheit des Besitzes, Ruhe zum Betriebe des Ackerbaues, des Handels und Gewerbes gewährte und damit Freude an der friedlichen Arbeit und am behaglichen Lebensgenuß in ihnen weckte. Im Verlauf einer mehr als dreihundertjährigen, überwiegend friedlichen Entwicklung nahmen die Kelten Sprache und Kultur der römischen Besieger an; sie wurden zu *Keltoromanen*.

Eine neue Epoche begann im 5. Jahrhundert. Zur Zeit der Völkerwanderung machten *deutsche Stämme* der römischen Herrschaft ein gewaltsames Ende, nahmen das Land in Besitz, drängten die Keltoromanen in die Hochtäler und unwirtlichen Teile des Gebirges zurück und raubten ihnen schließlich durch Vermischung auch Sprache, Nationalität und körperliche Eigenart. Neue Staaten entstanden auf den Trümmern des römischen Weltreichs und neben der politischen Umgestaltung vollzog sich eine andere nicht minder gewaltige Umwälzung geistiger Art,

[1]) *Dronke* l. c., S. 171 ff.

indem das Christentum den menschlichen Geist in neue Bahnen lenkte, mit neuen, von den Grundanschauungen der Römer gänzlich verschiedenen Idealen erfüllte. Im 8. Jahrhundert wurde unter der Regierung Karls des Großen das nördliche Vorland der Eifel der Sitz des „Reiches diesseits der Alpen“.

Zwei große Volksstämme waren es hauptsächlich, die um diese Zeit das Eifelland besiedelten: *Franken* und *Alemannen*. Jene drangen von Norden und Nordosten, also von der rheinischen Ebene und dem Rheintal aus, in das Gebirge vor, diese breiteten sich von Süden über das Gebiet der oberen Mosel und Sauer, über die Sübabhänge der Eifel und der östlichen Ardennen aus [1]). Den Versuchen der Alemannen, in die nordwärts gelegene Ebene vorzudringen, setzte der Frankenkönig Chlodwig durch die bekannte Alemannen-Schlacht ein Ziel, so daß schließlich im großen und ganzen die nördliche Hälfte und die Rheinabhänge der Eifel im Besitze fränkischer Ansiedler blieben, während die Südabhänge dauernd von Alemannen besetzt wurden. Nach *Grimm* verläuft die Grenze zwischen den beiden germanischen Volksstämmen von dem Dorf Niederbreisig durch das Tal des Vinxtbaches aufwärts, um dann in westlicher Richtung dem Kamm des Gebirges bis zu der preußischen Wallonie zu folgen. Danach würde also der überwiegende Teil der Eifelbevölkerung oberdeutscher Stammesart sein. *Dronke*, der als Anhalt für die Abstammung der Einwanderer die heutigen Orts- und Bachnamen heranzieht, verlegt die Völkerscheide im ganzen etwas weiter südlich und ist im übrigen der Meinung, daß die Grenze im Verlaufe der Jahrhunderte starke Verschiebungen erlitten haben müsse. Namentlich in der Westeifel scheint, nach den Ortsnamen zu urteilen, eine weitgehende Vermischung fränkischer und alemannischer Siedlungen erfolgt zu sein.

Neben Franken und Alemannen kommen als Besiedler der Eifel in geringem Umfang auch noch die *Sachsen* in Betracht, die von Karl dem Großen dorthin verpflanzt wurden. In welcher Gegend sie zu suchen sind, ist noch ungewiß; auf Grund der Sprache und Haarfarbe ist die Vermutung aufgestellt worden, daß sie sich in der heutigen belgischen Wallonie im Tale der Salm niedergelassen hätten. Daß sich im Laufe der Jahrhunderte, namentlich in den bewegten Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts, hier und da fremdes Blut mit dem germanischen vermischt hat, ist anzunehmen. *Dronke* weist auf eine Niederlassung spanischen Ursprungs hin (Bisholder bei Koblenz), die noch vor wenigen Jahrzehnten in den Gebräuchen und körperlichen Merkmalen der Bewohner ihren südlichen Charakter gezeigt haben soll. Die *Wallonen* am Südabhange des Venns werden als Reste der keltoromanischen Bevölkerung angesprochen, die ihre Stammesart inmitten der germanischen Niederlassungen zu wahren gewußt haben.

CHARAKTER DER BEVÖLKERUNG

Um das wirtschattliche Leben eines Landes oder Berufsstandes, die Ursachen seines wirtschaftlichen Gedeihens oder Nichtgedeihens zu verstehen, darf das psychologische Moment nicht übersehen werden. Es hängt bei gleichen objektiven Vorbedingungen wesentlich von der Entfaltung der geistigen und Charaktereigenschaften, sowie von der sittlichen Willensrichtung der betreffenden Bevölkerungsgruppe ab, wie der Verlauf des wirtschaftlichen Geschehens sich gestalten wird. Und zwar heutzutage mehr denn je; je mehr die wirtschaftliche Entwicklung im ganzen fortschreitet, desto höhere Anforderungen stellt der wirtschaftliche Erfolg auch an die Energie, den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, an die kalkulatorische Begabung

[1]) Vgl. *Dronke* l. c., S. 397 ff.

und den ökonomischen Wagemut eines jeden einzelnen. Jede wirtschaftliche Entwicklungsstufe setzt Menschen voraus, die zur Mitwirkung befähigt sind. Auch der Bauer ist davon nicht ausgenommen.

Die Urteile über den Erwerbstrieb und die wirtschaftlichen Tugenden der Eifelbauern sind sehr verschieden. *Wilsing* gibt ihnen selbst sehr viel Schuld, „wenn sie sich heute noch nicht so weit emporgeschwungen haben, wie ihnen durch die gebotenen Hilfsmittel wohl möglich gewesen wäre". Er lobt zwar ihre rasche Auffassungsgabe, spricht ihnen aber Stetigkeit und Ausdauer bei der Verfolgung eines Ziels, das „Warten auf den Erfolg", ganz und gar ab und glaubt sogar „nach gewissenhaften Beobachtungen und eingehenden, allseitigen Erkundigungen" dem harten Urteil eines Landtagsabgeordneten zustimmen zu müssen, „der Eifeler sei faul". Er entwickle nur dann Eifer, wenn der Erfolg sofort in klingender Münze in seine Tasche fließe; die Sucht, sofort Geld zu verdienen, verdränge die ruhige Berechnung. Also ein gering ausgebildeter, oder doch nur auf den Augenblick bedachter Erwerbstrieb. „Das sinnliche Triebleben des Augenblicks ist noch stärker, als der Sinn für die Zukunft, als die Selbstbeherrschung, die sich für die Kinder, für künftige Genüsse anstrengt" *(Schmoller)*. Günstiger urteilt schon *Dronke*. Nach ihm sind die Bewohner der Eifel „ernst, fleißig, einfach und sehr genügsam, aber etwas schwerfällig und ohne eigene Initiative, daher Neuerungen nur schwer zugänglich, dagegen treu und fest am Alten hängend". Und noch ganz anders lautet das Zeugnis, das *Rehm* dem Eifelbewohner ausstellt: „Die Eifel wird von einem Menschenschlage bewohnt, den wir wegen seiner Treue und Biederkeit schätzen müssen. Viele Kernnaturen haben wir unter dem dortigen Bauernstande angetroffen, . . . Männer mit geradem Sinn und gesundem Verstande, die die Bedürfnisse ihres Landes kennen und wissen, wo die Hebel zur Umgestaltung angesetzt werden müssen". Er meint sogar, daß die Eifeler mehr Anerkennung verdienten, als die Bewohner mancher anderen ländlichen Gegend, denn diese würden, wenn ihnen, wie es bei den Eifelern der Fall war, jahrzehntelang die wichtigsten Kulturmittel vorenthalten worden seien, in Gleichgültigkeit und Stumpfsinn versunken sein. *Rehm* hält es für ein Zeichen von geistiger und moralischer Tüchtigkeit, daß die Eifeler trotz der langen Zurücksetzung, welche sie erfahren, trotz der schädlich wirkenden Vorurteile, welche man gegen ihre Heimat Generationen hindurch gehegt hat, das Streben nach höheren Zielen nicht preisgegeben haben. „Wenn irgendwo, so ist in diesem Lande ehrlich und ausdauernd für eine materielle Besserung der Existenzen, für eine dem modernen Fortschrittsdrange entsprechende Umgestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse gekämpft worden. Daß die Erfolge Jahre hindurch nicht im Verhältnis zu der aufgewandten Mühe und Arbeit standen, ist nicht Schuld der Eifelbewohner" [1]). Das ist ein Urteil, das dem ersterwähnten diametral gegenübersteht. Wie so häufig dürfte auch in diesem Falle die Wahrheit in der Mitte liegen. Man wird *Rehm* insofern beipflichten müssen, als man in der Tat nicht übersehen darf, daß die Beziehung zwischen dem wirtschaftlichen Wohlergehen einer Bevölkerungsgruppe und den in ihr tätigen geistigen und sittlichen Kräften als eine Wechselwirkung angesehen werden muß. Nicht nur sind diese Kräfte mitentscheidend für den Grad des Wohlergehens, es sind auch umgekehrt die jeweils vorhandenen objektiven Erwerbsmöglichkeiten von hohem Einfluß auf die tatsächliche Entfaltung der latent vorhandenen Kräfte. Der Erwerbstrieb ruht in seiner Ausbildung einesteils auf den in jedem Menschen tätigen, bei den einzelnen Individuen verschieden ausgebildeten Trieben und sittlichen Anschauungen, zum andern aber auch auf bestimmten technisch-

---

[1]) *Rehm,* Das Hochland der Eifel, 1889, S. 22.

gesellschaftlichen Voraussetzungen. Die wirtschaftlichen Tugenden des Fleißes und der Sparsamkeit, des Unternehmungsgeistes und der Beharrlichkeit entwickeln sich um so vollkommener, je größer die Aussicht auf den Erfolg ist. So urteilt auch *Schmitz* [1]), der selbst ein Sohn der Eifel ist, wenn er ausführt: „Wer die Bewohner der Eifel betrachtet, ohne ihr geschichtliches Werden zu kennen, wird zu dem Schlusse wie Wilsing kommen und die Eifeler für träge halten. Aber die Leute begnügten sich, wenn sie so viel erzeugten, wie sie zur Befriedigung ihrer bescheidenen Bedürfnisse nötig hatten, denn infolge der schlechten Verkehrsverhältnisse war der Absatz sehr schwierig. Durch die Entwicklung des Verkehrs, durch Gründung von Spar- und Darlehnskassen, durch Belehrung in Versammlungen und Kursen, die von landwirtschaftlichen Vereinen und deren Organen abgehalten werden, macht sich das Streben nach Besserstellung recht bemerkbar".

Ähnlich äußert sich schon im Jahre 1860 der Landrat G. J. Wolff in der „Statistik des Kreises Rheinbach": „Man sagt", führt er aus, „der Eifler sei lässig in seinen Arbeiten, schlaff und langsam in seinen Bewegungen. An sich ist dieses wahr, aber als Vorwurf höchst ungerecht. Er ist lässig, weil er bei der Sterilität seines Bodens, bei der unendlichen Zersplitterung und den damit zusammenhängenden Übeln und wirtschaftlichen Hemmnissen auch bei größerer Anstrengung kein sonderliches Fortkommen sieht und daher mutlos ist. Er scheint schlaff und langsam, weil aus Mangel an gedeihlicher Nahrung und Fleischkost die Muskelkraft ihm fehlt.

Man versetze den rührigsten Menschen hilflos in dieselbe Lage und er wird bald den Mut verlieren und in dieselbe Lethargie versinken. Sein Elend ist daher kein selbstverschuldetes."

Auch der vielgereiste *Nepomuk von Schwerz* endlich, der bereits in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts die Eifel kennen gelernt und eingehend ihre landwirtschaftlichen Zustände untersucht hat, ist der Ansicht, daß die Kultur der Eifel mehr „an Ohnmacht als an Barbarei leide"; die harte Arbeit der Eifelbauern müsse „ehrwürdig in den Augen dessen sein, der Fleiß und Arbeit zu schätzen weiß".

7.

Bevölkerungsbewegung in den Eifelkreisen:

Kreise	Ortsanwesende Bevölkerung						Einwohner auf 100 ha Fläche
	1852	1871	1885	1895	1905	1910	1910
Malmedy	30696	30171	30441	31000	32796	34768	42,76
Montjoie	20571	18276	18603	18620	17650	18249	50,44
Schleiden	36303	42638	44903	44643	45389	47029	57,02
Adenau	22130	20965	21515	22182	23365	26322	47,87
Ahrweiler	33067	33629	37571	40830	43060	45181	121,84
Cochem	33796	34841	37815	39041	40636	41537	82,57
Mayen	50150	53288	60687	66901	76303	80765	140,11
Bitburg	43812	44543	43494	43321	45553	47200	60,47
Daun	25371	26692	27305	28571	29883	32881	53,90
Prüm	33189	34911	35519	33753	35270	36312	39,49
Wittlich	36256	37007	38000	38350	42113	43841	68,36

Rheinprovinz 263,75
Preußen . . 115,17

[1]) l. c. S. 39.

8.

Gesamtbevölkerung, verteilt auf die Berufsklassen.

Kreise	Jahr	A Landwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei	B Industrie einschl. Bergbau und Baugewerbe	C Handel und Verkehr	D Häusliche Dienste, Lohnarbeit wechselnder Art	E Öffentliche Dienste, freie Berufsarten	F Ohne Beruf und Berufsangabe	Summe	A In % der Gesamtbevölkerung	B—F In % der Gesamtbevölkerung
Malmedy .	1882	21269	5774	1260	348	956	515	30122	70,61	29,39
	1895	20951	5941	1752	163	1342	912	31061	67,45	32,55
	1907	21000	7048	2825	187	4836	1552	37448	56,08	43,92
Montjoie .	1882	9763	6778	974	107	513	290	18425	52,99	47,01
	1895	10015	6100	1065	176	566	450	18372	54,51	45,49
	1907	9202	5976	1403	110	569	932	18192	50,58	49,42
Schleiden .	1882	21402	19486	2131	244	1155	1007	45425	47,11	52,89
	1895	21726	16761	2663	416	1449	1778	44793	48,50	51,50
	1907	21390	16067	3154	230	1401	3164	45406	47,11	52,89
Adenau . .	1882	16427	3705	720	80	479	175	21586	76,10	23,90
	1895	16371	3762	820	12	586	303	21854	74,91	25,09
	1907	16923	4081	1102	44	627	411	23188	72,98	27,02
Ahrweiler .	1882	20525	9195	4021	203	1112	1004	36060	56,92	43,08
	1895	20536	10857	5255	230	1905	2174	40957	50,14	49,86
	1907	20009	13459	7617	353	2439	3770	47647	42,00	58,00
Cochem . .	1882	25603	8087	2109	278	852	443	37372	68,51	31,49
	1895	26158	8053	2584	165	1026	1117	39103	66,90	33,10
	1907	27145	8081	3328	83	1148	1540	41325	65,68	34,32
Mayen . .	1882	27490	21823	4207	992	1676	1917	58105	47,31	52,69
	1895	27107	28094	5094	685	2175	2881	66036	41,04	58,96
	1907	27067	35301	6971	245	2627	4860	77071	35,12	64,88
Bitburg . .	1882	29579	9739	2694	547	1024	571	44154	66,99	33,01
	1895	28828	8977	2456	526	1257	870	42914	67,17	32,83
	1907	30115	9899	2534	182	1265	1681	45676	65,93	34,07
Daun . . .	1882	20151	4703	1409	85	644	207	27199	74,08	25,92
	1895	20535	5062	1546	37	755	367	28303	72,55	27,45
	1907	21002	6140	2306	54	739	586	30827	68,13	31,87
Prüm . . .	1882	25373	6645	1359	251	883	298	34809	72,89	27,11
	1895	23919	5905	1415	102	1088	979	33408	71,60	28,40
	1907	23984	6981	1789	85	1033	1434	35306	67,93	32,07
Wittlich . .	1882	28353	6301	1656	75	852	438	37675	75,25	24,75
	1895	27643	6187	1973	43	972	635	37453	73,81	26,19
	1907	29088	7060	2731	61	1302	1752	41994	69,27	30,73
Rheinprovinz	1882	1285756	1959102	449713	77909	173260	162761	4108501	33,01	66,91
	1895	1232764	2598085	629488	74182	235651	277781	5047951	26,12	73,88
	1907	1174970	3623212	935536	60413	315407	540615	6650153	21,94	78,06

BEVÖLKERUNGSBEWEGUNG UND BERUFSGLIEDERUNG

Über Bewegung, Dichtigkeit und Berufsgliederung der Eifelbevölkerung geben die Übersichten 7, 8 und 9 Auskunft.

Außerordentlich gering sind, wie Übersicht 7 zeigt, die Veränderungen im Bevölkerungsstande während der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, wenn man nur die reinen Eifelkreise ins Auge faßt, also die Kreise Ahrweiler, Cochem und Mayen aus dem Spiele läßt. In den Kreisen Malmedy, Montjoie, Adenau, Bitburg und Prüm hat die Bevölkerung sogar zeitweise eine nicht unerhebliche Verminderung erfahren, die teils auf den Zeitraum von 1852—1871, teils auf das Jahrzehnt von 1885—1895 entfällt. Am stärksten ist die Abnahme im Kreis Montjoie, der sogar 1910 den

Stand von 1852 noch nicht wieder erreicht hat. Erst seit dem Jahre 1903 ist in allen Kreisen eine nennenswerte Aufwärtsbewegung wahrzunehmen.

Schwache Bevölkerungszunahme eines Landes hat ihre Ursache gewöhnlich in dem Fehlen industrieller oder doch nichtlandwirtschaftlicher Erwerbsmöglichkeiten. Die Landwirtschaft als solche[1]) ist selbst in Zeiten aufsteigender Konjunktur und starker Betriebsintensivierung nicht imstande, den natürlichen Zuwachs der ihr angehörigen Bevölkerung aufzunehmen; sie muß notwendigerweise einen größeren oder geringeren Überschuß an die Städte und namentlich an die Industriezentren abgeben, wodurch hier ein gewaltiges Anwachsen der Bevölkerung hervorgerufen wird. Diese Verschiebungen in der Dichtigkeit der Bevölkerung sind eine der markantesten Begleiterscheinungen unserer neuzeitlichen Entwicklung und haben die einzelnen Gebietsteile Deutschlands um so stärker in Mitleidenschaft gezogen, je einseitiger in ihnen das Erwerbsleben nach der einen oder anderen — nach der industriellen oder agrarischen — Seite hin orientiert ist. Und die ländlichen Bezirke wieder haben ein um so geringeres Absorptionsvermögen für den Bevölkerungszuwachs gezeigt, je mehr bei der Grundbesitzverteilung der Großbesitz in den Vordergrund tritt, und je mehr die naturgegebenen Wirtschaftsbedingungen sich einer Besiedlungsverdichtung entgegenstellen. In der Eifel hat natürlich der letztgenannte Umstand im Verein mit einer rückständigen Technik im Landwirtschaftsbetriebe den Ausschlag gegeben; der Bevölkerungsabfluß wäre hier sicherlich noch sehr viel stärker gewesen, wenn nicht der kleinbäuerliche Charakter der Agrarverfassung die Kraft dieser Bewegung wesentlich gemildert hätte.

Der einseitige Charakter des Wirtschaftslebens in der Eifel erhellt deutlich aus Übersicht 8. Nach dem Stande von 1907 sinkt der auf die Landwirtschaft und die der Landwirtschaft nahestehenden Berufsklassen entfallende Anteil der Gesamtbevölkerung nur in Mayen und Ahrweiler erheblich unter 50 Prozent, während er vergleichsweise für die gesamte Rheinprovinz etwa 22 Prozent ausmacht.

Die Übersicht 9 gibt uns noch ein genaueres zahlenmäßiges Bild über die Abwanderung der Bevölkerung in den einzelnen Kreisen und Perioden. Nach *Sering*[2]) ist in dieser Übersicht der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle, die sogenannte natürliche Vermehrung, der bei den Volkszählungen festgestellten tatsächlichen Vermehrung gegenübergestellt. Ein Unterschied zwischen der natürlichen und tatsächlichen Vermehrung kann nur durch Abwanderung oder Zuwanderung hervorgerufen werden, so daß diese Größe also einen zahlenmäßigen Ausdruck für die Wanderbewegung, für den Verlust oder Gewinn durch Wanderung darstellt. Die Übersicht gibt indes nicht die absoluten Zahlen, sondern nur das Verhältnis der Wanderungsziffer zu dem Geburtenüberschuß wieder.

Überblicken wir den Gesamtzeitraum von 1871—1905, so ist in allen Kreisen ein Wanderverlust festzustellen; kein Kreis ist in der Lage gewesen, seine natürliche Volksvermehrung aufzunehmen und zu versorgen. Am geringsten ist die Abwanderung in den Kreisen Mayen und Ahrweiler, wo sie nur 20,3 bzw. 30,9 Prozent ausmacht; in allen anderen Kreisen steigt die Abwanderungsziffer über 60 Prozent, in fünf sogar über 75 Prozent, und zwar geht sie im großen und ganzen parallel mit der Beteiligung der Landwirtschaft an der Gesamtbevölkerung (vgl. Übersicht 8). Eine charakteristische Ausnahme bilden allerdings die Kreise Montjoie und Schleiden. Beide weisen sehr starke Wanderverluste auf, Montjoie sogar mehr als 100 Prozent, trotzdem der Anteil der landwirtschaftlichen Berufsklasse an der Zusammensetzung der Bevölkerung hier verhältnismäßig niedrig ist. Ge-

[1]) Von Kolonialländern natürlich abgesehen.
[2]) *Sering*, Die Verteilung des Grundbesitzes und die Abwanderung vom Lande, 1910, S. 6.

9.

Kreis	Stand der Bevölkerung					Natürliche Zunahme	Tatsächliche Zunahme	Unterschied	Verlust oder Gewinn durch Wanderung in Prozent der natürlichen Zunahme							
	insgesamt		auf den qkm													
	1871	1905	1871	1905	Unterschied	1000 Köpfe 1871–1905			1871 bis 1875	1875 bis 1880	1880 bis 1885	1885 bis 1890	1890 bis 1895	1895 bis 1900	1900 bis 1905	1871 bis 1905
	1000 Köpfe		Köpfe													
Malmedy	30,2	32,8	37	40	+ 3	10,9	2,6	— 8,3	– 91,6	– 52,5	143,6	– 94,2	—72,4	—70,4	—37,0	—76,3
Montjoie	18,3	17,7	51	49	— 2	5,9	—0,6	— 6,5	150,5	– 77,9	—54,5	113,6	– 82,8	–202,2	103,8	111,1
Schleiden	42,6	45,4	52	55	+ 3	17,7	2,7	—15,0	– 78,6	– 6,3	124,9	103,9	106,6	—93,0	—80,7	– 81,4
Adenau	21 0	23,4	38	42	+ 4	9,2	2,4	— 6,8	– 65,9	—58,2	126,3	– 71,4	– 78,1	—93,3	—47,6	– 73,7
Ahrweiler	33,6	43,1	91	116	+25	13,6	9,4	— 4,2	—25,3	+ 2,2	— 0,2	—62,3	—48,4	— 11,3	—19,8	– 30,9
Cochem	34,8	40 6	69	81	+12	15,8	5,8	—10,0	+19,5	– 40,8	112,5	—92,1	—53,6	—76,2	—60,7	—61,6
Mayen	53,3	76,3	92	132	+10	28,5	23,1	— 5,4	– 83,1	+51,5	—45,5	– 16,3	—33,6	– 25,9	— 6,2	—20,3
Bitburg	44,5	45 6	57	58	+ 1	16,1	1,0	—15,1	151,7	—59,0	150,4	137,4	—70,1	—93,6	– 31,4	– 95,4
Daun	26,7	29,9	44	49	+ 5	11,3	3,2	— 8,1	– 73,4	—69,1	112,5	– 89,2	– 35,4	– 87,1	—16,7	—71,7
Prüm	34,9	35,3	38	38	0	12,0	0,4	—11,6	– 69,6	– 94,7	– 97,7	197,5	106,8	112,4	—22,3	– 96,0
Wittlich	37,0	42,1	58	66	+ 8	11,9	5,1	— 9,8	—68,6	– 28,0	158,8	126,1	– 57,2	—74,3	— 1,9	—65,8

ringe Aufnahmefähigkeit der Landwirtschaft kann also in diesem Fall nicht allein für die Wanderverluste verantwortlich gemacht werden. In der Tat stehen die Verluste denn auch mit einem Rückgang der Industrie in Beziehung, der sich in den Kreisen Montjoie und Schleiden vollzogen hat. Der Kreis Montjoie war ehedem der Sitz einer uralten Webeindustrie, die sich zum Teil auf eine ausgedehnte Schafzucht der dortigen Gegend, zum Teil auch auf den Wollimport als Rohstoffquellen stützte. Montjoier Tuch galt lange Zeit als das beste und feinste Erzeugnis der Webekunst und wurde schon im 18. Jahrhundert fast an allen europäischen Fürstenhöfen getragen. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts blühte die Industrie in Montjoie, dann aber ging sie allmählich mehr und mehr zurück. Der Niedergang der Schafhaltung verstopfte ihre natürliche Rohstoffquelle und der Mangel an Verkehrsmitteln zwang die Unternehmer, ihre Fabrikationsstandorte nach günstiger gelegenen Gegenden zu verlegen. Tuchfabriken sind heute in Montjoie nicht mehr im Betrieb, nur Fabrikruinen und alte stattliche Patrizierhäuser deuten noch hin auf den ehemaligen Umfang dieses Erwerbszweiges. Ein ähnliches Schicksal hatte die gleichfalls uralte Eisenindustrie des Schleidener Tals, die sich mangels geeigneter Verkehrswege die großen Fortschritte, welche durch Verwendung der Steinkohle die Herstellung des Eisens verbilligten, nicht zunutze machen konnte; auch sie erlag nach der Mitte des 19. Jahrhunderts der Konkurrenz der günstiger gelegenen Produktionsstätten[1]). Daß die Wanderbewegung in Schleiden und Montjoie mit dem Rückgang der dortigen Industrie in Beziehung steht, ergibt sich auch aus der Übersicht 8; nach dem Jahre 1882 ist die Anzahl der in der Industrie (Gruppe B)

[1]) Vgl. *Follmann,* Die Eifel, 1912, S. 66.

[1]) In Wallersheim, Kreis Prüm, wurde noch Ende der vierziger Jahre eine Konzession auf Eisenerzgewinnung erteilt, wenige Jahre später aber der Betrieb schon eingestellt (nach Mitteilungen des jetzigen „Bergwerksbesitzers“, Herrn Spoo, Bonn).

10.

Gewerbetabelle für 1849, enthaltend: die Fabrikationsanstalten und Fabrikunternehmungen aller Art.

Kreis	Maschinen-Spinnereien für Wolle		Gehende Weberstühle, sowohl für eigene Rechnung als für Lohn zur Herstellung von Tüchern und Zeugen aller Art						Garnfabriken	Tuchfabriken			Kornmühlen	Ölmühlen	Walkmühlen	Lohmühlen	Sägemühlen	Andere Mühlenwerke
	Zahl der Anstalten	Zahl der Feinspindeln	Baumwolle	Leinen	Wolle	Strumpfzeuge	als Nebenbeschäftigung Leinen	als Nebenbeschäftigung Wolle	Zahl der Anstalten	Zahl der Anstalten	Zahl der Arbeiter	Zahl der Handwebstühle	Zahl der Anstalten	Zahl der Anstalten	Zahl der Anstalten	Zahl der Anstalten	Zahl der Anstalten	Zahl der Anstalten
Malmedy	—		5	5	3	—	72	2	—	2	7	3	47	9	1	19	11	—
Montjoie	5	15220 (296 Arbeiter)	—	29	752	—	37	90	2	25	1304	511	18	3	5	—	—	—
Schleiden	1	—	4	49	9	—	69	—	—	—	—	—	71	9	—	1	2	—
Adenau	3	120	16	92	10	1	86	20	—	—	—	—	76	21	3	5	—	—
Ahrweiler	—	-	26	125	4	—	54	—	—	1	4	—	56	13	1	6	—	1
Cochem	2	720	—	73	—	1	130	—	—	—	—	—	111	30	2	3	1	3
Mayen	5	1305	86	64	—	16	132	—	—	4	49	24	158	25	1	3	1	16
Bitburg	—	—	—	115	8	—	1025	12	—	—	—	—	87	19	11	4	15	5
Daun	—	—	—	8	—	—	331	4	—	—	—	—	79	18	—	5	1	1
Prüm	2	300	—	14	14	—	1171	7	—	—	—	—	86	10	—	6	18	—
Wittlich	—	—	—	22	7	6	101	—	—	—	—	—	66	30	—	3	7	—

Kreis	Brauereien	Brennereien	Fabriken in Metall und überhaupt dem Bergbau angehörige oder verwandte Unternehmungen		Kalkbrennereien Ziegeleien Aschsiedereien usw.		Papierfabriken	Lederwarenfabriken und große Gerbereien	Tabakverarbeitung	Sonstige Unternehmungen
			Zahl der Betriebe	Zahl der Arbeiter	Zahl der Betriebe	Zahl der Arbeiter				
Malmedy	8	3	—	—	1	1	1	12	—	5
Montjoie	14	2	2	46	1	12	—	—	3	2
Schleiden	25	6	58	428	12	23	—	3	—	4
Adenau	2	2	3	168	2	2	—	2	1	3
Ahrweiler	13	13	—	—	11	18	1	1	—	1
Cochem	1	1	—	—	25	31	—	—	3	2
Mayen	11	11	—	—	12	31	3	1	1	2
Bitburg	8	8	2	76	56	64	1	4	1	—
Daun	9	9	3	49	14	25	—	—	—	—
Prüm	8	8	1	12	54	55	—	2	—	—
Wittlich	4	4	1	33	32	34	—	—	—	—

beschäftigten Erwerbstätigen in diesen beiden Kreisen noch erheblich zurückgegangen.

Auch in den andern Eifelkreisen ist der Niedergang ehemals blühender Zweige des Gewerbefleißes sicherlich nicht ohne Einfluß auf die Wanderbewegung gewesen. Zumal das Verschwinden der in den Bauernwirtschaften früher vielfach als Nebenbeschäftigung betriebenen Garnspinnerei und Leinenweberei verdient in diesem Zusammenhang Beachtung. Gesponnen wurde ehedem in jeder Bauernstube, aber auch die Leinenweberei wurde als Nebengewerbe fleißig gehandhabt, wie die Übersicht 10, in der nach einer Statistik aus dem Anfang der fünfziger Jahre die sogenannten „Fabrikationszweige", d. h. die nicht zum Handwerk gerechneten Betriebe zusammengestellt sind, deutlich erkennen läßt. Heute sind in der Eifel nur noch kümmerliche Reste der ehemaligen Hausindustrie anzutreffen; die siebziger und achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts haben ihnen den Garaus gemacht.

Vergleichen wir die einzelnen Jahrfünfte hinsichtlich des Umfangs der Wanderverluste miteinander, so ergeben sich sehr große Unterschiede. Mit Ausnahme wieder von Ahrweiler und Mayen, die nicht mehr als reine Eifelkreise gelten können, weisen sämtliche Kreise zeitweise Wanderverluste von mehr als 100 Prozent auf, und zwar fällt der Kulminationspunkt der Bewegung fast durchweg auf das Jahrzehnt von 1880—1890, auf die Zeit, wo die deutsche Landwirtschaft der Sturmflut der internationalen Getreidekonkurrenz zu erliegen drohte. Nur Montjoie nimmt wieder eine Sonderstellung ein insofern, als hier die Zeit von 1895—1900 den stärksten Verlust aufweist. Das Jahrfünft von 1900—1905 zeigt überall ein starkes Abflauen der Abwanderung, das in Wittlich und Mayen schon fast bis zu einem gänzlichen Stillstand geführt hat. In allen Kreisen ist der Verlust in der Periode von 1900—1905 erheblich geringer als im Durchschnitt des Gesamtzeitraums von 1871—1905.

Über die Zielpunkte der Wanderbewegung liegen exakte Angaben nicht vor. In den fünfziger und sechziger Jahren scheint die Auswanderung nach Amerika eine große Rolle gespielt zu haben, während in den folgenden Jahrzehnten der Menschenstrom sich vornehmlich in die westdeutschen Industriegebiete ergossen hat.

Die Besitzverhältnisse.

STATISTISCHES

Werfen wir einen Blick in die Statistik der Grundbesitzverteilung (vgl. Übersicht 11 und 12), so erkennen wir sofort, daß wir es in der Eifel mit einem typischen Bauernlande zu tun haben, und zwar mit sehr starker Betonung des mittel- bis kleinbäuerlichen Elements. Die Durchschnittsgröße eines landwirtschaftlichen Betriebes berechnet sich nach den Erhebungen von 1882 und 1907 im Kreis

	1882	1907		1882	1907
Malmedy	auf 4,6 ha	4,9 ha	Mayen	auf 3,3 ha	3 3 ha
Montjoie	„ 2,7 „	2,9 „	Bitburg	„ 6,4 „	5,6 „
Schleiden	„ 4,2 „	3,7 „	Daun	„ 4,4 „	4,4 „
Adenau	„ 3,3 „	3,6 „	Prüm	„ 4,6 „	5,5 „
Ahrweiler	„ 2,1 „	1,9 „	Wittlich	„ 3,5 „	3,6 „
Cochem	„ 3,3 „	2,8 „			

während sie sich 1907 für ganz Preußen vergleichsweise auf 6,2, für die Rheinprovinz auf 2,5 stellt. Bezeichnen wir die Betriebe mit weniger als 2 ha und mit 2—5 ha Größe als kleinbäuerliche, die Größenklasse 5—20 als mittelbäuerliche, die Klasse

11. Besitzverteilung: Zahl der Betriebe in den verschiedenen Größenklassen und zugehöriges Areal.

Größenklasse	Anzahl der Betriebe			Insgesamt landw. genutzte Fläche (ha)		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907
Malmedy						
Unter 2 ha	1893	1913	1454	1424	1136	1249
2–5 „		1630	1880		5387	6388
5–20 „	3376	1920	1757	22928	17136	14793
20–100 „		180	64		3307	2213
+ 100 „	—	1	4	—	109	618
	5269	5582	5159	24352	27075	25261
Montjoie						
Unter 2 ha	1866	1749	1593	1514	1436	1403
2–5 „		1157	1212		3821	3869
5–20 „	1704	630	521	8275	4907	3959
20–100 „		7	7		246	225
+ 100 „	—	—	—	—	—	—
	3570	3543	3333	9789	10110	9456
Schleiden						
Unter 2 ha	3864	3818	4154	2730	2911	2842
2–5 „		2071	2091		6762	6874
5–20 „	3881	1665	1649	29533	14196	13752
20–100 „		190	96		7656	4693
+ 100 „	2	2	3	259	232	451
	7747	7746	7993	32522	31757	28612
Adenau						
Unter 2 ha	1932	1651	1595	1759	1432	1358
2–5 „		1530	1737		5046	5803
5–20 „	2352	1214	1041	12128	9453	7801
20–100 „		21	9		591	280
+ 100 „	1	1	2	126	109	328
	4285	4417	4384	14013	16631	15573
Ahrweiler						
Unter 2 ha	4578	4759	5199	3038	3217	3121
2–5 „		1362	1330		4250	4181
5–20 „	2076	616	591	10584	4836	4611
20–100 „		52	43		1631	1301
+ 100 „	2	2	2	228	243	267
	6656	6791	7165	13850	14177	13481
Cochem						
Unter 2 ha	4373	4226	4119	3268	3323	3167
2–5 „		1924	2073		6216	6800
5–20 „	2732	1180	1223	20036	9366	9351
20–100 „		53	35		1956	1484
+ 100 „	—	8	—	—	2405	—
	7105	7391	7450	23304	23266	20802
Mayen						
Unter 2 ha	5447	6136	6461	3428	3659	3590
2–5 „		1989	1836		6556	6118
5–20 „	4088	2159	2170	28037	19662	19939
20–100 „		153	172		4636	5259
+ 100 „	2	3	2	292	378	278
	9537	10440	10641	31757	34891	35184

Größenklasse	Anzahl der Betriebe			Insgesamt landw. genutzte Fläche (ha)		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907
Bitburg						
Unter 2 ha	3647	3187	3248	2708	2571	2569
2–5 ,,		1795	1878		5808	6103
5–20 ,,	3896	2037	2133	44725	20282	20398
20–100 ,,		449	420		15691	13586
+ 100 ,,	6	8	5	943	1076	624
	7549	7476	7684	48376	45428	43280
Daun						
Unter 2 ha	1837	1750	1715	1467	1466	1412
2–5 ,,		1710	1842		5760	6353
5–20 ,,	3209	1707	1806	20596	14716	14920
20–100 ,,		59	46		1863	1374
+ 100 ,,	—	—	—	—	—	—
	5046	5226	5109	22063	23805	24059
Prüm						
Unter 2 ha	2971	2503	2172	2095	1903	1744
2–5 ,,		1494	1541		4780	5086
5–20 ,,	3227	1795	2126	26098	16897	20153
20–100 ,,		265	236		7921	6734
+ 100 ,,	2	1	—	388	109	—
	6200	6058	6075	28581	31610	33717
Wittlich						
Unter 2 ha	3256	3129	3101	2873	2662	2520
2–5 ,,		2324	2447		7626	8140
5–20 ,,	3614	1418	1696	21035	11636	13272
20–100 ,,		50	44		1910	1862
+ 100 ,,	3	3	4	458	950	776
	6873	6924	7292	24366	24784	26570

12. Besitzverteilung: Prozentuale Verteilung der Betriebe und Anbaufläche auf die Größenklassen von Betrieben.

Betriebsgröße	Von 100 Betrieben entfallen auf die einzelnen Größenklassen:			Von 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche entfallen auf die einzelnen Größenklassen:		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907
Malmedy						
Unter 2 ha	3,59	34,27	28,18	5,85	4,20	4,94
2–5 ,,		29,20	36,44		19,91	25.29
5–20 ,,	64,07	34,40	34,06	94,15	63,29	58.56
20–100 ,,		2.11	1 24		12,20	8,76
+ 100 ,,	—	0 02	0,08	—	0,40	2,45
Montjoie						
Unter 2 ha	52,27	49,36	47,79	15,47	13,79	14,83
2–5 ,,		32,66	36,36		36,71	40,92
5–20 ,,	47,73	17.78	15,63	84,53	47,14	41.87
20–100 ,,		0,20	0 22		2,36	2,38
+ 100 ,,	—	—	—	—	—	—

Betriebs-größe	Von 100 Betrieben entfallen auf die einzelnen Größenklassen:			Von 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche entfallen auf die einzelnen Größenklassen:		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907
Schleiden						
Unter 2 ha	49,88	49,29	51,97	8,93	9,17	9,93
2—5 ,,		26,74	26,16		21,29	24,02
5—20 ,,	} 50,09	21,49	20,63	} 90,81	44,70	48,06
20—100 ,,		2,45	1,20		24,11	16,40
+ 100 ,,	0,03	0,03	0,04	0,80	0,73	1,59
Adenau						
Unter 2 ha	45,09	37,38	36,39	12,55	8,62	8,70
2—5 ,,		34,64	39,62		30,34	37,28
5—20 ,,	} 54,89	27,48	23,74	} 86,55	56,83	50,14
20—100 ,,		0,48	0,21		3,55	1,78
+ 100 ,,	0,02	0,02	0,04	0,90	0,66	2,10
Ahrweiler						
Unter 2 ha	68,78	70,08	72,57	21,93	22,69	23,16
2—5 ,,		20,06	18,56		29,97	31,01
5—20 ,,	} 31,19	9,07	8,25	} 76,42	34,11	34,20
20—100 ,,		0,76	0,60		11,51	9,65
+ 100 ,,	0,03	0,03	0,02	1,65	1,72	1,98
Cochem						
Unter 2 ha	61,55	57,18	55,28	14,02	14,28	15,23
2—5 ,,		26,04	27,83		26,72	32,69
5—20 ,,	} 38,45	15,96	16,42	} 85,98	40,26	44,95
20—100 ,,		0,71	0,47		8,41	7,13
+ 100 ,,	—	0,11	—	—	10,33	—
Mayen						
Unter 2 ha	57,11	58,77	60,72	10,79	10,49	10,20
2—5 ,,		19,05	17,25		18,79	17,39
5—20 ,,	} 42,87	20,68	20,39	} 88,29	56,35	56,67
20—100 ,,		1,47	1,62		13,29	14,95
+ 100 ,,	0,02	0,03	0,02	0,92	1,08	0,79
Bitburg						
Unter 2 ha	48,31	42,62	42,27	5,60	5,65	5,94
2—5 ,,		24,01	24,44		12,79	14,10
5—20 ,,	} 51,61	27,25	27,76	} 92,45	44,65	47,13
20—100 ,,		6,01	5,47		34,54	31,39
+ 100 ,,	0,08	0,11	0,06	1,95	2,37	1,44
Daun						
Unter 2 ha	36,41	33,49	31,71	6,65	6,15	5,87
2—5 ,,		32,72	34,05		24,20	26,41
5—20 ,,	} 63,59	32,66	33,39	} 93,35	61,82	62,01
20—100 ,,		1,13	0,85		7,83	5,71
+ 100 ,,	—	—		—	—	—
Prüm						
Unter 2 ha	47,92	41,33	35,75	7,33	6,02	5,18
2—5 ,,		24,66	25,37		15,12	15,08
5—20 ,,	} 52,05	29,63	35,00	} 91,31	53,45	59,77
20—100 ,,		4,97	3,88		25,06	19,97
+ 100 ,,	0,03	0,01	—	1,36	0,35	—

Betriebsgröße	Von 100 Betrieben entfallen auf die einzelnen Größenklassen:			Von 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche entfallen auf die einzelnen Größenklassen:		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907
Wittlich						
Unter 2 ha	47,37	45,19	42,53	11,79	10,74	9,48
2—5 „		33,56	33,56		30,77	30,64
5—20 „	} 52,58	20,48	23.26	} 86,33	46,95	49,95
20—100 „		0,72	0,60		7,71	7,01
+ 100 „	0,05	0,05	0,05	1,88	3,83	2,92
Rheinprovinz						
Unter 2 ha	68,05	68,94	70,94	12,79	12,34	11,92
2—5 „	17,28	16,42	15,28	20,74	19,92	20,02
5—20 „	13,01	13,00	12,36	43,15	43,24	44,60
20—100 „	1,61	1,58	0,36	20,66	20,49	20,46
+ 100 „	0,05	0,05	0,06	2,66	3,51	3,20

20—100 ha als großbäuerliche Betriebe, so haben die Kreise Montjoie und Ahrweiler, in welchen die beiden untersten Größenklassen mehr als 50 Prozent der Gesamtwirtschaftsfläche innehaben, ausgesprochen kleinbäuerlichen Charakter, Bitburg, Prüm und Schleiden den stärksten großbäuerlichen Einschlag. Unterscheiden wir indessen, wie es in den Übersichten geschehen ist, 5 Betriebsgrößenklassen, so entfällt in sämtlichen Kreisen auf die mittelbäuerliche Betriebsgröße der prozentual größte Anteil an der Gesamtwirtschaftsfläche; in Malmedy, Adenau, Mayen, Daun und Prüm, wo dieser Anteil mehr als 50 Prozent ausmacht, kommt der mittelbäuerliche Charakter am reinsten zum Ausdruck. Im ganzen nimmt das Bild sich etwa folgendermaßen aus:

Ausgesprochen kleinbäuerlich	ausgesprochen mittelbäuerlich		stark großbäuerlich
Montjoie	Malmedy	Adenau	Bitburg
Ahrweiler	Mayen	Daun	

Cochem, Wittlich (zwischen kleinbäuerlich und mittelbäuerlich)

Schleiden, Prüm. (zwischen mittelbäuerlich und großbäuerlich)

Nicht unerheblich sind die Veränderungen, die sich von 1882 bis 1907 in dem Besitzstande der einzelnen Betriebskategorien vollzogen haben. Was die Gesamtzahl der Betriebe anbetrifft, so hat diese in Malmedy, Montjoie und Prüm eine Abnahme erfahren, in allen anderen Kreisen zugenommen, prozentual am meisten in Mayen und Ahrweiler. Beachtenswert ist vor allem die Verringerung der Betriebe mit weniger als 2 ha Wirtschaftsfläche (Parzellenbetriebe), die in allen Kreisen mit Ausnahme von Schleiden, Ahrweiler und Mayen in die Erscheinung getreten ist und durch nachstehende Zahlen noch schärfer beleuchtet wird.

Setzt man die Anzahl der Parzellenbetriebe von 1882 = 100, so ist sie 1907

in Malmedy	= 79	in Mayen	= 119
„ Montjoie	= 85	„ Bitburg	= 89
„ Schleiden	= 108	„ Daun	= 93
„ Adenau	= 82	„ Prüm	= 73
„ Ahrweiler	= 113	„ Wittlich	= 95
„ Cochem	= 94		

Um diese Erscheinung zu erklären, kann man entweder annehmen, daß ein Teil der Parzellenbetriebe durch Angliederung an andere Betriebsgrößen aufgesaugt worden, oder aber in Wirklichkeit nicht verschwunden, sondern infolge Ausweitung des Areals in eine höhere Größenklasse hinaufgerückt ist, wodurch dann die Zahl der zu dieser Klasse gehörigen Betriebe entsprechend vermehrt werden muß. Tatsächlich trifft die zweite Erklärung im vorliegenden Fall zu, denn überall wo die Parzellenbetriebe abgenommen haben, hat die Größenklasse mit 2—5 ha an Zahl gewonnen, wenigstens seit 1895, während in Schleiden, Ahrweiler und Mayen, wo die Parzellenbetriebe sich vermehrt haben, die nächstfolgende Größenklasse an Zahl verloren oder doch nur ganz unerheblich zugenommen hat.

Interessant ist ein offenkundiger Zusammenhang zwischen der Abnahme der Parzellenbetriebe und der Stärke der Wanderbewegung. Beide Erscheinungen gehen parallel, wie man durch einen Vergleich der vorstehenden Zahlenreihe mit den Zahlen der Übersicht 9 leicht feststellen kann; wo der Wanderverlust am stärksten ist, ist auch der — scheinbare — Verlust an Parzellenbetrieben am größten. Die Abwanderung vom Lande hat also die Nachfrage nach kleinsten Betrieben herabgesetzt und dadurch einmal der Neuentstehung solcher entgegengewirkt, zum andern aber auch den Inhabern der schon vorhandenen Betriebe die Betriebsvergrößerung erleichtert.

Mit der Abwanderung hängt es ohne Frage auch zusammen, daß in sämtlichen Kreisen die großbäuerlichen, in mehreren auch noch die mittelbäuerlichen Betriebe an Zahl verloren haben. Diese Betriebe sind bei der Deckung ihres Bedarfs an menschlichen Arbeitskräften auf eine starke Zuhilfenahme von Gesindepersonen, also gerade desjenigen Teils der ländlichen Bevölkerung angewiesen, der das fluktuierende Element darstellt; sie mußten daher von der mit der Abwanderung verbundenen Verteuerung der Arbeit und Verschlechterung der Arbeiterverhältnisse überhaupt in erster Linie getroffen werden, stärker als die kleineren, mit der Arbeitskraft der eigenen Unternehmerfamilie auskommenden Betriebe. Die Veränderungen in den Besitzverhältnissen der Eifel lassen also deutlich eine Tendenz der Uniformierung erkennen; die kleinsten Betriebe gewinnen, die größeren verlieren an Umfang, so daß die Zahl der der durchschnittlichen Betriebsgröße nahekommenden Betriebe immer größer wird. Dabei verschiebt sich dieses Durchschnittsmaß bald nach oben, bald nach unten, je nachdem, ob bei dem Vorgang mehr die Verminderung der Zahl der Parzellen- oder der großbäuerlichen Betriebe ins Gewicht fällt; in Malmedy, Montjoie, Adenau und Prüm ist der durchschnittliche Betriebsumfang gewachsen, in dem großbäuerlichen Bitburg gesunken.

Der Wirtschafts- und Sozialpolitiker wünscht eine Grundbesitzverteilung, die gleichweit entfernt ist von unwirtschaftlicher Zersplitterung wie von unsozialer Konzentration des Grund und Bodens. Sein Idealbild ist die mittlere, spannfähige Bauernwirtschaft, die die natürliche soziale Einheit, die Familie, als Grundlage der Produktion und Konsumtion hat und ihr gleichmäßige Beschäftigung und ausreichendes Einkommen und damit jene Behäbigkeit sichert, die den Bauernstand als den „Vertreter des stabilen Prinzips“ im Staatsleben erscheinen läßt. Ein weitgehendes Hinabsinken der vorherrschenden Betriebsgröße unter dieses Durchschnittsmaß erscheint ihm als unerwünscht, weil es die Gefahr der Proletariatbildung in sich birgt, einseitiges Vorwiegen des Großbetriebes hält er für nachteilig wegen der damit verbundenen Verschiebung des sozialen Gefüges zu Ungunsten der wirtschaftlich Selbständigen. Will man von diesem Standpunkt aus über die ländliche Struktur der Eifel ein Werturteil abgeben, so kann es sich natürlich nur um die Frage handeln, ob nicht mancherorten die vorherrschende Betriebsgröße einen zu geringen Umfang besitzt; die entgegengesetzte Kalamität scheidet aus der Erörterung ohne weiteres

aus. Wenn man sich selbstverständlich auch davor hüten muß, aus der Kleinheit des Besitzes allein schon zu einer abfälligen Beurteilung des Besitzverhältnisses zu gelangen, so dürfte die Entscheidung doch nicht allzu schwer sein. Sicherlich gibt es in der Eifel viele Gemeinden, in welchen die Besitzverteilung als eine recht ungünstige bezeichnet werden muß, jedenfalls, wie die in früheren Jahrzehnten fast chronisch gewordenen Notstände (siehe unten) dartun, durchaus unerfreuliche Folgen gezeitigt hat. Es sind Gemeinden rein landwirtschaftlichen Charakters, in denen die weitüberwiegende Masse der Bevölkerung aus kleinen und kleinsten Wirten besteht. Hier fehlt der wirtschaftliche Rückhalt, den der größere landwirtschaftliche Besitz dem Zwergbesitz dadurch bieten kann, daß er dessen überschüssige Arbeitskraft im Tagelohn beschäftigt, und erst recht fehlt die Möglichkeit, das Haushaltsdefizit durch gewerbliche Tagelohnarbeit zu ergänzen. Die Betriebe allein gewähren den Wirten nur soviel, daß im Durchschnitt der Jahre der Lebensunterhalt der Familie notdürftig gefristet werden kann, zumal sie infolge der unzulänglichen Ausstattung mit Inventar, insbesondere Gespannvieh, nur wenig ertragbringend bewirtschaftet werden können. Die Wirte sind genötigt, „von der Hand in den Mund“ zu leben, und nicht in der Lage, für ungünstige Jahrgänge, die in der Landwirtschaft niemals ausbleiben, den notwendigen Sparpfennig zurückzulegen; tritt ein Mißwachs oder Unfall im Betriebe oder in der Familie ein, so ist eine Notlage unvermeidlich, die dann gar zu leicht, namentlich wenn durch Inanspruchnahme von unsoliden Kreditgebern die Lage noch verschlimmert wird, zum vollen Ruin führen kann. Aber auch abgesehen von den Fällen einer offenkundig unwirtschaftlichen Bodenzersplitterung wäre für manche Eifelgebiete eine stärkere Anteilnahme des größeren Besitzes an der Grundbesitzverteilung schon deshalb höchst wünschenswert, weil der dem Großbetrieb zur Seite stehende Vorzug intelligenter und rationeller Bewirtschaftung befruchtend auf das kleinere Grundeigentum einwirken könnte. Nicht mit Unrecht hat man die großen Besitzer wohl als die „Pioniere der Kultur“ bezeichnet; gerade in der Eifel, wo vielfach der herbe Kampf mit den Daseinsbedingungen nur zu leicht den Erwerbstrieb lähmt und die Hoffnungen auf ein Vorwärtskommen veröden läßt, bedarf es einer solchen Pionierarbeit, die die Wege bahnt, auf denen die Fortschritte der landwirtschaftlichen Technik erobernd bis in die kleinsten Besitzungen vordringen können, ganz abgesehen davon, daß schon die Mitwirkung des gebildeten Großlandwirts in der Leitung des bäuerlichen Vereins- und Genossenschaftswesens sowie im Gemeindeleben nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Gilt das schon, wie gesagt, für solche Gegenden, wo die herrschende Besitzgröße an sich sehr wohl eine auskömmliche wirtschaftliche und soziale Stellung ermöglicht, so erst recht für Gegenden mit einer zurzeit unwirtschaftlichen Grundbesitzzersplitterung, denn das wirksamste Mittel, deren nachteilige Folgen zu beseitigen, ist natürlich ebenfalls der Übergang zu rationelleren Kulturweisen, die einem gegebenen geometrischen Umfang des Einzelbetriebes eine wesentlich andere wirtschaftliche Bedeutung verleihen können.

ERBRECHT UND ERBGEWOHNHEITEN Die in der Grundbesitzverteilung zum Ausdruck kommende agrarische Struktur eines Landes ist das Ergebnis seiner naturgegebenen Wirtschaftsbedingungen und der Geschichte seines Volkes. Eine ganze Reihe von Faktoren, wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische, haben im Verlauf der Geschichte in die Entwicklung der Grundbesitzverteilung eingegriffen, wobei schwer zu sagen ist, welche von ihnen jeweils den durchschlagenden Einfluß auf die Gestaltung der Dinge ausgeübt haben. Dies schon deshalb, weil die an sich verschieden gearteten

Mächte auch unter sich wieder in enger Wechselwirkung und Abhängigkeit stehen. So kann das Ergebnis rein wirtschaftlicher Faktoren den Anstoß zur Schaffung bestimmter Rechtsnormen geben, die, einmal vorhanden, ihrerseits wieder fördernd oder behindernd in das Wirtschaftsleben eingreifen; der durch sie geschaffene Zustand kann wieder zu einem selbständigen wirtschaftlichen Faktor werden.

Nichtsdestoweniger wird man gegenwärtig, wenn man den messenden Blick nicht zu weit nach rückwärts richtet, das *Erbrecht am Grund und Boden* als denjenigen Faktor bezeichnen müssen, der auf die Verteilung des Grundbesitzes den größten Einfluß ausgeübt hat. Bekanntlich gehört die Eifel wie der größte Teil der Rheinlande zum Gebiet der sogenannten *Freiteilbarkeit*, d. h. es sind für sie beim Übergang des ländlichen Grundbesitzes jene erbrechtlichen Bestimmungen maßgebend, die sich in ihren Grundgedanken auf die französische Revolution zurückführen und als sogenannter *Code civil* durch die französische Herrschaft eingeführt wurden. Dieses Recht und der als Konsequenz seiner Handhabung sich ergebende ausgesprochen *mobile Charakter* des Grundeigentums ist für den gegenwärtigen Zustand der Agrarverfassung in der Eifel in erster Linie verantwortlich zu machen. Und auch die von uns an der Hand der Statistik festgestellten, verhältnismäßig weitgehenden Veränderungen in den Besitzverhältnissen, welche die letzten 30 Jahre der Entwicklung gebracht haben, sind nur so erklärlich. Zwar haben wir auf ein ursächliches Moment hingewiesen, das uns diesen Vorgang verständlich machen sollte, auf die Abwanderung vom Lande, die den Kampf um die Scholle gegen frühere Zeiten milderte und damit die Vergrößerung der kleinen und kleinsten Anwesen wesentlich erleichterte, aber dieses ursächliche Moment konnte eben nur einen so weittragenden Einfluß ausüben, weil in dem Freisein des Grundeigentums von Veräußerungs- und Teilbarkeitsbeschränkungen die zur Entfaltung seiner Wirkung erforderliche Vorbedingung gegeben war.

Die „Vererbung des Grundbesitzes im Oberlandesgerichtsbezirk Köln", zu dem das gesamte Eifelgebiet gehört, hat eine sowohl nach der deskriptiven wie kritischen Seite hin mustergültige Darstellung durch *Wygodzinski* [1]) erfahren, die auf der breiten und zuverlässigen Grundlage eines reichhaltigen amtlichen Materials aufgebaut ist. Aus zahlreichen Einzelberichten von Amtsrichtern, Notaren und Landräten des Eifelgebietes ist zu entnehmen, daß sich der Übergang des Grundeigentums zwar nicht in einheitlicher Weise vollzieht, daß aber der Grundgedanke des „rheinischen Erbrechtes" überall wiederkehrt [2]). Über die zum Regierungsbezirk Koblenz gehörigen Amtsgerichtsbezirke heißt es z. B., daß von einem Zusammenhalt der Grundstücke beim Erbübergang, also einem geschlossenen Hofübergang, „nirgends die Rede sei". Realteilung durch die Eltern bei deren Lebzeiten, Realteilung nach deren Tode, Versteigerung der Grundstücke und Teilung des Gelderlöses scheinen ungefähr gleich häufig zu sein. Nur das Wohnhaus geht ungeteilt an einen Erben über; das „Mitteln des Hauses, wie es im benachbarten Nassau und im Bergischen vorkommt, scheint nicht üblich zu sein". Ähnlich lauten die Berichte aus den übrigen Gebietsteilen der Eifel. Nur in den westlichen Kreisen findet sich hier und da eine gewisse Anlehnung an die geschlossene Vererbung in dem Gebrauch der Geschwister, nach vorgenommener realer Teilung zusammen zu bleiben und gemeinsam zu wirtschaften, wobei sich dann gewöhnlich nur ein Bruder verheiratet, so daß das Erbe der andern Geschwister wieder an dessen Kinder fällt. Diese sogenannte Kommunhausung geht zurück auf das ehemals landesübliche *Stockerben-*

[1]) Landw. Jahrbücher, XXVIII. Bd., Ergänzungsbd. I, Berlin 1899.

[2]) Eine Ausnahme bildet der Kreis Eupen, den wir nicht mehr zur Eifel gerechnet haben.

recht, ein strenges Anerbenrecht, das sich nachweislich bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts im westlichen Teil der Eifel erhalten hat; sie ist als ein Kompromiß zwischen diesem Recht und dem Erbrecht des Code civil anzusehen, scheint indes immer seltener zu werden. Noch weitere Einzelheiten anzugeben wollen wir unterlassen; herrschend ist, wie gesagt, der Grundsatz der Realteilung, wobei man sich in vielen Fällen mit der Teilung des Gesamteigentums in soviel Teile, wie Erbberechtigte vorhanden sind, noch nicht begnügt, sondern aus Gründen „des Rechts und der Billigkeit“ es vorzieht, die einzelnen Parzellen zu teilen. Dieser Grundsatz entspricht der Rechtsüberzeugung der Bevölkerung und ist so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß er Erwägungen wirtschaftlicher und sozialer Art kaum aufkommen läßt [1]).

Es ist hier auch nicht der Ort, die alte Kontroverse des „Für“ und „Wider“ die Mobilisierung im einzelnen aufzurollen. Sicherlich sind von beiden Seiten Nutzen und Schaden der Freiteilbarkeit vielfach übertrieben worden, indem Freunde und Gegner in den Fehler verfielen, ein aus rein lokalen Beobachtungen geschöpftes Urteil zur Höhe einer allgemeingültigen Wahrheit zu erheben. Die Frage der Gebundenheit oder Freiteilbarkeit des Grundeigentums ist keine grundsätzliche, sondern eine von Fall zu Fall zu lösende, wobei die jeweils mitwirkenden Nebenumstände, die allgemein wirtschaftliche Lage des Landes, nicht bloß die landwirtschaftlichen, sondern auch die gewerblichen und kommerziellen Verhältnisse, Staats- und Rechtsverfassung, die Sitten und der Charakter des Volkes und nicht minder auch die Gegentendenzen, mit in Anschlag gebracht werden müssen. Ein Diminutivparzellchen, die Auflösung des Bauernstandes in „Gesindel und Tagelöhner“ als die selbstironisierenden Konsequenzen der Gleichberechtigung aller Erben anzusehen, entspricht sicherlich nicht dem tatsächlichen Gange der Dinge. Aber anderseits muß man sich auf seiten der Anhänger der Realteilung auch stetig bewußt bleiben, daß die unvermeidlichen Gefahren der Mobilisierung um so eher deren Lichtseiten überschatten, je größer die Hindernisse sind, die Boden-, Klima- und Verkehrsverhältnisse dem Übergang zu intensiveren Anbauweisen, der unerläßlichen Vorbedingung einer Verkleinerung der landwirtschaftlichen Betriebseinheiten, in den Weg legen, je geringer bei der Landbevölkerung die Tugenden der wirtschaftlichen Vorsicht, der Bedachtnahme auf die Zukunft, der Vorsorge auch für die kommenden Generationen entwickelt sind [2]). Die Freiheit ist eine zweischneidige Waffe, die nur dem zum Segen gereicht, der es versteht, von ihr einen maßvollen Gebrauch zu machen.

Wer will behaupten, daß Natur- und Kulturzustand der Eifel und des Eiflers der Mobilisierung günstig seien? Wenn wir soeben schon betonten, daß in vielen Eifelgemeinden die Besitzzersplitterung eine wirtschaftlich und sozial unerfreuliche Gestaltung angenommen habe, so liegt darin schon die Anklage gegen das System der Freiteilbarkeit, zum mindesten gegen die Handhabung, die es Generationen hindurch erfahren hat. Es ist kein Zweifel, daß der geringe Existenzspielraum vieler Eifelbauern, der trotz größter Einengung der Lebensansprüche bei jedem Zwischenfall zu Not und Elend führt, mit dem Zerbröckelungsprozeß, dem der Bodenbesitz jahrzehntelang, namentlich in der ersten Hälfte des 19. Jahr-

[1]) Aus dem Grunde hat auch die durch die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches veränderte Rechtslage, die dem Erblasser gegenüber dem alten Gesetz — der Code civil hat dadurch seine Gültigkeit verloren — ein größeres Maß von Testierfreiheit gewährt, noch keine wesentliche Veränderung in der tatsächlichen Vererbung des Grundeigentums herbeigeführt.

[2]) Womit selbstverständlich nicht dem „Zweikindersystem“ das Wort geredet werden soll.

hunderts, unterworfen gewesen ist, ursächlich aufs engste zusammenhängt. Sucht der Gegner der Mobilisierungsfreiheit nach Bildern der Wirklichkeit, die evident beweisen, daß die von ihm behaupteten Folgen dieses Systems nicht bloß im Bereiche der theoretischen Möglichkeit liegen, so kann er sie in der Eifel finden. Für die Eifel besteht seit mehreren Jahrzehnten ein Notstandsfonds; bei einer andersgearteten Grundbesitzverfassung, einer solchen, die sich mehr dem nordwestdeutschen Vorbilde näherte, würde eine derartige Maßnahme kaum erforderlich gewesen sein.

GEMENGELAGE DER GRUNDSTÜCKE

Selbst in denjenigen Gegenden, wo die Realteilung nicht zu einer unwirtschaftlichen Kleinheit der vorherrschenden Besitzgröße geführt hat, dürfen ihre schädlichen Begleiterscheinungen nicht gering veranschlagt werden. Mögen auch die Korrektivmittel, die das Leben zur Hand hat[1]), ausreichend sein, um den Bestand der Besitzverhältnisse im großen und ganzen zu wahren, so bleibt immer noch die Tatsache bestehen, daß die Güter sich nicht ohne weiteres auch räumlich wieder zusammenfinden. Die von Generation zu Generation sich erneuernde Aufteilung der Anwesen muß mit fast unerbittlicher Notwendigkeit dahinführen, die aus der alten Gewannverfassung hervorgegangene Erscheinung der *Gemengelage und Wegelosigkeit* der Feldmarken zu verewigen und die Besitzverhältnisse in immer größere Unordnung zu bringen.

Über die Schäden, die mit der Streulage der Grundstücke für den landwirtschaftlichen Betrieb verbunden sind, ist kaum ein Wort zu verlieren. Eine maßlose Verzettelung der Arbeitskraft von Mensch und Tier bei der Bewirtschaftung der zahlreichen winzigen Parzellen; die Unmöglichkeit sich dabei der modernen arbeitsparenden Maschinen und Geräte zu bedienen; große Landverluste infolge des relativ starken Hervortretens der Grenzfurchen und Raine; die Steigerung der Verunkrautungsgefahr; der tatsächliche „Flurzwang" und der sich daraus ergebende Zwang zur Innehaltung eines Wirtschaftssystems, das den Zeitverhältnissen nicht mehr angemessen ist; die der planmäßigen Durchführung durchgreifender Bodenmeliorationen entgegenstehenden Hindernisse: das alles sind Folgeerscheinungen der Gemengelage und Wegelosigkeit des Besitzes, denen sich noch zahlreiche andere Übelstände hinzugesellen und die in ihrer Gesamtheit als das denkbar größte Hemmnis der Landeskultur anzusehen sind. Je mehr die Entwicklung fortschreitet und infolgedessen die Intensität und die Individualisierung in der Bewirtschaftung des Grund und Bodens sich steigern muß, desto wichtiger wird neben der rechtlichen auch die volle wirtschaftlich-technische Verfügungsfreiheit des einzelnen Besitzers über seinen Grund und Boden, desto ungereimter und widerspruchsvoller ein Zustand, in dem der Einzelwirt in seinen Entschließungen durch die Rücksicht auf seine Nachbarn auf Schritt und Tritt gehemmt wird. Die Beseitigung dieser Fesseln ist die erste und wichtigste Voraussetzung für die fortschrittliche Entwicklung in der Landwirtschaft, wo sie noch nicht erfolgt ist, die dringendste Forderung des Tages.

Geradezu trostlos sieht es in dieser Hinsicht vielerorten in der Eifel aus, dergestalt, daß man geradezu von einer Dezimierung der Grundstückseinheiten sprechen kann. Einige Zahlenangaben mögen den tatsächlichen Zustand illustrieren. Die bei Zusammenlegungen ermittelte Durchschnittsgröße einer Katasterparzelle, die

[1]) Ein wichtiges Korrektiv ist z. B. das Hineinheiraten mit Land ausgestatteter Bauerntöchter in andere Bauernfamilien, das mutatis mutandis die Verkleinerung auf die Hälfte reduziert.

allerdings im allgemeinen nicht unerheblich kleiner ist, als die uns hier interessierende „Naturalparzelle", stellte sich

im Kreis Schleiden	auf 12,6 a	im Kreis Bitburg	auf 16,8 a
„ „ Adenau	„ 8,9 a	„ „ Daun	„ 8,9 a
„ „ Ahrweiler	„ 9,1 a	„ „ Prüm	„ 23,4 a
„ „ Cochem	„ 10,7 a	„ „ Wittlich	„ 7,2 a
„ „ Mayen	„ 10,3 a		

In einzelnen Gemeinden geht die Zerschlagung noch viel weiter; so weist z. B. ein Teil der Gemarkung Großlittgen bei einer Größe von 310 ha 123 000 Katasterparzellen auf, so daß deren Durchschnittsgröße nur 2,5 a beträgt, 10 Parzellen auf den preußischen Morgen! Es darf angenommen werden, daß im Mittel eine Naturalparzelle um etwa 30—50 Prozent größer ist als eine Katasterparzelle, beispielsweise betrug ihre Größe nach besonderen Ermittlungen von *Goebel*[1])
in der Gemeinde Üdelhoven im Kreis Schleiden 12,0 a
in der Gemeinde Nohn im Kreis Adenau 9,2 a.
Daß von der Grundstückszersplitterung auch die größeren landwirtschaftlichen Betriebe nicht ausgenommen sind, ergibt sich aus den Feststellungen von *Schmitz*[2]), die der Übersicht 13 zugrunde liegen.

13.

Betriebsgröße	Zahl der Betriebe	davon arrondiert	In den nicht arrondierten Betrieben hatte die kleinste Parzelle eine Größe von ha	die größte Parzelle eine Größe von ha	die Mehrzahl der Parzellen eine Größe von ha
+100 ha	3	—	0,06—0,38	3—25,0	0,60—4,00
50—100 „	8	2	0,03—0,25	1,5—5,75	0,50—1,25
20— 50 „	9	1	0.01—0,11	0,96—5,0	1.17—0,50
5— 20 „	10	—	0,02—0,58	0,12—1,70	0,12—0,50
— 5 „	1	—	0,01	0,35	0,10

Zu der geringen Größe der Parzellen gesellt sich als weiterer Übelstand auch noch eine unzweckmäßige Form; namentlich sind die Grundstücke oft unverhältnismäßig schmal und lang. Die Zerstückelung des Wiesenbesitzes scheint im allgemeinen noch weiter zu gehen als die des Ackers, so daß die sprichwörtlich gewordene „Wiese von der Größe eines Bettuches" keine allzustarke Übertreibung zu enthalten scheint. Angesichts solcher Zustände wird man *Wygodzinski* nur beipflichten können, wenn er sein Urteil über den Nutzen oder Schaden der Freiteilbarkeit für die rheinischen Gebirgsgegenden dahin zusammenfaßt: „Zu sagen, daß die Teilung den Gebirgsbauern genutzt habe, ist eine seltsame Selbsttäuschung oder Hohn". Der Prozeß der Grundstückszersplitterung ist in der Tat vielerorten am Ende der Vernunft angekommen. Der moderne Landwirt möchte es für einen grotesken Witz halten, wenn er hört, daß heute noch hier und da in Eifeldörfern der Polizeidiener mit der Schelle bekannt macht, wann in dieser oder jener Flur mit der Bestellung oder Aberntung begonnen werden kann.

Staatliche Maßnahmen gegen die Gemengelage sind im Gebiet des rheinischen Rechts verhältnismäßig sehr jungen Datums. Obgleich schon in den dreißiger

[1]) *Goebel*, Der landwirtsch. Grundbesitz und die Bodenzersplitterung in der Rheinprovinz, 1910.
[2]) l. c., S. 52.

Jahren die Parzellierung und Streulage der Grundstücke in der Rheinprovinz ein Hauptthema auf Versammlungen und in Zeitschriften bildete und einsichtige Männer schon damals die Einführung eines diesbezüglichen Gesetzes befürworteten, hat es doch noch jahrzehntelange Kämpfe gekostet, um dieses Ziel zu erreichen. Das Gesetz über die wirtschaftliche Zusammenlegung datiert erst vom 24. Mai 1885, wo die Generalkommission in Düsseldorf ihre Tätigkeit begann. Mit zum Teil geradezu absonderlichen Argumenten wurde nicht nur von der bäuerlichen Bevölkerung, sondern auch in Juristen- und politischen Kreisen gegen den Gedanken der Konsolidation zu Felde gezogen. In dem Zwangsmoment erblickte man einen unerträglichen Eingriff in die Rechte des Einzelnen und bekämpfte es deshalb dem liberalen Gedanken zuliebe. Man fürchtete, daß die Grundstücke infolge der Zusammenlegung sehr an Wert verlieren würden, weil — die kleineren Parzellen bei Käufen und Pachtungen erfahrungsgemäß höhere Preise erzielten als große Komplexe! Wiesen die Anhänger darauf hin, daß durch die Feldbereinigung die Möglichkeit gegeben würde, ein besseres Wirtschaftssystem einzuführen, so antworteten die Gegner, daß gerade der Vorzug der rheinischen Landwirtschaft in der Unabhängigkeit von einem bestimmten System beruhe. Noch kurz vor Verabschiedung des Gesetzes gingen beim preußischen Landtag aus bäuerlichen Kreisen massenhaft Petitionen ein (mit 70—80 000 Unterschriften bedeckt), in denen gegen das Gesetz mit diesen und ähnlichen Einwendungen Stellung genommen wurde.

Nicht wundernehmen kann es unter diesen Umständen, wenn in der ersten Zeit nach Einführung des Gesetzes in der Eifel, wo die Einsicht für das, was die Zeit fordert unter der bäuerlichen Bevölkerung fraglos geringer ist als an anderen Tei-

14.

Stand der Grundstückszusammenlegungen im Jahre 1906[1])

	Fläche ha	Durchgeführte Zusammenlegungen						Eingeleitete, noch nicht beendete Zusammenlegungen		Anzahl	Zusammen Fläche ha
		Anzahl	Fläche ha	Anzahl der Parzellen		Auf 1 ha entfallen Parzellen					
				vorher	nachher	vorher	nachher	Anzahl	Fläche ha		
Kreis Malmedy	18307	—	—	—	—	—	—	1	190	1	190
„ Montjoie	36154	—	—	—	—	—	—	1	98	1	98
„ Schleiden	82385	4	1119	8895	1982	8,0	1,8	5	5021	9	6140
„ Adenau	54945	11	4429	49756	7888	11,2	1,8	12	4298	23	8727
„ Ahrweiler	37127	11	2745	30289	9259	11,0	3,4	1	368	12	3113
„ Cochem	50215	3	1902	17697	3684	9,3	1,9	1	220	4	2122
„ Mayen	57644	8	1810	17500	4272	9,7	2,4	—	—	8	1810
„ Bitburg	78048	2	512	3042	1118	6,0	2,2	1	103	3	615
„ Daun	61016	12	3725	41891	7947	5,3	2,1	5	2202	17	5927
„ Prüm	91887	4	1816	7761	3344	4,3	1,8	3	402	7	2218
„ Wittlich	64207	8	2375	32985	5468	13,9	2,3	4	2776	12	5151
Eifel zusammen	631935	63	20433	209816	44962	—	—	34	15678	97	36111
Bezirk Aachen	415495	55	24249	97968	28736	4,0	1,2	41	22381	96	46630
„ Koblenz	620484	227	41961	489341	126329	11,6	3,0	20	14837	267	56798
„ Trier	718414	40	12667	122759	26858	9,7	2,1	57	6849	57	19516
Rheinprovinz	2699369	384	98198	791310	204153	8,1	2,1	148	71958	532	170156

[1]) *Goebel* l. c., S. 104.

len der Provinz und selbst hochgradige Mißstände als etwas Unabänderliches mit Gleichmut hingenommen werden, die Zusammenlegung nur langsam fortgeschritten und erst im letzten Jahrzehnt ein frischerer Zug in den Fortgang der Arbeiten gekommen ist. Die Übersicht 14 gewährt einen Einblick in diese Verhältnisse.

Durchgeführt und eingeleitet waren im Jahre 1906 in den aufgeführten 11 Kreisen im ganzen 97 Zusammenlegungen, die sich auf eine Fläche von 36 111 ha = 5,7 Prozent der Gesamtfläche erstreckten. Am weitesten vorgeschritten waren die Arbeiten in Adenau und Daun, während in den beiden Vennkreisen erst ein beschränkter Anfang gemacht war. Sehr lehrreich sind die Angaben über die Anzahl der Parzellen vor und nach der Zusammenlegung; die Parzellenzahl verringerte sich um nahezu 80 Prozent; entfielen vor der Zusammenlegung auf den Hektar 4,3—13,9 Parzellen, so nachher nur 1,8—3,4 .

GEMEINDELÄNDEREIEN Eine erfreuliche Seite der ländlichen Besitzverhältnisse in der Eifel ist das Vorhandensein sehr umfangreicher Gemeindeländereien, die teils als Wald, teils als Weide, hier und da auch als Acker (Schiffelland) benutzt werden und insbesondere den Klein- und Mittelbetrieben eine wesentliche Unterstützung gewähren. Einen genauen Überblick über die Gemeindelandverhältnisse zu geben, ist allerdings nicht möglich, da hierüber keine statistischen Einzelangaben vorliegen. Die nachstehende Übersicht gibt an, wie groß 1895 in den Regierungsbezirken Trier, Aachen und Koblenz die Anzahl der Betriebe, die mit Weide- oder Waldallmende ausgestattet war, im Verhältnis zur Gesamtzahl der Betriebe sich stellte, und zwar wieder getrennt nach Größenklassen von Betrieben.

15.
Von der Gesamtzahl der Betriebe hatten Allmende (1895)

Betriebsgröße ha	Trier		Aachen		Koblenz	
	Weide	Wald	Weide	Wald	Weide	Wald
0–2	6,48	16,72	7,88	6,93	9,89	14,63
2–5	18,86	40,26	13,50	15,46	22,53	33,33
5–20	20,50	46,00	14,00	17,94	25,62	36,54
20–100	6,70	33,80	4,63	10,40	5,89	18,90
+100	8,33	13,89	4,35	8,70	—	3,33
im ganzen	12,08	28,06	10,18	10,63	15,29	22,46
	Köln		Düsseldorf		Rheinprovinz	
im ganzen	1,81	4,70	0,69	0,06	7,08	11,85

Während die Allmende im Bezirk Düsseldorf nahezu verschwunden, in Köln auf einen geringen Prozentsatz zusammengeschmolzen war, machte die Zahl der über Allmendeland verfügenden Betriebe in Koblenz, Trier und Aachen noch einen recht ansehnlichen Anteil an der Gesamtzahl der Betriebe aus, wobei die Waldallmende wieder, mit Ausnahme von Aachen, stark überwog. Beteiligt waren daran in erster Linie die klein- und mittelbäuerlichen Betriebe.

So vorteilhaft sich die Überführung der vorher in gemeinsamer Nutzung befindlichen Gemeindeländereien in Sondereigentum überall da erwiesen hat und erweist, wo die Möglichkeit bestand, sie, etwa durch Umwandlung in Acker oder Wiese, einer höheren Kultur zuzuführen, so verfehlt ist gewöhnlich eine solche Maßnahme

dort, wo Boden- und klimatische Verhältnisse sich dem widersetzen, Weide und Wald also unter allen Umständen die zweckmäßigsten Bodennutzungsarten sind, und bei vorherrschendem Kleinbesitz die Zahl der Nutzungsberechtigten unverhältnismäßig groß ist. Diese Erkenntnis, die sich gegenüber dem trügerischen Axiom von der nie versagenden Kraft des Selbstinteresses und dem unbedingten Nutzen der vollen Verfügungsfreiheit des einzelnen über seinen Grund und Boden neuerdings allenthalben, leider vielfach erst auf Grund sehr trüber Erfahrungen durchgesetzt hat, hat für die künftige Behandlung der noch vorhandenen Eifelgemeindeländereien die Richtschnur abzugeben. Nicht weitere Aufteilung, sondern tunlichste Erhaltung des Gemeindebesitzes muß als Grundsatz gelten. Nichts wäre verderblicher als eine planlose Zerreißung der Gemeindeländereien in kleine und kleinste Weide- und Waldflächen, die eine angemessene Nutzung nur in den seltensten Fällen gestatten. Umso eifriger hat man auf der andern Seite natürlich dafür zu sorgen, daß sie auch bei gemeinsamer Nutzung einer möglichst rationellen Bewirtschaftung zugeführt werden (durch Aufforstungen, Kleegrasanlagen usw.).

Die Verkehrsverhältnisse.

DIE VERKEHRSWEGE

„Ein hochentwickeltes Verkehrswesen“, sagt Friedrich List, „ist einer der größten Hebel des Nationalwohlstandes und der Zivilisation nach allen ihren Verzweigungen“. In der Tat gibt es unter den Begebenheiten, welche die volkswirtschaftliche Entwicklung unserer Zeit charakterisieren, kaum eine, welche einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Gestaltung der Erwerbstätigkeit ausgeübt hat, wie die staunenswerte Ausdehnung und Vervollkommnung der Transport- und Kommunikationsmittel. Infolge dieser Errungenschaften erscheinen die dem Verkehr gezogenen räumlichen Schranken jetzt fast völlig niedergeworfen; ihnen ist es zu verdanken, daß auch die Landwirtschaft in den Kreis der alle Erdteile umspannenden Handelsbeziehungen hineingezogen worden ist, indem die Grenzen der früheren isolierten Marktgebiete immer mehr verwischt, letztere zu einem Weltmarkt miteinander verbunden worden sind. Die Verkehrswege sind die Pulsadern des modernen Wirtschaftskörpers.

Obgleich geographisch von Gebieten mit intensivstem Erwerbsleben umgeben, ist doch die Eifel erst verhältnismäßig sehr spät von der neuzeitlichen Verkehrsentwicklung berührt worden und in manchen Teilen auch heute noch als deren Stiefkind anzusehen. Zwar durchqueren schon seit der französischen Zeit trefflich angelegte Landstraßen das Eifelland, auch kann das gegenwärtige Straßennetz im großen und ganzen als durchaus ausreichend, in manchen Kreisen sogar als mustergültig angesehen werden, aber dieses Verkehrsmittel reicht heutzutage, wo es darauf ankommt mit großer Ersparnis an Kosten und Zeit große Entfernungen zu überwinden, nicht mehr aus; was der Eifel gefehlt hat und auch heute noch unter den Verkehrswünschen ihrer Bewohner im Vordergrund steht, ist der Aufschluß durch die Eisenbahn bzw. die weitere Verdichtung des Eisenbahnnetzes. Viel länger als anderswo im deutschen Vaterland hat in der Eifel die Landstraße den Verkehr vermitteln müssen nicht nur von Ort zu Ort, sondern auch von Land zu Land und mit den Verkehrsadern der angrenzenden Gebiete. Freilich brauchen die Gründe für diese Tatsache nicht weit hergeholt zu werden. Bei dem Eisenbahnbau suchte man in sehr begreiflicher Weise anfänglich die Bauschwierigkeiten möglichst zu umgehen; Gebirgsbahnen, über welche die Erfahrungen fehlten, wurden ängstlich vermieden. Auch wählte man nur solche Linien, die dank der dichten Besiedlung der betreffenden Gebiete von vornherein eine gute Rentabilität der An-

lage in Aussicht stellten. So kam es, daß in den ersten Jahrzehnten des Bahnbaues in dem weiten Gebiet der Eifel überhaupt kein Schienenweg angelegt wurde, und auch heute noch viele Eifeldörfer stundenweit von der nächsten Eisenbahnstation entfernt liegen und kaum auf baldige Beseitigung dieses ungünstigen Zustandes rechnen können. Der schwerbeladene Holzwagen, der ganze Tagereisen zurücklegende, mit vier und sechs Pferden bespannte Wagen des städtischen Kolonialwarenhändlers, hier und da auch noch der poesievolle Postwagen sind typische Bilder der Eifelstraße, die noch nicht sobald verschwinden werden. Wären nicht strategische Rücksichten dem Bahnbau in der Eifel zustatten gekommen, so würden dem Land die Segnungen des modernen Verkehrs sicherlich noch viel länger vorenthalten worden sein, als es tatsächlich geschehen ist.

Nach einer Zusammenstellung aus dem Jahre 1868 wurden damals von den 11 Kreisen, auf die sich unsere Darstellung in erster Linie bezieht, nur die Kreise Schleiden, Ahrweiler und Mayen dank ihrer Lage am Rande des Eifelgebietes von Schienenwegen berührt. Die erste eigentliche „Eifelbahn", die Linie Köln—Trier, wurde 1870/71 eröffnet. Diese Strecke, welche das Gebiet ziemlich in der Mitte von Norden nach Süden durchquert, sowie die in ihrer ersten Teilstrecke 1885 eröffnete Vennbahn bilden die Basis des Eisenbahnsystems in der Eifel. Indem diese beiden Hauptlinien durch Querstrecken miteinander und mit den Linien des Rhein- und Moseltales verbunden und auch anschlußlose Zweigstrecken angelegt worden sind, ist im Verlauf der letzten 30 Jahre allmählich ein einigermaßen geschlossenes Schienennetz entstanden, über das die Übersicht 16 weitere Einzelheiten mitteilt (ohne Rhein- und Moseltal und Umgebung von Aachen).

Im ganzen entfallen auf das Eifelgebiet, wenn man von den Linien des Rhein- und Moseltals und der Umgebung von Aachen absieht, etwa 800 km Schienen-

16.

Bahnlinie	Eröffnung der Teilstrecken im Jahre	Länge in km	Zahl der Stationen (Schnellzugsstationen)
Euskirchen-Trier	1870/71	146	22 (8)
Düren-Heimbach	1903	30	8
Euskirchen-Münstereifel	1890	14	4
Adenau-Jünkerath	1912	54	13
Hillesheim-Gerolstein	1912	12	3
Brohl-Kempenich	1901	24	8
Remagen-Adenau	1880, 1886 bzw. 1888	42	13
Andernach-Gerolstein	1878, 1880 bzw. 1895	94	17
Koblenz-Mayen	1904	37	9
Wengerohr-Daun	1885, 1909 bzw. 1910	41	11
Erdorf-Issel	1910, 1911 bzw. 1912	20	6
Gerolstein-St. Vith	1887	50	11
Pronsfeld-Neuerburg	1906	25	4
Pronsfeld-Waxweiler	1906	9	3
Jünkerath-Malmedy	1912	52	9
Weismes-Malmedy	1885	9	2
Aachen-St. Vith	1885 bzw. 1887	91	10
Call-Hellenthal	1883	17	7
St. Vith-Weflingen	1889	30	6
		797	147

weg und 147 Stationen. Auf 100 qkm Fläche berechnet ergibt das rund 11,5 km Länge, während im Durchschnitt der Rheinprovinz sich die Dichtigkeit des Eisenbahnnetzes vergleichsweise auf etwa 15 km pro 100 qkm Fläche stellt.

DIE PREISVERHÄLTNISSE Alle Veränderungen, die sich in der landwirtschaftlichen Betriebsweise einer Gegend vollzogen haben und noch fortwährend vollziehen, lassen sich mutatis mutandis auf zweierlei Ursachen oder Ursachenreihen zurückführen. Es gibt Kräfte, die gewissermaßen von außen auf die Landwirtschaft einwirken und sie in Bewegung setzen, und es gibt andere Kräfte, die man im Gegensatz hierzu als innere bezeichnen kann, weil sie dem Entwicklungsgang der Landwirtschaft neben der passiven auch eine in ihrem Effekt nicht minder bedeutsame Eigenbewegung verleihen. Die inneren Kräfte sind die Fortschritte in der Technik der Landwirtschaft, wie die Verbesserungen in der Bodenbearbeitung, im Meliorationswesen, in der Düngung, Fütterung, in der Pflanzen- und Tierzucht usw. Die äußeren Kräfte dagegen entspringen aus der allgemeinen volkswirtschaftlichen Entwicklung und finden ihren Ausdruck letzten Endes in den Veränderungen der Absatz- und Bezugsverhältnisse, im einzelnen also in den Preisen für die Erzeugnisse, die der Landwirt verkauft, in den Preisen der Produktionsmittel, die er bezahlen muß, mit Einschluß des Preises für die menschliche Arbeit, des Arbeitslohnes. Da der Landwirt nach Möglichkeit jeweils dasjenige Erzeugnis, das den höchsten Preisstand hat, und dasjenige Produktionsmittel, das am billigsten ist, bei der Produktion bevorzugen muß, da er im ganzen um so mehr Produktionsmittel (Arbeit und Kapital) einsetzen kann, je höhere Preise er für die Produkte erzielt, so müssen Veränderungen der Preise notwendigerweise die Betriebsformen der Landwirtschaft in Mitleidenschaft ziehen.

Preisveränderungen eines begrenzten Wirtschaftsgebietes können wieder eine doppelte Ursache haben. Entweder können sie dadurch hervorgerufen werden, daß das betreffende Gebiet durch Vervollkommnung der Kommunikationsmittel dem Verkehr erschlossen wird — in diesem Falle steigen die lokalen Preise für die Erzeugnisse, während die der käuflichen Produktionsmittel sinken —; oder aber die Veränderungen erscheinen als die Reaktion der auf dem Weltmarkt sich vollziehenden Preisumwälzungen. Auf die Verhältnisse des Eifellandes Bezug nehmend, hätten wir also einmal zu untersuchen, wie sich zu verschiedenen Zeiten die auf den lokalen Märkten erzielten Preise im Verhältnis zu den Preisen der rheinischen Großstädte gestellt haben, und zum andern die allgemeine Preisbewegung des Rheinlandes zur Darstellung zu bringen.

Aus der älteren Zeit liegt eine Zusammenstellung von *Meitzen* vor, die derartige Vergleiche ermöglicht; sie bezieht sich auf zwanzigjährige Durchschnittspreise, die man Ende der fünfziger Jahre für die Zwecke der Grundsteuerbonitierung in den einzelnen Kreisen berechnet hat, enthält allerdings nur die Preise für Getreide, Kartoffeln, Heu und Stroh, also nicht die der ebenso wichtigen tierischen Erzeugnisse. In der Übersicht 17 ist angegeben, um wieviel in jener Zeit die Durchschnittspreise in den Kreisen Malmedy, Montjoie, Schleiden, Adenau, Bitburg, Daun und Prüm unter oder über dem Preis des verkehrsreichen Kreises Aachen standen.

Die Preise von Montjoie und Schleiden unterscheiden sich von den Aachenern nicht allzu sehr, was sich aus dem starken Anteil gewerblicher Bevölkerung, den diese beiden Kreise schon damals aufwiesen, erklären dürfte; ganz beträchtlich dagegen bleiben die Preise der abgelegenen Kreise hinter dem Preisstand von Aachen zurück, namentlich gilt das für die Hafer- und Kartoffelpreise, bei denen die Unterschiede bis zu 30 bzw. 50 Prozent anwachsen.

Der Aufschluß der Eifel durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel mußte die Diffe-

17.

Preisdifferenzen zwischen Aachen und der Eifel in Silbergroschen in der Zeit von 1830—1850 (nach Meitzen).

Kreise	pro Scheffel				pro Zentner	
	Weizen	Roggen	Hafer	Kartoffeln	Stroh	Heu
Malmedy	+ 4,16	— 2,08	— 7,08	— 7,00	— 7,00	— 8,84
Montjoie	+ 5,00	+ 5,00	— 4,00	— 0,25	— 0,25	— 8,74
Schleiden	— 3,42	— 0,25	— 5,42	— 0,25	— 0,25	— 9,00
Adenau	— 6,50	— 7,58	— 5,66	— 6,68	+ 1,91	+ 7,66
Bitburg	— 8,42	— 5,25	— 5,58	— 6,50	— 2,75	+ 1,92
Daun	— 9,25	— 6,92	— 9,24	— 12,09	— 2,72	— 3,09
Prüm	— 5,08	— 5,32	— 8,08	— 11,76	— 3,34	+ 1,92
Preise in Aachen (absolut)	88,00	68,50	31,08	25,84	15,25	24,00

renzen mehr und mehr zum Ausgleich bringen, insbesondere bei den leicht transportfähigen Erzeugnissen. In welchem Umfang das der Fall gewesen ist, wolle man aus einem Vergleich der Übersicht 17 mit der Übersicht 18 entnehmen, in welch letzterer die Durchschnittspreise des Jahres 1910 von Koblenz, Köln und des Eifelstädtchens Mayen gegenübergestellt sind.

Heute erreichen die Unterschiede zwischen den Preisen der lokalen Märkte und der großen Konsumplätze einen größeren Umfang nur noch bei den tierischen Erzeugnissen. Vergleicht man die Orte Mayen und Koblenz miteinander, so beträgt die Differenz im Butterpreis 10—13, im Rindfleischpreis 13, im Schweinefleischpreis etwa 10 Prozent zu Ungunsten von Mayen. Dabei bleibt allerdings zu bedenken, daß Mayen wegen seines regen gewerblichen Lebens noch verhältnismäßig hohe Preise hat und daher nicht ohne weiteres mit dem Durchschnitt der übrigen Eifelmarktorte gleichgestellt werden kann.

Der allmähliche Ausgleich zwischen den Preisen, die der Landwirt auf dem Hofe erzielt bzw. zahlen muß, und den Preisen der großen Marktorte hat vielfach auch noch andere Ursachen als die Verbilligung des Transports. Vervollkommnung der Absatz- und Marktorganisationen, Beseitigung von Mißbräuchen und Unreellität im Zwischenhandel und ähnliche Umstände können die gleiche Wirkung hervorrufen. Berüchtigt war ehemals das in der Eifel weitverbreitete *Vieh-*

18.

Durchschnittspreise für das Jahr 1910 in Mark pro dz.

	Weizen		Roggen		Hafer		Kartoffeln		Butter		Rindfleisch	Schweinefleisch
	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.	(im Kleinhandel)	
Koblenz	23,5	19,5	17,0	14,0	17,5	15,0	16,0	4,8	300	240	167	188
Köln	23,0	19,0	16,6	14,6	17,0	14,8	13,0	5,6	290	240	167	192
Mayen	21,4	18,7	15,0	14,0	15,3	12,0	7,0	4,4	270	210	145	171
Mayen weniger als Koblenz	2,1	0,8	2,0	0,0	2,2	3,0	9,0	0,4	30	30	22	17

verleihen oder Vieheinstellen, das von Händlern, vereinzelt auch von wohlhabenden Bauern betrieben wurde und eine Quelle vielfacher wucherischer Ausbeutung der kleinbäuerlichen Bevölkerung war. Angeblich sollen derartige Machenschaften auch heute noch vorkommen, indes doch wohl nur als Ausnahmefall, da ihnen durch den höheren Wohlstand der Bevölkerung und namentlich durch die Verbesserung der Kreditverhältnisse die Grundlage entzogen worden ist. Auch sonst ist im Laufe der Jahrzehnte vieles geschehen, um die Betriebe der Eifelbauern dem Markte wirtschaftlich näher zu bringen. In jedem Städtchen und in vielen größeren Ortschaften werden jetzt regelmäßig, meist sogar monatlich, Viehmärkte abgehalten, die den Handel „unter vier Augen", bei dem der Bauer gewöhnlich den Kürzeren zieht, entbehrlich machen; Viehwagen, die von gemeindewegen oder auch genossenschaftlich beschafft worden sind, steigern durch Verkauf nach Lebendgewicht die Reellität des Kaufgeschäftes; den Absatz der Milch bzw. der Butter haben die Genossenschaftsmolkereien übernommen und rationalisiert, allerdings noch längst nicht in dem Umfang, der an sich wünschenswert wäre; Kunstdünger und Kraftfutter werden jetzt vielfach durch Vereine und Genossenschaften gemeinsam bezogen, was eine wesentliche Verbilligung dieser Betriebsmittel zur Folge hat und den Bauern von der Abhängigkeit vom Zwischenhändler, die ihm erfahrungsgemäß gerade hier leicht verderblich werden kann, befreit, und was dergleichen mehr ist.

Von größter Tragweite für die Geschicke der Eifeler Landwirtschaft sind die großen allgemeinen Preisumwälzungen gewesen, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts und namentlich während der letztvergangenen Jahrzehnte vollzogen haben. Aus Übersicht 19, die die vom preußischen statistischen Landesamt für die Rheinprovinz ermittelten Durchschnittspreise enthält und durch die Übersichten 20 und 20a noch ergänzt wird, sind diese Umwälzungen in den wichtigsten uns hier interessierenden Einzelheiten zu ersehen.

Fassen wir zunächst die in Übersicht 19 aufgeführten Produkte ins Auge.

Die ältere Zeit ist durch ein stetes Aufwärtsgehen aller Preise charakterisiert, das nur bei den beiden Hauptbrotgetreidearten, Weizen und Roggen, in den fünfziger Jahren einen gewissen Rückschlag erleidet. Vergleichen wir die dreißiger Jahre mit dem Jahrzehnt von 1870/80 (siehe die Relativzahlen), so ist die Preissteigerung am stärksten bei den Eßkartoffeln, dem Rindfleisch und der Butter, deren Preise sich in diesem Zeitraum mehr als verdoppeln; etwas schwächer schon ist sie beim Schweinefleisch und Stroh und verhältnismäßig am schwächsten beim Heu und den drei Getreidearten, von welch letzteren der Hafer noch wieder dem Weizen und dem Roggen voran ist. Die siebziger Jahre bedeuten einen Kulminationspunkt in der Preisentwicklung. Bald darauf brachte die alle sonstige Entwicklung weit überholende Ausweitung des Weltverkehrsnetzes den deutschen Landwirten die Sturmflut der internationalen Getreidekonkurrenz, die einen ungeheueren Preissturz zur Folge hatte. Alle vier Hauptgetreidearten wurden davon in Mitleidenschaft gezogen, am stärksten der Welthandelsartikel Weizen. Erst von der Mitte der neunziger Jahre an erholten sich die Getreidepreise allmählich wieder. Nehmen wir den Durchschnittspreis von 1870/80 zum Vergleich, so bleibt der Weizenpreis im Jahrfünft von 1905—1910 noch um etwa 14, der Roggenpreis um etwa 2 Prozent hinter jenem Preisstand zurück, während ihn der Hafer bereits wieder überschritten hat. Dieses Verschieben des Haferpreises im Verhältnis zu dem Roggen- und namentlich zu dem Weizenpreis verdient besondere Beachtung; 1871/80 kosteten 100 Pfund Hafer etwa soviel wie 70 Pfund Weizen, im Jahrfünft 1905/10 soviel wie 88 Pfund. Auch die Heu-, Stroh- und Kartoffelpreise standen in den letzten 30 Jahren durchweg niedriger als in den siebziger Jahren und haben mit Ausnahme der Kartoffel auch im letzten Jahrfünft den Rückgang noch nicht ganz wieder

19. Durchschnittspreise für die wichtigsten landwirtschaftlichen Produkte in der Rheinprovinz
(nach der amtlichen Statistik)

Jahr	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Eßkartoffeln	Richtstroh	Heu	Rindfleisch	Schweinefleisch	Hammelfleisch	Eßbutter	Eier	Wolle
	Doppelzentner in Mark							Im Kleinhandel Kilogramm in Pfennig					dz in Mark
1816—20	24.68	20,36	16.66	14.16	5,51	4,02	6.16	69	94	—	146	—	—
21—25	11,98	9,08	7,98	7,44	2,78	2,50	3,98	48	56	—	95	—	—
26—30	15 63	12,28	9,90	9 22	3,22	2,70	4,34	49	64	—	110	—	—
31—35	15 72	12 60	10,76	10.40	3,16	3,16	5,02	57	75	—	113	—	—
36—40	16,86	12,92	11,22	9,56	3,14	3,14	5,14	57	71	—	114	—	—
41—45	18,38	14.28	12.14	10,92	3,60	3,56	5.84	62	78	—	120	—	—
46—50	20.78	16.24	13 54	11 90	5,22	3,14	5,38	66	87	—	127	—	—
51—55	24,22	20 22	16 10	13,78	6.70	2,96	5.20	71	95	—	129	—	—
56—60	22,28	17.50	15,88	15.18	5 88	4,20	7,86	91	117	—	172	—	—
61—65	21,10	15 80	14,08	12,70	5.80	4,38	7,22	100	112	—	180	—	—
66—70	23.62	18,16	17,46	15 68	6 02	4,80	7,68	111	126	—	197	—	—
71—75	24.94	18,84	18,72	16,80	6,94	5,64	8,52	131	143	—	249	—	1879-80
76—80	23.06	17,66	18,28	16 24	7,70	6,08	7,66	131	146	131	243	422	449,6
81—85	20.58	17,28	16,92	15.36	6,48	5,86	8.06	133	146	133	226	424	406,8
86—90	18 88	15 32	15,98	14,64	6.32	5,64	7.83	131	143	133	225	435	374,3
91—95	17 60	15 88	15 68	15,18	6,66	5,58	8,36	132	148	136	227	464	312,5
96-1900	17,24	14 08	15,60	14,10	5 86	4,36	6,46	130	144	133	225	468	341,2
1901	16.60	14,20	15 90	14,50	6,43	5,72	8,79	131	158	135	235	485	302,8
02	16,70	14 60	15,90	16,40	5,90	5 58	7,87	132	168	138	235	483	336,9
03	16,40	14.10	15,50	13,80	6,90	4,22	6,43	135	156	143	232	486	366,4
04	17,40	14 30	14.90	13.90	7,19	4,26	7.07	136	149	146	236	495	376,9
05	17,90	15.40	16.00	15,00	7,37	5,17	7,61	143	169	153	242	521	389,8
06	18,20	16,40	16 30	16.70	7,18	5,15	6,76	156	185	167	250	531	414,5
07	20 50	19,10	17 80	19,00	7,56	5,23	6,66	141	157	178	249	561	437,5
08	20,80	18,70	17,50	17 20	7,03	4,93	7,36	153	164	164	258	547	375,9
09	23,10	17,50	—	17.10	7,70	7.10	8,60	153	181	168	262	483	407,8
10	20,70	15.50	—	15,80	7.30	5,30	8,80	160	182	171	269	530	434,2
Durchschnittspreis von 1871—80 = 100													
1816—20	102,8	111,6	—	85.7	75,3	68,6	76,2	52,7	64,9	—	59.4	—	—
21—25	49,9	49,8	—	45 0	37,9	42.7	49,2	36,6	38,6	—	38.6	—	—
26—30	65,1	67,3	—	55,8	43.9	46 1	53,6	37,4	44,1	—	44,7	—	—
31—35	65,5	69,0	—	62.8	43,2	53.9	62,1	43,5	51,7	—	45,9	—	—
36—40	70.3	70 8	—	57.9	42,9	53,6	63,5	43.5	48,9	—	46,3	—	—
41—45	76,6	78.3	—	66,1	49,2	60,8	72,2	47,3	53,8	—	48,8	—	—
46—50	86.6	88.9	—	72 0	71,3	53,6	66,5	50,4	60.0	—	51,6	—	--
51—55	100.9	110,8	—	83,4	91,5	50,5	64,3	54,2	65.5	—	52,5	—	—
56 60	92 8	95.9	—	91,9	80,3	71,7	97.2	69.5	80,7	—	69,9	—	—
61—65	87,9	86,6	—	76,9	79,3	74,7	89.3	76,3	77,3	—	73,1	—	—
66—70	98,4	99,5	—	94.9	82,2	81,9	94,9	84,7	86,9	—	80,1	—	—
71—75 76—80	100	100	—	100	100	100	100	100	100	100	100	100	—
81—85	85,8	94,7	—	92.9	88,5	100	99,6	101,6	107	101,6	91,9	105	—
86—90	78.7	83,9	—	88,6	86,3	96,2	96,8	100	98,6	101.6	91,5	103,1	—
91—95	73 3	87,0	—	91,9	90,9	95.2	103,3	100,8	102,1	103.8	92,3	109,9	—
96-1900	71,8	77,2	—	85,4	80,1	74,4	79,9	99,3	99.3	101,6	91,5	110,9	—
1901	69,2	77,8	—	87.8	87,9	97,6	108,7	100	108.8	103,0	95,5	114,8	—
02	69,6	80,0	—	99,3	80.6	95,2	97,3	100,8	115.9	105,4	95,5	115,5	—
03	68,3	77,3	—	83.5	94,3	72,0	79,5	103,0	107.6	109,2	94,3	115,2	—
04	72.5	78,4	—	84.2	98.2	72,7	87,4	103,8	102.8	111.5	95,9	117,3	—
05	74,6	84,4	—	90.8	100,7	88.2	94,1	109,2	116,6	116,8	98,4	123,5	—
06	75,8	89,9	—	101,1	98,1	87,9	83,6	119,1	127,6	127.5	101,6	125,8	—
07	85,4	104,7	—	115,0	103,3	89,2	82,3	107,9	108,7	128,2	101,2	132,9	—
08	86,7	102.5	—	104,1	96,0	84,1	90,9	116,8	113,1	125.2	104,9	129,6	—
09	96,3	95,9	—	103.5	105,2	121,2	106,3	116,8	124,8	128,2	106,5	114,5	—
10	86 3	84,9	—	95,6	99.7	90,4	108,8	122,1	125,5	130,4	109,4	125,6	—
1901—05	70,84	79,6	—	89.1	92.3	85,3	93.4	103,3	100,3	109.2	95,9	117,1	—
06—10	86,1	97,8	—	103,8	100,4	96,56	93,58	116,50	119,9	127,9	104,7	125,6	—

eingeholt. Von den tierischen Erzeugnissen wurde die Wolle und im geringen Maße auch die Butter mit in den Wirbel des Preissturzes hineingezogen, im Gegensatz zu den drei Fleischsorten und zu den Eiern, die dank ihrer geringen Haltbarkeit und einer stark vermehrten Nachfrage eine dauernde Preissteigerung erfahren haben. Setzen wir wieder den Preis der siebziger Jahre = 100, so hat im letzten Jahrfünft Rindfleisch einen Preis von 116, Schweinefleisch von 119,9, Butter von 104,7, Eier von 125,6. Die Preisrevolution auf dem Wollmarkt liegt in der Hauptsache vor dem hier herangezogenen Zeitraum. Schon in den sechziger Jahren sanken die Wollpreise in Deutschland infolge der überseeischen Zufuhr rapide, um dann in den neunziger Jahren ihren ärgsten Tiefstand zu erreichen; seitdem ist wieder, wenn auch unter fortgesetzten Schwankungen, ein allmähliches Anziehen der Wollpreise zu konstatieren.

Mit den Fleischpreisen mußten natürlich auch die Preise für landwirtschaftliche Nutztiere, die nicht in erster Linie der Fleischerzeugung dienen, sich verschieben. In welchem Umfange die frischmilchenden Kühe seit dem Ausgang der neunziger Jahre an der allgemeinen Preissteigerung teilgenommen haben, zeigt Übersicht 20, der die Notierungen auf dem Neußer Zucht- und Milchviehmarkt zugrunde liegen.

Preise für frischmilchende Kühe auf dem Neußer Markt: [1])

20.

	I. Qualität	II. Qualität	III. Qualität
1898—1900	458 M.	352 M.	260 M.
1901—1905	475 „	353 „	236 „
1905—1910	578 „	463 „	362 „

Im ganzen können wir hiernach, wenn wir den Zeitraum von 1870 bis 1910 ins Auge fassen, abgesehen von der Wolle, ein starkes Steigen der Preise für tierische Erzeugnisse im Vergleich zu den Preisen der direkt verkäuflichen Ackerbauprodukte feststellen. Schon wesentlich anders wird allerdings das Bild wieder, wenn wir den Blick mehr auf die Tendenzen der jüngsten Vergangenheit richten, etwa lediglich die Preise des letzten Jahrzehnts zum Vergleich heranziehen. Wir erkennen dann, daß seit dem Jahre 1900 zwar auch die Preise für tierische Erzeugnisse ihre steigende Bewegung noch beibehalten haben, daß sie aber im ganzen genommen, was die Stärke dieser Bewegung anbetrifft, durch die Getreidepreise bereits wieder überholt worden sind. Setzen wir nämlich den Preis von 1901—1905 = 100, so erhalten wir für 1906—10

für	Weizen	einen	Preis	von	121	M.,	für	Rindfleisch	einen	Preis	von	114 M.,
„	Roggen	„	„	„	120	„	„	Schweinefleisch	„	„	„	116 „
„	Hafer	„	„	„	116	„	„	Hammelfleisch	„	„	„	117 „
„	Gerste	„	„	„	119	„	„	Butter	„	„	„	109 „

Nur die Milchviehpreise sind den Getreidepreisen auch in diesem Zeitraum noch erheblich vorausgeeilt, namentlich die der geringeren Qualitäten; für die angegebenen Qualitäten stellen sich die Relativzahlen auf 122, 131 und 153.

Neben den Preisen der spezifisch landwirtschaftlichen Erzeugnisse haben noch die Holzpreise für das Wirtschaftsleben der Eifelbevölkerung eine sehr große Be-

[1]) Die Zahlen sind einer noch nicht veröffentlichten Arbeit von *Dr. Wüstendörfer* entnommen.

deutung. Soweit sich hierauf bezügliche Zahlen ermitteln ließen, sind sie in Übersicht 20a zusammengestellt.

20a. Holzpreise in den fiskalischen Oberförstereien des Bezirks Trier.

Jahr	Pro Festmeter Nutzholz			Pro Raummeter Scheitelholz	
	Eichen	Kiefern	Fichten	Buchen	Nadelholz
	M	M	M	M	M
1810–19	9,60	—	—	2,76	3,20
20–29	9,41	5,93	15,36	2,71	3,00
30–39	10,40	8,13	10,20	2,75	2,34
40–49	14,58	14,18	12,75	3,60	2,76
50–59	18,15	14,15	14,67	4,08	2,88
60–69	24,91	14,83	20,33	4,47	2,95
70–74	28,45	16,29	18,47	5,00	3,32
75–79	32,25	16,64	20,03	5,40	3,26

Holzpreise in den fiskalischen Oberförstereien des Bezirks Trier.

Jahr	Pro Festmeter Bau- und Nutzholz						Pro Raummeter Brennholz	
	Eichen		Fichten		Kiefern			
	30–39 cm	40–49 cm	1/2–1 Fuß	1–2 Fuß	1/2–1 Fuß	1–2 Fuß		
	Durchmesser		Durchmesser		Durchmesser		Buche	Kiefern
	M	M	M	M	M	M	M	M
1907/09	23,47	34,15	16,26	18,70	16,64	20,87	6,59	4,34

Sehr stark, stärker als irgend ein anderes Bodenerzeugnis, im Preis gestiegen sind seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts das Eichen- und Kiefernnutzholz; gegenwärtig stellen sich deren Preise dreimal so hoch als vor 100 Jahren, wobei der Hauptanteil der Verteuerung auf die sechziger und siebziger Jahre entfällt. Auch das Fichtenholz, das für den Forstbetrieb der Eifel vornehmlich in Betracht kommt, ist wertvoller geworden, ohne allerdings mit den beiden anderen Holzsorten auch nur annähernd Schritt gehalten zu haben.

Die Preise für die Verkaufsprodukte sind die eine, die Preise für die Produktionsmittel die andere Seite der wirtschaftlichen Produktionsbedingungen des Landwirts.

Das wichtigste Produktionsmittel ist die menschliche Arbeitskraft. Wenn auch keine umfassende Statistik über die Entwicklung der Löhne auf dem Lande existiert — für die Eifel noch weniger als für andere Gegenden —, so ist doch allbekannt, daß der Arbeitslohn in den letzten Jahrzehnten dank dem Aufschwung unseres Gesamtwirtschaftslebens eine ganz außerordentliche Steigerung erfahren hat. Nach den in der Literatur vorliegenden Einzelnachrichten und allgemeinen Schätzungen kann dies Anwachsen der ländlichen Arbeitslöhne während der letzten 30 Jahre für die Westprovinzen im Durchschnitt auf etwa 100 Prozent veranschlagt werden. Mit der Lohnsteigerung verhält es sich wie mit der Produktenpreissteigerung. Auch sie beginnt in den Zentren des Verkehrslebens, um sich, wenn sie hier bereits wieder zur Ruhe gekommen ist, auf die entlegenen Gegenden fortzupflanzen. Daß die allgemeine Lohnerhöhung die Eifel nicht verschont hat, ersieht man aus den in Übersicht 21 zusammengestellten Stichproben, die sich auf die pro Jahr gezahlten Barlöhne für Knechte und Mägde erstrecken und zum Teil bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückgehen [1]).

[1]) Die Angaben verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn *Münchmeyer*, Assistenten an der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz.

21. Barlöhne für Knechte und Mägde.

Knechte.

Betrieb von 153 Morgen Kreis Ahrweiler		Betrieb von 83 Morgen Kreis Cochem		Betrieb von 103 Morgen Kreis Cochem		Betrieb von 144 Morgen Kreis Mayen		Betrieb von 524 Morgen Kreis Mayen		Betrieb von 72 Morgen Kreis Adenau	
	M		M		M		M		M		M
1860	84—112	1875	130—145	1844	75	1884	190	1880	228—336	1842	70
1888	200—220	1881	160—190	1850	75—100	1890	244—256	1885	198—381	1850	80
1890	200—234	1890	216—225	1860	105	1895	296—320	1890	243—370	1876	215
1895	230—240	1900	300	1865	150—165	1900	350—370	1900	270—400	1880	195—200
1900	215—315	1913	360—500	1881	123—140	1905	420—520	1905	400—670	1885	275
1905	318—336			1888	123—140	1913	470—485	1910	330—660	1890	295—305
1910	306—354			1890	186—203			1913	360—590	1895	210—260
1913	375—400			1895	228—243					1903	275
				1900	303—348					1913	423—453
				1905	400—425						
				1910	440						

Mägde.

Betrieb von 153 Morgen Kreis Ahrweiler		Betrieb von 83 Morgen Kreis Cochem		Betrieb von 103 Morgen Kreis Cochem		Betrieb von 144 Morgen Kreis Mayen		Betrieb von 524 Morgen Kreis Mayen		Betrieb von 72 Morgen Kreis Adenau	
	M		M		M		M		M		M
1860	60—83	1875	85—95	1845	65—87	1884	170	1874	140	1876	137
1880	95—140	1881	100	1850	55—75	1890	130—145	1876	135—180	1880	130
1890	128—160	1890	145—175	1860	60—75	1895	200	1880	123—183	1885	125
1895	145—173	1900	250	1865	80—93	1900	215—240	1885	105—120	1890	130
1900	185—200	1913	290—300	1870	62—86	1905	260	1890	123—186	1900	174
1905	195—210			1875	110—195	1912	320	1900	168	1910	195
1913	240			1880	125—170			1905	225	1913	237
				1885	100—145			1910	240		
				1890	150—175			1913	270		
				1895	150—170						
				1900	140—260						
				1905	245—275						
				1912	280—325						

Bilden wir aus diesen Angaben Durchschnittszahlen, so ergibt sich folgendes Bild:

22.

Jahrzehnt	Durchschnittsbarlöhne pro Jahr für Knechte M	Differenz M	Durchschnittsbarlöhne pro Jahr für Mägde M	Differenz M
1840—50	73			
		11		
1850—60	84		65	
		36		10
1860—70	120		75	
		56		50
1870—80	176		125	
		43		6
1880—90	219		131	
		31		24
1890—1900	250		155	
		110		61
1900—1910	360		216	
		83		59
nach 1910	443		275	

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sind in der Eifel die Barlöhne für Knechte beinahe um das Sechsfache, die Barlöhne für Mägde um das Vier- bis Fünffache gestiegen. Deutlich heben sich zwei Perioden besonders starker Lohnsteigerung ab, das Jahrzehnt von 1870—80 (die „Gründerzeit“) und die letzten 20 Jahre; am stärksten war die Steigerung in den neunziger Jahren. Nehmen wir das Jahrzehnt von 1870—1880 zum Ausgangspunkt, so beläuft sich die Geldlohnsteigerung bei den Knechten auf etwa 150, bei den Mägden auf 120 Prozent. Wieviel die Gesamtlohnsteigerung unter diesen Umständen ausmacht, ist schwer zu sagen, da sich der Geldwert der neben dem Barlohn gewährten Naturalverpflegung und dessen Veränderung nur annäherungsweise abschätzen läßt. Nimmt man in Anbetracht der Preissteigerung, die die als Unterhalt dienenden Lebensmittel erfahren haben, und mit Rücksicht auf die bessere Verpflegung, die heutzutage dem Gesinde gewährt werden muß, an, daß der Geldwert der Verpflegung eines Knechtes in dem genannten Zeitraum von 300 auf 400, der einer Magd von 250 auf 325 Mark gestiegen sei, so verbleibt eine Steigerung des Gesamtlohnes für Knechte von rund 100 Prozent, für Mägde von etwa 60 Prozent. Vergleichsweise möge angeführt werden, daß der Jahresverdienst der „eigentlichen“ Bergarbeiter im Bezirke des Oberbergamts Dortmund in den letzten 20 Jahren von etwa 1000 auf 1700 Mark also um 70 Prozent, im Bezirk Saarbrücken von 950 auf etwa 1300 Mark oder um 37 Prozent gestiegen ist.

Eine wesentlich anders geartete Preisentwicklung hat ein Produktionsmittel der Landwirtschaft aufzuweisen, das dazu berufen ist, die menschliche und tierische Arbeitskraft zu ersetzen: die mechanischen Hilfsmittel oder Geräte und Maschinen. Zwar läßt sich auch hierfür kein umfassender statistischer Nachweis erbringen, aber die Stichproben, die in Übersicht 23 nach den Katalogen von Maschinenfabriken zusammengestellt sind, zeigen ausnahmslos ein Zurückgehen der Preise, das namentlich recht beträchtlich genannt werden muß, wenn man das Jahrzehnt von 1870—80 zum Ausgangspunkt nimmt und berücksichtigt, daß heute bei niedrigen Preisen auch noch ein leistungsfähigeres und dauerhafteres Gerät geliefert wird.

23.

Preise für landwirtschaftliche Geräte und Maschinen (nach Aereboe)

Zeit	Sackscher Karrenpflug 1 scharig, 6 bis 10 Zoll Tiefgang	17 reihige Sacksche Drillmaschine	Zeit	Bergedorfer		
				feststehende Dreschmaschine	Häckselmaschine	Windfege
	ℳ	ℳ		ℳ	ℳ	ℳ
1870	115	600	1873/75	700	355	155
1876	90	525	1878/82	525	250	120
1885	56	390	1886/88	500	250	100
1890	50	363	seit 1895	450	230	100
1906	50	346				

Eine recht beträchtliche Verbilligung hat ferner der Kunstdünger erfahren, gleichfalls ein wichtiges Produktionsmittel der neuzeitlichen Landwirtschaft. Namentlich gilt das für phosphorsäure- und stickstoffhaltige Kunstdüngemittel. Vgl. Übersicht 24.

Verbilligung der Wasserfracht, Verbesserung der technischen Verarbeitungs- und Gewinnungsverfahren und das Aufkommen konkurrierender Düngemittel

24.

Preise für Kunstdüngemittel

Zeit	1 kg Phosphorsäure kostete im Superphosphat	1 kg Stickstoff kostete im Chilisalpeter	Zeit	1 dz Kainit mit 12,4% reinem Kali kostete ab Staßfurt in loser Verpackung
	₰	₰		ℳ
1880—89	63	180	1880/81	1,60
1890—99	45	125	1882/83	1,80
1900—09	35	115	1884	1,70
			1885/88	1,62
			1889/1906	1,50

(Thomasschlacke, schwefelsaures Ammoniak) sind die Hauptursachen für den Preisrückgang der genannten Düngemittel. Allerdings hat die Preisbewegung der stickstoffhaltigen Kunstdüngemittel in den allerletzten Jahren, seit dem Jahre 1908/09 etwa, wieder eine andere Richtung eingeschlagen.

Wenig einheitlich ist die Entwicklung der Preise für Kraftfuttermittel. Bei einzelnen von ihnen ist der Preis seit den achtziger Jahren etwas gesunken, namentlich bei solchen, die Erzeugnisse der tropischen Landwirtschaft sind (Palmkern-, Kokoskuchen usw.); andere wieder wie die Abfallprodukte unserer heimischen Müllerei und Ölfabrikation (Kleie, Leinmehl) sind im Preis eher gestiegen als gesunken. Im ganzen genommen kann jedenfalls von einem nennenswerten Marktpreisrückgang der Kraftfuttermittel nicht gesprochen werden; in der jüngsten Zeit sind ihre Preise durchweg wieder nicht unbeträchtlich in die Höhe gegangen. Wir unterlassen es, diesbezügliche Zahlen vorzuführen.

Fragen wir zum Schluß, wie alle diese Veränderungen der wirtschaftlichen Produktions- und Erwerbsbedingungen in ihrer Gesamtheit auf die Rentabilität der Eifeler Landwirtschaft eingewirkt haben, so kann das Urteil, was die letzten zwei Jahrzehnte anbetrifft, nur günstig lauten. Es ist kein Zweifel: *Relativ* und rein objektiv betrachtet, — wieweit der Eifelbauer die Gunst der Verhältnisse ausgenutzt hat, ist eine Frage für sich — hat die Eifel in diesem Zeitraum weit mehr gewonnen als andere, insonderheit die den Zentren des Verkehrs von jeher schon nahegelegenen Gebietsteile unserer Provinz. Der Aufschluß der Eifel durch die Eisenbahn in den achtziger und neunziger Jahren hat den Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse erleichtert, manche Erzeugnisse überhaupt erst verkaufsfähig gemacht und so zugleich bei denjenigen, deren Preise durch die Veränderungen auf dem Weltmarkt zeitweise zum Weichen gebracht wurden, als hemmende Tendenz dieses Rückganges gewirkt. Es kommt hinzu, daß Roggen und Weizen, die beiden Produkte, deren Preise von der Erschließung des Weltmarktes in erster Linie berührt wurden, für den Betrieb der Eifelbauern im Vergleich zu anderen Gegenden nur eine untergeordnete Bedeutung haben. Die Hauptgetreidefrucht der Eifel ist der Hafer, dessen Preis nur relativ wenig in Mitleidenschaft gezogen worden ist und der den Preisverlust infolgedessen heute längst wieder eingeholt hat. Was aber der Eifel vor allem zustatten gekommen ist, ist die stetige und starke Steigerung der Vieh- und Viehproduktenpreise. Bodenbeschaffenheit und Klima weisen die Wirtschaft des Eifelbauern gleichermaßen und nachdrücklichst auf umfangreiche Futtergewinnung hin, und darum bedeutet jede Verschiebung des Preis-

niveaus zugunsten der tierischen Erzeugnisse für sie einen relativ größeren Vorteil als für einen Betrieb, in dem das Schwergewicht der Produktion einseitig auf dem Getreidebau ruht. Allerdings hat das Anwachsen der Arbeitslöhne die in der Produktenpreissteigerung und Preisverschiebung sowie die in der Verbilligung der sachlichen Betriebsmittel beruhenden Vorteile zum Teil wieder aufgehoben, aber auch in dieser Hinsicht ist die Eifel noch wieder günstiger gestellt als die Gegenden des intensiven Getreide- oder gar des Zuckerrübenbaues. Denn einmal ist die Viehhaltung verhältnismäßig genügsam, was die Menge der zu leistenden Betriebsarbeit anbetrifft, zum andern aber hat der kleinbäuerliche Charakter der Eifeler Landwirtschaft zur Folge, daß Lohnsteigerungen nur von wenigen Landwirten als wirkliche Belastung empfunden werden. In einem Kleinbetrieb, dessen Besitzer mit seinen Angehörigen alle vorkommenden Arbeiten selbst verrichtet, nimmt das Einkommen bei Lohnsteigerungen gewissermaßen nur einen anderen Namen an, indem Einkommensanteile, die vordem als Reinertrag angesprochen wurden, jetzt als fingiert bedungenes Arbeitseinkommen des Besitzers erscheinen, was für diesen natürlich gänzlich irrelevant ist.

Bodennutzung und Wirtschaftssysteme.

WIRTSCHAFTSSYSTEME IN ALTER ZEIT

Ungünstige natürliche und wirtschaftliche Produktionsbedingungen, unentwickelte Technik zwingen den Landwirt zu einer extensiven Wirtschaftsweise, d. h. zur Innehaltung eines *Betriebssystems*, das nur wenig Arbeit und Kapital auf die Flächeneinheit des Kulturlandes bedarf. Bevorzugung solcher Kulturarten, die wie das Weideland sich mit einem Minimum an Betriebsaufwand begnügen, weitgehende Heranziehung der dünger- und arbeitsparenden Brache, oder noch extensiverer Formen der „Bodenruhe“ bei der Ackerkultur, Beschränkung des Betriebsaufwandes auf ein Mindestmaß auch bei jeder einzelnen Kultur, Bevorzugung anspruchsloser Nutzvieharten und -Rassen, starkes Zurücktreten der sachlichen und namentlich der käuflichen Betriebsmittel gegenüber dem Aufwand an menschlicher Arbeit: das sind die Hauptmerkmale solcher Betriebe.

Nach dem, was uns von Agrarschriftstellern aus dem Anfang und der Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet wird, war der Betrieb der Eifelbauern damals von einer so ausgeprägten Extensität, daß er seinesgleichen nur in wenigen Teilen Deutschlands gefunden haben dürfte; wurden doch noch Formen der Bodennutzung in großer Verbreitung gehandhabt, die in den besseren Gegenden schon seit Jahrhunderten, wenn nicht seit einem Jahrtausend dem Fortschritt der Zeit hatten weichen müssen. „In der Eifel“, sagt *A. v. Lengerke* [1]) mit Bezug auf die dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, „ist *Ruhe* der Hauptcharakter des herrschenden Wirtschaftssystems“. Dieses herrschende System aber war in den rauhen Lagen, namentlich der Westeifel, eine Form der Ackerausnutzung, die man als *ungeregelte Feldgraswirtschaft* bezeichnen muß, in den günstigeren Lagen die *Dreifelderwirtschaft*. *Nepomuk v. Schwerz* teilt in seiner bekannten „Beschreibung der Landwirtschaft in Westfalen und Rheinpreußen“ [2]) noch weitere Einzelheiten über die um jene Zeit in den einzelnen Gebietsteilen der Eifel üblichen „Fruchtfolgen“ mit. „In Malmedy und bei St. Vith“, führt er aus, „liegt der Acker 4—5 Jahre dreesch, d. h. müßig und unangebaut. Hierauf wird gepflügt, gedüngt und Roggen und nach

[1]) Landw. Statistik der deutschen Bundesstaaten, II. Bd., 1840, S. 360.
[2]) Stuttgart 1837, II. Bd., S. 145 ff.

diesem zweimal Hafer gesäet. Dann fängt die Ruhe wieder an. Werden in dem gedüngten Umbruch Kartoffeln gewonnen, so muß der darauf folgende Roggen noch eine halbe Düngung haben, worauf Hafer folgt und der Acker liegen bleibt . . . Der Ertrag vom Roggen ist das achte Korn. Hafer gibt im ersten Jahr das zehnte und sinkt im vierten Jahr bis zum dritten Korn herab. Dann ist es Zeit aufzuhören.“ Noch primitiver ist der Anbau in Montjoie. „Hier sind Hafer und Kartoffeln und an den besten Orten etwas Roggen die ganzen Kulturgegenstände.“ „Fünf Jahre Hafer und 6—10 Jahre Dreesch ist die Fruchtfolge. Kommen Kartoffeln, so werden sie nach dem zweiten Hafer aufgenommen und tüchtig dazu gedüngt. Nach den Kartoffeln folgt dann von neuem 3 Jahre hintereinander Hafer. . . Die Ruhe wenigstens von 6, besser von 8—10 Jahren soll dem hiesigen Boden durchaus nötig sein, um gute Hafierernten hervorzubringen. Die außerordentliche Graswüchsigkeit des Bodens macht aber die Dreesche nicht unnütze und die Futterkräuter entbehrlich.“ — Bei Blankenheim werden Spelz, Roggen, Gerste und Hafer, die indes auch in den besten Jahren nicht über zwei Drittel des Brotkorns liefern, angebaut, und zwar in einer „halben Dreifelderwirtschaft mit reiner Brache, welch letztere allemal gedüngt wird.“ „Spelz und Roggen werden auch gemengt miteinander ausgesäet. Die Erbsen kommen ins Sommerfeld, der Klee wird unter das Sommergetreide gesäet; in seine Stoppeln werden Kartoffeln gepflanzt. Nach ihnen folgt Hafer, dann aber muß notwendig gebracht werden.“ Daneben wird auf „Grasängern“ aber auch noch Feldgraswirtschaft betrieben. — Die Gegenden von Antweiler, Hillesheim haben Dreifelderwirtschaft teils mit reiner, teils mit bestellter Brache, ebenso die Gegend von Bitburg, deren Anbau noch dadurch bemerkenswert ist, daß häufig zwei oder mehrere reine Dreifelderrotationen aneinandergehängt werden, von denen dann nur die erste eine gedüngte, die folgenden aber eine „nüchterne“ Brache enthalten.“ *Schwerz* fügt diesen Mitteilungen aber hinzu: „Man sieht wohl, daß wir hier aus der Eifel heraustreten, wie sollte sonst auch die Dreifelderwirtschaft nach solcher Art bestehen können.“

Ungeregelte Feldgras- und Dreifelderwirtschaft waren indessen, so sehr bei ihnen auch der Grundsatz der Bodenruhe zu seinem Rechte kam, noch nicht die extensivste Form der Ackernutzung. In Verbindung mit diesen beiden Ackerbau-„Systemen“, denen gewöhnlich nur ein größerer oder geringerer Anteil von der gesamten Betriebsfläche zufiel, stand in alter Zeit die weitverbreitete „*Schiffelkultur*“, der die dürftigsten, am weitesten entlegenen oder sehr hängigen Grundstücke unterworfen wurden. Beschrieben wird dieses Verfahren, das als eine Eigentümlichkeit der Eifel angesprochen werden muß, von älteren und jüngeren Kennern der Eifel — es ist heute noch hier und da anzutreffen — wie folgt:

Die betreffende Fläche bleibt 18—20, ja unter Umständen bis zu 50 Jahren sich selbst überlassen, öde liegen. Während dieser Zeit überzieht sich der Boden mit einer Decke der verschiedensten Unkräuter; namentlich Ginster und Heidekraut entwickeln sich, deren Wurzeln allmählich eine dicke Filzdecke bilden. Dieser Rasen wird dann in dem Jahre, in welchem die Fläche bebaut werden soll, in möglichst großen Plaggen mit der Hacke abgeschält, zusammengerollt und kegelförmig zum Trocknen aufgestellt. Die trocknen, durch Schlagen von der anhaftenden Erde befreiten Plaggen werden mit Reisig zu Haufen von 1—1,5 m Durchmesser zusammengestellt und verbrannt. Die Asche wird zur Düngung über den Boden ausgebreitet und das so vorbereitete Feld schließlich mit Roggen bestellt, dessen Ernte wegen seiner Reinheit von Unkräutern als wertvolles Saatgut geschätzt wird. Nach dem Roggen folgt zwei- bis dreimal Hafer oder einmal Hafer und einmal Buchweizen, gelegentlich wohl auch eine Kartoffelpflanzung. Entscheidend für den Erfolg dieser Kultur ist natürlich die Mitwirkung der Sonne; ein sehr

nasser Sommer, in welchem die Plaggen nicht genügend austrocknen, kann zu einer bösen Kalamität für den Schiffelbauer werden.

Wie schon erwähnt, war die Schiffelkultur ehedem weit verbreitet, so allgemein, daß an manchen Orten die Größe eines Hofes nach der Anzahl der Reisigbündeln oder „Schanzen" bestimmt wurde, welche er jährlich zu diesem Zwecke zu hauen und zu verbrennen berechtigt war. Im Kreis Daun bedeckte z. B. in der Zeit von 1818—1823 nach den bei der Katastrierung gemachten Aufstellungen das Schiffelland über 17 Prozent der Gesamtfläche und etwa 27 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche, während das eigentliche Ackerland etwa 21 bzw. 33 Prozent ausmachte. Heute trifft man das Schiffelland nur noch in ganz entlegenen Orten und meist auf solchen Flächen an, die wegen ihrer hängigen Lage dem Pfluge nicht zugänglich sind.

Vom Standpunkt der modernen Agrikultur betrachtet, ist die Schiffelwirtschaft ohne Zweifel ein Raubbau schlimmster Art; sie treibt Nährstoffverschwendung und zerstört immer wieder die für die dauernde Fruchtbarkeit eines Bodens so wertvolle organische Substanz. Dazu kommt, daß sie auch nicht geringe Anforderungen an die Arbeitskraft stellt; *Schmitz*[1]) berechnet für heutige Verhältnisse die gesamten Kulturkosten pro ha Schiffelland auf 212,80 Mark, wovon allein 160 Mark auf den Arbeitsaufwand entfallen. Nichtsdestoweniger aber war die Schiffelwirtschaft für den Eifelbauer ehedem sicherlich der einzig mögliche Weg, um große Flächen Landes für seine persönlichen und die Bedürfnisse seines Betriebes nutzbar zu machen. Es gibt in der Landwirtschaft für die Bewertung der Kulturverfahren keinen absoluten Maßstab; das technisch irrationellste Verfahren kann unter Umständen das ökonomisch einzig zulässige sein. Und namentlich war es, wie schon *Schwerz* mit seiner trefflichen Beobachtungsgabe erkannt hat, die betriebliche Verbindung des Schiffellandes mit dem übrigen Ackerbau, das ersteres so unentbehrlich machte. *Schwerz*[2]) sagt hierüber: „Wenn sich in einer bevölkerten Gegend, oder auf einem guten Boden, vieles gegen das Schiffeln sagen ließe, so läßt sich in Gebirgsgegenden, auf undankbarem Boden, bei großer Feldausdehnung und geringer Bevölkerung, vieles dafür sagen. Das Schiffelland ist in der Eifel nicht allein unmittelbar die Hauptstütze der Subsistenz, sondern auch sehr oft mittelbar die Stütze des gewöhnlichen Baulandes. Das Stroh, das auf jenem gewonnen, kommt diesem zu gut. Die Gabe davon muß da um so willkommener sein, wo ein schlechtes Bauland dessen nicht zureichend zu seiner Bedüngung und Instandhaltung erzeugt. Der wilde Boden ist nun einmal da, und kann er in seiner Entlegenheit oder anderer Ursachen wegen nicht anhaltend benutzt werden, so ist nichts dagegen zu sagen, wenn man ihn nur periodisch bearbeitet und ihm dann alles abzwingt, was er hergeben will. Weit unwirtschaftlicher würde es in der gegenwärtigen Lage der Dinge sein, wenn man sich gefallen lassen wollte, *das Wildland der Eifel anhaltend zu kultivieren, und unter dieses und das Bauland Dung und Arbeit zu verteilen, welche bisher nicht für eines von beiden zureichten.*" *Schwerz* meint zwar, daß eine Haubergswirtschaft wie im Siegenschen und auf dem Hundsrück mittelbar und unmittelbar dasselbe leisten könnte wie die Schiffelwirtschaft und daneben den Boden noch verbessern würde, im ganzen also dieser noch vorzuziehen sei, erkennt aber an, daß auch eine solche Umwandlung nicht „so leicht sein würde", wobei er wohl noch übersehen hat, daß die Haubergswirtschaft mit der Schafhaltung, die zu jener Zeit für die Eifel eine sehr große Bedeutung hatte, nicht gut zu vereinbaren war. Wie dem auch sei, jedenfalls würdigt er das überkommene

[1]) l. c., S. 68.
[2]) l. c., S. 151.

System als das Ergebnis einer Anpassung an die einmal gegebenen Wirtschaftsbedingungen; ihm ist klar, daß „Ohnmacht, nicht Barbarei" es hervorgebracht haben. Und so verhält es sich in der Tat auch. Die Schiffelwirtschaft hatte dereinst für den Betrieb der Eifelbauern die Aufgaben zu erfüllen, die im modernen Landwirtschaftsbetrieb in erster Linie dem Wiesen- und Weideland, sowie den Gründüngungs- und Futter liefernden Ackerkulturen zufallen: Die Befriedigung des Düngerbedürfnisses der eigentlichen Ackerkultur. Auch unter fortgeschrittensten Verhältnissen ist „Düngung" im wesentlichen Nährstoffkonzentration auf solchen Flächen, wo die Nährstoffe noch am ehesten entbehrlich, Nährstoffanwendung auf solchen, wo sie am nötigsten sind, im Grunde genommen also „Raubbau". Prinzipiell hat sich hieran nicht viel geändert, nur sind die Mittel und Wege im Laufe der Zeit mit den Fortschritten der landwirtschaftlichen Technik und des Verkehrswesens andere geworden. Als mit dem Ansteigen der Preise der tierischen Produkte der Wiesen-, Feldfutter- und Hackfruchtbau immer mehr an Bedeutung gewannen, als käufliche Düngemittel den Wirtschaftsdünger zum Teil ersetzen konnten und die Arbeitslöhne sich verteuerten, mußte das Schiffelland seiner ehemaligen Rolle immer mehr entkleidet werden. Es konnte, wo die natürlichen Vorbedingungen es gestatten, in den regelmäßigen Turnus des Ackerbausystems hineingezogen, der Dünger beanspruchende Teil der Felder also auf Kosten der Dünger liefernden ausgedehnt werden; es konnte der dauernden intensiven Grasnutzung zugeführt eventuell auch aufgeforstet werden. Das Schiffelland mußte verschwinden, weil jetzt die mit seiner Kultur verbundenen Nachteile größer wurden als deren Vorteile.

DIE NEUZEITLICHEN ACKERBAUSYSTEME

Die Art der landwirtschaftlichen Bodennutzung wird in erster Linie durch die natürliche Beschaffenheit von Boden und Klima, erst in zweiter Linie durch die wandelbaren technischen und wirtschaftlichen Produktions- und Erwerbsbedingungen bestimmt, denn ein Betrieb kann nur das gewinnen, was sein Boden „trägt". Und zwar ist der Grad der Abhängigkeit von den natürlichen Bedingungen wieder um so größer, je mehr durch sie die landwirtschaftliche Kultur erschwert und eingeengt wird. Auf einem Boden, auf dem jede Frucht mit Sicherheit gedeiht, ist der Rahmen des Bodennutzungssystems viel weniger starr als auf magerem Boden oder in rauhem Klima, wo nur wenige Kulturen befriedigende Erträge liefern; auf jenem können wechselnde Verkehrsverhältnisse und Fortschritte der Technik ein überkommenes System sehr viel leichter modifizieren und schließlich gänzlich beseitigen als auf diesem. Es kann daher nicht wundernehmen, daß auch gegenwärtig noch die Dreifelderwirtschaft, natürlich in der verbesserten Form, das herrschende Wirtschaftssystem der Eifel ist und nach ihr die Feldgraswirtschaft die größte Bedeutung besitzt. Das Vorwalten derDreifelderwirtschaft erklärt sich allerdings zum großen Teil mit aus dem zwar rechtlich nicht mehr, faktisch aber bei der Wegelosigkeit des Besitzes und der Gemengelage der Grundstücke meistens noch vorhandenen Zwang zu einer flurweisen Bestellung der Feldmark. Der Eifelwanderer sieht noch heute in weitaus den meisten Gemeinden die Feldmark in drei Fluren geteilt, so daß die Winter-, Sommer- und Brachflur eine ausgedehnte zusammenhängende Fläche bilden. Natürlich spricht auch die alte Gewohnheit hierbei mit; wie sehr dies sogar der Fall ist, erkennt man daraus, daß selbst dort, wo durch Zusammenlegung der tatsächliche Flurzwang beseitigt ist, vielfach noch das alte Bild angetroffen wird, also nicht nur nach wie vor Dreifelderwirtschaft getrieben, sondern auch die Flureinteilung beibehalten wird[1]).

[1]) Vgl. *Schmitz* l. c., S. 65.

Bekanntlich besteht das Wesen der verbesserten Dreifelderwirtschaft in der teilweisen oder vollständigen Bebauung der Brache durch Hackfrüchte, Hülsenfrüchte oder Futterpflanzen, so daß sich an Stelle des alten dreifeldrigen Turnus: Brache, Winterung, Sommerung, Sechs-, Neun- oder Zwölffelderwirtschaften ergeben. Der Übergang von der reinen zur verbesserten Dreifelderwirtschaft war die notwendige Folge der gänzlich veränderten betriebswirtschaftlichen Stellung, welche sich die Viehhaltung in der neuzeitlichen Landwirtschaft gegenüber den früheren Zeiten erobert hat, und die ihrerseits wieder mit den bekannten Verschiebungen in den Marktverhältnissen zusammenhängt. Je mehr die Vieh- und Viehproduktenpreise anstiegen, desto mehr konnte die Nutzviehhaltung aus ihrer früheren bescheidenen Rolle als Düngerproduzentin heraustreten und zur Erzeugerin von Verkaufsprodukten werden, desto wichtiger wurde infolgedessen eine umfangreiche Futtergewinnung in Form von eigentlichen Futterpflanzen oder Futter liefernden Hackfrüchten auf dem Acker. Aber auch schon das Ansteigen der Getreidepreise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus mußte in der gleichen Richtung wirksam sein, weil es dazu nötigte, der Düngererzeugung eine immer größere Aufmerksamkeit zu schenken, was gleichfalls nur mit Hilfe einer vermehrten Futtergewinnung geschehen konnte.

Spricht man von einem „herrschenden Wirtschaftssystem“, so ist das selbstverständlich nicht so zu verstehen, als wenn nun alle oder auch nur die Mehrzahl der Betriebe in der Organisation ihrer Fruchtfolge dem theoretischen Bilde, das man sich von dem betreffenden System zu machen pflegt, in jeder Weise entsprächen, in unserem Fall also entweder eine hinsichtlich der Aufeinanderfolge der Ackerfrüchte und ihres Anbauverhältnisses ganz korrekte Sechs- oder Neunfelderwirtschaft innegehalten würde. Das ist keineswegs der Fall, das „Herrschen“ vielmehr nur so zu verstehen, daß der Landwirt sich im großen und ganzen der Regel dieses oder jenes Systems fügt, im übrigen aber die durch die besonderen Verhältnisse seines Betriebes zweckmäßig gewordenen Modifikationen vornimmt. In der Eifel insbesondere pflegt man vielfach von dem Normaltypus der verbesserten Dreifelderwirtschaft insofern abzuweichen, als man unter Beibehaltung eines gewissen Prozentsatzes Brachland den Getreidebau nicht unerheblich einschränkt, um dafür den Futter- und Hackfruchtbau entsprechend auszudehnen. Es ist das eine Folge der relativ geringen Körnerwüchsigkeit einerseits, der relativ hohen Futterwüchsigkeit des Bodens und Klimas anderseits. Auch sonst noch hat der Dreifeldertyp für die Eifeler Verhältnisse mancherlei Schattenseiten, unter denen wieder die späte Bestellung des Wintergetreides nach Futtergewächsen und insbesondere nach Hackfrüchten, die die strenge Innehaltung dieses Systems im Gefolge hat, und überhaupt die Unsicherheit des Wintergetreidebaues im Vergleich zum Sommergetreidebau im Vordergrund stehen. Bei den ungünstigen Witterungsverhältnissen entwickelt sich der so spät bestellte Roggen und Weizen vor Winter häufig nicht mehr genügend, so daß sie durch Auswintern Schaden leiden und dem durch das Klima ohnehin begünstigten Haferbau noch mehr unterlegen werden. In vielen Betrieben spricht auch der relativ geringe Umfang des Wiesenlandes gegen die strenge Innehaltung einer typischen Sechs- oder Neunfelderwirtschaft; wo das natürliche Futter-, namentlich das Wiesenland auf einige wenige Prozente der Betriebsfläche zusammenschmilzt, ist es ein Ding der Unmöglichkeit, dem Getreidebau einen Umfang von 66 Prozent der Ackerfläche zu geben, zumal wenn die Brache nicht gänzlich beseitigt werden kann. Aus solchen Erwägungen heraus hat darum Prof. *Nücker* (Bitburg) schon vor Jahren ein Betriebssystem in Vorschlag gebracht, das als eine Kombination von Fruchtwechsel- mit Feldgraswirtschaft anzusehen ist, dessen Ein-

führung also einen gänzlichen Bruch mit dem Dreifeldersystem bedeuten würde. Es handelt sich um nachstehende Fruchtfolge [1]):

1. Brache mit Stallmistdüngung.
2. Winterroggen.
3. Kartoffeln mit Kunstdünger.
4. Hafer oder Sommerroggen.
5. Rübengewächse mit Stalldünger und Kunstdünger, ein Teil vielleicht mit Buchweizen unter Anwendung von Kalk.
6. Hafer mit Kleegraseinsaat.
7. } Kleegras zum Mähen.
8. }
9. }
10. } Kleegrasweide.
11. }
12. }

Nach Hackfrucht ist hier also Hafer vorgesehen und ebenso ist dem Umstand Rechnung getragen, daß der Hafer in der Eifel eine ertragssicherere Frucht darstellt als das Wintergetreide.

Ob diese Fruchtfolge nennenswerte Verbreitung gefunden hat, vermögen wir nicht festzustellen. Wir glauben es nicht, denn abgesehen von der niederschlagsreichen Westeifel, wo von jeher Feldgraswirtschaft betrieben wurde, scheint uns ein Fruchtwechsel, der 50 Prozent Futterbau und nur 25 Prozent Getreidebau aufweist in den meisten Fällen doch einen zu radikalen Bruch mit den bestehenden Zuständen zu bedeuten.

Daß im übrigen aber die Abweichungen vom reinen Typ des Feldersystems sich in der angedeuteten Richtung bewegen, bestätigen für die Kreise Schleiden, Daun, Prüm und Bitburg die entsprechenden Feststellungen von *Schmitz* [2]). Sämtliche von ihm untersuchten Betriebe bauten die Früchte in einem Wechsel an, der auf der Grundlage der Dreifelderwirtschaft fußte, während das Anbauverhältnis im Durchschnitt aller Betriebe folgendes Bild, dem zum Vergleich das Anbauverhältnis einer normalen Neunfelderwirtschaft gegenübergestellt ist, ergab:

In Prozenten der Ackerfläche nahmen ein:

	In den untersuchten Betrieben		In der normalen Neunfelderwirtschaft		Abweichung vom Typus	
Brache	9,2		11,1		—1,9	
Wintergetreide	24,4	54,7	33,3	66,6	—8,9	—12,9
Sommergetreide	30,3		33,3		—3,0	
Hackfrucht	10,1		11,1		—1,0	
Futterpflanzen, Hülsenfrüchte, Raps	26,0		11,1		+15,9	

Als Neunfelderwirtschaft läßt sich das aus dem Anbauverhältnis zu rekonstruierende Bild der hier zugrunde liegenden Fruchtfolge noch am ehesten bezeichnen, wie aus der annähernden Übereinstimmung ihres Brach- und Hackfruchtanteils mit der Normalfruchtfolge geschlossen werden kann. Nichtsdesto-

[1]) Jahrbuch der D.-L.-G. 1895, S. 161.
[2]) l. c., S. 72.

weniger aber sind die Abweichungen von diesem Typus ganz beträchtliche, ist doch der Anbau von kleeartigen und anderen Blattpflanzen auf Kosten des Getreide- und in erster Linie wieder des Wintergetreidebaues auf mehr als den doppelten Normalumfang angewachsen. Die gleichen Folgerungen ergeben sich überdies auch, wenn wir die Ergebnisse der amtlichen Anbaustatistik der einzelnen Eifelkreise zum Vergleich heranziehen, wie noch zu zeigen sein wird.

DAS KULTURARTEN- UND ANBAUVERHÄLTNIS

Das Kulturartenverhältnis, also das Verhältnis, in welchem Acker- und Gartenland, Wiese, Weide und Holzungen zueinander stehen, ist die eine, das Anbauverhältnis der Ackerfrüchte die andere Seite des *Bodennutzungssystems* der landwirtschaftlichen Betriebe. Betonten wir soeben den relativ starren Charakter dieses Systems, so bezieht sich das, wie wir gesehen, zwar auch auf die Benutzungsweise des Ackerlandes, aber doch noch weit mehr auf die Aufteilung der gesamten Betriebsfläche in die einzelnen Kulturarten. Hier hat die Natur in den meisten Fällen so schroffe Grenzen gezogen, daß nur ganz schwerwiegende Umwälzungen wirtschaftlicher oder technischer Art sie wesentlich verschieben können. Aus der Übersicht 25, in welcher die Ergebnisse der erstmaligen (1878) und der letztmaligen (1900) amtlichen Bodennutzungsstatistik einander gegenübergestellt sind, geht das mit aller Deutlichkeit hervor. Die Veränderungen in dem Umfangsverhältnis der Kulturarten, die die Statistik für den Zeitraum von 1878 bis 1900 in den einzelnen Eifelkreisen nachweist, machen bei keiner Kulturart mehr als 2,5 Prozent der Gesamtfläche aus, bleiben sogar beim Ackerland und Wiesenland mit Ausnahme eines einzigen Falles unter 1 Prozent und überschreiten also kaum die statistische Fehlergrenze.

Um so größer sind dahingegen die Unterschiede in der Bodennutzung, wenn wir die verschiedenen Kreise miteinander vergleichen. Der Anteil des *Acker- und Gartenlandes* an der Gesamtfläche schwankt im Jahre 1900 zwischen den Grenzen 24,7 und 63,7 Prozent. Weniger als 30 Prozent Acker- und Gartenland haben die in der rauhen Westeifel gelegenen Kreise Malmedy, Montjoie und Schleiden (30,77), der von der „Hohen Eifel“ bedeckte Kreis Adenau und der Schneeeifelkreis Prüm, 30—50 Prozent die Kreise Ahrweiler, Cochem, Daun und Wittlich, über 50 Prozent Bitburg und Mayen. Zum Vergleich sei angeführt, daß im Königreich Preußen der Anteil des Ackerlandes an der Gesamtfläche rund 50 Prozent ausmacht. Der Anteil des *Wiesenlandes* an der Gesamtfläche schwankt zwischen den Grenzen 4,56 (Mayen) und 10,12 Prozent (Wittlich). Berechnet man, was betriebswirtschaftlich vornehmlich interessiert, das Verhältnis, in welchem der Umfang des Wiesenlandes zu der vorhandenen Ackerfläche steht, das sogenannte Wiesenverhältnis, so ergeben sich folgende Zahlen:

Umfang des Wiesenlandes in Prozenten der Ackerfläche:

Kreis	%	Kreis	%
Malmedy	34	Mayen	7
Montjoie	33	Bitburg	14
Schleiden	28	Daun	27
Adenau	30	Prüm	37
Ahrweiler	14	Wittlich	27
Cochem	22		

Die Wiese ist die wichtigste Winterfutter- und damit auch Düngerproduzentin; ausreichendes Wiesenland ist daher für das gedeihliche Zusammenwirken der den

25.

Kulturarten- und Anbauverhältnis:

	Malmedy		Montjoie		Schleiden		Adenau		Ahrweiler		Cochem	
	1878	1900	1878	1900	1878	1900	1878	1900	1878	1900	1878	1900
In Prozent der Gesamtfläche												
Acker- und Gartenland .	24,39	24,70	25,57	25,03	29,54	30,17	28,23	27,56	36,60	36,35	37,10	37,56
Wiese	8,26	8,48	6,29	8,46	8,35	8,37	7,96	8,15	4,72	4,90	8,30	8,41
Weiden und Hutungen .	19,95	18,65	4,69	3,60	18,62	17,42	12,58	9,74	1,77	1,55	6,90	5,86
Weingarten	—	—	—	—	—	—	0,03	0,04	2,92	3,05	1,80	1,97
Holzungen	25,69	27,17	50,90	51,02	33,22	34,33	37,48	38,62	41,64	41,75	40,00	40,87
Öffentliche Wege, Flüsse, Hofräume	2,97	2,87	2,82	2,60	3,22	3,12	3,27	3,25	5,26	5,20	3,90	3,86
Öd- und Unland	18,74	18,13	9,73	9,29	7,05	6,59	10,45	12,64	7,09	7,20	2,00	1,44
In Prozent der Acker- und Gartenfläche												
Weizen	0,07	0,07	0,40	0,03	2,70	5,20	2,20	2,90	15,50	11,90	3,80	2,90
Spelz und Einkorn . . .	-	—	—	—	2,70	3,20	0,70	0,70	—	—	0,20	0,02
Roggen	8,20	11,50	8,57	11,00	10,50	8,90	26,80	23,50	24,30	22,90	22,20	23,00
Mischfrucht	—	—	0,03	—	7,90	7,50	0,80	1,10	0,60	1,40	1,70	2,20
Wintergetreide zusammen:	8,27	11,57	9,00	11,03	23,80	24,80	30,50	28,20	40,40	36,20	27,90	28,12
Gerste	0,80	0,02	0,70	0,20	1,00	2,80	1,90	1,70	2,00	1,20	5,50	8,00
Hafer	17,10	22,90	22,70	24,60	22,90	24,10	27,20	25,90	8,50	16,60	16,80	17,00
Buchweizen	1,10	1,10	0,60	0,10	0,40	0,40	2,60	1,50	0,20	0,10	0,10	0,08
Sommergetreide zusammen:	19,00	24,02	24,00	24,90	24,30	27,30	31,70	29,10	10,70	17,90	22,40	25,08
Getreide zusammen: . .	27,27	35,59	33,00	35,93	48,10	52,10	62,20	57,30	51,10	54,10	50,30	53,20
Hülsenfrüchte	0,05	0,01	0,50	0,03	1,20	0,90	0,70	0,80	2,60	0,80	1,50	1,20
Kartoffeln	7,90	9,50	11,80	11,20	8,80	9,10	14,50	16,10	13,60	16,60	14,10	14,70
Zuckerrüben	—	—	—	—	—	0,10	—	—	—	0,50	—	—
Futterrüben	0,70	0,70	1,00	0,90	2,10	3,50	3,90	4,10	6,70	8,40	6,00	6,90
Feldgemüse	0,08	0,10	0,10	0,04	0,80	0,40	1,00	0,80	0,50	0,30	0,50	1,00
Hackfrüchte zusammen:	8,68	10,30	12,90	12,14	11,70	13,10	19,40	21,00	20,80	25,80	20,60	22,60
Feldfutterbau (Klee usw.)	7,80	8,70	10,60	19,50	6,60	9,80	6,70	9,40	11,20	12,30	10 10	12,10
Ackerweide	51,70	37,40	40,90	29,10	15,50	9,50	3,80	3,60	0,70	0,90	2,20	0,40
Feldfutterbau zusammen:	59,50	46,10	51,50	48,60	22,10	19,30	10,50	13,00	11,90	13,20	12,30	12,50
Öl-, Gespinst- und Handelspflanzen . . .	0,20	0,20	0,30	0,02	0,10	0,10	0,40	0,50	0,60	0,50	1,20	0,90
Sonstige Früchte (Lupine)	—	0,70	—	0,04	—	0,10	—	—	—	—	—	—
Brache	4,10	5,70	1,10	0,28	16,50	12,90	6,60	6,30	12,50	4,10	13,40	8,60
Obst- und Gartenland .	0,20	1,40	0,70	2,96	0,30	1,50	0,20	1,10	0,50	1,50	0,70	1,00
	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00

25. (Fortsetzung)

Kulturarten- und Anbauverhältnis:

	Mayen		Bitburg		Daun		Prüm		Wittlich		Rheinland	
	1878	1900	1878	1900	1878	1900	1878	1900	1878	1900	1878	1900
In Prozent der Gesamtfläche												
Acker- und Gartenland	63,98	63,67	55,55	54,74	40,18	39,20	23,18	25,26	37,17	36,89	45,99	45,70
Wiese	4,28	4,56	7,57	7,71	9,92	10,62	9,23	9,47	9,40	10,12	7,65	7,86
Weiden und Hutungen	0,92	0,84	5,33	4,88	10,04	9,43	23,60	21,34	6,64	5,02	6,32	6,14
Weingärten	0,25	0,24	0,02	0,01	—	—	—	·	0,80	1,10	0,47	0,54
Holzungen	24,49	24,52	26,54	27,82	31,36	32,25	27,66	29,72	41,31	42,20	30,74	30,93
Öffentliche Wege, Flüsse, Hofräume	4,30	4,41	3,28	3,18	3,22	3,24	2,81	2,76	3,38	3,35	5,39	5,60
Öd- und Unland	1,78	1,76	1,71	1,66	5,28	5,26	13,52	11,45	1,30	1,32	3,44	3,23
In Prozent der Acker- und Gartenfläche												
Weizen	11,50	5,15	3,00	4,20	1,50	1,30	1,80	2,30	4,30	3,30	9,60	8,20
Spelz und Einkorn	0,01	—	1,30	0,60	6,30	2,40	2,20	0,80	—	—	0,50	0,20
Roggen	18,50	19,00	9,50	9,50	15,60	16,60	17,40	17,70	19,70	20,10	20,80	20,50
Mischfrucht	0,75	0,90	10,90	9,30	2,50	8,70	2,00	4,10	4,70	5,20	2,20	2,20
Wintergetreide zusammen:	30,76	25,05	24,70	23,60	25,90	29,00	23,40	24,90	28,70	28,60	—	
Gerste	9,40	11,10	1,10	1,00	1,30	1,20	0,20	0,50	2,20	1,80	2,80	2,90
Hafer	8,00	12,40	17,80	19,40	24,10	24,90	25,50	25,80	19,40	18,20	17,90	20,90
Buchweizen	0,50	0,20	2,50	1,80	1,60	1,10	7,20	5,50	1,10	1,80	1,70	0,60
Sommergetreide zusammen:	17,90	23,70	21,40	22,20	27,00	27,20	32,90	31,80	22,70	21,80	—	—
Getreide zusammen:	48,66	48,75	46,10	45,80	52,90	56,20	56,30	56,70	51,40	50,40	55,50	55,50
Hülsenfrüchte	1,14	0,45	2,10	1,50	1,20	1,00	1,90	2,30	2,60	2,70	2,10	1,00
Kartoffeln	13,70	19,90	8,50	10,60	10,40	12,00	12,20	13,00	15,00	16,20	13,10	14,20
Zuckerrüben	0,10	0,20	0,04		—	—	—	—		—	0,60	1,60
Futterrüben	7,80	8,60	2,10	3,80	2,50	3,00	1,80	1,50	7,00	8,60	4,10	5,60
Feldgemüse	0,60	0,20	0,20	0,10	0,60	0,60	0,30	0,70	0,50	0,70	0,50	0,50
Hackfrüchte zusammen:	22,20	28,90	10,84	14,50	13,50	15,60	14,30	15,20	22,50	25,50	18,30	21,90
Feldfutterbau (Klee usw.)	18,70	17,90	19,90	22,30	8,50	11,10	9,84	11,10	12,10	15,00	13,00	13,40
Ackerweide	0,30	0,34	1,94	1,30	7,90	3,60	6,89	2,40	1,30	1,20	3,00	2,00
Feldfutterbau zusammen:	19,00	18,24	21,84	23,60	16,40	14,70	16,73	13,50	13,40	16,20	16,00	15,40
Öl-, Gespinst- und Handelspflanzen	0,60	0,24	0,70	0,40	0,30	0,30	0,70	0,50	1,10	0,90	1,00	0,20
Sonstige Früchte (Lupine)	—	—	0,02	—	—	—	—	0,02	—	—	—	0,10
Brache	8,00	2,07	17,80	12,70	15,20	11,20	9,70	10,40	9,00	3,30	6,00	3,30
Obst- und Gartenland	0,40	1,35	0,60	1,50	0,50	1,00	0,37	1,38	—	1,00	1,10	2,60
	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00

26.

Verschiebungen des Anbauverhältnisses von 1878—1910.

(Zu- bezw. Abnahme in Prozenten der gesamten Ackerfläche.)

	Malmedy	Montjoie	Schleiden	Adenau	Ahrweiler	Cochem	Mayen	Bitburg	Daun	Prüm	Wittlich	Rheinland
Weizen	—	—0,37	+2,50	+0,70	—3,60	—0,90	—6,35	+1,20	—0,20	+0,50	—1,00	—1,40
Spelz und Einkorn	—	—	+0,50	—	—	—0,18	—0,01	—0,70	—3,90	—1,40	—	—0,30
Roggen	+3,30	+2,43	—1 60	—3,30	—1,40	+0,80	+0,50	—	+1,00	+0,30	+0,10	—0,30
Gerste	—0,78	—0,50	+1,80	—0,20	—0,80	+2,50	+1,70	—0,10	—0,10	+0,30	—0,10	+0,10
Hafer	+5,80	+1.90	+1,20	—1,30	+8,10	+0,20	+4,40	+1,60	+0,80	+0,30	—1,20	+3,00
Mischfrucht	—	—0,03	—0,40	+0,30	+0,80	+0,50	+0,15	—1,60	+6,20	+2,10	+0,50	—
Buchweizen	—	—0,50	—	—1,10	—0,10	—0,02	—0,30	—0,70	—0,50	—1,70	+0,70	—1,10
Getreide zusammen	+8,32	+2,93	+4,00	—4,90	+3.00	+2,90	+0,09	—3,30	+3,30	+0,40	—1,00	—
Hülsenfrüchte:	—0,04	—0 47	—0,30	+0,10	+1,80	—0,30	—0,69	—0,60	—0,20	+0,40	+0,10	—1 10
Kartoffeln	+1,60	—0,60	+0,30	+1,60	+3,00	+0,60	+6,20	+2,10	+1,60	+0,80	+1,20	+1,10
Zuckerrüben	—	—	+0.10	—	+0,50	—	+0,10	—0,04	—	—	—	+1,00
Futterrüben	—	—0,10	+1,40	+0,20	+1,70	+0,90	+0,80	+1,70	+0,50	—0,30	+1,60	+1,50
Feldgemüse	+0.02	—0,06	—0,40	—0,20	—0,20	+0,50	—0,40	—0.10	—	+0,40	+0,20	—
Hackfrüchte zusammen	+1,62	—0,76	+1,40	+1,60	+5,00	+2.00	+6,70	+3 66	+2,10	+0,90	+3,00	+3,60
Feldfutterbau (Klee usw.)	+ 0,90	+ 8,90	+3,20	+2,70	+1,10	+2,00	—0,80	+2,40	+2,60	+1,26	+2,90	+0,40
Ackerweide	—14,30	—11,80	—6,00	—0,20	+0 20	—1,80	+0,04	—0,64	—4,30	—4,49	—0,10	—1,00
Feldfutterbau zusammen	—13,40	—2.90	—2,80	+2 50	+1,30	+0.20	—0,76	+1,76	—1,70	—3,23	+2.80	—0,60
Oel-, Gespinst- u. Handelspflanzen	—	—0,28	—	+0,10	—0,10	—0,30	—0,36	—0,30	—	—0,20	—0,20	—0.80
Sonstige Früchte (Lupine)	+0,70	+0 04	+0.10	—	—	—	—	—0.02	—	+0,02	—	+0,10
Brache	+1,60	—0,82	—3,60	—0,30	—8,40	—4,80	—5,93	—5,10	—4.00	+0,70	—5.70	—2,70
Obst- und Gartenland	+1,20	+2,26	+1,20	+0,90	+1,00	+0,30	+0,95	+0,90	+0,50	+1,01	+1,00	+1,50

landwirtschaftlichen Betrieb zusammensetzenden Einzelglieder von einer kaum zu überschätzenden Bedeutung. Im ganzen gnommen kann das Wiesenverhältnis in den genannten Eifelkreisen als ein günstiges bezeichnet werden. Mangel an Wiesenland haben nur der Kreis Mayen und in etwa auch die Kreise Bitburg und Ahrweiler. Die vorstehenden Zahlen lassen unschwer einen engen Zusammenhang mit den Niederschlagsverhältnissen erkennen, wenn man sie mit der Übersicht 5 auf Seite 321 vergleicht. Schlechter als mit den Wiesen steht es mit den *Weiden.* Zwar bedeckt das Weideland im ganzen genommen einen nicht unbeträchtlichen Teil der Gesamtfläche des Gebietes, aber es handelt sich dabei in der Hauptsache nur um die sogenannten „Geringen Weiden und Hutungen“. „Reiche“ Weiden treten in Wirklichkeit ganz und gar zurück, selbst in den regenreichen Kreisen Malmedy, Schleiden und Prüm, wo die Weiden und Hutungen 18,65 bzw. 17,42 bzw. 21,34 Prozent der Gesamtfläche ausmachen, können nur einige wenige Prozente als reiche Weide angesprochen werden. Der weitaus größte Teil der Weiden und Hutungen ist seiner wirtschaftlichen Bedeutung gemäß weiter nichts als „Waldboden“, der der Aufforstung harrt. Der Umfang der *Holzungen* steigt in Montjoie auf mehr als 50 Prozent der Gesamtfläche und erreicht sein Minimum mit 24,5 Prozent im Kreis Mayen; in der Mehrzahl der Fälle stellt er sich über den Durchschnitt der Provinz, die 30,9 Prozent Holzungen aufweist. An *Öd- und Unland* reich sind die Kreise Malmedy, Montjoie, Adenau und Prüm, wo der Anteil zwischen 9,3 und 18,7 Prozent schwankt, es sind durchweg Kreise mit sehr geringem Ackeranteil. Gering ist im Vergleich mit dem Provinzdurchschnitt der auf *Wege, Hofräume, Flüsse usw.* entfallende Anteil der Gesamtfläche, was bei dem überall herrschenden Mangel an Feldwegen auch ohne weiteres verständlich ist.

Wir deuteten soeben an, daß wir in der Lage seien, auch aus dem von der amtlichen Statistik ermittelten durchschnittlichen Anbauverhältnis des Ackerlandes mit einiger Sicherheit auf das in den einzelnen Gebietsteilen der Eifel in Übung befindliche Ackerbausystem zu schließen, indem wir die betreffenden Zahlen mit den „normalen“ Anbauverhältnissen der etwa in Betracht kommenden Systeme vergleichen. Wir wählen für unsere Zwecke als Normaltypen wieder die bereits besprochene Neunfelderwirtschaft, ferner eine zehnschlägige Feldgraswirtschaft mit der Rotation:

1. Brache.
2. Winterung.
3. Sommerung.
4. Hackfrüchte.
5. Sommerung mit Kleegras.
6.–10. Kleegras bezw. Ackerweide,

und endlich einen achtfelderigen Fruchtwechsel mit der Rotation:

1. Winterung.
2. Hackfrüchte.
3. Sommerung.
4. Klee.
5. Winterung.
6. Hackfrüchte.
7. Sommerung.
8. Brache und Hülsenfrüchte.

Stellen wir diesen Normaltypen die Zahlen der Übersicht 25 gegenüber (siehe Übersicht 27), so erkennen wir sofort, daß nur zwei Kreise, nämlich Malmedy und

27.

	Anbauverhältnis der Normaltypen			Tatsächliches Anbauverhältnis im Jahre 1900[1])										
	Feldgraswirtschaft %	Neunfelderwirtschaft %	Fruchtwechselwirtschaft %	Malmedy %	Montjoie %	Schleiden %	Adenau %	Ahrweiler %	Cochem %	Mayen %	Bitburg %	Daun %	Prüm %	Wittlich %
Brache	10	11,1	6,2	5,7	0,28	12,90	6,30	4,10	8,60	2,07	12,70	11,20	10,1	3,30
Winterung	10	33,3	25	11,57	11,03	24,80	28,20	36,20	28,12	25,05	23,6	27,0	21,9	28,60
Sommerung	20	33,3	25	21,02	21,90	27,30	29,10	17,90	25,08	23,70	22,2	27,20	31,80	21,80
(Getreide zusammen) . .	(30)	(66,6)	(50)	(35,52)	(35,93)	(52,10)	(57,30)	(51,10)	(53,20)	(48,75)	(45,8)	(51,20)	(56,70	(56,10
Hackfrüchte, Öl- und Gespinstpflanzen usw. . .	10	11,1	25	10,50	12,16	13,20	21,5	26,3	23,5	29,04	11,9	15,9	15,7	26,1
Futterpflanzen, Ackerweide, Hülsenfrüchte .	50	11,1	18,8	46,71	48,67	20,30	13,8	14,0	13,7	18,69	25,12	15,7	15,82	18,9

[1]) Kleine Unstimmigkeiten ergeben sich dadurch, daß die Reduktion auf *Acker- und Gartenland* erfolgt ist.

Montjoie, eine ausgesprochene Feldgraswirtschaft betreiben, während alle übrigen von der verbesserten Dreifelderwirtschaft beherrscht werden.

Weiter aber ergibt sich auch wieder die Tatsache, daß das letztgenannte System nicht rein zum Ausdruck kommt, sondern mit starker Modifikation, indem Futter- und Hackfruchtbau in ihrem Umfang erheblich über das Normalanbauverhältnis hinausgehen, der Getreide-, namentlich der Wintergetreidebau, dahinter zurückbleibt. Die Abweichungen von dem Normaltypus bewegen sich dann entweder nach der Richtung der Feldgraswirtschaft (zweijähriger Klee) oder des Fruchtwechselsystems. Ersteres ist am ausgesprochensten der Fall im Kreis Schleiden, der über 20 Prozent Futterbau aufweist (darunter etwa 10 Prozent Ackerweide), letzteres vor allem in den starken Hackfruchtbau treibenden Kreisen Adenau, Ahrweiler, Cochem und Mayen (21,5—29,04 Prozent Hackfrucht). Zum Teil erklären sich die Abweichungen auch, wie insbesondere in den Kreisen Bitburg und Mayen, durch einen umfangreichen Luzernebau, der eine im Prinzip ganz ähnliche Modifikation hervorruft wie die mehrjährigen Kleeschläge. In zwei Fällen, wieder in Bitburg und Mayen, sinkt der Anteil des Getreidelandes unter diesen Umständen sogar unter die Grenze, die im Typus des reinen Fruchtwechselsystems dem Getreidebau gezogen ist, (unter 50 Prozent). Die in der Eifel vorkommenden Fruchtfolgen durchlaufen also gewissermaßen die ganze Skala von der extensiven Feldgraswirtschaft über die verbesserte Dreifelderwirtschaft bis zu der intensiven Fruchtwechselwirtschaft, wobei indessen der Hauptanteil auf das Dreifeldersystem entfällt.

Auf der Hand liegt es unter diesen Umständen, daß in den einzelnen Kreisen ganz verschiedene Gewächse ihrem Umfange nach im Rahmen des Anbausystems an erster Stelle stehen müssen. Sehen wir die Gruppe der Futtergewächse als eine einzige Frucht an, so nimmt der Futterbau in Malmedy, Montjoie und Bitburg den größten Flächenraum ein, der Hafer in Schleiden, Adenau, Daun und Prüm, der Roggen in Ahrweiler, Cochem und Wittlich, die Kartoffel in Mayen. Im Rahmen des Getreidebaues steht mit Ausnahme der drei Roggenkreise und des Kreises Mayen der Hafer an erster Stelle. Was das Verhältnis von Sommerung zu Winterung anbetrifft, so neigt sich in Malmedy und Montjoie die Wage ganz einseitig zugunsten der Sommerung, in Ahrweiler und Wittlich mehr zugunsten der Winterung, während in den übrigen Kreisen mehr oder weniger ein Gleichgewichtszustand herrscht. Dabei ist die Sommerung fast identisch mit Hafer, nur Cochem und Mayen weisen Gerstenbau in erheblicherem Umfange auf. Im Rahmen der Winterung steht überall der Roggen weitaus an erster Stelle; nur im Kreis Ahrweiler erreicht der Weizenbau 50 Prozent des Roggenbaues. Größere Bedeutung als Winterfrucht besitzt in einigen Kreisen die sogenannte „Mischelfrucht", bestehend aus Weizen und Roggen, die aus Gründen der Ertragssicherheit der reinen Weizensaat vorgezogen wird. Das der Mischelfrucht gewidmete Areal ist in Schleiden, Bitburg, Daun, Prüm und Wittlich größer als die Weizenfläche. Die weizenähnlichen Getreidearten Spelz und Einkorn finden sich in nennenswertem Umfang nur noch in Daun und Schleiden. Unter den Hackfrüchten steht die Kartoffel weitaus im Vordergrund; ihr Anbau macht in den meisten Fällen über zwei Drittel des gesamten Hackfruchtbaues aus, nur in Ahrweiler, Mayen und Wittlich tritt auch der Futterrübenbau mit etwa 33 Prozent des Gesamthackfruchtbaues etwas mehr hervor. Der Futterbau ist vornehmlich Rotklee- bzw. Kleegrasbau; Luzernebau wird zwar mit Ausnahme von Montjoie und Schleiden überall getrieben, überholt aber den Rotkleebau nur in Mayen und Bitburg. Was endlich den Umfang der Brache anbetrifft, so schwankt dieser zwischen den Extremen 0,28 und 12,90 Prozent der Gesamtfläche, er ist am geringsten in den Gebieten der Feldgraswirtschaft und in den nur teilweise zur Eifel gehörigen Kreisen Ahrweiler, Mayen und Wittlich, am größten in Schleiden, Bitburg und Daun.

28.

Verhältnis von Winterung zu Sommerung Gesamtgetreidefläche = 100

	1878		1900	
	Winterung	Sommerung	Winterung	Sommerung
Malmedy	30,3	69,7	**32,5**	67,5
Montjoie	27,3	72,7	**30,6**	69,4
Schleiden	49,5	50,5	47,6	**52,4**
Adenau	49,0	51,0	**49,2**	50,8
Ahrweiler	79,1	20,9	66,9	**33,1**
Cochem	55,5	44,5	52,8	**47,2**
Mayen	63,2	36,8	51,4	**48,6**
Bitburg	53,6	46,4	51,5	**48,5**
Daun	49,0	51,0	**51,6**	48,4
Prüm	41,6	58,4	**43,9**	56,1
Wittlich	55,8	44,2	**56,7**	43,3

Nicht unerheblich sind die Veränderungen, die sich von 1878—1900 im Anbauverhältnis der Ackerfrüchte vollzogen haben. Sie bewegen sich in den schon angedeuteten Richtungen. Der Getreidebau hat mit Ausnahme von Adenau, Bitburg und Wittlich eine Ausdehnung erfahren, die naheliegender Weise dort am stärksten sein muß, wo das Getreide im Rahmen des Ganzen am meisten zurücktritt, in dem Feldgraswirtschaft treibenden Kreis Malmedy. Dabei hat sich gleichzeitig das Verhältnis von Wintergetreide zu Sommergetreide (vergleiche Übersicht 28) in Malmedy, Montjoie, Adenau, Daun, Prüm und Wittlich zugunsten der Winterung, in Schleiden, Ahrweiler, Cochem, Mayen und Bitburg zugunsten der Sommerung verschoben. Die stärkste Verschiebung dieser Art weisen Ahrweiler und Mayen auf, wo ein starkes Vordringen des Sommergetreidebaues mit einer starken Einschränkung des Wintergetreidebaues zusammenfällt.

Der Hackfruchtbau hat mit Ausnahme von Montjoie überall an Umfang gewonnen, am meisten in Mayen und Ahrweiler, wo der Kartoffelbau allein 1900 gegen 17 bzw. 20 Prozent der gesamten Ackerfläche bedeckte. Auch im ganzen genommen fällt von dem Zuwachs an Hackfrüchten mehr auf den Kartoffelbau als auf den Rübenbau. Der Feldfutterbau im ganzen (nebst Ackerweide) hat sich, abgesehen von Malmedy, wo die Ackerweiden sehr stark eingeschränkt worden sind, ohne daß andere Futtergewächse an deren Stelle getreten wären, nur unwesentlich verändert. Dagegen ist im Gesamtrahmen der Futtergwinnung insofern eine nicht unerhebliche Verschiebung eingetreten als die Ackerweide an Bedeutung verloren, der intensive Ackerfutterbau entsprechend gewonnen hat. Die Brache ist im ganzen genommen beträchtlich eingeschränkt worden, am stärksten in Ahrweiler und Mayen, den Gebieten des intensiven Hackfruchtbaues. Malmedy und Prüm bilden allerdings eine charakteristische Ausnahme von dieser allgemeinen Regel, insofern als sie keine Verminderung, sondern sogar noch eine Vermehrung des Brachlandes aufzuweisen haben; offenkundig hängt diese Erscheinung mit einem Übergang von der Feldgraswirtschaft zur verbesserten Dreifelderwirtschaft zusammen, wie aus der starken Einschränkung der Ackerweide entnommen werden kann.

Zugenommen hat überall das Obst- und Gartenland, und zwar am meisten in den abgelegenen Teilen, wo dieser Kulturart vor 30 Jahren nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der gesamten Acker- und Gartenfläche zufiel; im ganzen genommen muß der Zuwachs an Obst- und Gartenland als recht stark bezeichnet werden, wenn er auch mit dem Provinzdurchschnitt nicht Schritt gehalten hat.

BEWIRTSCHAFTUNGSINTENSITÄT

Die allmähliche Intensitätssteigerung, der die landwirtschaftliche Bodennutzung mit fortschreitender volkswirtschaftlicher Entwicklung unterworfen ist, kommt nicht nur in dem Vordringen der anspruchsvolleren Kulturarten und Ackerkulturen im Rahmen des Systems, sondern auch in der Art und Weise zum Ausdruck, wie jede einzelne Kultur *bewirtschaftet* wird. Nicht nur gewinnt der Ackerbau im Kulturartenverhältnis, der Hackfrucht- und intensive Futterbau im Ackerbausystem eine wachsende Bedeutung, auch bei jeder einzelnen Kulturart und Ackerkultur sucht man mit Hilfe eines erhöhten Arbeits- und Kapitalaufwandes die Erträge immer mehr zu steigern. Durchgreifende Meliorationen werden vorgenommen, die Bestellungs-, Pflege- und Erntearbeiten immer sorgfältiger verrichtet, die Düngermengen erhöht, besseres Saatgut verwendet usw. Dabei zieht die eine Maßnahme von selbst schon die andere mit Notwendigkeit nach sich, da jede einzelne nur von Erfolg begleitet sein kann, wenn sie gleichzeitig von der anderen unterstützt wird; soll eine erhöhte Düngung voll zur Wirkung gelangen, so muß auch durch

entsprechende Bearbeitung des Ackers dafür gesorgt werden, daß nicht in erster Linie das Unkraut gedüngt wird, so müssen Pflanzensorten gewählt werden, die die Fähigkeit in sich tragen, ein großes Nährstoffkapital des Bodens zur Ausnutzung zu bringen. Der Intensitätsgrad eines landwirtschaftlichen Betriebes kann demnach auch gemessen werden an dem Umfang, welchen bestimmte Kulturaufwendungen, seien es Arbeits- oder Kapitalaufwendungen, erreicht haben. Und zwar ist eines der wertvollsten Kriterien dieser Art die Menge der Kunstdüngemittel, die in den landwirtschaftlichen Betrieben zur Verwendung gelangen. In ihr spiegelt sich der Gesamtintensitätsgrad der Bewirtschaftung mit einer Schärfe wider wie in kaum einer anderen Aufwendungsart.

Dank der sorgfältigen Erhebungen, die das Kalisyndikat seit langem angestellt hat, sind wir über den Verbrauch der deutschen Landwirtschaft an kalihaltigen Düngemitteln genauestens orientiert.

29.

Jahresverbrauch an reinem Kali (K_2O) in kg pro 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche:

Kreise	1890	1894	1898	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909	1910
Malmedy	8	16	90	34	105	83	115	146	234	288	294	360	379	495
Montjoie	—	25	131	116	90	198	97	139	213	183	226	254	264	305
Schleiden	—	11	19	59	101	150	191	253	312	344	309	332	429	417
Adenau	14	22	12	23	18	44	27	47	28	58	45	59	59	44
Ahrweiler	15	12	13	35	37	30	57	32	103	55	86	177	102	285
Cochem	5	14	5	11	22	40	52	48	59	87	104	179	143	182
Mayen	—	16	19	9	12	12	14	32	33	45	52	51	86	171
Bitburg	11	5	2	7	15	35	18	18	82	13	42	30	37	60
Daun	—	4	12	20	26	21	26	25	29	17	25	40	24	42
Prüm	8	3	3	3	13	7	22	10	2	3	26	16	21	27
Wittlich	17	13	23	12	17	33	41	44	82	13	42	30	37	60
Reg.-Bez. Koblenz . .	18	51	41	48	59	70	95	105	128	141	188	236	276	325
„ Aachen . .	16	39	94	115	155	181	251	310	360	409	485	601	634	641
„ Trier . . .	15	27	30	42	52	58	77	75	109	120	155	177	193	230
Rheinprovinz	30	93	157	177	218	241	298	367	413	460	458	625	689	771

Überblicken wir die vorstehenden Zahlenreihen, so repräsentiert sich die Düngerintensität der Eifeler Landwirtschaft als verhältnismäßig recht niedrig. Wenn auch der Verbrauch an kalihaltigen Düngemitteln in den letzten Jahren merklich zugenommen hat, so erreicht er doch in keinem Kreis auch nur annähernd den Durchschnitt der Provinz. Ordnen wir die Kreise nach der Stärke des Verbrauchs, so steht Malmedy mit 495 kg Kali pro 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche an der Spitze, Prüm mit nur 27 kg am Schluß, während die Provinz im Durchschnitt 771 kg verwendet. Natürlich darf bei Beurteilung dieser Tatsache nicht übersehen werden, daß die Anwendung der Handelsdüngemittel in der Eifel schon aus objektiven Gründen — ungünstige Bezugsverhältnisse, geringer Umfang des Hackfruchtbaues — nicht so groß sein kann wie in anderen Gegenden des Rheinlandes; immerhin aber lassen Zahlen, wie sie beispielsweise die Kreise Daun und Prüm aufweisen, ohne weiteres den Schluß zu, daß hier die Fortschritte der moder-

nen Agrikulturchemie noch wenig Eingang gefunden haben. Allerdings scheint es mit der Verwendung der phosphorsäure- und insbesondere der stickstoffhaltigen Handelsdüngemittel etwas besser zu stehen, wenn man die Zahlen, die *Schmitz* in den seiner Untersuchung zugrundeliegenden 31 Betrieben ermittelt hat, verallgemeinern darf (siehe Übersicht 30).

30.

Kreis	Zahl der Betriebe	Davon verwendeten							Gesamte Ackerfläche aller Betriebe	Davon wurden gedüngt in Prozent							Geldwert der Kunstdüngemittel pro ha M.
		Stallmist	Chilesalpeter	Ammoniak-Superphosphat und Peruguano	Superphosphat	Thomasmehl	Kali	Kalk		Stallmist	Chilesalpeter	Ammoniak-Superphosphat und Peruguano	Superphosphat	Thomasmehl	Kali	Kalk	
Schleiden	10	10	7	8	1	8	4	8	156,07	30.1	9,8	38,3	1,3	11,9	5,9	17,1	28,80
Daun ...	7	7	4	2	—	5	2	4	164,59	27,0	18,5	4,9	—	21,6	1,9	5,8	14,50
Prüm ...	6	6	6	2	—	6	2	4	98,48	32,4	15,7	3,1	—	15,9	0,6	5,8	9,50
Bitburg .	8	8	8	3	7	7	3	1	341,69	21,8	38,7	3,1	20,6	20,1	5,2	0,1	20,10

Der Grund für die einseitige Betonung der Stickstoffdüngung und namentlich der Chilisalpeterverwendung dürfte mit darin zu suchen sein, daß die unsichere Witterung das Wintergetreide leicht gefährdet und daher eine Kopfdüngung im Frühjahr verhältnismäßig häufig notwendig wird. Im allgemeinen ist einseitige Verwendung von käuflichem Stickstoff kein Anzeichen für rationelle Wirtschaftsweise, vielmehr deutet dieser Umstand darauf hin, daß der Umfang der Nutzviehhaltung und damit der Stalldüngerproduktion, eventuell auch der Gründüngung noch nicht die rentabelste Grenze erreicht hat.

Daß im übrigen auch unter den Wirtschaftsverhältnissen der Eifel die rationelle Verwendung von Handelsdüngemitteln eines der wirksamsten Mittel ist, um die Roh- und Reinerträge der Betriebe zu steigern, beweist nachstehender Düngungsversuch, der mit Kartoffeln angestellt worden ist und über den *Schmitz* berichtet:

31.

Parzelle Nr.	Düngung	Ertrag	Geldwert des Ertrags pro dz 5 M.	Mehrertrag gegen Parzelle I	Geldwert des Mehrertrags	Kosten der Handelsdüngemittel	Der durch die Handelsdüngemittel erzielte Reingewinn
		M	M	dz	M	M	M
I	300 dz Stalldünger .	83,34	416,72	—	—	—	—
II	300 dz Stalldünger, 6 dz Ammoniak-Superphosphat 7:10 und 2,4 dz 40prozentiges Kalidüngesalz	164,28	821,40	80,94	404,70	110,73	293,97
III	300 dz Stalldünger, 6 dz Peruguano 7 : 10 : 2, 2,4 dz 40prozentiges Kalidüngesalz	178,58	892,90	95,24	476,20	131,37	344,83

Neben dem Verbrauch an Handelsdüngemitteln könnte noch eine Reihe anderer Momente herangezogen werden, um als Kriterien für die Beurteilung des allgemeinen Intensitätsgrades der Bodennutzung zu dienen. Sie alle würden uns voraussichtlich bestätigen, was die Betrachtung der Düngerintensität gelehrt hat, daß der Fortschritt, den die Neuzeit der Landwirtschaft gebracht hat, auch in der Eifel schon seinen Einzug gehalten hat, daß die Eifel im übrigen aber bei relativ niedrigem Stand der Durchschnittsintensität im einzelnen, wieder die denkbar schroffsten Gegensätze aufweist. Formen und Hilfsmittel der Bodenkultur, die längst vergangenen Zeiten anzugehören scheinen, finden sich neben solchen, die technisch wie ökonomisch allen Anforderungen der Neuzeit gerecht werden. Um nur noch einige Stichproben zu geben. Neben Ackerwerkzeugen neuester Bauart, trifft man nicht selten auch noch den hölzernen, mit Eisen beschlagenen Hunspflug, ja in der abgelegenen Schneifel sogar noch den nur vorn mit einer Eisenspitze versehenen Haken. Nicht selten kann man auch heute noch beobachten, daß, wie allgemein in den Zeiten der reinen Dreifelderwirtschaft und Brachbeweidung, die Getreidestoppel bis zum nächsten Frühjahr unberührt liegen bleibt, während in anderen Betrieben Exstirpator und Krümmer nach der Ernte das Feld durchziehen, in den intensivsten auch die Tieffurche schon vor Herbst gegeben wird. Über eine ganz primitive Art der Roggenbestellung berichtet *Schmitz*[1]) aus der Schneifel. Hier säet man den Johannisroggen im Juli, ohne vorher eine Tieffurche gegeben zu haben, auf den ausgebreiteten Stallmist, durchzieht das Feld in Abständen von etwa 65 cm mit dem Haken oder dem Pflug und verteilt die aufgepflügten Kämme mit der Hacke zwecks gleichmäßiger Bedeckung der Saat und des Düngers über die schmalen Beete. Ähnliche Gegensätze bietet der Intensitätsgrad des Futterbaues. In großem Umfang werden die ständigen Weideflächen heute noch ohne jede Einsetzung von kulturfördernden Einwendungen genutzt und auch bei der Feldgraswirtschaft die Grasschläge nicht selten der Selbstberasung überlassen. Anderseits sind aber auch schon seit längerer Zeit energische Bestrebungen im Gange, die hier Wandel schaffen sollen; „Feldgrasanlagen", die eine rationelle Bodenvorbereitung und regelmäßige Düngung erfahren, deren Saatgutmenge nach Quantität und Qualität auf das sorgfältigste zusammengestellt ist, dienen dazu, um sowohl auf den Weidetriften und Hutungen wie auf den Ackerschlägen die Futtererträge zu steigern. Das Bild ist überall dasselbe; Anfänge sind gemacht, es bedarf aber noch der Verallgemeinerung der technischen Verbesserungen, ihrer Ausdehnung auf die große Masse auch der kleinen und kleinsten Betriebe.

Viehhaltung und Viehzucht.

STATISTISCHES

Boden und Klima begünstigen fast überall in der Eifel ganz ausgesprochen den Futterbau und damit die Viehhaltung im Vergleich zum Getreidebau oder zur Gewinnung anderweitiger direkt verwertbarer Bodenprodukte. Dasselbe gilt mit Bezug auf die Grundbesitzverteilung, deren kleinbäuerlicher Charakter auf Bevorzugung der tierischen Produktion hinweist. Notwendigerweise mußten daher hier alle Veränderungen der Konjunkturen zugunsten der Viehhaltung die Produktionsrichtung der landwirtschaftlichen Betriebe in hohem Maße in Mitleidenschaft ziehen, mehr noch als in manchen andern Teilen der Provinz oder unseres deutschen Vaterlandes. Die bekannten Umwandlungen, die den neuzeitlichen Entwicklungsgang der deutschen Landwirtschaft charakteri-

[1]) l. c., S. 25.

32.

Jahr	Pferde	Rindvieh				Schafe	Schweine	Ziegen
		Jungvieh	2 Jahre u. älteres Rindvieh		Überhaupt			
			Bullen, Ochsen, Stiere	Färsen, Kühe Kalbinnen				
Malmedy								
1828	2119	—	—	—	17395	30012	3372	126
1849	933	—	—	—	21686	14733	3984	290
61	1010	—	—	—	21375	12940	3738	410
73	736	10008	3700	12539	**26247**	9822	**5638**	546
83	709	8247	3542	11966	23745	5594	5062	760
92	619	8705	4319	13733	26757	6548	6752	510
1900	802	10101	3859	14125	28085	3724	9611	667
07	932	12932	4730	15814	33476	1138	12545	480
10	992	—	—	—	32381	735	13053	—
Montjoie								
1828	957	—	—	—	10259	12582	2084	284
1849	888	—	—	—	11031	4258	2624	609
61	833	—	—	—	10215	3980	2331	827
73	658	3665	343	6341	**10349**	2189	1580	938
83	663	3160	447	6077	9684	1763	**1449**	899
92	**561**	3419	500	6713	10632	1624	2965	1229
1900	613	4074	498	7042	11614	1433	3537	1319
07	560	5059	555	7475	13089	592	4435	1124
10	565	—	—	—	11984	651	4537	—
Schleiden								
1828	—	—	—	—	—	—	—	—
1849	2107	—	—	—	16355	25743	3677	1717
61	1925	—	—	—	18136	28573	3851	1576
73	1729	7699	1957	10155	**19811**	19902	4172	2992
83	1614	6729	2262	10521	19512	14415	5166	2758
92	1394	7877	2649	12089	22615	11733	6307	3624
1900	**1256**	10367	2654	13025	26046	6651	8560	3845
07	1265	12088	333	14086	29508	4321	10622	3608
10	1309	—	—	—	27081	2372	10115	—
Adenau								
1828	1000	—	—	—	10350	27762	2997	610
1849	765	—	—	—	11031	32961	2859	1312
61	900	—	—	—	13055	27277	2036	777
73	735	5374	2872	5921	14167	25878	3163	989
83	789	5131	2853	6326	14310	20556	3716	647
92	753	6298	3230	7326	16854	15350	4518	1056
1900	**741**	7766	2996	7876	18638	10664	6710	1862
07	765	8149	3095	8441	19685	4692	7998	1760
10	873	—	—	—	18374	4567	7716	—
Ahrweiler								
1828	697	—	—	—	10278	10889	681	1860
1849	866	—	—	—	11734	8506	1805	2208
61	1118	—	—	—	11427	7653	2145	3042
73	1188	3527	1524	7146	**12197**	6611	**2470**	3791
83	1174	2979	1547	7052	11578	5561	2236	3876
92	1247	3803	1388	7212	12403	5636	4917	4451
1900	1422	4536	1314	7260	13110	4476	6238	4601
07	1394	5179	1453	7144	13776	2258	7767	4508
10	1364	—	—	—	12241	2194	7306	—
Cochem								
1828	1148	—	—	—	8716	17831	2690	835
1849	1356	—	—	—	12205	15246	3238	1270
61	1550	—	—	—	14699	18543	3176	1496
73	1538	5026	2295	8220	15541	15960	5475	1686
83	1647	4488	2354	9057	15899	13092	7124	1245
92	1543	5204	2261	10082	17547	11221	8627	1441
1900	1720	6281	2055	10450	18786	6874	13917	1204
07	1731	7270	1986	10856	20112	3264	15919	1336
10	1756	—	—	—	18205	3567	15563	—

32 (Fortsetzung).

Jahr	Pferde	Rindvieh				Schafe	Schweine	Ziegen
		Jungvieh	2 Jahre u. älteres Rindvieh		Überhaupt			
			Bullen, Ochsen, Stiere	Färsen, Kühe Kalbinnen				
Mayen								
1828	2367	—	—	—	13514	34538	3989	706
1849	3216	—	—	—	17329	25380	4668	1430
61	3916	—	—	—	18094	18566	4192	1520
73	4449	7904	1989	12240	**22133**	15041	7133	3013
83	4754	6757	1984	13351	22092	11206	9340	2675
92	4962	7535	1661	14053	23239	9442	11555	3556
1900	5367	8431	1451	13671	23553	6591	16248	4544
07	5436	8956	1400	13332	23688	5318	18858	5062
10	5429	—	—	—	20603	5702	18227	—
Bitburg								
1828	3128	—	—	—	16234	35308	11228	568
1849	2704	—	—	—	19303	24767	8754	2179
61	2601	—	—	—	20943	23583	7727	1665
73	2497	11649	3802	11925	**27376**	10395	**12181**	1646
83	2535	10661	3248	12278	26187	10858	11377	1643
92	**2198**	11934	2991	14808	29733	7272	15613	1286
1900	2912	15663	2277	16742	34682	5695	22238	1516
07	3057	18851	2447	18379	39677	3089	26922	1701
10	3203	—	—		36278	2424	28640	—
Daun								
1828	1695		—	—	12573	29730	3482	973
1849	1140	—	—	—	14184	26441	3699	1366
61	1144	—	—	—	16371	23031	2969	798
73	868	8391	4018	8572	**20981**	19741	6345	1011
83	**798**	7852	3875	8870	20597	15356	6518	673
92	846	9130	3741	10653	23524	13620	7327	731
1900	850	11306	3165	11520	25991	8331	11063	1076
07	835	12642	3048	12737	28427	5311	12835	858
10	869	—		—	26057	4216	13226	—
Prüm								
1828	2357	—	—	—	19472	53995	4998	606
1849	1523	—	—	—	20189	34952	5155	1584
61	1451	—			20875	28170	4139	1119
73	1237	10795	4543	10370	**25708**	24167	**7150**	1468
83	1270	10463	4179	10440	25082	17969	7012	1412
92	**996**	11520	4589	12460	28569	14900	8423	1306
1900	1098	14262	3904	13600	31766	8428	12429	1741
07	1260	16104	4883	14894	35881	4055	14609	1976
10	1401	—	—	—	34376	3830	15935	—
Wittlich								
1828	1035	—	—	—	11581	18934	5288	372
1849	885	—		—	13176	16899	4579	925
61	1160			—	17201	16696	5321	817
73	1170	8498	2783	9978	**21259**	12429	**9550**	824
83	1212	8196	2358	10380	20934	13420	9537	617
92	1175	9135	1707	11778	22620	6876	13718	583
1900	1480	10884	1097	13172	25153	4000	17242	497
07	1656	12876	1086	13668	27630	1610	20551	526
10	1634	—	—	—	25873	2717	20279	—
Rheinprovinz								
1828	113731	—		—	707425	656778	234657	53565
1907	—	—	—	—	—	—	—	303586
10	206247	—	—	—	1149895	106277	1079324	—

sieren, ständiges Anwachsen des Gesamtviehbestandes nach Lebendgewicht und Qualität, Verdrängung der „extensiven" Nutzvieharten und Nutzungsrichtungen durch die intensiven, konnten auf der breiten Grundlage, die die Eifeler Landwirtschaft der Viehhaltung bietet, mit besonderer Schärfe in die Erscheinung treten.

Übersicht 32 gewährt ein genaues Bild des Entwicklungsganges der Viehhaltung in der Eifel vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, so weit dieser durch die Zahlen der Viehstatistik beleuchtet werden kann.

Betrachten wir zunächst die drei wichtigsten „Nutzvieh"-Zweige, so fällt vor allem der scharfe Gegensatz in der Entwicklung der Rindvieh- und Schweinehaltung einerseits, der Schafhaltung anderseits in die Augen. Während die beiden erstgenannten Zweige in fast ständiger und im ganzen genommen sehr starker Zunahme begriffen sind, geht der letztgenannte Zweig rapide zurück, so daß die Eifel gegenwärtig einen ganz anders zusammengesetzten Nutzviehbestand beherbergt als vor 100 Jahren. Setzen wir die Zahl der Rinder, Schafe und Schweine, die im Jahre 1828 vorhanden waren = 100, so erhalten wir für das Jahr 1910 folgende Verhältniszahlen.

33.

	Rinder	Schafe	Schweine
Malmedy	186	2,4	393
Montjoie	117	5,2	218
Schleiden	—	—	—
Adenau	177	16	257
Ahrweiler	119	20	1073
Cochem	209	20	578
Mayen	152	16	457
Bitburg	223	6,9	255
Daun	207	14	380
Prüm	177	7,9	319
Wittlich	224	14	383
Rheinprovinz	163	16	460

Im Jahre 1828 wiesen sämtliche Kreise (siehe Übersicht 34) mehr Schafe als Rinder auf, manche sogar zwei bis dreimal soviel, während die Schweine auch den Rindern gegenüber noch sehr stark zurücktraten. 1910 dagegen macht die Zahl der Schafe nur einen Bruchteil von der Zahl der Rinder aus, der in vier Fällen unter 10 Prozent, in fünf Fällen zwischen 10—20 und nur in zwei Fällen über 20 Prozent liegt, während sich das Verhältnis zwischen Rindern und Schweinen zugunsten der Schweine verschoben hat dergestalt, daß hier und da die Zahl der Schweine die der Rinder fast erreicht.

Die intensive Rindvieh- und Schweinehaltung haben sich also an die Stelle der extensiven *Schafhaltung* gesetzt. Die Gründe für diesen Frontwechsel in der Produktionsrichtung der Nutzviehhaltung sind dieselben, die überall bei uns die Schafhaltung in den Hintergrund gedrängt haben. „Das Schaf weicht der Kultur". Die intensivere Bodennutzung, Bebauung der Brache, Schälen und Pflügen der abgeernteten Getreidefelder vor Winter, Aufforstung der Ödlandflächen, Umwandlung der Hutungen in Feldgrasanlagen und ähnliche Maßnahmen raubten den Schafen einen immer größeren Teil der Weideflächen, die ihnen in alter Zeit zur

34.

Jahr	Auf 100 Rinder kommen:											
	Schafe	Schweine	Ziegen	Schafe	Schweine	Ziegen	Schafe	Schweine	Ziegen	Schafe	Schweine	Ziegen
	Malmedy			Montjoie			Schleiden			Adenau		
1828	172,6	19,4	0,7	122,6	20,3	2,8	—	—	—	268,2	28,9	5,9
1861	60,6	17,5	1,9	38,9	22,8	8,1	157,5	21,2	8,7	208,9	15,6	5,9
1892	24,5	25,3	1,8	15,3	27,9	11,6	51,9	27,9	16,1	91,1	26,8	6,3
1910	2.3	40,3	—	5,4	37.9	—	8,7	37,4	—	24,9	41.9	—
	Ahrweiler			Cochem			Mayen			Bitburg		
1828	105,9	6,6	18,1	204,6	30,9	9,6	255,6	29,5	5,2	217,5	69,2	3,5
1861	66,9	18,8	26,6	126,2	21,6	10,2	102,6	23,2	8,4	112,6	36,9	7,9
1892	45,4	39,7	35,9	63,9	49,2	8,2	40,6	49,7	15,3	24,5	52,5	4,3
1910	17.9	59,7	—	19,6	85,5	—	27,7	88,5	—	6,7	78.9	—
	Daun			Prüm			Wittlich					
1828	236,5	27,7	7,7	277,3	25,7	3,1	163,5	45,7	3,2			
1861	140,7	18,1	4,9	134,9	19,8	5,4	97,1	30,9	4,8			
1892	57,9	31,2	3,1	52,2	29,5	4,6	30,4	60,7	2,6			
1910	16,2	50,8	—	11,2	46,4	—	10,5	78,4	—			

Verfügung standen, während gleichzeitig die Rentabilitätsbedingungen für die Schafhaltung infolge des Preisfalles der Wolle sich verschlechterten. Auffallend ist allerdings, daß der Rückgang der Schafhaltung in der Eifel so außerordentlich früh, schon in Jahrzehnten, wo dieser Nutzviehzweig in anderen Teilen Deutschlands von seinem Höhepunkt noch weit entfernt war, einsetzt; wie die Statistik zeigt, begann die Einschränkung schon in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Es dürfte dies einesteils mit der Grundbesitzverteilung, andernteils wohl auch mit den Besonderheiten in den Absatzverhältnissen der Eifel zusammenhängen. Schafhaltung läßt sich bekanntlich nicht in jedem beliebigen Umfang rentablerweise betreiben und macht daher bei absoluter oder relativer Verschlechterung ihrer Existenzbedingungen im Kleinbetrieb im allgemeinen sehr viel früher als im Großbetrieb den konkurrierenden Betriebszweigen Platz. Der Rückgang der Schafhaltung hat sich bis in die allerjüngste Zeit fortgesetzt, war sogar in einzelnen Teilen der Eifel nach dem Jahre 1900 noch besonders groß. Im übrigen sind natürlich die einzelnen Jahrzehnte in sehr verschiedenem Maße daran beteiligt; Malmedy, Montjoie, Mayen, Bitburg, Prüm verlieren am meisten in der älteren Zeit (vor 1873), während in Schleiden, Adenau, Ahrweiler, Cochem, Daun und Wittlich die Schafhaltung sich etwas länger behauptet und in der Hauptsache erst nach den siebziger Jahren das Feld räumt.

In der Entwicklung der *Rindviehhaltung* heben sich deutlich zwei Perioden der Aufwärtsbewegung voneinander ab, die Zeit von 1828—1873 und von 1892—1907; die dazwischen liegende Zeit ist eine Periode des Stillstandes, hier und da sogar eines nicht unerheblichen Rückganges. Dabei entfällt der Hauptanteil der Gesamtzunahme in Malmedy, Ahrweiler, Cochem, Mayen, Daun und Wittlich bereits auf die erste, in Montjoie und Prüm auf die zweite Periode, während in Adenau, Schleiden und Bitburg beide Perioden ziemlich gleichmäßig an der Zunahme beteiligt sind. Die Zeit seit 1900 hat nur noch in Malmedy, Bitburg und Prüm einen nennenswerten Zuwachs an Rindern gebracht. Die höchste Ziffer weist überall die

Zählung des Jahres 1907 auf, so daß also die letzten Jahre bereits wieder eine Periode des Rückganges einzuleiten scheinen. Jedenfalls ist, eine Beobachtung, die auch anderweitig in der Rheinprovinz gemacht werden kann, ein Sättigungspunkt in der Rindviehhaltung erreicht.

Auch bei der *Schweinehaltung* kann man zwei Perioden der Aufwärtsbewegung und eine dazwischen liegende Periode des Stillstandes, wieder die siebziger und achtziger Jahre, deutlich erkennen, indes besteht im Vergleich zu der Rindviehhaltung der Unterschied, daß jetzt die zweite Periode weitaus am stärksten an der Gesamtzunahme beteiligt ist. Die Jahre von 1890—1910 sind die eigentliche Entwicklungsperiode der Eifeler Schweinehaltung. Seit 1910 haben nur noch einzelne Kreise eine Vermehrung der Bestände aufzuweisen.

Die siebziger und achtziger Jahre dokumentieren sich hiernach deutlich als eine Periode der Krisis für die Eifeler Landwirtschaft. Es war die Zeit, wo die Getreidepreise einen geradezu ruinösen Tiefstand erreicht hatten, Ersatz dafür aber in höheren Vieh- und Viehproduktenpreisen vorläufig noch nicht geboten wurde, am allerwenigsten in der Eifel, wo die Erschließung durch die Eisenbahn noch im Anfangsstadium sich befand. Es fehlten die Mittel, um den landwirtschaftlichen Betrieb weiterzuentwickeln, so daß die Viehhaltung in einen Zustand der Stagnation verfiel, ja eine unverkennbar rückschrittliche Bewegung einschlug, denn wenn auch die Abnahme der Rinder- und Schweinebestände, die die Statistik erkennen läßt, nicht gerade erheblich ist, so darf man anderseits auch nicht übersehen, daß die Einschränkung der Schafhaltung ihren ungestörten Fortgang nahm.

Ein eigenartiges Schicksal hat die *Pferdehaltung* in der Eifel erlitten. Während sonst dieser Zweig der Viehhaltung bei uns im allgemeinen an der Aufwärtsbewegung teilgenommen hat, ist die Zahl der Pferde in den meisten Kreisen der Eifel zurückgegangen. Eine ziemlich stetige, wenn auch nicht gerade ununterbrochene Zunahme hat der Pferdebestand nur in Ahrweiler, Cochem, Mayen und Wittlich aufzuweisen, während er in allen übrigen Kreisen zeitweise größere oder geringere Einbußen erlitten hat, die nur in Bitburg gegenwärtig wieder ausgeglichen sind. Die Statistik bekundet also und zwar in Übereinstimmung mit sonstigen Überlieferungen, daß noch vor 100 Jahren in der Eifel eine ausgedehnte Pferdezucht betrieben worden ist, und es könnte deren Zurückgehen daher um so sonderbarer erscheinen, als die natürlichen Vorbedingungen für diesen Betriebszweig im allgemeinen als durchaus günstig bezeichnet werden müssen, denn der kalkige Boden liefert ein sehr gedeihliches Futter und das rauhe Klima sorgt für die nötige Abhärtung. Um den Rückgang zu erklären, kommen mehrere Momente in Betracht. Zunächst hat zweifellos die fortgesetzte Teilung des Grundeigentums vielfach eine solche Verkleinerung der Betriebe herbeigeführt, daß die Ausnutzung einer Pferdekraft nicht mehr lohnend war und die durch tierische Kraft zu leistende Arbeit zweckmäßiger den Kühen oder Ochsen überlassen wurde. Weiter haben aber auch die verbesserten Rentabilitätsbedingungen der Rindviehhaltung an sich schon dazu beigetragen, die Pferdehaltung zurückzudrängen, zumal sie begleitet waren von einer Erhöhung der Unterhaltungskosten für die Pferde. Je mehr die Fleischpreise und die Haferpreise anstiegen, desto vorteilhafter wurde es für die Landwirte, an Stelle der Pferde Ochsen treten zu lassen, die nicht allein Spannarbeiten leisten, sondern auch in ihrem Wert wachsen und dabei der teueren Haferfütterung nicht bedürfen, so daß diese Frucht auf den Markt gebracht werden konnte. Eine derartige Verschiebung in den Rentabilitätsbedingungen zwischen Pferde- und Ochsenhaltung ist zwar auch in anderen Gegenden in die Erscheinung getreten; sie mußte indes in der Eifel eine erhöhte praktische Tragweite gewinnen, weil hier

ohnehin vieles für die Ochsenhaltung spricht, vor allem der lange Winter, der für die Pferde keine genügende Beschäftigung gewährt, sowie die kleinbäuerliche Betriebsweise, die nur unvollkommene Ausnutzung der Gespannarbeitskraft ermöglicht und jede Verteuerung dieses Betriebsmittels daher doppelt empfindet. In manchen Teilen der Eifel hat auch die Einschränkung des früher sehr ausgedehnten Frachtfuhrwesens den Rückgang der Pferdehaltung mit verschuldet. Wie *Schwerz* in der schon mehrfach zitierten Schilderung über die „bäuerlichen Verhältnisse und den Zustand des Ackerbaues in der Eifel“ aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts berichtet, durchfuhren damals die Eifelbauern mit Fracht halb Europa, „wobei sie ihre Ackerwirtschaft versäumten“. Dies ist heute anders geworden. Durch den Eisenbahnverkehr sowie den Niedergang der lokalen Eisenindustrie hat das Frachtwesen an Bedeutung stark eingebüßt, wenn es auch in einzelnen Gegenden noch nicht gänzlich verschwunden ist. Der Rückgang der Pferdehaltung hat sich sehr lange fortgesetzt; in Malmedy, Montjoie, Bitburg, Prüm und Wittlich weist die Viehzählung von 1892 die absolut niedrigste Bestandziffer nach. Die letzten 10 Jahre haben jedoch auch auf diesem Gebiet wieder einen Umschwung hervorgerufen, bei den Zählungen von 1907 und 1910 ist überall eine Zunahme der Pferde konstatiert worden.

Über den Grad der Dichtigkeit der Viehhaltung gibt die Übersicht 35, in welcher die Ergebnisse der Viehzählungen von 1883 und 1907 auf 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche umgerechnet worden sind, nähere Auskunft.

Bezüglich der Pferdehaltung bestätigen diese Berechnungen das, was die voraufgegangenen Feststellungen schon erwarten lassen. Ziehen wir die Zählung von 1907 zum Vergleich heran, so bleiben die Eifelkreise mit Ausnahme von Mayen mit der Dichtigkeit des Pferdebestandes erheblich hinter dem Provinzdurchschnitt zurück. Während sich dieser auf 14,09 stellt, weist die Dichtigkeit in den Eifelkreisen die Grenzzahlen 3,47 und 15,45 auf, wobei jedoch die meisten Dichtigkeitszahlen sich der unteren Grenze nähern. Verhältnismäßig am pferdereichsten sind neben Mayen die Kreise Ahrweiler, Cochem und Bitburg; Bitburg wohl in erster Linie wegen seiner großbäuerlichen Struktur, Cochem und Ahrweiler infolge ihrer relativ intensiven Bebauung. Ahrweiler, Cochem und Bitburg sind auch die Kreise, in denen die Dichtigkeit des Pferdebestandes seit 1883 verhältnismäßig stark zugenommen hat.

Ein ganz anderes Bild gewährt der Rindviehbestand, wenn man ihn auf die Flächeneinheit reduziert. Nach dem Stand von 1907 überholen die Eifelkreise mit *einer* Ausnahme hinsichtlich der Dichtigkeit des Rindviehbestandes den Provinzdurchschnitt. Beträgt dieser 92,18 Stück pro 100 ha, so schwankt der Bestand in den Eifelkreisen zwischen den Grenzen 66,38 und 138,42, wobei in den meisten Fällen der Wert über 100 liegt. Bei Würdigung dieser Zahlen darf natürlich nicht übersehen werden, daß in der Eifel vorwiegend leichtes Höhenvieh, in den übrigen Teilen der Provinz dagegen mehr schweres Niederungsvieh gehalten wird, sowie daß in der Eifel die Rindviehhaltung, wie eben auseinandergesetzt, in relativ weitem Umfang die Pferdehaltung ersetzen muß. Ordnet man die Eifelkreise nach der Dichtigkeit des Rindviehbestandes, so erhält man nachstehende Reihenfolge:

Stück Rindvieh pro 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche:

Kreis	Stück	Kreis	Stück
Montjoie	138,42	Schleiden	103,13
Malmedy	132,53	Ahrweiler	102,19
Adenau	126,40	Cochem	99,06
Daun	118,15	Bitburg	91,67
Prüm	106,42	Mayen	66,38
Wittlich	103,99		

35. Auf 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche kommen:

Kreise		Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine	Ziegen	Federvieh
Malmedy	1883	2,91	97,51	22,97	20,79	3,12	—
	1907	3,68	132,53	4,51	49,67	1,90	216,17
Montjoie	1883	6,77	98,93	18,01	14,80	9,18	—
	1907	5,92	138,42	6,26	46,90	11,88	346,10
Schleiden	1883	4,96	60,00	44,32	15,88	8,48	—
	1907	4,42	103,13	15,10	37,12	12,61	251,07
Adenau	1883	5,63	102,11	146,69	26,51	4 62	—
	1907	4,91	126,40	30,13	51,36	11,30	248,13
Ahrweiler	1883	8,48	83,60	40,15	16,14	27,98	—
	1907	10,34	102,19	16,75	57,61	33,44	399,04
Cochem	1883	7,07	68,22	56,19	30,56	5,34	—
	1907	8,32	99,06	16,08	78,41	6,58	200,38
Mayen	1883	14,97	69,56	35,28	29,41	8,42	—
	1907	15,45	66,38	14,90	52,85	14,19	236,35
Bitburg	1883	5,24	54,13	22,45	23,52	3,40	—
	1907	7,06	91,67	7,14	62,20	3,93	190,17
Daun	1883	3,61	93,36	69,60	29,54	3,05	—
	1907	3,47	118,15	22,07	53,35	3,57	213,73
Prüm	1883	4,44	87,75	62,87	24,53	4,94	—
	1907	3,73	106,42	12,03	43,33	5,86	169,51
Wittlich	1883	4,97	85,91	55,07	39,14	2,53	—
	1907	6,23	103,99	6,06	77,35	1,98	210,78
Königreich Preußen	1883	11,27	41,90	70,72	27,90	8,05	—
	1907	14,09	57,24	25,78	71,94	10,65	223,34
Rheinprovinz	1883	10,57	73,83	24,74	32,23	18,34	—
	1907	14,66	92,18	8,25	83,71	22,60	399,50

Man erkennt deutlich, daß für die Unterschiede in der Dichtigkeit des Rindviehbestandes einmal die natürlichen Verhältnisse, vor allem die Gras- und Futterwüchsigkeit des Bodens, zum andern die Besitzverhältnisse entscheidend sind. Das trockene, auf Getreide- und Kartoffelbau angewiesene Mayen und das großbäuerliche Bitburg auf der einen Seite, die niederschlagsreichen Vennkreise auf der anderen Seite bilden die Extreme. Nicht ohne Belang ist dabei allerdings noch der Umstand, daß in Bitburg und Mayen der Feldfutterbau zu einem nicht geringen Teil Marktfruchtbau geworden ist, insofern als das hier gewonnene Luzerneheu in großen Mengen zum Verkauf gebracht wird, was der Rindviehhaltung natürlich gleichfalls Abbruch tun muß.

Hinsichtlich der Dichtigkeit des Schweinebestandes bleibt die Eifel wieder hinter der Provinz zurück, und zwar gilt das ausnahmslos für alle Kreise des Gebietes. Im Durchschnitt der Provinz wurden 1907 auf 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche 83,71 Schweine gehalten, in der Eifel dagegen nur Bestände, deren Dichtigkeit zwischen 37,12 und 78,41 Stück sich bewegt. Schweinezucht und -haltung finden ihren günstigsten Standort im landwirtschaftlichen Kleinbetrieb und bilden daher zweifellos einen Betriebszweig, der unter den Eifeler Verhältnissen bei richtiger Handhabung noch einer beträchtlichen Ausdehnung fähig ist.

Wenn die Dichtigkeit des Schafbestandes trotz des gewaltigen Rückganges, den dieser Nutzviehzweig erlitten hat, in den meisten Eifelkreisen den Durchschnitt der Provinz noch erheblich übertrifft, so ist das bei den natürlichen Verhältnissen der Eifel ohne weiteres verständlich. Die ausgedehnten Hutungen und Ödlandflächen lassen eben, so lange man nicht zu ihrer Aufforstung geschritten ist, keine anderweitige Bodennutzung zu. Ja, es ist vielleicht die Frage nicht unberechtigt, ob man an vielen Stellen der Eifel mit der Abschaffung der Schafe nicht zu weit gegangen ist; denn in vielen Gemeinden liegen jetzt große Flächen unbenutzt, die in Verbindung mit den Gelegenheitsweiden, die der Acker in der Brache, den alten Kleefeldern usw. zur Verfügung stellt, durch eine Schafhaltung sehr wohl noch einen Ertrag liefern könnten. Selbstverständlich wäre dabei Voraussetzung, daß die Bauern einer Feldmark oder Gemeinde sich zusammenschließen, um nach alter Weise wieder eine Gemeindeherde zu unterhalten, da für den einzelnen Landwirt sich die Haltung einer Herde gewöhnlich wegen der hohen „konstanten“ Kosten oder vorübergehenden Futtermangels verbietet. Solches wieder in Gang zu bringen ist allerdings nicht leicht, schon deshalb, weil es gemeinhin an geeignetem Personal fehlt; mit den Schafen ist auch die Zunft der Schäfer ausgestorben.

RASSEN- UND NUTZUNGSRICHTUNGEN

Die Viehstatistik läßt nur einen Teil des Fortschrittes, den die landwirtschaftliche Tierproduktion aufzuweisen hat, erkennen. Mit der Vermehrung der Bestände geht in allen Zweigen der Viehhaltung eine quantitative Verbesserung und Hebung der Leistungsfähigkeit des einzelnen Tieres parallel, die bald in der Steigerung des Lebendgewichts, bald in einer Erhöhung des Milchertrages oder der Arbeitsleistung, bald in einer größeren Frühreife und beschleunigtem Umsatz zum Ausdruck gelangt. Sie ist erreicht worden durch Rationalisierung der Zucht und Haltung und darf im ganzen kaum geringer veranschlagt werden als die rein zahlenmäßige Zunahme der Bestände.

Der qualitativ wertvollste Zweig der Eifeler Viehzucht scheint in alter Zeit die Pferdezucht gewesen zu sein. Das ehemalige Eifeler Pferd wird beschrieben als ein kleines bis mittelgroßes, außerordentlich bewegliches, abgehärtetes und ausdauerndes, aber auch ebenso genügsames Tier, als ein „unerreichter Traber“, der namentlich auch als Kriegspferd sehr hoch geschätzt wurde. Als solches erreichte

das Eifelpferd seinen größten Ruhm unter Napoleon I., der namentlich in den letzten Kriegen einen großen Teil seiner Kavallerie damit ausgerüstet hat, durch seine rücksichtslosen Aushebungen allerdings auch der Eifeler Zucht den Todesstoß gegeben zu haben scheint. Die neuzeitlichen Bestrebungen zur Wiederbelebung der Eifeler Pferdezucht, deren erste Anregungen etwa 15 Jahre zurückliegen, verfolgen als Zuchtziel ein „Rheinisch-belgisches Pferd von mittlerer Schwere mit starken Knochen und freier Bewegung“ [1]), das namentlich auch den Anforderungen der Militärverwaltung in weitgehendem Maße entsprechen soll. Um die Zucht zu fördern werden jetzt vielfach mit Unterstützung aus Staatsmitteln Stutfohlen eingeführt, Fohlenschauen mit Erhaltungsprämien für die kleineren Züchter abgehalten und, gleichfalls mit öffentlicher Unterstützung, mustergültige Fohlenweiden eingerichtet. Für die Einheitlichkeit der Bestrebungen sorgt die Körordnung für Privathengste vom 1. April 1905 sowie das zur Förderung der Zucht des kaltblütigen Pferdeschlages der Rheinprovinz angelegte „Pferdestammbuch“. Daß schon gewisse Erfolge zu verzeichnen sind, beweisen die seit dem Jahre 1904 auf den Pferdemärkten in Bitburg erfolgenden Ankäufe für die Gespannabteilung der Fußartillerie durch die Remontekommission. Vielfach gibt man sich hinsichtlich der Zukunft der Eifeler Pferdezucht recht weitgehenden Hoffnungen hin, die u. E. nicht erfüllt werden können. Denn wenn auch die natürlichen Vorbedingungen für die Pferdezucht heute noch dieselben sind wie in jenen Zeiten, wo die Eifel eines der pferdereichsten Länder der Welt war, so steht der gedeihlichen Weiterentwicklung der Zucht anderseits heute in vielen Teilen der Eifel der kleinbäuerliche Charakter der Landwirtschaft als denkbar größtes Hindernis entgegen; eben dieser Umstand ist ja auch die Hauptursache ihres Niederganges im 19. Jahrhundert.

Wie es in alter Zeit in der Eifel um die Haltungsweise des Rindes ausgesehen haben mag, darauf läßt eine sehr anschauliche Schilderung schließen, die *Schwerz* entwirft [2]): „Eine magere Kuh wiegt 150 bis 200, ein Ochse bis 300 Pfund. Der vormalige Statthalter des Herzogs von Aremberg ließ von dem schweren holländischen Vieh hierherkommen; in der dritten und vierten Generation war es nicht viel besser als die Eifeler Landkühe. Die Spielereien der Vornehmen sind lehrreich. — Stallfütterung findet nicht statt. Alles Vieh mit seltener Ausnahme geht auf die Weide. Erstere ist im allgemeinen hier unmöglich und würde übel angebracht sein. Auf dem Schieferboden wollen die Futterkräuter nicht fort. Auf die Nacht, wohl auch am Mittage, werden die Kühe heimgeholt und man sucht ihnen etwas im Stall zu geben. Leider aber ist die Weide an vielen Orten so kärglich, daß Kühe und Rinder nicht selten darauf zusammenfallen und auf einer Leiter, wie auf einem Trauergerüst ausgestreckt, nach Hause getragen werden müssen. Die Winterfütterung geschieht teils warm teils kalt. Doch wird am gewöhnlichsten alles kurze Futter heiß angebrüht.“ Über die Rassenzugehörigkeit des ehemaligen Eifelviehs scheint soviel festzustehen, daß es als ein Kreuzungsprodukt der Niederungs-, Talland und Höhenrasse angesehen werden kann, dessen ursprüngliche Unterlage das Ardenner Vieh, ein Schlag der flandrischen Rasse, bildete. Es war ein kleiner, magerer Rinderschlag in allen möglichen Farben mit schmalen Köpfen, starken, krummen Hörnern, dünnen Beinen und meist langen, sichelförmig gekrümmten Klauen. In einem Bericht aus dem Jahre 1867 wird auf eine Ähnlichkeit des Eifelschlages mit dem Durham-Vieh hingewiesen, indes ironisch hinzugefügt „daß bei jenem an derselben Stelle Knochen hervorständen, wo bei diesem üppige Fleischmassen schwellen“. Nach *Meitzen* scheinen allerdings die Nutzungseigenschaften

[1]) *Schmitz* l. c., S. 111.
[2]) l. c., S. 143.

des Eifelviehes nicht gerade schlecht gewesen zu sein. Denn er lobt den Fettgehalt der Milch und hebt hervor, daß die Tiere überhaupt das verabreichte Futter durch Milchergiebigkeit, Mast und Arbeitsfähigkeit recht gut verwerteten. „Oft liefert im Gebirge ein kleines Tier von kaum 400 Pfund Lebendgewicht längere Zeit nach dem Kalben täglich 1 Pfund Butter.“ Nicht nur Wucher schlimmster Art, sondern auch ein fast unüberwindliches Hindernis für die Hebung der Viehzucht war lange Jahre hindurch die schon erwähnte als Viehleihe bekannte Form des Viehhandels. „Sie hielt“, wie es in einem Bericht des Landwirtschaftlichen Vereins für Rheinpreußen aus dem Jahre 1887 heißt, „dauernd die Kanäle offen, durch welche das gute Material ab- und das schlechte dafür zuströmte, wobei sie einen keineswegs zu unterschätzenden Bundesgenossen in dem Schachergeist der ländlichen Bevölkerung fand.“ Auch als man sich schon auf eine züchterische Verbesserung der Rindviehhaltung besann, ist zunächst noch mehr verdorben, als gut gemacht worden. Wie in vielen andern Zuchtgebieten folgte man auch in der Eifel der Kreuzungsmanie und verwendete lange Zeit die heterogensten Rassen, Holländer, Breitenburger Charolais, Simmentaler usw., zur Zucht. Das zielbewußte züchterische Eingreifen, dem der heutige große Aufschwung der Rindviehhaltung zu verdanken ist, datiert in seinen Anfängen aus dem Jahre 1888, in welchem Jahre die schon vorher in Kraft gewesene Körordnung auf Anregung des landwirtschaftlichen Vereins für Rheinpreußen eine durchgreifende Verbesserung erfuhr, die ein einheitliches Vorgehen bei der Prüfung und Auswahl der Zuchtstiere gewährleistete; ferner aus dem Jahre 1890, das für die Rheinprovinz eine gesetzmäßige Regelung der Stierhaltung brachte, wodurch den Gemeinden die Verpflichtung auferlegt wurde, für die Beschaffung einer ausreichenden Anzahl zuchttauglicher Bullen Sorge zu tragen; endlich aus dem Jahre 1892, in welchem die Rassenfrage dahin beantwortet wurde, daß fortan für gewisse, in bezug auf wirtschaftliche, Boden- und klimatische Verhältnisse gleichgestellte Gebiete der Provinz nur eine bestimmte Rindviehrasse rein gezüchtet, jedenfalls nur diese Züchtung durch Staatszuschüsse unterstützt werden sollte.

In der Eifel sind seitdem drei Zuchtrichtungen anerkannt. In den Kreisen Malmedy, Montjoie und dem nördlichen Teil des Kreises Schleiden wird Niederungsvieh gezüchtet, in Wittlich und einem kleinen Teil von Mayen Simmentaler, in den übrigen Gebieten Glanvieh, so daß letztgenannte Rasse also jetzt als die weitaus vorherrschende anzusehen ist. Das Glanvieh ist auch zweifellos nach seinen Ansprüchen und seinen Nutzungseigenschaften in bester Weise geeignet, um als sichere und gesunde Grundlage für den weiteren züchterischen Aufbau der Eifeler Rindviehzucht zu dienen. Es befriedigt in gleichem Maße die drei Nutzleistungen: Milch, Fleisch und Arbeit, die der Eifelbauer von seinem Rind fordern muß, und liefert trotz relativ geringer Anforderungen an Fütterung, Haltung und Pflege ausreichende Zuchtergebnisse. Seine Zucht hat denn auch in verhältnismäßig kurzer Zeit schon eine anerkennenswerte Höhe und Ausgeglichenheit erreicht, so daß das Vieh in einzelnen Bezirken, wie im Kreis Bitburg, bereits erfolgreich mit Originalglantieren in Wettbewerb treten kann. Alle Hilfsmittel des modernen Tierzüchters werden angewandt, um die Zucht immer mehr zu vervollkommnen: Körung und Revision der männlichen und weiblichen Tiere, Einrichtung von Herdbüchern, Veranstaltung von Schauen und Zuchtviehmärkten, Einrichtung von Jungviehweiden usw., Maßnahmen, die ihre organisatorische Grundlage wieder in den Zuchtvereinen haben.

Was die Nutzungsrichtung des Rindes anbetrifft, so steht, abgesehen von der Arbeitsleistung, die Milchgewinnung an erster Stelle; daneben hat die Aufzucht von Jungvieh, teils zur Ergänzung des eigenen Bestandes, teils zum Verkauf eine große

Bedeutung; Mast findet gewöhnlich nur in dem Umfang statt, der sich aus der Verwertung der unbrauchbar gewordenen Milchkühe und Zuchtstiere von selbst ergibt.

Während *Schwerz* es für ausgemacht hielt, daß Sommerstallfütterung in der Eifel unmöglich sei, ist diese heute fast allenthalben anzutreffen. Auf den von *Schmitz* untersuchten Gütern hatten 7 nur Stallhaltung, 3 Stallhaltung mit Weidegang des Jungviehes, 5 Weide vom Mai bis Oktober und 16 Stallfütterung mit Weidegang im Herbst auf den abgeernteten Wiesen. Kraftfuttermittel werden jetzt allgemein verabreicht, nicht selten auch im Sommer neben dem Grünfutter. Dabei bevorzugt man allerdings vielfach noch das selbstgewonnene Getreideschrot, obgleich es zweifellos besser durch Handelsfuttermittel ersetzt würde.

Die züchterische Verbesserung der Schweinebestände weist ein ähnliches Schicksal auf wie die des Rindes. Nachdem man erkannt hatte, daß das alte Eifeler Landschwein, ein schwarzweiß geschecktes, hochbeiniges Tier mit spitzem Kopfe und großen Schlappohren, wegen seiner Spätreife und geringen Mastfähigkeit den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprach, verfiel man zunächst in den Fehler, die hochgezüchteten englischen Rassen an seine Stelle setzen zu wollen, um dann endlich bei dem verbesserten Landschwein haltzumachen. Letztgenannter Typus, den man möglichst, auch durch Einführung von Zuchtmaterial, dem westfälischen Landschwein zu näheren sucht, ist jetzt der herrschende. Unter den zuchtfördernden Mitteln stehen Körordnung für Zuchteber, Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln und zinsfreie Staatsdarlehen zur Beschaffung von Zuchttieren, Prämiierung von Zuchtschweinen auf Schauen, endlich eine im Jahre 1909 von seiten der Landwirtschaftskammer eingerichtete Schweinezuchtstation im Vordergrund. Als Nutzungsrichtungen kommen bald Zucht und Mast vereint, bald getrennt vor. Die Futtergrundlagen für die Schweinehaltung bilden neben Küchenabfällen Magermilch und gekochte Kartoffeln, als Beifutter kommen in erster Linie Getreideschrot und Kleie in Betracht.

Das Stiefkind der Eifeler Viehhaltung, sowohl was Zucht wie Haltung anbetrifft, ist das Schaf. Das ursprüngliche Eifelschaf war ein kleines, widerstandsfähiges und genügsames Tier mit kurzer gekräuselter Wolle, das zwar wenig, aber wegen seiner Schmackhaftigkeit recht geschätztes Fleisch lieferte. Versuche, die man in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts unternahm, die Eifelschafe mit Merinos zu veredeln, scheiterten an den ungünstigen Haltungsbedingungen (schlechte Weiden, lange Winterstallhaltung), die den edlen Schafen nicht zusagten. Neuerdings sucht man hier und da mit Hilfe von englischen Zuchtböcken Frühreife und Mastfähigkeit des Landschafes zu erhöhen [1]).

Unterstützung durch den Staat.

Innerhalb der im Interesse der Landwirtschaft sich betätigenden Staatsfürsorge haben in der Neuzeit jene Bestrebungen, die darauf abzielen, die Produktionstechnik im weitesten Sinne des Wortes zu heben und die Fortschritte in der Technik und Ökonomik des landwirtschaftlichen Betriebes zu einem Gemeingut der gesamten landwirtschaftlichen Bevölkerung zu machen, eine immer größere Bedeutung gewonnen. Teils auf indirektem, teils mehr auf direktem Wege sucht der heutige Staat die Bodenkultur zu heben; er treibt Landwirtschaftspflege einmal dadurch, daß er durch Unterstützung des landwirtschaftlichen Versuchs- und Unterrichtswesens für die Fortentwicklung der landwirtschaftlichen Technik und die Ver-

---

[1]) *Schmitz* l. c., S. 139.

allgemeinerung einer besseren Fachbildung sorgt, zum andern aber auch durch unmittelbare Geldunterstützung der der Förderung besonders bedürftig erscheinenden Betriebszweige, wobei das Endziel natürlich gleichfalls in der Belehrung und Aufmunterung der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu suchen ist. Je mehr die landwirtschaftliche Tätigkeit in den Kreis der allgemeinen Verkehrsentwicklung hineingezogen wird, je mehr infolgedessen die privatrechtlichen Verpflichtungen der Bauernbevölkerung, sowie die Inanspruchnahme ihrer Steuerkraft sich erweitern, desto größere Anforderungen stellt auch der kleinste Betrieb an das technische Können und die ökonomische Einsicht des Wirts, wenn die wirtschaftliche Selbständigkeit behauptet werden soll.

Dabei ist offenkundig, daß die Notwendigkeit durch pflegliche Maßnahmen Betriebsfortschritte anzubahnen nicht in allen Staaten und Staatsgebieten gleichmäßig zutage tritt, und daß auch der Zuschnitt dieser Maßnahmen von Land zu Land wechselt, den besonderen Verhältnissen der einzelnen Gegenden angepaßt werden muß. Wo der Kleinbesitz überwiegt und der vorbildlichen Pioniertätigkeit der Großbetriebe entraten muß, ist die Gefahr, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung in betriebstechnischen Beharrungszustand und damit in wirtschaftlichen Verfall gerät, besonders groß, so daß hier der Aufgabenkreis der Staatsfürsorge sich entsprechend erweitert. Auch genügen in solchem Falle die indirekten Mittel der bloßen Belehrung und der Weiterbildung der landwirtschaftlichen Technik gewöhnlich nicht; das Mißtrauen und Vorurteil der kleinbäuerlichen Wirte gegenüber allem, was wie eine Neuerung aussieht, kann gewöhnlich nur bekämpft werden durch augenfällige Beispiele wirksamen Erfolges und durch in Aussicht stehende geldliche Vorteile, die dann den Charakter von Beihilfen, Prämien usw. anzunehmen haben. Es ist eine allbekannte Erfahrung, daß die raschere Emporhebung des kleinbäuerlichen Teiles der ländlichen Bevölkerung auf eine höhere Stufe der Betriebstechnik nur auf dem Wege der Bereitstellung umfangreicher Geldmittel des Staates sich als möglich erweist[1]).

In großzügiger Weise ist in der Eifel seit mehreren Jahrzehnten eine Landwirtschaftspflege aus öffentlichen Mitteln getrieben worden, und es ist nach dem, was wir über die Wirtschaftsbedingungen der Eifel kennen gelernt haben, auch ohne weiteres verständlich, daß dieser Landesteil von jeher eines ganz besonderen Schutzes bedürftig war. Bei der geringen natürlichen Ertragsfähigkeit des Bodens, der starken Parzellierung der Grundstücke, dem Fehlen der landverbindenden Verkehrsmittel, dem unzulänglichen Umfange vieler Betriebe, der Rückständigkeit in der Bewirtschaftung des Bodens, um nur die Hauptmomente hervorzuheben, konnte es nicht ausbleiben, daß jede Mißernte einen schweren Notstand zur Folge hatte. Klagen über solche Notstände ertönen denn auch fast in jedem Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Namentlich waren es aber die siebziger und die erste Hälfte der achtziger Jahre, in denen derartige Notstände sich wiederholten; mehrere Mißernten folgten damals rasch aufeinander und dazu kam noch, daß die Landwirtschaft gleichzeitig schwer zu leiden hatte unter dem durch die internationale Konkurrenz herbeigeführten Preisfall ihrer wichtigsten Verkaufsprodukte (siehe oben). Am schlimmsten stand es im Jahre 1882. Dieses Jahr brachte sowohl der Winterung wie der Sommerung eine vollständige Mißernte. Roggen, Spelz und Weizen waren ausgewintert, der Hafer in dem niederschlagsreichen Sommer nicht reif geworden; er stand noch grün im Felde, als der erste Schnee fiel, während die Kartoffeln verfault waren. Nach den übereinstimmenden Berichten der Verwaltungsbehörden aus den Eifelkreisen, besonders aus Prüm, Daun, Schleiden, Adenau, Malmedy war

[1]) Vgl. hierzu *Buchenberger,* Agrarpolitik, Bd. II, S. 435.

im Herbst des Jahres 1882 die Hälfte der Bevölkerung ohne Unterhaltsmittel und ohne Saatgut für das folgende Jahr. Eine Hilfsaktion großen Stils erwies sich also als notwendig, sollte nicht eine verheerende Hungersnot über das Land hereinbrechen. Staat und Provinz leisteten diese Hilfe, indem sie einerseits Notstandsarbeiten verrichten ließen, anderseits große Geldbeträge opferten, die als direkte Unterstützung an die Geschädigten überwiesen wurden. Staat und Provinz zogen aber zugleich aus diesem Vorkommnis, das sich früheren Erfahrungen ähnlicher Art angereiht hatte, auch eine sehr wichtige Nutzanwendung. Man erkannte nämlich das Verfehlte einer derartigen Bekämpfungsweise der periodischen Notstände in der Eifel und sah ein, daß es höchst unzweckmäßig war, immer erst dann einzugreifen, wenn ein Notstand bereits eingetreten oder doch unvermeidlich war. Der Provinzialausschuß (damals Provinzial-Verwaltungsrat) erklärte sogar ausdrücklich, daß er ein solches Vorgehen in Zukunft nicht mehr mitmachen werde und schlug vor, daß man, anstatt bei eintretendem Notstand die Bevölkerung durch öffentliche Almosen notdürftig im Nahrungszustande zu erhalten, den Ursachen ihrer wirtschaftlichen Schwäche nachgehen und diese zu beseitigen suchen möge. Also nicht die Folgen, sondern die Ursachen der ungenügenden Widerstandsfähigkeit der Eifelbevölkerung sollten beseitigt werden, wenn auch unter Aufwendung großer Mittel [1]).

Dieser Anregung folgte alsbald auch die Tat. Zunächst gab sie Veranlassung, die Beseitigung einiger Mängel, die die agrarische Ordnung des Bodenbesitzes in den Rheinlanden noch aufwies, nach Möglichkeit zu beschleunigen. So wurde vor allem dem Mangel eines geordneten Realkredits durch Einführung einer zeitgemäßen Hypothekengesetzgebung abgeholfen. Daß der Eifelbauer stets von der Hand in den Mund leben mußte und den unberechenbaren und unbeeinflußbaren Faktoren der Witterung immer wieder unterlag, hatte zum wesentlichen auch seinen Grund mit in dem Fehlen eines ausgedehnten Kredits, der ihn über Notjahre hätte hinwegbringen können. Ihm stand nur Personalkredit zur Verfügung, der aber aus naheliegenden Gründen auch nicht übermäßig leistungsfähig war. Diese merkwürdige Erscheinung hatte ihren Grund in der geltenden französischen Liegenschaftsgesetzgebung. In deren Bereich brauchte nicht wie anderswo nach deutschem Recht Grundeigentum durch einen förmlichen Akt „aufgelassen" zu werden, der Eigentumsübergang an Grundstücken konnte sich vielmehr lediglich durch mündlichen Vertrag vollziehen. Die Folge war eine völlige Unsicherheit des Eigentumstitels, die den Realkredit schwer beeinträchtigen mußte; denn ein Grundstück hört natürlich auf eine brauchbare Kreditbasis zu sein, wenn nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann, ob der Kreditsucher auch wirklich Eigentümer des Grundstücks ist. Hierzu kam noch als weiterer kreditschädigender Umstand, daß das französische Liegenschaftsrecht auch über die dingliche Belastung der Grundstücke keine klare Übersicht gewährte, da eine solche Belastung zu recht bestehen konnte, ohne der Eintragung im Hypothekenbuch zu bedürfen. Und endlich war auch der Überblick über die eingetragenen Hypotheken dadurch sehr erschwert, daß das französische Gesetz die sogenannte „Generalinskription" zuließ; das ist die Hypothek an sämtlichen Grundstücken des Schuldners im Bereiche des Hypothekenamts ohne Angabe der einzelnen Grundstückseinheiten. Mit diesen Rechtsaltertümern, die in anderen deutschen Landesteilen, wo französisches Recht galt, in Baden, der Rheinpfalz und Rheinhessen, längst beseitigt waren, räumte man, wie gesagt, in Rheinpreußen erst in den achtziger Jahren auf, indem man 1888 die preußi-

[1]) Nach *Brümmer*, Der Notstand in der Eifel usw. in ,,Moselland und westdeutsche Eisenindustrie", Bd. I, Leipzig 1910, S. 161.

schen Grundbuchgesetze einführte und schon einige Jahre vorher als Vorstufe hierzu durch Sondergesetze die schlimmsten Mängel des französischen Rechtes beseitigt hatte. So schuf man also die Voraussetzungen eines geordneten Realkredits und beseitigte damit schon eine wesentliche Ursache für die akuten Notstände. — Eine zweite wichtige agrargesetzgeberische Maßnahme jener Zeit war die Verabschiedung des Gesetzes über die Zusammenlegung der Grundstücke, die mit derselben Schnelligkeit erfolgte wie die des Hypothekengesetzes. Über die Bedeutung dieses Gesetzes, das sich fast vollständig an die altpreußische Gesetzgebung anschloß und die Zusammenlegung der Grundstücke mit Mehrheitszwang gegen eine widersprechende Minderheit ermöglicht, haben wir uns an anderer Stelle schon ausgesprochen.

Als weitere wichtige Aufgabe wurde die Organisation eines Beamtenapparates in Angriff genommen, den man mit der Einleitung und Durchführung der dringlichsten Kulturmaßregeln betrauen konnte. Im Herzen der Eifel, zu Adenau und Daun, wurden große Meliorationsbauabteilungen errichtet, während man in den Direktoren der landwirtschaftlichen Winterschulen das Personal gewann, dem man die Sorge um diejenigen Betriebsverbesserungen übertrug, die nicht den Charakter von durchgreifenden Meliorationen besitzen.

Das alles war aber erst die Vorarbeit. Weiter handelte es sich nun darum, der Bevölkerung auch mit finanziellen Mitteln tatkräftig beizuspringen, nicht mehr wie ehedem im Sinne der Armenpflege, sondern in wohlorganisierter und planmäßiger Wirtschaftspflege. Klar war man sich darüber, daß ein außergewöhnlicher Aufwand an Mitteln und eine langdauernde Aktion von seiten des Staates oder der Provinz erforderlich war, um zu einer wirklichen Sanierung der bedrohten Eifel zu gelangen. Ebenso einigte man sich bald über die einzuschlagenden Wege bei der Aufbringung der Geldmittel, ob von seiten des Staates oder der Provinz. Der Provinz allein die Kosten zu überlassen erschien nicht angängig, da es sich um die Beseitigung eines schweren Notstandes handelte, der die Existenz eines großen Landesteiles bedrohte. Staat und Provinz beschlossen daher, zur Unterstützung und Förderung der landeskulturellen Interessen in der Eifel bis auf weiteres einen gemeinschaftlichen Fonds von jährlich 300 000 Mark aufzubringen, der zu zwei Dritteln dem Staate, zu einem Drittel der Provinz zur Last fallen, während über seine Verwendung die Organe der Staats- und Provinzialverwaltung gemeinschaftlich beschließen sollten; indes übernahm der Staat entsprechend seiner stärkeren Leistung einige Gebiete zu seiner alleinigen Unterstützung. 18 Jahre lang, erstmalig im Jahre 1883, ist dieser Fonds, bekannt unter dem Namen *„Eifelfonds“*, aufgebracht worden, so daß der Eifel aus ihm rund 5½ Millionen Mark zugeflossen sind.

Im Jahre 1901 trat eine wesentliche Änderung ein insofern, als von jetzt ab der Eifelfonds als solcher verschwand, indem er mit dem neugebildeten *Rheinischen Westfonds* verschmolzen wurde. Seit Mitte der neunziger Jahre war nämlich die Notwendigkeit hervorgetreten, neben der Eifel auch andere wirtschaftlich ungünstig gestellte und landeskulturell zurückgebliebene Gebietsteile der Provinz durch besondere Mittel zu unterstützen, und bereits 1897 hatten Staat und Provinz zu diesem Zweck aus gemeinschaftlichen Beiträgen von je 35 000 Mark den ersten Westfonds von 70 000 Mark gebildet und vereinbart, daß die Verteilung der Mittel wie beim Eifelfonds, also nach Beratung in gemeinschaftlicher Konferenz erfolgen sollte, wobei jedoch, gleichfalls gemäß der beim Eifelfonds ausgebildeten Praxis, Staat und Provinz ganz bestimmte Betriebszweige der Landwirtschaft zur Unterstützung zugewiesen wurden. Im folgenden Jahre wurde der Westfonds auf 140 000 Mark erhöht, eine Höhe, die er auch im Jahre 1899 und 1900 beibehielt.

1901 erfolgte dann die erwähnte Verschmelzung mit dem Eifelfonds; unter Wegfall dieses Sonderfonds erhöhten Staat und Provinz ihre Westfondsanteile auf je 220 000 Mark und zogen dafür in das Gebiet des nunmehr 440 000 Mark starken Westfonds die Eifel ein. Seit dem Jahre 1902 ist dann noch eine weitere Erhöhung des Fonds um je 100 000 Mark vorgenommen worden. Zugleich ist seit 1902 mit der beim Eifelfonds ausgebildeten und auf den Westfonds übertragenen Praxis, bestimmte Verwendungszwecke ausschließlich aus dem staatlichen oder dem provinziellen Anteil des Fonds zu unterstützen, gebrochen und der Einheitlichkeit des Fonds entsprechend zwischen Staat und Provinz vereinbart worden, mit allen aus dem Westfonds zu gewährenden Unterstützungen gleichmäßig beide Teile zu belasten. In den letzten Jahren sind dann endlich noch je eine staatliche und provinzielle Zuwendung von 100 000 Mark hinzugekommen, die indes einer besonderen Aufgabe dienen, nämlich der Errichtung von Wasserversorgungsanlagen, die in der Eifel überwiegend fehlen. Die Gesamthöhe des Westfonds beläuft sich also jetzt mit Einschluß dieser letztgenannten Beiträge auf jährlich 840 000 Mark. Der Eifel sind davon alljährlich Unterstützungen in annähernd demselben Umfange wie aus dem Eifelfonds zugewandt worden, so daß die Gesamthöhe der aus beiden Fonds ihr zugeflossenen Mittel bereits auf 8 bis 9 Millionen Mark veranschlagt werden kann.

Was die *Grundsätze* bei der Verwendung der Eifel- und Westfondsgelder anbetrifft, so ist stets daran festgehalten worden, daß die bereitgestellten Mittel nicht zur alleinigen Bestreitung der Kosten einzelner ausgewählter Projekte, sondern stets in der Weise zu verwenden seien, daß nur *Beihilfen* gewährt und die Interessenten ebenfalls zu den Kosten herangezogen werden sollen. Es entspricht dies dem Wesen der modernen Staatsfürsorge, die ihre Ziele, soweit sie den Fortschritt der Bodenkultur im Auge hat, tunlichst durch die Mittel der Belehrung und Aufmunterung zu erreichen trachtet und somit an das wachsende Verständnis und die zunehmende bessere Einsicht der Beteiligten appelliert. Angestrebt wird darum auch eine allmähliche Steigerung der Leistungen der Interessenten. — Ferner haben Staat und Provinz stets den Grundsatz vertreten, daß die Mittel der genannten Fonds — wir wollen fortan schlechtweg vom Westfonds sprechen — nicht dazu dienen sollen, öffentlich rechtliche Korporationen bei der Erfüllung der ihnen gesetzlich obliegenden Verpflichtungen z. B. beim Wegebau und ähnlichen Aufgaben zu entlasten. Ebensowenig sollen die Westfondsmittel die aus sonstigen Fonds gewährten Beihilfen — in Betracht kommen vornehmlich der allgemein landwirtschaftliche Fonds und der sogenannte Meliorationsfonds — in den Westfondsgebieten ersetzen.

Von größter Wichtigkeit war die richtige Auswahl der zu unterstützenden kulturfördernden Anlagen. Bevorzugt werden aus ganz richtigen betriebs- und volkswirtschaftlichen Erwägungen heraus solche, welche eine unmittelbare Förderung der Bodenkultur und dabei möglichst eine *dauernde Verbesserung* bezwecken, also Bodenmeliorationen jeder Art, einschließlich Dränagen. Solche Anlagen sind einerseits gewöhnlich die erste und notwendigste Voraussetzung für eine gedeihliche Fortbildung der landwirtschaftlichen Betriebe, während anderseits ihre Durchführung wegen des hohen Anlagekapitals und der erhöhten wirtschaftlichen Einsicht, die sie voraussetzen, in den kapitalarmen und nur auf den Vorteil des Augenblicks bedachten kleinbäuerlichen Kreisen erfahrungsgemäß besonders großen Schwierigkeiten begegnet. Wo die Bodenverhältnisse so günstig liegen, daß als Verbesserungen im großen und ganzen nur eine Steigerung der sogenannten Umlaufsmittel, besseres Saatgut, intensivere Bearbeitung und Düngung usw., in Betracht kommt, da folgt der Stand der Bodenkultur erfahrungsgemäß dem Fort-

schritt der Zeit sehr viel rascher als dort, wo die Verbesserungen in erster Linie an die Investierung von „stehenden“ Kapitalien geknüpft sind.

Mit dem betriebswirtschaftlichen Charakter solcher Anlagen hängt es ferner zusammen, daß sie in Gebieten mit kleinbäuerlichen Besitzverhältnissen gewöhnlich am wohlfeilsten und erfolgreichsten auf *genossenschaftlichem* Wege durchgeführt werden können. Demgemäß wird denn auch bei der Verwendung der Westfondsmittel stets mit Nachdruck auf die Bildung von Genossenschaften, insbesondere Wassergenossenschaften, hingewirkt. Direkte Unterstützungen an Einzelpersonen erfolgen überhaupt nur ausnahmsweise, insbesondere zur Ausführung von Anlagen, die für einen weiteren Bezirk als *vorbildlich* angesehen werden können. Dabei wird gewöhnlich noch als Bedingung hingestellt, daß der Betreffende sich zum Beitritt zu einer Genossenschaft verpflichtet, falls eine solche innerhalb 10 Jahren zur weiteren Ausdehnung des unterstützten Unternehmens sich bilden sollte.

Daß endlich jede Bewilligung von Westfondsgeldern an den Nachweis der Zweckmäßigkeit der geplanten Anlage geknüpft ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Ebenso muß selbstredend Gewähr vorhanden sein für eine ordnungsmäßige Verwendung des Geldes und für sachgemäße dauernde Unterhaltung der unterstützten Anlagen, was eventuell durch Konventionalstrafen sichergestellt wird.

Neben diesen allgemeinen Richtlinien für die Verwendung der Westfondsgelder sind dann für die wichtigsten Verwendungszwecke noch besondere Bestimmungen festgelegt worden, nach denen im großen und ganzen die eingehenden Unterstützungsanträge behandelt werden. In Betracht kommen als wichtigste Verwendungszwecke:

1. Zusammenlegungen von Grundstücken.
2. Bodenmeliorationen, mit Einschluß der sogenannten Folgeeinrichtungen und etwaiger Nachbesserungen.
3. Aufforstungen.
4. Feldgrasanlagen.
5. Obstbaumpflanzungen.
6. Flachs- und Hanfbau.
7. Prämiierung von Dungstättenanlagen.
8. Wanderhaushaltungsschulen.

Für *Zusammenlegungen* werden den Interessenten bis zu sechs Zehntel der Kosten als Beihilfen bewilligt, wobei jedoch außer dem Westfonds auch alle sonst hierzu noch verfügbaren Fonds, wie der provinzielle landwirtschaftliche Fonds, der staatliche Flußregulierungsfonds u. a. in Anspruch genommen werden können. Die gleiche Höhe können die Beihilfen für *Bodenmeliorationen,* wie Ent- und Bewässerungsanlagen, Viehweideanlagen, Korbweidenkulturen, Bachregulierungen usw. erreichen. Dabei gilt jedoch als Regel, daß Projekte, mit welchen erhebliche Flußregulierungen verbunden sind, zunächst auf die hierfür bestehenden besonderen Unterstützungsquellen verwiesen werden. *Folgeeinrichtungen* zur Nutzbarmachung genossenschaftlicher Meliorationen werden nur in Höhe der erforderlichen Baraufwendungen unterstützt, Arbeitsaufwendungen, welche mit der eigenen Arbeitskraft von Mensch und Tier nach Lage der Verhältnisse ausgeführt werden können, also nicht berücksichtigt. Beihilfen für *Nachbesserungen* von Meliorationen werden nur für solche Anlagen bewilligt, welche innerhalb der beiden letzten Jahre fertiggestellt sind. Für *Aufforstungen* können Zuschüsse zu den Kosten des Saat- und Pflanzenmaterials sowie der Pflanzungsarbeiten gewährt werden. *Feldgrasanlagen* werden in allen Fällen nur dann unterstützt, wenn es sich um

dauernde Anlagen, oder wenigstens um solche handelt, welche längere Jahre als Weide oder Wiese benutzt werden. Dabei können für Anlagen von Privaten Beihilfen in Höhe der Hälfte der Kosten des Samens bewilligt werden, für Anlagen von Gemeinden, Genossenschaften und sonstigen Verbänden, bei denen eine ausreichende Staatsaufsicht sichergestellt ist, in Höhe der Hälfte der Kosten des Samens und Düngers. Um die sachgemäße Herstellung und Unterhaltung der Feldgrasanlagen sicherzustellen, haben die Winterschuldirektoren den mit der Ausführung dieser Kulturarbeiten betrauten staatlichen Organen als sachverständige Berater zur Seite zu stehen und ebenso auch die Interessenten in der Pflege, Düngung und Nutzung der Anlagen mit Rat und Tat zu unterstützen. Die *Obstbaubeihilfen* sind auf 50 Pfennig für den einzelnen Baum festgesetzt worden mit der Einschränkung, daß die gesamte Jahresbeihilfe an einen Privaten den Betrag von 30 Mark nicht überschreiten darf. Auch soll nur die Anpflanzung solcher Obstsorten unterstützt werden, die in dem von der Landwirtschaftskammer aufgestellten Normalsortiment enthalten sind. Für *Flachs- und Hanfbau* werden Beihilfen in Höhe der halben Kosten des Samens gewährt. Unterstützungen für rationelle *Dungstättenanlagen* werden im allgemeinen nur an bedürftige Landwirte in ärmeren Gemeinden, welche durch ihre öffentlichen Lasten besonders bedrückt erscheinen, bewilligt und auch an solche nur, wenn gleichzeitig von dem in Betracht kommenden Kreis ein Beitrag in gleicher Höhe gezahlt wird. Die Gesamtbeihilfe darf 40 Prozent der ohne die Selbstkosten des Besitzers berechneten Anlagekosten ausmachen. Die Begutachtung der zur Prämiierung angemeldeten Düngerstätten erfolgt durch die Winterschuldirektoren oder Wanderlehrer der Landwirtschaftskammer. Die Unterstützung der Viehzucht aus Westfondsmitteln erstreckt sich nur auf die *Ziegenzucht,* da zwecks Förderung der anderen Viehgattungen aus anderweitigen Quellen ausreichende Mittel flüssig gemacht werden können und an der Ziegenzucht vornehmlich der kleine Mann interessiert ist. Unterstützt werden die Einfuhr von männlichem und weiblichem Zuchtmaterial, die Einrichtung und Unterhaltung von Bockstationen und die Anlage von Weide- und Tummelplätzen. Als Empfänger kommen in Betracht die Kreise, Gemeinden, Ziegenzuchtvereine usw., und zwar dann, wenn sie auch ihrerseits gleiche Beiträge für die betreffenden Zwecke aufbringen. Die Verwendung der Beihilfe erfolgt tunlichst im Einvernehmen mit den zuständigen landwirtschaftlichen Vereinen (Lokalabteilung) und durch die Vermittlung etwa bestehender Ziegenzuchtvereine. *Wanderhaushaltungsschulen* endlich werden unter der Bedingung unterstützt, daß sie dem von maßgebender Stelle aufgestellten Unterrichtsplan für solche Anstalten entsprechen.

Die vorstehend aufgeführten Verwendungsarten der Westfondsmittel sind nur diejenigen, bezüglich welcher besondere Bestimmungen festgesetzt worden sind, sie erschöpfen den Unterstützungsbereich des Fonds noch nicht. Für die Auswahl der zu unterstützenden land- und forstwirtschaftlichen Kulturmaßnahmen ist ein Rahmen überhaupt nicht gezogen, und in Wirklichkeit sind denn auch im Laufe der Jahre noch mancherlei andere Verwendungszwecke berücksichtigt worden, so beispielsweise *Heckenpflanzungen, Wiesen- und Obstbauwärterkurse, Molkereianlagen, Viehtränken, Beschaffung von Düngemitteln und Saatgut, Düngungsversuche usw.* Vereinbart worden ist allerdings, daß in der Regel keine Beihilfen gewährt werden sollen bei der Anschaffung von landwirtschaftlichen Maschinen, für Stalleinrichtungen, Nachdüngungen von Meliorationsanlagen und, wie schon erwähnt, für die Zwecke der Schweine- und Rindviehhaltung.

Was die Formalien bei der Antragstellung und Bewilligung anbetrifft, so müssen die Anträge die Bedürftigkeit und Würdigkeit des Unternehmers nachweisen und

bei Bodenmeliorationen auch Kostenanschläge enthalten. Einzureichen sind sie bei den Regierungspräsidenten und, soweit sie die Generalkommission betreffen, bei dieser, von wo aus sie dem Oberpräsidenten zur Vorlage gebracht wurden. Die Prüfung der Anträge erfolgt durch die aus Vertretern der Staatsregierung und Provinzialverwaltung unter Zuziehung des Präsidenten der Landwirtschaftskammer gebildeten „Westfondskommission". Die Auszahlung geschieht in vollem Betrag oder ratenweise nach Maßgabe des Fortschritts der Arbeiten. Alle Beihilfen werden für zwei Jahre zur Verwendung offengehalten mit der Bestimmung, daß sie, soweit sie nach Ablauf des zweiten Jahres noch nicht verwandt sind, an den Fonds zurückfallen.

Erwähnt wurde schon, daß der Westfonds, wenn auch die wichtigste, so doch nicht die einzige Quelle darstellt, aus welcher der Eifel öffentliche Mittel zur Förderung der Landeskultur zufließen. Das Bestehen des Westfonds schließt nicht aus, daß ihr auch aus den anderweitig für die Zwecke der Landwirtschaftspflege bereitgehaltenen Mitteln Unterstützungsgelder zugeführt werden können. In Betracht kommt neben dem Westfonds in erster Linie der *Allgemeine landwirtschaftliche Fonds,* den die Provinz aufzubringen hat und unter dessen Verwendungszwecken die Förderung der verschiedenen Zweige der Viehhaltung im Vordergrund steht. Desgleichen kommt ihr auch der rheinische Meliorationsfonds zugute, der land- und forstwirtschaftliche Meliorationen und Wegebauten in bedürftigen Gegenden durch Gewährung von Darlehen gegen geringe Zinsen und günstige Rückzahlungsbedingungen zu fördern sucht. Es würde indes zu weit führen, auch auf die Verwendungszwecke dieser Fonds im einzelnen noch zurückzukommen, zumal die grundsätzlichen, zum großen Teil auch die praktischen Gesichtspunkte, nach denen bei der Verteilung oder Aufteilung dieser Gelder verfahren wird, im großen und ganzen denjenigen entsprechen, die für die Verwendung des Westfonds maßgebend sind. Auch der seit 1901 vom preußischen Staat eingerichteten Eifeldomänen könnte in diesem Zusammenhang noch gedacht werden. Sie verfolgen einen doppelten Zweck, indem sie einmal zur Nutzbarmachung der Ödländereien beitragen, zum andern, und das ist natürlich ihre Hauptaufgabe, als Versuchsanstalten und vorbildliche Mustergüter in den Dienst der Allgemeinheit treten.

Eine zahlenmäßige Beleuchtung erfahren die vorstehenden Ausführungen durch Übersicht 36, in welcher die seitens des rheinischen Provinzialverbandes in dem dreißigjährigen Zeitraume von 1876—1906 für landwirtschaftliche Zwecke gezahlten Beihilfen zusammengestellt sind.

Wenn die hier angegebenen Summen auch längst nicht die Gesamtaufwendungen umfassen, die der Eifel in dem genannten Zeitraume zugeflossen sind, — es fehlen die staatlichen Eifel- und Westfondsbeiträge — so geben sie doch ein einigermaßen zutreffendes Bild über die Art der Verwendung der öffentlichen Mittel, über das Verhältnis, in welchem diese den einzelnen kulturfördernden Maßnahmen zugute gekommen sind. Weitaus im Vordergrund steht, wie die Zahlen lehren, die Unterstützung der eigentlichen Meliorationen, also der Dränagen und der Wiesenent- und Bewässerungsanlagen; auf sie entfallen mit Einschluß der Nachbesserungen in den „reinen" Eifelkreisen allein 946 840 Mark, mehr als 40 Prozent der Gesamtbeihilfe, die dieses Gebiet aus Provinzmitteln erhalten hat. In absteigender Reihe folgen dann Grundstückszusammenlegungen, Feldgras- und Viehweideanlagen, Maßnahmen zur Förderung der Rindviehzucht, Aufforstungen, Verbesserungen von Stalleinrichtungen und Dungstätten, Molkereiwesen, Obstbau usw., von den Flußregulierungen abgesehen, die nur zum Teil im Dienste der Landwirtschaft stehen. Insgesamt entfallen auf die 11 Kreise 2 274 221 Mark. Die meisten Zuschüsse, je über 300 000 Mark, haben die Kreise Daun, Adenau und Prüm

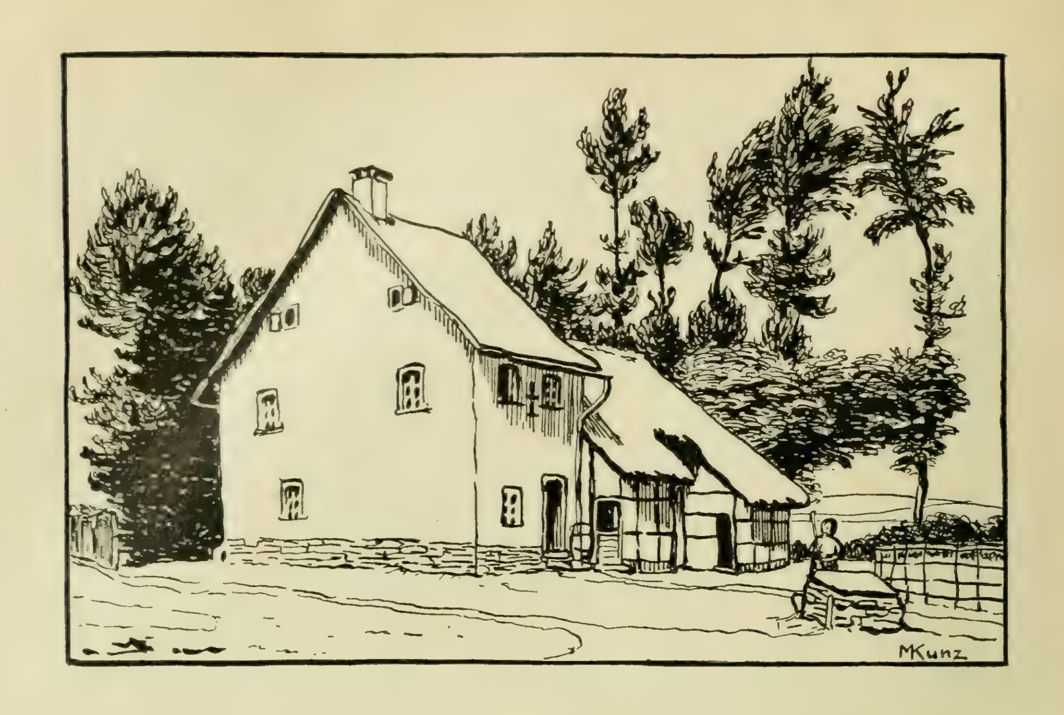
Kreis	Dränagen	Sonstige Ent- und Bewässerungsanlagen (Wiesenmeliorationen)	Flußregulierungen	Nachbesserungen an den Meliorationen	Umwandlung von Ödlandflächen in Acker od. Wiesen (auch Moorkulturen)	Feldgrasbau und Viehweideanlagen	Wirtschaftl. Zusammenlegung der Grundstücke	Brückenbauten und Anlage von Flurwegen	Deichbauten	Obstbau	Gemüsebau	Flachs- und Hanfbau	Korbweidenzucht	Beschaffung von Futtermitteln und Streumaterial	Beschaffung von Lebensmitteln, Saatfrüchten und Düngemitteln	Aufforstungen
	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M
Malmedy .	27938,27	65250,00	—	5382,07	—	13766,04	—	—	—	9949,85	—	2234,24	1200,00	2625,00	6000,00	21758,50
Montjoie .	13619,69	7531,61	—	2457,37	2022,77	4301,28	—	—	—	2320,67	—	—	—	—	4000,00	11129,22
Schleiden .	9966,48	10658,99	9632,33	1399,95	—	32078,94	22525,00	—	—	6676,18	—	8,08	1692,18	—	11000,00	9842,05
Adenau .	30528,33	58704,27	22904,99	18867,74	2300,00	31365,62	99076,33	—	—	5532,35	—	85,10	2777,80	2447,20	99,99	15997,59
Ahrweiler.	11157,10	19424,44	87379,16	1075,55	—	4557,41	47706,00	2000,00	—	4163,42	—	77,50	—	—	—	11099,16
Cochem .	22707,13	15707,58	—	547,30	1221,00	3983,76	21723,91	—	—	5013,67	—	349,24	—	500,00	61,04	13631,35
Mayen . .	11670,50	20607,86	5539,10	263,81	—	4241,45	24763,33	—	—	4315,37	—	—	—	1878,32	—	3061,98
Bitburg .	51594,14	36691,43	—	3252,68	—	12204,25	8990,33	—	—	14442,37	—	917,12	2750,00	—	—	2707,68
Daun . .	96780,26	86084,67	4919,00	2704,71	—	29420,33	78425,68	—	—	4092,64	—	647,24	2802,64	—	7210,00	9627,39
Prüm . .	85081,25	60961,47	—	7728,11	—	40219,02	31550,16	—	—	6799,25	—	6275,73	—	4025,00	30000,00	5219,28
Wittlich .	52886,50	116690,56	—	917,73	400,00	9341,60	32566,00	600,00	—	6792,52	—	594,98	2900,00	1848,19	—	7663,00
Eifel zusammen	413929,65	498312,88	130374,58	34597,02	5943,77	185479,70	367326,74	2600,00	—	70098,29	—	11189,23	14122,62	13323,71	58371,03	111737,20
Rheinprovinz .	607267,19	909142,61	1056933,57	66723,75	41025,82	304432,44	859906,74	19499,00	188452,19	217358,07	14900,00	23138,61	29772,62	38281,21	263462,75	307055,15

Gesamtsumme siehe untenstehende Tabelle.

Kreis	Heckenpflanzungen	Pferdezucht	Rindviehzucht	Ziegenzucht	Schweinezucht	Fischzucht	Bienenzucht	Milchwirtschaft (Molkereiwesen)	Verbesserung von Stalleinrichtungen und Dungstätten	Prämiierung von bäuerlichen Musterwirtschaften	Unterhaltung von landwirtsch. Versuchsstationen	Unterrichtswesen: landwirtsch. Schulen, Wanderlehrertum, Haushaltungsschulen	Unterrichtswesen: Weinbauschulen u. Weinbau-Wanderlehrer usw.	Sonstige landwirtschaftliche Zwecke	Summe	Bemerkungen
	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	
Malmedy .	7796,71	—	24295,00	—	—	—	800,00	6366,67	20563,10	—	—	12200,00	—	*) 524,52	228649,97	*) 400,65 M. für Wiesenwärterkurse, 123,87 M. für Vorarbeitskosten.
Montjoie .	1185,29	—	17131,11	352,50	200,00	1700,00	—	1441,16	8757,00	300,00	—	—	—	—	78449,67	
Schleiden .	—	—	8185,00	860,88	—	200,00	—	14816,66	12982,50	—	—	—	—	—	152525,22	
Adenau .	—	—	17735,00	1798,54	—	535,00	486,50	12433,33	2291,75	300,00	—	—	—	6562,77	312831,20	
Ahrweiler	—	—	5678,26	300,00	—	600,00	95,90	1000,00	3723,00	200,00	—	450,00	—	131,87	200818,77	
Cochem .	—	—	14960,90	10,00	—	—	76,24	13651,11	3007,50	200,00	—	—	—	1763,02	109114,75	
Mayen . .	—	—	7643,37	2360,81	—	2300,00	525,00	6000,00	1400,00	200,00	—	625,00	—	133,32	97529,22	
Bitburg .	—	—	11753,48	537,50	—	3197,50	—	4083,33	6650,00	400,00	—	1500,00	—	—	161671,81	
Daun . .	—	—	13633,08	104,71	—	—	100,00	8620,94	4790,50	400,00	—	—	—	5379,82	355743,61	
Prüm . .	—	—	15898,33	75,00	—	—	—	13709,07	4574,50	300,00	—	850,00	—	4991,17	318257,34	
Wittlich .	—	—	13860,00	15,00	—	293,10	—	2560,46	7750,00	700,00	—	250,00	—	—	258629,64	
Eifel zusammen	8982,00	—	150673,53	6414,94	200,00	8825,60	2083,64	64682,73	76489,85	3000,00	—	15875,00	—	19487,49	2274221,20	
Rheinprovinz .	8991,00	78400,00	478375,65	79380,53	1613,50	71667,74	14588,74	177512,73	221761,69	10450,00	136000,00	2304603,48	769457,00	150727,32	9450881,10	

empfangen, die geringsten, unter 100 000 Mark, Montjoie und Mayen. Auch in den einzelnen Kreisen steht die Unterstützung des Meliorationswesens in der Mehrzahl der Fälle weitaus im Vordergrund; nur in Adenau und Ahrweiler haben die Zusammenlegungen den Vortritt.

Sachverständige Kenner der Eifel und ihrer landwirtschaftlichen Verhältnisse haben übereinstimmend die zur Hebung der Eifel getroffenen Maßnahmen als wohlgelungen und erfolgreich bezeichnet. Wer heute die Eifel offenen Auges studiert und bedenkt, daß sie noch vor 25 Jahren am Rande des Ruins stand, ja eine Stätte der Hungersnot war, wird erstaunt sein über den Wandel der Dinge; so sehr hat überall der wirtschaftliche Fortschritt das Antlitz des Landes verändert. Natürlich wäre es übertrieben, wollte man das Aufblühen lediglich der besonderen Fürsorge zuschreiben, die der Eifel von öffentlicher Seite entgegengebracht worden ist. Die Zeiten sind andere, bessere geworden. Auch erscheint der Fortschritt nur so groß, wenn man ihn mit den Zuständen der Vergangenheit vergleicht, aber nicht mehr gegenüber dem, was in Zukunft noch zu geschehen hat und erreicht werden kann. Man denke da nur an die noch längst nicht zum Abschluß gebrachte Verkoppelung, an die ungeheuren Ödlandflächen, die noch der Aufforstung harren, an die zahllosen Äcker, auf denen wegen der stauenden Nässe das Unkraut weit besser als die Frucht gedeiht. Aber wie dem auch sei, kein Zweifel ist, daß die umfassende wohlüberlegte und wohlgegliederte Verwaltungstätigkeit, die Staat und Provinz in den letzten drei Jahrzehnten im Dienste der Landwirtschaft geleistet haben, unter den vorwärtstreibenden Kräften der Bewegung mit in vorderer Linie steht. Nicht daß die Geldzuwendungen als solche schon die Dürftigkeit beseitigt und die „Kapitalkraft" der Bauern wirksam gehoben hätten; weit wichtiger ist der durch die Unterstützungen der Kulturverbesserungen geführte Kampf gegen Voreingenommenheit und mangelnde Einsicht. Das war das Ziel: den Eifelbauern davon zu überzeugen, daß Tatkraft und rationelle Technik auch dem Boden seiner rauhen Heimat, der seinen Vätern nur ein Hungerdasein gewährte, sehr wohl Erträge abzugewinnen vermögen, die bei Nüchternheit und Sparsamkeit ein Emporsteigen auf der wirtschaftlichen und sozialen Stufenleiter gewährleisten. Ist der Bauer soweit, so stellt das Kapital sich von selbst schon ein. Und in der Erweiterung des wirtschaftlichen Horizonts beruht denn auch der Hauptnutzen der geleisteten Arbeit und die Entschädigung für die materiellen Opfer. Der Erfolg rechtfertigt es, auf dem eingeschlagenen Wege weiterzuarbeiten, auf daß die Eifel in absehbarer Zeit, wenn auch nicht zu einem reichen, so doch zu einem gesunden Kulturland werde, das auf eigenen Füßen steht und fremder Hilfe nicht mehr bedarf.



EIFELER BAUERNLEBEN IN SITTE UND BRAUCH*)

VON ADAM WREDE.

MIT ACHT ABBILDUNGEN.

Soweit die Kunde von den Bewohnern der Eifel zurückreicht, zeigt sich, daß stets ein arbeitstüchtiges, munteres, der Heimatscholle treues Bauernvolk die Gebirgslandschaft besiedelt hat. Die nachweisbar ältesten Bewohner, Gallier oder *Kelten,* die in dem letzten Jahrtausend v. Chr. einwanderten, waren bereits Träger eines eigenartig ausgeprägten Lebens. Sie wohnten in weiten, offenen Dörfern; Bauten von Holzfachwerk bildeten ihr Heim. Als befestigte Wohnplätze und Zufluchtsorte dienten ihnen die sogenannten Ringwälle, wie der Ring bei Otzenhausen, die Ditzenley bei Gerolstein, der Steinberg bei Daun und andere. Berühmt waren die Kelten als gute Vieh- und Pferdezüchter, geübt als Tuchmacher, Schmiede und Lederarbeiter. Die Kunst, die bei ihnen in der Töpferei und Glasherstellung später besonders ausgebildet wurde, zeigt einen kräftigen Sinn für Wirklichkeit und heitere Auffassung des Lebens. Ihre Eigenart bewahrten die Kelten auch, als die Römer siegreich in ihr Land, in die Eifel bis an den Rhein und die Mosel vordrangen und sie selbst unterwarfen. Vor allem behaupteten sie neben der latei-

---

*) Die Darstellung stützt sich auf eigene Feststellungen und Beobachtungen, auf die dankenswerten Angaben des Herrn Lehrers a. D. *Heinrichs* in Acht bei Virneburg und auf folgende gedruckte Quellen: Eifelvereinsblatt, herausgegeben vom Hauptvorstande des Eifelvereins, 1.–14. Jahrgang, 1900 1913. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, 1.—9. Jahrgang, 1904—1912. *Martiny,* Kulturgeographische Wanderungen im Koblenzer Verkehrsgebiet, 1911. *v. Pelser-Berensberg,* Alt-Rheinisches, 1909. *Sering,* Das Moselland in Vergangenheit und Gegenwart, 1910. *Schmitz,* Sitten und Sagen des Eifler Volkes, Trier 1856, wurde nicht herangezogen, weil es sich in der folgenden Darstellung um sittenmäßige Erscheinungen der Gegenwart handelt.

nischen Amtssprache ihre angeborene Mundart. Das Keltische war bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. Umgangssprache. Einheimisch, also keltisch, blieb auch die Namengebung für die Ansiedlungen und auf den Weiheinschriften der Denkmäler. Von den Eifeler Ortsnamen, der Fluß- und Geländenamen nicht zu gedenken, sind die meisten aus vorfränkischer Zeit keltischen Ursprungs. Besonders beliebt waren die Namen auf âcum (Tolbiâcum zu Tolbios, Eigenname, und âcum die Zugehörig-



Abb. 1. Bauerntypen aus der Westeifel (Großeltern, Eltern, zwei Enkel; die übrigen sind Geschwister der jüngeren Frau).

Nach einer Aufnahme von J. Reuter, Bonn.

keit bezeichnend, Heim des Tolbios), die heute auf ich erscheinen und wie in der Rheinprovinz überhaupt so besonders in der Eifel verbreitet sind. In römischer Zeit sind nur wenige Namen ganz aus lateinischem Sprachgut gebildet worden. Wie die Sprache, so hielten die Kelten auch die alte Tracht bei. Das Sagum, ein Umwurfmantel mit Kapuze, kennzeichnete sie besonders vor den Römern. Getreu blieben sie auch ihrem Kultus. Bezeichnend für die Erhaltung des alten Götterglaubens ist z. B. die starke Verehrung der gallischen Epŏna, der Göttin der Pferde und der Pferdezucht; sie wird öfter in Verbindung mit den stets in der Dreizahl erscheinenden Matronen, den Haus und Familie beschirmenden Müttern, genannt. Noch heute spiegelt sich dieser in der Römerzeit sehr emporgeblühte Matronenkultus in den zahlreichen Eifeler und Jülicher Sagen von den drei weißgekleideten Jungfrauen wieder. Naturgemäß blieb die stete Berührung mit den Römern nicht

ohne Einfluß auf die gesamten keltischen Wohn- und Lebensverhältnisse; diese zu verfeinern und zu vertiefen unterließen die Kelten nicht. Aber die sich so anbahnende keltisch-römische Mischkultur hinderte sie trotzdem nicht, in ihrem Kern national zu bleiben.

Nach der endgültigen Verdrängung der Römer im 5. Jahrhundert wurde die Eifel für das Deutschtum gewonnen. Mit ihren Siedelungen, Gehöften und Dörfern, überzogen jetzt die *Franken* die Eifel im Laufe der Jahrhunderte bis ins späte Mittelalter so dicht, daß sie auch dauernd Sprache und Sitte des Landes bestimmten, ohne indes die Eingesessenen und ihre Kultur völlig auszurotten. Noch heute glaubt man z. B. im Äußern eines Teiles der Bevölkerung auf dem Maifelde den Schlag der Kelto-Romanen wahrnehmen zu können. Unter den einwandernden Franken selbst machten und machen sich noch gewisse Unterschiede bemerkbar. Vom Norden rückten, der Römerstraße Köln—Trier folgend, Ripuarier ein. Sie besiedelten den größeren Teil der heutigen Eifel. Aus dem Osten drangen über den Rhein setzend ostfränkische Stämme vor. Von ihnen wurde die südliche Eifel und das Moselland besetzt und germanisiert. Man hat sich daran gewöhnt, sie als Moselfranken zu bezeichnen. Mit den Ripuariern zusammen gehören sie jetzt nach ihrer Mundart zum mittelfränkischen Sprachgebiete. Die Scheidungslinie zwischen Ripuariern und Moselfranken oder sprachlich bezeichnet zwischen Ripuarisch und Moselfränkisch zieht etwa von St. Vith an ostwärts über Blankenheim, Ahrweiler, Remagen an den Rhein. Die Orte selbst gehören schon zum Süden. Als unterscheidendes Merkmal nimmt man gewöhnlich für den nördlichen Teil oder das ripuarische Gebiet rp in Wörtern wie dorp, werpen, dagegen für den südlichen Teil oder das moselfränkische Gebiet rf, in denselben Wörtern also dorf, werfen (dorp, dorf Linie). Ein anderer Unterschied zwischen den beiden mittelfränkischen Dialektgruppen besteht darin, daß im Moselfränkischen überall ei, ou (au), öu (äu) steht wo im Ripuarischen noch altes î, û, ü̂ erhalten geblieben ist, z. B. leim, hous, höuser gegen lîm, hûs, hü̂ser. Auch im Wortschatze heben sich beide Gruppen scharf von einander ab. Es heißt z. B.:

etwas: ripuarisch jet, moselfränkisch ebes
Schrank: ripuarisch schaaf, moselfränkisch schank.

In solchen sprachlichen Unterschieden spiegeln sich wohl alte Stammesunterschiede wieder.

Das neue Volk und die neue Zeit kennzeichnet sofort die neue Schicht von *Ortsnamen.* Zu dieser gehören vor allem die Namen auf heim und weiler, die an den frühen Niederlassungen einzelner freier Franken haften, die scheid, bach, berg, dorf, feld, tal (thal), die rath, hofen (hoven) und hausen. Diese letzteren verraten vornehmlich solche Ortschaften, die zur Ansiedlung abhängiger Kolonen noch bis tief in das 13. Jahrhundert hinein angelegt wurden, Schöpfungen von kleineren Machthabern, von geistlichen und weltlichen Grundherren. Nach Dronke zählte die Eifel ihrer vor der französischen Revolution an die 400, Abteien, Klöster, Geschlechter des hohen und niederen Adels, nicht einbegriffen die Fürsten und Grafen, die zwar in der Eifel begütert, aber außerhalb ansässig waren.

Die starke Abhängigkeit des Eifeler Bauernvolkes von diesen Dynasten während des Mittelalters und bis zur französischen Revolution beeinflußte seine Lebensgewohnheiten und die Entwicklung seiner Geistesart in ungünstigem Sinne. In vieler Hinsicht schädlich wirkte auch die schon seit der Stauferzeit um sich greifende Gewohnheit, bei jedem Erbgange den Grundbesitz unter sämtliche Erben zu teilen. Die Folge war eine ungeheure Zerstückelung des Bodens. Nimmt man dazu die Raub- und Fehdezüge vieler der kleinen Machthaber, die großen Kriege,

von denen die Eifel berührt wurde und die Unzulänglichkeit der Reichsgewalt, so kann man verstehen, warum die wirtschaftlichen und geistigen Kräfte des kernigen fränkischen Bauernvolkes in der Eifel nicht zur Entfaltung kamen und warum dann die Eifeler in ihrer Gesamtheit noch bis in unsere Tage hinein als rückständig und beschränkt galten.

Um so stärker aber und nachhaltiger entwickelte sich jedenfalls das Gemütsleben der Eifeler, ihr Glaube an übersinnliche Kräfte und Mächte, ihr Sinn für das Altbewährte und ihr zähes Festhalten am Althergebrachten. Dem Gesetze an Kraft fast gleich wuchs ihnen die Sitte aus. In ihrer äußeren Erscheinung, dem Brauch, begleitete sie auch sinnfällig die Hauptstufen des Daseins, Geburt und Kindheit, Brautstand und Hochzeit, Tod und Begräbnis, machte sie sich bei ihrer Arbeit daheim und draußen geltend, unterbrach sie an den Festen und bei den Feiern das tägliche Einerlei, hielt sie die Nachbarn und Dorfgenossen eng zusammen. Aus den natürlichen Gefühlen des Volkes hervorgegangen, spiegelt sie die Grundzüge seines Charakters wieder.



Abb. 2. Bauer aus der südlichen Eifel.
Nach einer Aufnahme von Prof. Dr. Follmann, Koblenz.

In das alte Eifeler Bauernleben führen unmittelbar die Weistümer ein, jene für das frühere ländliche Volksleben überhaupt so charakteristischen Rechtsweisungen.

Da die Eifeler lange sich selbst überlassen blieben und mit der Außenwelt wenig in Berührung kamen, zeigt ihr Leben auch noch im Beginn des 20. Jahrhunderts eigenartige sittenmäßige Erscheinungen.

Als ein besonderes Ereignis erscheint ihnen die Grundlegung und der Bau des eigenen *Hauses*. Den ersten Schlag auf den ersten Stein, den Grundstein, tun deshalb der Bauherr und seine Frau. Der Meister folgt ihnen und sagt beim Hammerschlag: Gott segne die Arbeit und das Haus. Unter die Bauarbeiter teilt dann der Bauherr ein Liter Branntwein aus. In den Grundstein birgt der Bauer Brot, Salz und gesegnete Kräuter, damit sie schützend und abwehrend wirken. Während des Bauens unterstützen den zukünftigen Hausherrn, gleichviel ob er arm oder reich ist, die Nachbarn in freundlichster Weise. Jeder Besitzer eines Gespannes fährt unentgeltlich Steine oder sonstige Baustoffe herbei. In demselben edlen Wetteifer helfen andere Dorfgenossen einen oder zwei Tage lang mit ihrer Hände Arbeit. Ein Trunk, den der Bauherr spendet und bei dem alle aus demselben Glas trinken („Umtrunk"), ist eine dankbare Anerkennung für ihre Mühe. Die nachbarliche Hilfe beim Hausbau gilt heute noch als vornehme Pflicht. Sie war immer so selbstverständlich, daß sie in den Weistümern nicht besonders betont wird. Die Bau-

handwerker wissen sich gelegentlich eine besondere kleine Auffrischung zu verschaffen. Betritt nämlich ein Fremder die Baustelle, so wischt ihm einer der Arbeiter mit dem Taschentuch oder gar mit der Mütze die Schuhe und sagt dabei einen Spruch. Dem also „Geehrten“ bleibt nichts anderes übrig als ein Trinkgeld zu spenden.

Die Aufsetzung und Aufrichtung des Dachstuhls, die Haushebung, ist mit einer Feier verbunden. Auf dem Firste des neuen Hauses befestigt dann der Zimmermann ein mit Bändern und Blumen geschmücktes Fichtenbäumchen. Dieser Schmuck ist nach weitverbreiteter Ansicht zugleich ein alter Abwehrzauber; er soll Blitz und Ungemach vom Hause und seinen Bewohnern für immer fernhalten, sonst aber das Glück anziehen. Bei dem Richtfest selbst stellt sich der Zimmermann neben das Bäumchen. In einem Spruche würdigt er die Bedeutung des Augenblickes, dankt Gott und wünscht dem Bauherrn Glück. Andere Zimmerleute folgen seinem Beispiele. Ein in der Eifel üblicher Spruch lautet also:

„Kommt alle herbei, groß und klein!
Kinder, es regnet Weckebrei.“ (Vorspruch.)
„Fertig ist das Haus,
Gott schütte seinen Segen aus!
Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Gott bewahr es vor Feu'r und Brand!
Gott beschütze alle, die gehen ein und aus,
Halte auch alles Unglück fern vom Haus!
Der Bauherr und seine Frau soll leben
Hoch! und ein guter Imbiß daneben.“

An einigen Stellen wird darauf eine gute Mahlzeit aus Suppe, Fleisch und Gemüse gereicht, an anderen „bunnesflaaden“, ein tortenähnliches Gebäck, das mit Kraut von gebackenen Birnen bestrichen ist, Kuchen, Schwarzbrot, Schinken und Branntwein. Muntere Scherze und Reden und Gesundheittrinken begleiten die Atzung.

Die Hausanlage selbst ist von alter Überlieferung. Sie entspricht jeweils dem Klima, der Bodenlage und dem Wirtschaftsbetrieb. Infolgedessen weist die Eifel keinen einheitlichen *Bauernhaustyp* auf. Auf dem Maifelde, dem bekannten fruchtreichen Bauernlande vorzugsweise, zeigen sich im Innern der meist kleinen Dörfer echte, voll ausgebildete fränkische Bauerngehöfte, die mit Wohnhaus, Stallung und Scheune drei Seiten eines viereckigen Hofes umfassen. Vieh, Mist, Wagen und Pflüge bilden ein malerisches Beiwerk, ländlich-sittlich. Auf den kleineren Bauernstellen sind hier wie vielfach in der Eifel alle drei Gehöftteile in einer Flucht und unter dem gleichen Dache vereinigt. Der Dungplatz liegt dann vor dem Hause frei an der Straße. Eine besondere altüberlieferte Form zeigen wieder die zerstreut liegenden Bauernhäuser im nordwestlichen Teile der Eifel, im Hohen Venn. Bei ihnen tritt die Rücksicht auf Klima und Bodenlage sehr deutlich zutage. Sofort fällt einem das breit gelagerte Dach, durchweg Strohdach, auf. Schützend reicht es im Norden und Westen, an der Wetterseite, bis auf Mannshöhe zur Erde herab. Auch die an derselben Seite angepflanzte Schutzhecke von Hainbuchen oder Dorngesträuch soll den westlichen Schnee- und Regenstürmen wehren. Außerdem schützen Holz- und Zinkverschalungen die Häuser gegen die Schlagseite. Alle Teile des Anwesens, Wohn- und Wirtschaftsräume, sind unter dem einen Strohdache vereinigt, das warm und herzhaft Menschen, Tiere und Vorräte umschließt. (Abb. 3.)

Noch überwiegt das *Strohdach*, das sittenmäßig überlieferte Dach des Bauernhauses, auch in anderen Teilen der Eifel, z. B. im vulkanischen Eifelgebiet. Aber übertriebene Vorsicht und Angst vor Feuersgefahr — nicht bei den Bauern selbst —

bewirkte, daß stellenweise das weniger schöne und weniger nützliche Ziegeldach, freilich unter lebhaftestem Widerstande der Bauern, vordrang. (Ein besserer und schönerer Ersatz wäre das feuersichere Gernentz-Strohdach, das die Vorzüge des alten Strohdaches mit der Sicherheit vor dem Feuer in sich vereinigt.) Wo das Strohdach noch herrscht, sieht man auf seiner mit Moos bewachsenen Fläche gern das Donnerkraut oder Dachlaub, Hauslaub (sempervivum tectorum) wuchern. Nach dem Glauben des Volkes gewährt es Schutz gegen Gewitter.



Abb. 3. Bauernhaus aus der Westeifel, das Wohnhaus, Stallung und Scheune unter demselben Dache vereinigt.
Nach einer Aufnahme von J. Reuter, Bonn.

Bei dem älteren, noch nicht ganz verdrängten Wohnhause ist die *Haustüre* in halber Höhe quer geteilt. Die obere, meist geöffnete Hälfte, an der auch der Klopfer sitzt, läßt Licht und Luft in das Innere des Hauses strömen. Der untere, gewöhnlich geschlossene Teil, et jader, Gatter, verwehrt dem Fremden den freien Eintritt. Früher knüpften sich an das Gatter manche Rechtsbräuche. Wer nicht duldete, daß der Zinsheber über die Schwelle des Hauses trat, reichte den Zins über das geschlossene Gatter (Gatterzins). Heute knüpfen sich noch sprichwörtliche Redensarten an das Gatter. Von einem Hause, in dem ein heiratsfähiges Mädchen wohnt, heißt es südlich von Adenau: bär (wer) en jääs om stall hät, moss leide, dat em de bock üweret (über das) jatte seit (sieht). Oder: me sprengt üwe dii jedde-düür, dii et neerscht oss, d. h. man vergreift sich nur an dem, dessen Macht man nicht zu fürchten braucht. Beim Eintritt gelangt man zuerst in die *Küche,* das Ein und Alles des bewohnten Teiles im Bauernhause, et hus (ripuarisch) oder et

hous (moselfränkisch) vorzugsweise. Ihr Boden ist mit Bruchsteinen belegt, zwischen denen sich oft breite Fugen hinziehen. Früher loderte in der Küche das Herdfeuer offen empor. An ihm ließ sich's beim Sprühen der Funken und Knistern der Scheite besser erzählen und auch träumen als am modernen geschlossenen Sparherd. Über dem Feuer schwebte der eiserne Kochkessel mit drei Beinen und der Breikessel, in dem das Warmfutter für das Vieh hergerichtet wurde. Die Kessel trug ein langes, sägeblattartiges, also gezahntes Eisen, die bekannte weitverbreitete hol oder haal (zu mhd. hâhel, ahd. hâhala, hâhan hängen). Mit Hilfe eines Sperrhakens war das Eisen verstellbar, so daß der Topf hoch oder niedrig gehängt werden konnte. Die haal hing in der Regel an einer Querstange aus dem Rauchfang, einem mantelartigen, nach oben sich verjüngenden Überbau über dem Herdfeuer. Diese altertümliche, altfränkische ,Herdanlage ist jetzt durchweg geschwunden. Nur in dem einen oder anderen versteckten Dörfchen der Hocheifel, z. B. in Drees bei Nürburg, findet sich noch ausnahmsweise in Küchen die offene Feuerstätte auf zwei Basaltsteinen oder einfachen eisernen Brandruten, auf denen die Holzscheite liegen. Aufsteigender Rauch sucht sich seinen Weg ohne Rauchfang durch den schörestel, Schornstein. Die Herdstätte bietet wegen ihrer behaglichen Wärme den gesuchtesten Ort in der Küche. Bei ihr haben daher besonders ältere Mitglieder der Familie ihr Plätzchen, ein gemütliches Eckchen. Es trägt einen eigenen Namen, z. B. kentche (Adenau), oweshöt an der mittleren Ahr. In der Gegend von Prüm und Bitburg nennt man die entsprechende Stelle, die Ofennische in der Wand zwischen Küche und Stube, taken. Eine in die Nische eingelassene gußeiserne Platte mit meist biblischen Darstellungen führte zuerst die Bezeichnung Takenplatte. Diese war ursprünglich ein Teil der Ofenanlage, die gleichzeitig Küche und Stube heizte. In größeren Eifeler Bauernküchen fehlt auch heute nicht der Viehkessel mit eigener Feuerung. Als ein wichtiges Stück der Einrichtung der Küche gilt der Tisch mit seiner noch vielfach ungehobelten mächtigen Eichenplatte. Eine zweite Platte sitzt in halber Höhe des Tisches unter der ersten. Manchmal ist die obere Platte abhebbar; unter ihr zeigt



Abb. 4. Bäuerinnen aus der Westeifel mit Spinnrad und Haspel.

Nach einer Aufnahme von J. Reuter, Bonn.

sich dann eine Backmulde. Sonst steht eine solche getrennt vom Tische in der Küche. Nirgendwo fehlt auch die „schottelbank“, die auf dem Boden oder auf dem Tische aufsteht. Geschirr aller Art, Zinn- und auch Kupferwerk, das mit peinlicher Sorgfalt regelmäßig gescheuert wird, Steinguttöpfe und anderes ist darauf zu sehen. Nur selten begegnet man noch dem Spinnrade und der Haspel. (Abb. 4.)

An der einen Seite der Küche liegt in den Dörfern der vulkanischen Eifel die *Kammer,* der eigentliche Schlafraum, an der anderen die Stube. In der Kammer hat die kost (Truhe, Adenau) ihren Platz, dann eine oder zwei mächtig schwere Bettstellen aus Eichenholz. Die *stuv* enthält außer dem Tisch vor allem die lange Bank, die sich von einer Ecke bis in die andere zieht und Rücken- und Seitenlehne hat. Die Wand ziert ein Kreuz oder ein Heiligenbild und ein Busch gesegneter Kräuter; über der Tür hängt geweihter Palm. Nach Art der Tiroler Herrgottswinkel ist dieser Zimmerschmuck auch in Eifeler Stuben in der Ecke befestigt. Als Prunkstücke findet man in der Stube öfter auch einen däftigen Bauernschrank und eine Stand- oder Kastenuhr.

Unter den Speisen ist das tägliche *Brot* die wichtigste. Wem daher das Brot im Hause fehlt, ist besonders arm, bruutarm. Für die einzelnen Teile des Brotes, z. B. für den Anschnitt, das Endstück, den weichen inneren Teil, den Rand, die Schnitte, Auswüchse, Brotreste, haben sowohl die ripuarischen oder nördlichen als auch die moselfränkischen oder südlichen Eifelbewohner eine große Fülle mundartlicher Ausdrücke, wie kolter für Auswüchse, ömoort für die nicht geteilte ganze Brotschnitte (a. d. Ahr), knäpche, knüertsche für das Endstück. Der Eifeler behandelt das Brot mit großer Ehrfurcht. Auf das erste, das in den Ofen geschoben wird, drückt er das Zeichen des Kreuzes auf. Auch macht er über jedes Brot vor dem Anschnitt das Kreuzzeichen. Im allgemeinen wird in der südlichen Eifel feineres Weißbrot und im nördlichen Gebiet groberes Schwarzbrot gegessen.

Familien, die keine Einrichtung zum Backen haben, wenden sich an das *Gemeindebackhaus, bakes.* Gemeinsame, freistehende Backhäuser, eins oder zwei, finden sich namentlich in den Dörfern der vulkanischen Eifel, z. B. in dem Pfarrort Langenfeld, im Orte Büchel in der Bürgermeisterei Virneburg. Die Benutzung der Backhäuser durch die Dorfgenossen ist geregelt. Familien oder Nachbarinnen, die für den „Kindtauf“ (S. 402) zu backen haben, haben den Vortritt. Vor der Kirmes und vor anderen Feiern sind die Backöfen stark in Anspruch genommen. Durch die ganze Einrichtung erstrebt man gemeinsamen und daher wirtschaftlich vorteilhaften Verbrauch von Brennholz. In einigen Orten der vulkanischen Eifel sind mehrere Backöfen, die einzelnen bestimmten Bauern gehören. Gewöhnlich benutzen dann jedesmal fünf oder sechs Familien aus der Nachbarschaft den Backofen. Der Besitzer erhält dafür das ooweplätsje.

Bei bestimmten Gelegenheiten werden auch in der Eifel mancherlei *Gebildbrote* und Festgebäcke hergestellt. Im Kreise Adenau bäckt man beim Jahreswechsel et neujor, einen Kuchen in Rhombenform, der auf einer Seite Figuren zeigt und mit Honig bestrichen ist. Dem Patenkinde schenkt man als Neujahrsweck einen krants, der auch unter der Bezeichnung Christweck geht. Das Eifeler Nationalgebäck für alle Festtage, besonders aber für die Kirmes, ist der flaaden, ein kreisrundes Gebäck mit erhöhtem Rand und mit Obstbrei bestrichen. (Vgl. S. 396.) Ein alltägliches Gebildbrot heißt im Kreise Adenau schössje, zwei aneinander gebackene runde Brötchen. In der Umgegend von Salm-Reifferscheid heißen die gewöhnlichen Brötchen „klöppelcher“, die ganz mit Milch und Korinthen gebackenen „krellcher“. Von Teigresten aus der Mulde hergestellte Gebäcke nennt man „muldeschîerel“.

Haus, Brot und Tracht bilden vielfach unterscheidende Stammesmerkmale. Was

man in der Eifel noch *Volkstracht* nennen oder zu ihr rechnen kann, ist im Verschwinden begriffen. Leicht erklärlicherweise hat sich besonders das jüngere Geschlecht der Eifeler auch schon der städtischen Mode und „Konfektion“ zugewandt. So sieht man denn in einzelnen Strichen vornehmlich nur ältere Männer den herkömmlichen Kittel aus starker, blauer Leinwand tragen und in ihm selbst des Sonntags in der Kirche erscheinen. An hohen Festen freilich legen sie ihren Hochzeitsrock (Gehrock) als Festgewand an. Als Kopfbedeckung tragen die Bauern in der vulkanischen Eifel zu dem blauen Kittel eine charakteristische Schirmmütze (Abb. 5).



Abb. 5. Alter Eifeler Bauer mit blauem Kittel und Schirmmütze, der jüngere in moderner Kleidung, auf der Heimkehr vom Viehmarkte.

Nach einer Aufnahme von Prof. Dr. Follmann, Koblenz.

Von der früheren Frauentracht hat sich auch nur noch wenig erhalten. In der Kyllgegend tragen ältere Frauen als Festgewand oder auf dem Kirchgange wohl noch die schwarzen, malerischen Kapuzenmäntel, ältere Frauen im Kreise Adenau des Sonntags noch die Flügelhaube, am Alltage die Tuttenkappe (Dütenmützchen). Auf dem Maifeld und in der Pellenz sieht man noch versilberte oder gar vergoldete Pfeile im kräftigen Haar der schmucken Mädchen. Dagegen sind die reizenden, mit Perlen bestickten Stoffhäubchen der Dorfschönen verschwunden.

Große Treue haben die Eifeler Bauern der Sitte an den Hauptpunkten des Lebens bewahrt. Wie zur Zeit der Weistümer so erfreuen sich auch heute noch Mutter und Kind großer Aufmerksamkeit vor und nach der *Geburt*. Dem starken Verlangen der hoffnungsvollen Frau nach besonderer Speise trug und trägt man Rechnung. Man hütet sie vor Schrecken oder Ärger erregenden Handlungen, man verschont ihr Haus und auch das der Kindbetterin vor Belästigungen. Noch heute lebt der Glaube, daß schwangere Frauen sich nicht vor einem übel oder häßlich gestalteten Menschen oder vor einem Tiere erschrecken dürfen, wenn sie sich nicht

„versehen“ wollen, d. h. wenn nicht das zu erwartende Kind ein häßliches Aussehen oder ein Merkzeichen bekommen soll. Das Mal soll sich gewöhnlich da zeigen, wo sich die Frau im Augenblick des Schreckens anfaßt. Das Kind einer Frau aus Niederkeil soll auf der rechten Seite in der Lendengegend das Bild eines Wolfes (!) gehabt haben, weil die Mutter auf der Flucht vor einem Wolfe die rechte Hand in die Seite stützte.

Droht der Kindersegen auszubleiben, so wallfahrten die Frauen nach Heimbach (b. Gemünd), dem Hauptwallfahrtsorte der Eifel. Ob das zu erwartende Kind ein Knabe oder Mädchen ist, will man am Gesicht der Frau erkennen. Zeigt sich dieses nämlich gelbfleckig, so wird oder ist das Kind ein Mädchen; ist das Gesicht aber frisch und blühend, so gebären die Frauen einen Knaben. In der Zeit der Hoffnung tragen viele Frauen gesegnete Gegenstände und verrichten morgens und abends bestimmte Gebete. Bei der Geburt waltet durchweg eine Hebamme ihres Dienstes. Sie heißt bei den Kindern titsjesbaas oder kindcheswääs. Sobald die Hauptwehen einsetzen, wird vielfach eine für diese Gelegenheit besonders gesegnete Kerze angezündet. Nach dem Glauben des Volkes vollzieht sich dann die Geburt ohne Gefahr und dauert nicht länger als die Kerze brennt. Die Geburt des Kindes muß der Mann den Nachbarsfrauen sofort mitteilen. Einzelne Dörfer sind in ein Ober- und Unterdorf eingeteilt. Danach scheidet sich die Nachbarschaft, so daß jede Familie weiß, zu welcher Nachbarschaft sie gehört. In Siebenbach sind die Häuser auf drei Nachbarschaften verteilt. Bei dem nun überhaupt in der Eifel stark ausgeprägten nachbarschaftlichen Charakter erscheinen die Nachbarinnen alsbald und sehen nach Mutter und Kind. Sie helfen auch wohl die häuslichen Arbeiten verrichten und wechseln sich in der Pflege der Kindbetterin und ihres Neugeborenen ab. Den Nachbarskindern wird der kleine Weltbürger auch gezeigt und jedem Kinde ein Stück Zucker gegeben. Ein Knabe ist im allgemeinen als „Leibeserbe“ willkommener denn ein Mädchen. Schon in den Weistümern tritt eine verschiedene Wertung zutage. In Steinecken (1506) und Alflen (1507) wurden der Frau bei der Geburt eines Sohnes zwei Frontage, bei der eines Mädchens aber nur einer erlassen. In der wohl noch hier und da geübten Sitte, bei der Geburt eines Kindes einen Obstbaum zu pflanzen, erblickt man eine Art von altem Sympathiezauber. Aus dem Gedeihen des Baumes glaubt man auf das Schicksal des Kindes schließen zu können.

Große Sorgfalt verwendet man auf die Wahl der *Paten,* da man überzeugt ist, daß das Kind „auf seine Paten kommt“. In Leienkaul, Müllenbach und Umgegend herrscht der Glaube, Schwangere dürften nicht Paten stehen, sonst müsse das Kind oder das der Schwangeren oder diese selbst sterben. Eltern und Paten schließen sich eng aneinander an. Man redet sich unter den beiderseitigen männlichen Mitgliedern der neuen Verwandtschaft kompier, unter den Frauen kompiersch, Gevatter und Gevatterin, an. Pate und Gote (Patin) werden, sobald ihre Gevatterschaft noch vor der Taufe des Kindes bekannt wird, „gescheuert“, besonders wenn sie zum ersten Male Patenschaft stehen. Sie werden nämlich je nachdem von den Burschen oder Mädchen des Dorfes in ihrer Wohnung überrascht und von einem aus der Schar im Gesicht geschwärzt, aber auch beglückwünscht. Eine Spende macht dem Scherze ein Ende. Haben die Paten sich aber schon festlich gekleidet, dann darf niemand sie anrühren.

Ihren *Namen* erhalten die Kinder nach dem der Großeltern, Geschwistern der Eltern, oder, sogar meistens, nach dem der Gevattern (Paten). In vielen Eifeler Bauernfamilien führen mehrere Kinder, bis zu drei, vier und fünf, den gleichen Namen, so, daß z. B. mehrere Töchter Katharina oder Anna, Maria heißen und dann gerufen werden: Trein, Kätrein, Annakätrein; Ammei, Anna, Annamarei; Marie,

Mai, Marjann, Nann, mehrere Söhne den Namen Johannes tragen in den wechselnden Formen: Hannes, Hännes, Johannes, Johann, Hans.

Das Neugeborene hütet man, solange es noch nicht getauft ist, vor „schädlichen" oder „bösen" Blicken. Zur *Taufe* selbst, die spätestens am zweiten Tage nach der Geburt gespendet wird, trägt die Hebamme oder die jüngste Nachbarsfrau das Kind. Es ist mit einem weißen Häubchen geschmückt, das vielfach die Hebamme mitbringt. In Arft und Netterhöfe (Langenfeld) muß die Frau, welche zum ersten Male ein Kind zur Taufe begleitet, zuerst über einen Besen springen. Auf vielen Dörfern begleiten es nämlich „auf seines Lebens erstem Gange" außer den Paten und der Hebamme noch acht bis zehn Frauen oder noch mehr, in manchen Dörfern alle Frauen der zugehörigen Nachbarschaft. Bei der Taufhandlung achtet man genau auf alle Regungen des Kindes. Weint es, dann bleibt es am Leben und „fordert" sich schon vom Paten oder von der Gote — einen Rock. Verläßt der Taufzug die Kirche, so wirft wohl hier und da noch der Pate einige Geldstücke oder Zuckerzeug unter die in der Nähe stehenden Kinder. Freigebige Paten werden dann mit dem Rufe „süßer Pate", „süß Got" beehrt, knickerige aber „sauer Pate", „sauer Got" genannt. An die Taufe in der Kirche schließt sich eine Stärkung im Wirtshause an, namentlich dann, wenn es sich um Bauern aus einem Filialdorfe handelt. Auf dem Maifelde und in den Kreisen Prüm und Adenau führen Pate und Gote nach der Taufe die Hebamme und die Frauen, die die Taufprozession bildeten, ins Wirtshaus und bewirten sie dort auf ihre Kosten mit Kaffee und Kuchen, danach auch mit Wein (früher mit Branntwein). Sobald die Frauen den Gipfel der Munterkeit erreicht haben, fangen sie ein sehr ausgelassenes Krähen und Juchzen an, namentlich auf dem Heimwege; sonst wäre auch die ganze Tauffeier nichts Rechtes! Wenn die Frauen mit dem Täufling aus dem Wirtshause zurückkehren, haben sie das Recht, jede Mannsperson, die ihnen begegnet, festzuhalten und ihr aus aller Kraft in die Ohren zu schreien. Wer den Zug der nunmehr „Unholden" nicht früh genug merkt und sich rettet, der muß erliegen, so heftig sind die sonst so zurückhaltenden Frauen, wenn sie den Wein gespürt haben. Am ersten oder auch am zweiten Tage nach der Taufe gehen die Nachbarsfrauen wieder zu der Wöchnerin und jede gibt zehn Pfennig (früher sieben Pfennig). Das ist eine Ablösung in Geld für die früher übliche Naturalgabe von zwei Wecken.

Der erste Ausgang der Wöchnerin führt zur Kirche, wo sie sich aussegnen läßt. Erst nach diesem Kirchgang findet der eigentliche *Kindtaufschmaus* (oder einfach „Kindtauf") im Hause der Eltern bei Kaffee und Kuchen, später bei Bier und Branntwein statt. Zu dieser Feier sind nur Frauen aus der Nachbarschaft geladen. Auch bei dieser Feier entwickeln die Frauen wieder eine auffallende Lustigkeit. Jungverheiratete Frauen, die zum ersten Male am Kindtauf teilnehmen, werden besonders ausgezeichnet. Unter einem Spruche reicht man ihnen einen mit Palmzweig und Bändern verzierten Kuchen. Sie danken mit einer Gegengabe. Die Frauen insgemein bringen der Mutter des Kindes eine Gabe, Kaffee oder Zucker. In Siebenbach (Hohe Acht) unterscheidet man genau drei Feiern, als erste eine einfache Stärkung unmittelbar im Anschluß an die Taufe im Wirtshause des Pfarrdorfes auf Kosten der Paten, als zweite einen Monat später den „Kaffee" auf Kosten der Familie, und als dritte bald danach ein größeres Fest, die „Zech", im Hause der Eltern, aber auf Kosten der Paten.

An die erste *Pflege* des *Kindes* knüpft sich noch manche recht abergläubische Vorstellung. Tritt z. B. eine fremde Frau in die Stube, so darf die Mutter nicht sprechen, so lange der Säugling noch nicht gewaschen ist, es könnte ihm sonst ein Leid zustoßen. Dem kleinen Kinde unter einem Jahre soll man die Nägel an den Fingern nicht abschneiden, vielmehr abbeißen, sonst wird es im späteren Leben ein

Dieb. Das Einwiegen oder Einschläfern ihres Lieblings begleitet die Mutter mit treuherzigen *Liedchen*, zu deren gebräuchlichsten im Kreise Adenau die beiden folgenden gehören:

heijo, heijöche,
back dem kendche (oder Name des Kindes) en eche (Eichen),
dood em jet hunech un jet tsückesche dren,
dat dat klee (Name) et jood ässe kann.

Das andere:

heijo bom bausen,
Mähe (Mayen) leit bei Hausen,
Frohkerch (Fraukirchen) leit noh de bei,
klein (Name) moss jeweeget sen.

Mit vielen ähnlichen Liedchen begleiten die Eltern oder größeren Geschwister, denen vielfach die Pflege und „Erziehung“ des jüngeren Brüderchens oder Schwesterchens mit obliegt, alle Lebensäußerungen des Kindes. Von den zahlreichen Kniereiter-Liedchen sei wenigstens eines hier mitgeteilt:

Annekatreinche, bat deeste?
ech setze am feuerche on hooste,
ech keerenet (kehre das) haus,
ech stroppe de maus
un maachen oosem Katreinche
e hänschelche draus.

Recht gemütvoll klingt im Munde der Kinder die in vielen Dörfern der Hocheifel noch gebräuchliche altertümliche *Anrede*. Den Großvater rufen oder begrüßen sie herche, die Großmutter fröche, den Onkel öömche oder üümche, die Tante wäsje oder mööncne. Vater und Mutter werden von den Kindern einzeln noch mit Ihr angeredet.

Werden auch die Kinder frühzeitig für allerlei häusliche und wirtschaftliche Arbeiten in Anspruch genommen, so bleibt ihnen doch auch noch Zeit zu fröhlichem *Scherz und Spiel*. Wenn zur Frühjahrszeit der Saft in die Zweige steigt, machen sie Weidenflötchen. Mannigfaltig sind an den verschiedenen Orten die bei dieser Arbeit gebräuchlichen Bastlösesprüche. In Manderscheid lautet ein solcher:

hip, hap, hup,
wan de haape kraachen,
mos mer neie maachen,
hip, hap, hup.

In Kelberg:

tsip, tsap, tsiinaa,
krouch en de biinaa,
krouch en de baach,
maach, dat mein flööt joot ouskraacht.

Andere Vergnügungen der Kinder sind an bestimmte Feste und Feiern geknüpft (vgl. unten).

Nach der Entlassung der Kinder aus der Schule treten die Eifeler Mädchen zunächst fast ganz zurück. Im Hause, im Schoße der Familie heranreifend, erziehen sie sich zu jener Emsigkeit und Arbeitsfreude, die man an fast allen Eifeler Frauen beobachten kann und bewundern muß. Die Knaben dagegen machen dann in ihren Flegeljahren schon von sich reden. Durch ihre oft sehr üblen Streiche werden sie

allenthalben zu einer gewissen Dorfplage, vor allem der Schrecken des Rosengartens (s. unten). Sobald nun die Mädchen und Jungen sich dem heiratsfähigen Alter nähern, werden sie in die *Verbände der Dorfjugend* aufgenommen. Besonders die Mädchen, die dann aus der Zurückgezogenheit hervortreten und jetzt Anschluß an ihresgleichen finden, können den Tag und die Stunde kaum erwarten, wo ihnen Aufnahme in den *Rosengarten,* das ist die Einigung der „großen Mädchen", gewährt und dadurch zugleich ihre Heiratsfähigkeit feierlichst anerkannt wird. Selbstredend bildet auch für die männliche Jugend die Aufnahme in den Verband der *„großen Jungen"* während der Jahre ihres Heranreifens ein Erlebnis sehnlichster und freudigster Erwartung. Von einem festgefügten Bau kann bei diesen Einigungen nicht sonderlich die Rede sein; immerhin erinnert manches an strenge Gliederung. So hat die Vergeselligung der „Jungen", wie die heiratslustigen Eifeler Burschen vorzugsweise genannt werden, einen Senior, den *scholtes,* an einigen Stellen auch hereche (zu Herr) genannt, die der Mädchen eine Seniorin, *fröche.* Vielfach gehen diese beiden Würden ohne weiteres auch an die ältesten im Verbande über. Die Hauptrechte und -Pflichten dieser Ersten bestehen in der Vertretung (Repräsentation) des Verbandes nach außen und in der Ausführung aller feierlichen Handlungen, besonders in der Aufnahme neuer Mitglieder. Als „Zucht"-mittel steht ihnen die Verurteilung zu kleineren Geldstrafen zu, die stets „flüssig" gemacht werden. Die Zusammenkünfte sind meistens ganz zwanglos und ergeben sich ganz von selbst an den Nachmittagen der Fest- und Feiertage oder bei bestimmten Ereignissen im Dorfe. Die Altersgrenze für die Befähigung zur *Aufnahme* schwankt; sie bewegt sich zwischen dem 16. und 18. Lebensjahre. Die Aufnahme selbst hängt von der Zustimmung der Eltern und von der des Verbandes ab. Steht die beiderseitige Einwilligung fest, so gibt der oder die Aufzunehmende eine Spende in Bier oder Branntwein. Dann heißt es am Fuße der Hohen Acht: e däät (tut) oder jett (gibt) de onstand (Einstand). An diesem Trunk haben bei der Aufnahme eines „Jungen" nur die Mitglieder des männlichen Verbandes teil, bei der eines Mädchens meist beide Einigungen. Nun findet nach feierlicher Rede des scholtes, in der er oft humorvoll an die Pflichten besonders gegen den Rosengarten erinnert, die feierliche Aufnahme in den Bund statt. Der Junge oder das Mädchen kniet nieder und küßt den *Hillichstab* (S. 407). Die Handlung wird gewöhnlich mit dem sogenannten Ehestandslied (S. 406) geschlossen. Mit dem Eintritt übernimmt das neue Mitglied auch die von Ort zu Ort wechselnden Pflichten des Verbandes. Diese beziehen sich vornehmlich auf das Verhältnis der Jungen und Mädchen zu einander. Dem Jungen wird eingeschärft, den Rosengarten vor fremden Eindringlingen und vor den Dorfjungen, die noch nicht in den Bund aufgenommen sind oder, wie es heißt, sech noch net bei de gruuß jonge jedon hän, sorgsam zu schützen. Als gefürchtetes Strafmittel steht den einzelnen das „Reisern" zu Gebote, d. h. eine gründliche Prügelung der Angreifer des Rosengartens mit recht derben Reisern. Andere Verpflichtungen gegen die Mädchen erwachsen den Mitgliedern der Einigung besonders an den Festen und Feiern, an denen sie vor allem die Jungfrauen zum Tanz führen müssen. Dafür aber ist es Ehrenpflicht des Rosengartens, gegen die Jungen hübsch artig zu sein und an bestimmten Tagen ihrer besonders zu gedenken. So erziehen sich Jungen und Mädchen auch gegenseitig, eine Art Vorschule für die Ehe. Gegen die Dorfgemeinde haben die Verbände ebenfalls mannigfache Pflichten. Sie bestehen nicht zuletzt in Liebesdiensten beim Tode eines Dorfgenossen (S. 411). Die Mädchen müssen auch für die Ausschmückung der Kirche oder Kapelle sowie anderer Bauten bei feierlichen Anlässen sorgen, ganz besonders die Ausschmückung der Fronleichnamsaltäre in die Hand nehmen. Die Kosten für etwaige neue Schmuckgegenstände werden auf gemeinsamen Sammelgängen beschafft. Stellen-

weise, z. B. in Acht bei Virneburg, müssen die Mädchen wenigstens einmal im Jahre für die Reinigung und Ausbesserung des Kirchwegs nach dem Pfarrdorf Langenfeld sorgen. Hierbei werden sie freilich, wie überhaupt bei schweren Arbeiten, von den Jungen kräftig unterstützt. Für die mannigfachen großen und kleinen Dienste, die die beiden Einigungen der Allgemeinheit leisten, bringt ihnen der jeweilige Ort großes Wohlwollen entgegen. Das zeigt sich besonders dann, wenn die Jungen (und Mädchen) ihre Umzüge und Bittgänge halten, z. B. auf Fastnacht oder Ostern.

Der Gründung eines eigenen Hausstandes leisten solche Vergeselligungen einen gewissen Vorschub. Auch die Sitte des sogenannten Mailehens (S. 418) befördert die Heirat. Wohl kaum noch wird heute in der Eifel, wie z. B. im Hunsrück, ein Paar gewerbsmäßig durch den *„hillichmächer"* (Makler, Heiratsvermittler) zusammengebracht. Früher wohnte fast in jedem Dorfe ein hillich- oder heilichmächer. Der führte dann (und vielleicht vereinzelt noch) einen richtigen Handel herbei, bei dem mehr auf die Übereinstimmung des Vermögens als auf die Zuneigung der Herzen gesehen wurde oder wird. Freilich achtete und achtet ein tüchtiger Eifeler Bauer auch darauf, daß seine zukünftige Lebensgefährtin eine umsichtige Hausfrau ist, und noch mehr, ob sie auch die Feldarbeit gut versteht. Bei der *Werbung* selbst geht der hillichmächer mit erkünstelter Harmlosigkeit zu Werke. Er spricht einleitend von dem Stande der Witterung und fragt nach dem Vieh. Den Burschen, den der ganze „Handel" angeht, führt man mittlerweile im Anwesen und Besitztum umher, in Stall und Scheune, in den Garten, auf den Speicher, nicht selten auch an den Leinenschrank. Je mehr in gediegenen Werten vorgezeigt und nachgewiesen werden kann, desto preiswerter muß die Braut erscheinen. Da ist es nun das Geschick des hillichmächers, die Wage zu halten, das heißt für eine glänzende Schilderung des Freiers nach seinem Wesen und seinem Besitztum zu sorgen. In vielen Dörfern war es Brauch, dem Heiratsvermittler für eine geglückte Werbung einen Malter Roggen und einen Malter Hafer zu geben. Anderswo erhielt er nach Erfolg seiner Arbeit fünf oder zehn Taler.

Heute freit und wirbt der Eifeler „Junge" fast stets selbst. Um sich vorher der Zustimmung des Mädchens zu vergewissern, steigt er auf der Leiter an das Fenster der Schlafkammer des Mädchens. Er klopft und begehrt, daß das Mädchen öffnet und mit ihm spricht. Erhält er keine Antwort, so weiß er, daß jede weitere Bemühung verlorene Liebesmüh ist. Kommt aber die Holde dem Verlangen nach, so geht der Jung am darauffolgenden Sonntag in das Haus des Mädchens, wo er seine Werbung dann in aller Form vorbringt. Eine andere Art, das Jawort zu holen, ist folgende. Der Freier geht eines Sonntags am Abend zu dem Mädchen, das er sich auserkoren hat. Er nimmt eine Flasche Wein oder einen Schoppen Branntwein mit und stellt die Flasche auf den Tisch. Steht das Mädchen auf und holt ein Gläschen, so ist dem Burschen das Mädchen gewogen. Im umgekehrten Falle aber hat er kein Gehör gefunden. Hat ein Junge schon längere Zeit „beim" Mädchen gefreit und ein zweiter Bewerber taucht eines Abends auf, so entscheidet sich der Wettbewerb noch am selben Tage. Der andere Freier hält sich nicht lange auf und geht bald wieder fort. Begleitet das Mädchen ihn bis zur Haustüre, so hat er gesiegt und der andere kann abziehen, auch wenn er schon lange gefreit hat. Im umgekehrten Falle ist der zweite Bewerber der Enttäuschte. Ob der Freier auch den Eltern willkommen ist, sieht er an der Art und der Menge der Speisen und Getränke, die bei seinem Besuche aufgetischt werden. Die endgültige Zustimmung der beiderseitigen Eltern hängt vielfach von dem sogenannten „Besicht" ab. Bei diesem wollen sich die Eltern durch gegenseitigen Besuch von der Größe und Güte des Besitzes in Haus und Feld überzeugen.

Kommt eine *Verlobung* zustande, so wird am Fuße der Hohen Acht (Siebenbach, Welschenbach) am Vorabend des ersten Aufrufs in der Kirche, das ist am Samstagabend, eine Vorfeier oder Art Polterabend veranstaltet, der *hillich* (hiilich zu mhd. hî-leich, ursprünglich der dem Brautpaare am Hochzeitstage dargebrachte Gesang, dann die Vermählung, das Eheverlöbnis). Bei dieser Vorhochzeitsfeier ziehen die „Jungen" unter Anführung des scholtes vor das Haus der Braut und singen ein mehrstrophiges Lied mit dem Anfang:

O Schönste, Allerschönste — Was hör' ich von dir?

oder:

Guten Abend, mein Kind, guten Abend mein Schatz (Laubach);

oder:

Ich hab' mein Feinherzliebchen (Hauroth).

Ist dieses erste Lied verklungen, so folgt ein zweites mit dem Anfang:

Ich habe mir eines erwählet — Ein Mädchen, das mir es gefällt.

Unterdessen pfeift der Führer auf dem Hillichstab, in den zwei Pfeifen hineingeschnitten sind. Nach dem Liede beginnt das Hillichschleifen, das mit alten Sensen auf einem nicht minder alten Karrenrad ausgeführt wird und ein ohrenbetäubendes Gerassel erweckt. Dazwischen klingt wehmütiges Geheul, in das die Hunde der Nachbarhöfe einfallen. Dann rast die Schar, wie weiland Wotans wütendes Heer, mit der Karre zweimal durch das ganze Dorf. Auf dieser Fahrt wird munter weiter geschliffen und gelärmt. Dann geht's zurück zum Hause der Braut, wo das sogenannte Ehestandslied angestimmt wird: Sagt nun an, ihr Christen hehr — Von wem kommt der Ehestand her? Auf Einladung des Bräutigams treten nun die Jungen ins Haus, in Laubach zwei Vertreter. Im Hause sagt der scholtes, der Anführer, einen Spruch und bringt den Glückwunsch der Junggesellenschar dar. Der Hillichspruch lautet in Siebenbach und beinahe genau so in Welschenbach:

Wir haben soeben vernommen,
Es sei ein fremder Jüngling in unsern Rosengarten gekommen
Und habe uns die schönste Jungfrau oder Rose genommen.
Dafür fordern wir,
Was uns von unserm Kaiser und König anerkannt worden ist,
Nämlich 2½ Dutzend Kronentaler und soviel Schinken und Braten,
Als dieser Tisch wird tragen,
Und soviel Bier und Wein,
Als im Rhein Wasser wird sein
Oder besser gesagt, 20 Mark und 2 Liter Schnaps.

Dann stößt der scholtes dreimal mit dem Hillichstab auf die Erde und spricht dabei: Rampes, Stampes, Amen (Abb. 6).

In Laubach singen die draußen haltenden Jungen unterdessen:

Schönes Geldchen, schönes Gut.

Für ihre Aufmerksamkeit erhält die Schar eine Geldspende. Ein fremder „Jung" zahlt dann zum mindesten 15 Mark an sie. Unter dem Gesang eines Liedes, z. B. Schönster Schatz, mein Augentrost (Laubach), lenken die Jungen ihre Schritte ins Wirtshaus, das Geld flüssig zu machen. In kleineren Orten, die kein Wirtshaus haben, wird ihnen im Hause selbst Bier gespendet, das hülbier, oder Branntwein. Die Braut spendet dann wohl auch das sogenannte Hillichbrot, ein besonders für

diesen Abend gebackenes Weißbrot, das der scholtes unter die Jungen verteilt. Dem Bräutigam nun, der zu wenig für die Kehle stiftete oder gar nichts, wird in Dörfern an der unteren und oberen Ahr das Tier gejagt durch Katzenmusik und Sensenschleifen (Haberfeldtreiben).

Hatte ein anderer Junge des Dorfes früher mit dem Mädchen verkehrt, so bekommt er in der Hillichnacht eine Frau (Strohpuppe) aufs Dach gesetzt, umgekehrt das verlassene Mädchen einen Strohmann (Berenbach bei Ulmen, Kelberg und Umgegend). Bei Münstereifel und in der ganzen Hocheifel (Virneburg, Siebenbach) wird gleich nach der Hillich der verlassene Teil geköfft. Dem verlassenen Jungen stülpen dann die Mädchen, einem betrogenen Mädchen aber die Jungen einen bodenlosen Korb über den Kopf. Die Ärmsten müssen ganz durch den Korb durch. Sie werden nicht eher losgelassen, bis sie eine Spende gegeben haben. Dann werden sie mit Besen abgekehrt. Anderswo wird den Verlassenen „ein Pfad gemacht" (Blankenheim, Hohn bei Münstereifel), d. h. von ihrer Wohnung bis zu dem Hause des Teiles, mit dem sie früher Verkehr hatten, Spreu oder Häcksel (kaaf) gestreut. Auch dem aus einem anderen Orte stammenden Bräutigam oder der fremden Braut streut man kaaf (Eppenberg) bis zu der Straße hinaus, in deren Richtung das Heimatdorf liegt. Dieser Brauch muß als eine Mißbilligung gegen das Einheiraten Fremder aufgefaßt werden. Überhaupt ist das Heiraten von einem Dorf ins andere mit gewissen Schwierigkeiten verbunden. Mit dieser Tatsache hängt der in einigen Eifeler Gegenden geübte Brauch des Strippens oder Hutlüftens zusammen. Dem „Jungen", der vom Nachbarort ins Dorf als Freier kommt, lauern die eingesessenen „Jungen" gleich beim ersten Male oder aber bei der Wiederholung seines Besuches auf. Man nimmt ihm den Hut vom Kopf und zeigt sich erst befriedigt, wenn der Freiersmann den Beutel zieht. Die meist ziemlich hohe Geldspende wird in Bier oder Branntwein umgesetzt. Gibt er aber nichts, so wird er gereisert, d. h. beim Verlassen des Dorfes mit Reisern geschlagen. So muß der fremde „Jung" den einheimischen Burschen das Mädchen gleichsam abkaufen. Am liebsten sieht man es in den meisten Dörfern, wenn die Dorfgenossen unter sich oder gar in die Familie hineinheiraten. Dadurch sind gewisse ständige Eigentümlichkeiten im Charakter der Bewohner bestimmter Dörfer erklärlich. Im allgemeinen sucht man das „bestaaden" (Heiraten) möglichst lange hinauszuschieben, wenigstens von seiten der Eltern. Der Brautstand selbst aber währt nur ganz kurze Zeit.



Abb. 6. Scholtes mit Hillichstab in der herkömmlichen Stellung bei der Hillichfeier.

Nach einer Aufnahme von Lehrer Schober in Siebenbach.

Zu den näheren Vorbereitungen für die Hochzeit gehört die Einladung der *Gäste.* Durchweg laden in der Eifel die Brautleute selbst ein. In der Hocheifel

gehen beide im Heimatorte gemeinschaftlich zur „huchzeit“ bitten; bei den Einladungen von Verwandten und näheren Bekannten auf den Nachbardörfern gehen sie auch wohl getrennt. Geladen werden die Verwandten bis zum dritten und vierten Grade, außerdem die zur engeren Nachbarschaft gehörigen Dorfgenossen oder wenigstens zwei bis drei aus deren Häusern, in den meisten Fällen von seiten der Braut auch die heiratsfähigen Mädchen und seitens des Bräutigams die „großen Jungen“ des Heimatsortes. Der Einladung zu folgen betrachtet jeder, der nicht durch Krankheit verhindert ist, als ernste Pflicht.

Die *leibliche Versorgung* der Gäste stellt nicht geringe Anforderungen an die Hochzeitgeber; denn die Zahl der Teilnehmer beträgt bei den umfassenden Einladungen nicht selten 100—200 oder gar darüber. Infolgedessen auch werden nicht Fleischspeisen, Gemüse und Leckerbissen aufgetischt, sondern, wenigstens in sehr vielen Fällen, Kaffee, Branntwein und Fladen, Fladen, Fladen. Wenn diese für die Hochzeit bestimmten Eifeler Nationalkuchen — gewöhnlich zwei Tage vor dem Feste — gebacken werden, so steuern die engeren Nachbarn und auch andere Dorfgenossen hilfsbereit wie immer bei, besonders Milch und Butter. Diese Hilfeleistung ist sogar heute noch, z. B. in der Umgegend von Waxweiler, Anlaß zu einem besonderen Feste, dem Milchfeste. Dann werden die freundlichen Geber gastlich bewirtet und mit dem Milchfestkuchen beschenkt und abends wird getanzt. Auch sonst stehen die Dorfgenossen dem Hochzeitgeber gern zur Seite. Sie helfen das Haus reinigen und schmücken und leihen bereitwilligst Hausgerät (Tische, Bänke) und Tischgeschirr für die Feier.

Als *Hochzeitstag* bevorzugt man in der Eifel den Donnerstag. Für diesen Tag wünscht sich die Braut vor allem schönes Wetter. Fällt aber dennoch Regen oder Schnee, so heißt es, die Braut sei den Katzen nicht gut oder habe sie schlecht gepflegt, eine unbewußte Anspielung auf Freya, die Göttin der Liebe und der Ehe.

Am *Hochzeitsmorgen* versammeln sich allgemach die Gäste im Hochzeitshause, doch nicht, ohne daß ihnen scherzhafter Weise Hindernisse bereitet werden, ehe sie Einlaß erhalten. Wenn der Bräutigam kommt, findet er für sich und sein Gefolge den Zugang versperrt. In einigen Orten der Westeifel bildet das Hindernis eine mit Stroh umwickelte Kette, die an einer Stelle eine verdeckte Öffnung hat. Der Bräutigam muß nun zuerst drei Rätsel lösen oder bestimmte Reime sagen. Dann darf er solange auf die Kette schlagen, bis er den Strohschluß trifft und somit ungehindert ins Haus treten kann. Einige wollen in solchen Bräuchen einen Rest des alten Brautraubes erblicken.

Als Rest des alten Brautkaufes erscheint vielen das *Geschenk* des Bräutigams an die Braut. In der Westeifel verehrt er ihr kurz vor der Hochzeit die Brautschuhe. Doch beschenkt auch die Braut den zukünftigen Eheherrn, meist mit dem Hochzeitshemd. Die Brautzeugen bringen die Hochzeitsbänder. Sonst bringt in der Eifel auch jeder Geladene oder jedes Haus, das geladen ist, ein Geschenk zur Hochzeit, entweder nützliche Gegenstände wie Kaffeetassen, Tischtücher, Handtücher, Servietten, Bettüberzüge und andere Ausstattungsstücke oder Geld.

Bevor sich nun der *Hochzeitszug* zur Kirche aufmacht, kniet nach einer schönen, auch in der Eifel noch verbreiteten Sitte das Brautpaar nieder und erbittet der Eltern Segen. Der Zug selbst bewegt sich in der Hocheifel ohne bestimmte Ordnung. Begleitet von den Anverwandten und den Dorfgenossen schreitet das Brautpaar daher. In der Westeifel gehen zuerst die Brautzeugen, dann Braut und Bräutigam, Jünglinge und Mädchen, zuletzt die anderen Gäste. Hier tragen auch die Gäste ein Bändchen im Knopfloch, die ledigen ein rotes und die verheirateten ein blaues.

Die *Trauung* findet in den Dörfern der Hocheifel stets in der für die Brautleute gelesenen Messe, dem Brautamte, nach der Kommunion statt. In der Westeifel wird zuerst das Paar getraut und dann das Meßopfer dargebracht. Überall aber empfangen die Brautleute in dem Brautamte auch die Kommunion. Verlobungsringe sind in der Eifel nicht üblich; auch erhält vielfach, wenigstens in der Westeifel, nur die zukünftige Ehefrau einen goldenen Trauring. Gewisse Zeichen während der Trauung und der Messe werden auch in der Eifel vielfach noch auf die Zukunft des jungen Paares gedeutet. Man glaubt z. B., daß eine während der hl. Handlung erlöschende Kerze den frühen Tod eines der Brautleute ankündige. Erlischt an jeder Seite des Altares ohne Zutun des Küsters eine Kerze, so sterben beide Brautleute recht bald. Brennen die Kerzen gar nicht hell während der Hochzeitsmesse, dann trifft viel Kreuz und Leid die Brautleute im Ehestande. Nach der Trauung erhält, wie es heißt, in den Dörfern zwischen Prüm und St. Vith der Pfarrer ein seidenes Taschentuch (früher ein leinenes) als Geschenk; vielleicht ist es eine Erinnerung an den früher üblichen, der Kirche überlassenen Brautschleier.

Beim *Auszuge* aus der *Kirche* ertönen vielfach Freudenschüsse; auch beim Einzug in den Ort knattern die Pistolen, falls die Trauung in dem entfernteren Pfarrdorfe stattfand. Unterwegs wird auch hier und da noch in der Eifel den Brautleuten durch eine Schnur oder eine Stange der Weg gesperrt und erst gegen eine Gabe freigemacht. In diesem Brauche spiegelt sich wohl eine alte Rechtshandlung wieder. Vor dem Hochzeitshause wird in der Hocheifel das Brautpaar von den Mädchen „gefangen", beglückwünscht.

Mit vergnügten Sinnen setzt man sich dann zum *Hochzeitsschmause* nieder. Für gewöhnlich sitzt das „Jungvolk" an besonderen Tischen. Nach den ersten erfolgreichen Angriffen auf die Fladenberge schreiten die jüngeren Hochzeitsgäste zur Tanzmusik, indes die älteren Männer selbst bei diesem Feste das auch in der Eifel stark verbreitete Kartenspiel, Solo, üben. Von ihrem „Hochzeitsmahle" spenden die Brautleute nachmittags selbst den Kranken im Dorfe mit fröhlichem Herzen; dem Pfarrer überreicht das Brautpaar einen besonders fein gebackenen Kranz. Bald erscheint auch das Brautpaar an der Tanzmusik. Sofort wird ihm zu Ehren ein „Extrawalzer" gespielt. Vielfach steht ihm überhaupt der erste Tanz zu. Es müssen danach alle Mädchen mit dem Bräutigam und alle Jungen mit der Braut tanzen, aber alle nur ein- oder zweimal rund (Brauttanz). Dann hat das Brautpaar seine Pflichten gegen die Gäste erfüllt. Für gewöhnlich legen die Neuvermählten jetzt die Feierkleider ab. Es mag dies der letzte Rest eines alten Brauches sein, der den Übergang in die neuen Verhältnisse versinnbildete. Das Fest dauert in der Regel bis zum andern Morgen. Von abends an bis der Tag graut wird getanzt, gescherzt, gesungen und den Fladen wacker zugesprochen. Natürlich fehlt es bei den Scherzen nicht an allerhand Anspielungen auch auf den zu erwartenden Kindersegen. In einzelnen Dörfern an der Hohen Acht ist es Sitte, ein mit schönen blauen und roten Seidenbändchen geschmücktes Butterlämmchen auf den Tisch zu stellen, an dem die geladenen Mädchen sitzen. Diese müssen das Lämmchen beschützen, damit es nicht in andere Hände fällt. Das älteste Mädchen (frööche), das auch den ersten Tanz mit dem Bräutigam macht, führt die Oberaufsicht. Die ganze Zeit über stehen nun die Frauen auf der Lauer. Diejenige, die das Lämmchen erhascht, ist Siegerin und darf als erste unter den Frauen mit dem Bräutigam tanzen. Mag auch die Hochzeit noch solange dauern, am andern Morgen gehen alle zur Kirche, um einer Messe für die verstorbenen Anverwandten der jungen Eheleute beizuwohnen. Die auswärtigen Gäste verziehen sich darauf, reich beschenkt mit Fladen und Branntwein für den Heimweg und für die Angehörigen

daheim. Oft findet noch am folgenden Sonntag eine „Nach-Hochzeit“ statt, freilich nur im engeren Kreise und nur für diejenigen, die bei der ganzen Veranstaltung der Hochzeit fast nur geholfen haben. Zuletzt tritt für alle wieder der Alltag in seine Rechte und mit ihm beginnt des Lebens ernstes Spiel.

In Krankheitsnöten sucht sich der Eifeler Bauer zunächst selbst durch allerlei Hausmittel und sympathetische Kuren, in gewissen Fällen durch Besprechungen (Brand blasen) zu helfen. Naht die schwerste Stunde des Lebens, die Stunde des Todes, so zeigt sich wiederum die hohe Bedeutung der Nachbarschaft und ihres Beistandes. Der *Tod* kündigt sich nach dem Glauben des Eifeler Volkes durch bestimmte Zeichen an. Diese entnimmt es der belebten und unbelebten Natur. Als Totenuhr gilt vielfach das Geräusch des Holzwurmes bei seiner Zerstörungsarbeit. Das Käuzchen mit seinem Rufe „Komm mit“ und die Elster, die abends ans Fenster dessen pickt, den der Sensenmann bald abholt, sind als Totenvögel verschrien. Hebt der Maulwurf im „Hause“, d. h. unter dem Bodenbelag der Küche, dann gibt’s bald eine Leiche im Hause; hebt er vor der Türe des Hauses, im Hofe, dann stirbt jemand aus der Verwandtschaft. Das Sternbild des Großen und des Kleinen Bären heißt in der Hocheifel auch de leich. Steht nämlich der Große Bär über einem Hause, so stirbt in der nächsten Zeit ein Erwachsener aus demselben. Ist der Stern vorn beim Großen Bären, das sogenannte reiterchen, nicht sichtbar, so stirbt der Erwachsene ohne Empfang der Sterbesakramente. Der Kleine Bär über einem Hause deutet den Tod eines Kindes an. Von Kind auf steht der Eifeler fest im Banne solcher abergläubischen Vorstellungen, die er bis in die kleinsten Einzelzüge hinein ausgebildet hat.

Ist nun ein Dorfgenosse wirklich so gefährlich erkrankt, daß der Tod nahe bevorsteht, so teilt ein Nachbar es dem andern mit und im Nu sind alle, die „abkommen“ können, im Sterbehause zum Gebet versammelt. Man harrt so lange aus, bis der Tod eintritt oder eine Wendung zum Besseren. Wird der Kranke „versehen“, so läutet das Glöckchen der Kapelle oder der Kirche; dann strömen die Nachbarn erst recht herbei zum gemeinsamen Sterbegebet.

Unmittelbar nach dem Tode sind bestimmte Vorkehrungen zu treffen. Im Sterbezimmer stellt man die Uhr still, bis man vom Begräbnis zurückkommt. Stirbt der Herr des Hauses, so muß die Frau, der Sohn oder die Tochter zu dem Bienenstande gehen, an jeden einzelnen Stock klopfen und sagen: „Eben ist dein Herr gestorben“. Desgleichen muß der Tod dem Zugvieh angesagt werden. Sofort wird auch den Nachbarn die Trauerbotschaft gebracht, und sollte es auch mitten in der Nacht sein. Außerdem erhält gleich das ganze Dorf durch bestimmte Glockenzeichen von dem Todesfalle Kenntnis. Man sagt dafür in der südlichen Eifel op et schoof läute. Tritt der Tod nachts ein, dann läutet die Glocke morgens früh.

Bei der Herrichtung der *Leiche* geht man sorgfältig zu Werke. Das Waschen und Ankleiden besorgen die älteren Leute von den nächsten Nachbarn; sie fassen dieses Werk als sehr ernste Pflicht auf. Vom Sterbebette wird dann die Leiche auf ein schoof gelegt, auf eine Schicht Stroh, die so groß ist, als ein Erwachsener mit beiden Händen gut fassen kann. Wo die Aufbahrung der Leiche auf Stroh nicht mehr üblich ist, hat sich doch wenigstens der Ausdruck gehalten; om schoof lije heißt dann auf dem Sterbebette aufgebahrt sein. So bleibt die Leiche bis zum Einsargen liegen. Ruht sie dann im Sarge, so wird das Stroh, auf dem der Tote zuerst gebettet lag, am Wege hart vor dem Dorfe verbrannt. Solange die Spuren des verbrennenden Strohes noch sichtbar sind, hält jeder vorübergehende Eifler es für seine Pflicht, für den Verstorbenen ein kurzes Gebet zu sprechen.

Während der Aufbahrung des Toten sind die Dorfbewohner zum Gebete versammelt. Morgens kommen ausschließlich Jünglinge und Jungfrauen, mittags fast

ausschließlich Frauen und Kinder, abends Leute jeden Alters und Geschlechtes. Früher war der Versammlungsraum regelmäßig im Sterbehause, in der neueren Zeit zur Verhütung von Ansteckungsgefahren in einem anderen geräumigen Hause im Orte oder in der Kapelle.

Fast in der ganzen Eifel besteht noch die *Totenwache.* In Siebenbach halten in der Nacht verheiratete und ledige Leute aus der zugehörigen Nachbarschaft die Totenwache. Sonst wird sie in der Hocheifel während der Nächte vom Tode bis zur Beerdigung jedesmal von zwei anderen Jungen aus der Einigung übernommen; wenigstens einer von beiden hat jedesmal wirklich zu wachen. Bei anbrechendem Morgen rufen die Jungen dann die Mitglieder der Verbände zum gemeinsamen Gebet im Sterbehause zusammen. Den Mädchen fällt auch die Aufgabe zu, die Kränze aus Tannengezweig, Buchsbaum und Immergrün für die Beerdigung zu winden. Das geschieht meist nach dem abendlichen Gebet unter eifriger Beteiligung der Jungen. Deren Aufgabe ist es auch, das Grab zu schaufeln.

Für gewöhnlich begleitet in der Eifel das ganze Dorf die Leiche bei der *Beerdigung.* Es gilt dann für jeden nur eben abkömmlichen Eifeler noch als hochheilige Pflicht, dem für immer aus dem festen Dorfverbande geschiedenen Genossen die letzte Ehre zu erweisen. Daher gibt es fast nur größere Leichenzüge. Dem Zuge voran trägt ein Schulknabe ein hölzernes Kruzifix, das auf den Grabhügel gesteckt wird und auch nach Errichtung eines Grabsteines stehen bleibt.

Bei der Beerdigung aus einem Filialdorf nach dem Kirchhof des Pfarrortes wird der Sarg mit der Leiche eines Erwachsenen auf einem einfachen Wagen gefahren. Der Sarg wird so auf das Fuhrwerk gestellt, daß der Kopf hinterwärts liegt und die Augen des Toten nach dem Pferde oder in der Fahrtrichtung schauen. Sonst hält der Tote den Blick auf das Haus gerichtet und kehrt wieder. Der Fuhrmann muß dabei den Wagen so stellen, daß er nach dem Aufladen des Sarges noch etwa zwei bis vier Schritte zurückdrücken lassen kann, sonst wird die Leiche so schwer, daß das Pferd sie nicht zu ziehen vermag. Die Leute, die die Leiche betend begleiten, drehen sich, wie es z. B. in Arft und Netterhöfe Sitte ist, einige Male auf dem Wege um und schauen nach dem Sterbehause zurück. Der Fuhrmann aber hält dann das Pferd auf einen Augenblick an. Die Leiche eines Kindes wird abwechselnd von einzelnen Mädchen auf dem Kopfe getragen. (In dieser Art des Tragens eignet sich übrigens die Frau in der Eifel von Jugend auf große Geschicklichkeit und Ausdauer an. Alles trägt die Frau fest und sicher auf dem Kopfe; eifrige Frauen verrichten unterwegs zugleich noch mit beiden Händen Handarbeiten.) Vom Wagen bis zum Grabe selbst wird der Erwachsene von den Jungen getragen. An den Sarggriffen werden dann weiße Leinentüchlein angebracht, die den jeweiligen Trägern zum Andenken verbleiben.

Im südlichen Teile der Eifel erfolgt die Beerdigung meistens vor dem Totenamte. Den Teilnehmern am Begräbnis wird von der Trauerfamilie eine Herzstärkung im Wirtshause geboten. Die Erinnerung an den Toten hält man vor allem durch kirchliche Seelenämter wach und hilft der Seele des Verstorbenen durch das Opfer des Gebetes. Unter den besonderen kirchlichen Gedächtnisfeiern treten die am siebenten Tage nach dem Tode oder der Bestattung abgehaltene und das Jahrgedächtnis hervor.

Wenn nun auch der Tote in der Erde ruht, so glaubt doch der Eifeler vielfach noch, daß seine Seele in der Nähe der Lebenden ihr Wesen treibt. Mit diesem Glauben an das irdische *Fortleben der Seele* hängen wiederum allerhand abergläubische Vorstellungen und vor allem die so zahlreichen Dämonen- und Geistersagen in der Eifel zusammen. Kinder werden belehrt, Haus- und Stubentür nicht hart zuzuschlagen, da sie sonst den armen Seelchen weh tun. Die Katze, die nach Sonnen-

untergang im Freien umherläuft, darf man nicht schlagen, sonst stößt einem ein Unglück zu. Man glaubt nämlich, daß viele Seelen gerade in Katzen- und anderen Tiergestalten umherzuirren verdammt sind. Besonders sind es die Meineidigen, betrügerischen Landvermesser, Grenzsteinverrücker, Marksteinfälscher, Sonntagsschänder und andere Bösewichter, deren Seelen als böse Gespenster in seltsamen Gestalten abends oder nachts unstet umherflüchten müssen und die die arglosen Wanderer dann beunruhigen. Am Haurother Berg in der Vordereifel wollen Fuhrleute beim Einbruch der Dunkelheit einen großen gespenstischen Ochsen gesehen haben, andere Männer im Walde an der Poststraße zwischen Kaisersesch und Cochem ein weißes Tier, einem Schafe ähnlich, das von einer wilden Meute unter großem Getümmel verfolgt zu werden schien. Auf der Stolle Flur bei Hochpochten (Laubach) sah der Schwager des Geresroder Hofbauern am Rain ein weißes Kätzchen spielen. Er hob es auf seinen Rücken, merkte aber bald, daß es groß wurde wie ein Lamm und immer größer. Ihm schwanden die Sinne und als er wieder zu sich kam, war das Tier verschwunden; den Mann aber ereilte bald der Tod. Auch in der Gestalt von Hunden so groß wie Kälber und mit feurigen Augen, weiter als große Vögel, als mächtig große Hirsche, als feurige Drachenungetüme und als dreibeinige Hasen treiben nach dem Volksglauben viele böse Geister in der Eifel ihr Unwesen. Sie begleiten den nächtlichen Wanderer eine Strecke Weges, hocken ihm auf, erdrücken ihn schier und verschwinden plötzlich wieder. Den Leuten von der Martertaler Mühle zeigte sich, als sie nach Masburg zur Christmette gingen, auf einem Fußpfad eine feurige Gestalt. Sie wurde als die ruhelose Seele eines Marksteinverrückers gedeutet. Auch Irrlichter gelten vielfach als die Geister solcher Missetäter. Durch Fluchen werden sie verscheucht und bleiben unerlöst. Zur Warnung für jeden Frevler am Tage des Herrn jagt ein Sonntagsschänder, der ewige Jäger von Hochpochten, mit seinem Hunde unaufhörlich hinter einem Rehe her. Im Escher „Bösch“ (auf dem Wege von Kaisersesch nach Masburg) müssen drei Bauern, die den Busch durch einen Meineid ihrer Gemeinde gewannen, zur Strafe im Walde umgehen. An solche Sagen wird vielfach in der Eifel noch fest geglaubt.

Im Gegensatz zu den Hauptstufen des Daseins, Geburt, Hochzeit und Tod, zeigt die das ganze Leben begleitende *Arbeit* der Eifeler Bauern weniger zusammenhängende sittenmäßige Erscheinungen auf. Immerhin aber beobachtet der Eifeler bei der großen Wichtigkeit von Acker und Vieh auch heute noch allerhand Bräuche, um diese beiden Nahrungsquellen zu gedeihlicher Förderung zu bringen. Am Palmsonntage gehen manche Bauern des Nachmittags hinaus auf ihre *Fruchtäcker* und stecken kleine Zweige der am Morgen desselben Tages in der Kirche gesegneten Palmen (Zweige des Buchsbaumes) oder Kätzchen der Salweide ein, damit die Saat vor Hagel und anderen Schäden bewahrt bleibe. Zum Pflügen im Frühjahre wählt man in den meisten Dörfern der Hocheifel gewöhnlich nur Dienstag, Donnerstag und Samstag; nach dem Glauben der Bauern bringen die anderen Tage kein Glück. Auch säen viele am liebsten nach dem ersten Mondviertel, da sie der Ansicht sind, die Saat, welche beim ersten Viertel auf den Acker gebracht werde, gedeihe nicht.

In einzelnen Teilen der Eifel, wo bei dem Klima und den Bodenverhältnissen auf den Ertrag aus dem Körnerbau nicht zu rechnen ist, widmet man der Behandlung des *Viehes* besondere Aufmerksamkeit. Über der Stalltüre befestigt der Bauer gesegnete Palmzweige und räuchert mit Wermut den Stall aus, um das Vieh vor dem Behexen zu bewahren. Höchst ungern läßt man Juden und alte Frauen den Stall betreten oder hütet sich, wenn sie einmal darin sind, sie zu reizen aus Furcht, sie möchten sonst das Vieh behexen. Der Beginn des Austriebes des Viehes erfolgt auf den Dienstag, Donnerstag und Samstag, ebenso der Abtrieb von der Sommerweide

oder der letzte Austrieb. In den Ortschaften mit Gemeindeweide versieht das Hüteamt ein besonders gedungener Hirt, beim Kleinvieh vielfach ein Junge. Die Hirten gehen meistens nicht mehr abwechselnd in verschiedene Häuser essen, sondern haben ein ständiges Kosthaus. In dem Dorfe Weiler zwischen Virneburg und Monreal hat der „söuert“ (Schweinehirt) seinen Mittagtisch jeden Tag noch in einem anderen Hause. Wenn der söuert auf die Weide zieht, bläst er auf einem großen Horn durchs ganze Dorf. Aus den offenen Stalltüren kommen dann die Tiere herbeigelaufen und folgen den anderen. Der Gewinnung von Milch und Butter schenkt man große Sorgfalt. Bei vielen Frauen herrscht noch der Glaube, daß man während des Melkens mit keinem sprechen darf außer mit einem Mitglied des Hauses; sonst nimmt die Milchzufuhr ab und die Kuh steht auch beim besten Futter bald trocken. Reich ist das Eifeler Volk an Namen für die Haustiere. So unterscheiden z. B. die Eppenberger außer den dem Gemeindeutschen entsprechenden mundartlichen Bezeichnungen für Rind, Rindvieh, Ochse, Stier, Kuh, Kalb noch schdeakob (Stierkopf) für störriges Rindvieh, heents (Hans) für ein unbeschnittenes männliches Tier, bebed für einen verschnittenen und zum Schlachten bestimmten jungen Ochsen, faaseldea für das zur Zucht bestimmte weibliche Rind, anderswo stirek (Kr. Adenau), kalwen für die trächtige Kuh, iischdling (Erstling) für die Kuh, die einmal gekalbt hat. Der Verkauf eines Stück Viehes wird bei dem Zuschlag von einem dreimaligen kräftigen Handschlag begleitet und mit einem Trunke besiegelt, der vielfach in die Kaufsumme einbegriffen ist, und den Käufer und Verkäufer gemeinschaftlich genießen.



Abb. 7. Schweinehirt aus der Westeifel.
Nach einer Aufnahme von J. Reuter in Bonn.

Von Bedeutung für den Eifeler Bauern ist auch die Gesindefrage. In Münstermaifeld besteht noch der *Gesindemarkt.* Hier stellen sich Jungen und Mädchen zur Schau, um sich für ein Jahr dingen zu lassen. Neben dem Bauern im blauen Kittel erscheinen auch Herrschaften auf dem Markte, um Dienstboten zu mieten. Nach dem Abschluß der Verdingung erhält jeder Dienstbote als Handgeld (Mietzins, Gottsheller) drei Mark. Auch geben ihnen die Dienstherren ein Frühstück im Wirtshause. In anderen Teilen der Eifel suchen Jungen und Mädchen sich selbst geeignete Stellen. Es kommen aber auch sehr häufig Leute, die Knecht oder Magd dingen wollen, in die Orte und fragen von Haus zu Haus nach solchen. Als Tag

für den *Gesindewechsel* gilt fast für die ganze Eifel der 2. Februar, Mariä Lichtmeß. Von Wichtigkeit erscheint den Dienstboten noch der Tag, an dem sie den Dienst antreten. Bevorzugt werden in der Eifel Dienstag, Donnerstag und Samstag; alle anderen Tage bringen Unglück.

Der Eifeler hat an vielen Stellen nicht allein sein eigenes Haus und seine Wirtschaft zu bestellen, sondern auch Pflichten im Dienste der Gemeinde zu erfüllen. Zur Beratung der *Gemeindeangelegenheiten* trat man früher in jedem Dorfe der Eifel am 2. Januar zusammen. Heute tritt die ganze Gemeinde nur noch in einigen wenigen Dörfern zusammen, z. B. in Arft (Kreis Adenau). Im Volke nennt man diese Versammlung Gemeindetag. Des Morgens um 10 Uhr versammeln sich dann die Männer und „großen Jungen“ aus jedem Hause unter dem Vorsitze des Gemeindevorstehers. Man spricht und berät über Feldweganlagen, erledigt die Waldstreu-Gesuche, bewilligt andere Nutzungen im oder am Walde (z. B. Reiserfällen von Stücken, die nicht unter der Aufsicht der „Forstpartie“ stehen), regelt die Schafweide-Verpachtung und anderes mehr. Die Beratung und Beschlußfassung einschließlich „Nachsitzung“ bei Branntwein und Kartenspiel dauert bis in die späte Nacht hinein.

Der alltägliche Verkehr der Nachbarn und Dorfgenossen untereinander offenbart wesentliche Züge der Eifeler Geistesart. Im *Gruß und Gegengruß,* in der Anrede und Gegenrede ist nämlich der Eifeler Bauer unter Seinesgleichen besonders herzlich und gemütvoll. Man muß ihn da beobachten und seine Höflichkeit nicht an dem Maßstabe der abgeschmackten Grußformeln der Städter messen wollen! Es ist ihm eben vielmehr als diesem eigen, je nach der Person, dem Orte, der Tageszeit und der Arbeit sehr verschiedene, aber immer recht geeignete, teilnahmvolle Begrüßungsworte zu brauchen. Mit einem freundlichen joode morje verbindet der Eifeler stets eine gemütvolle Frage, z. B. joot jeschloof? oder ous jeschloof? oder haaste de kafe ad (schon) kricht? oder er fügt etwa hinzu: diir seid eave heal (früh) de morje. Auch schließt er wohl eine Frage oder Bemerkung in Betreff des Wetters an, z. B. hout krei m'r raen. Auf dem Wege zur Arbeit und während derselben zeigt er wiederum freundliche Anteilnahme nach Art, Stand und Fortgang der Beschäftigung des Nachbarn und ruft ihm zu: rooch aas (ruhe mal), schtob aas (stopf dir mal eine Pfeife). Am Mittag oder Abend meint er ganz liebenswürdig: maach meatdaach oder maach feieroowend. Beim Eintritt ins Nachbarhaus fragt er jedesmal nach dem Befinden oder der Tätigkeit: bat schafter (was schafft Ihr)?, während der Angeredete fragt: bat brängste joots? Auch wenn einer aus dem Ort wegreist oder zurückkehrt, ist er irgendeiner teilnahmsvollen Frage oder Anrede sicher. Ganz besondere Grußsitten beobachtet der Eifeler im Wirtshause. Wer bereits anwesend ist, hält dem eintretenden Bekannten oder Freunde das gefüllte Glas hin: hei trenk aas! Der andere muß nun unbedingt aus dem dargereichten Glase trinken, beschaad doon. So freundlich nun der Eifeler im täglichen Verkehr mit seinen engeren Dorfgenossen auch ist, in gewissen Fällen glaubt er trotzdem, sich eine Art *Rüge- und Strafgewalt* anmaßen zu müssen. Gewöhnlich sind es gelöste Verhältnisse (S. 407), gewisse Heiraten, Ehezwiste, Vergehen gegen die Sittlichkeit und andere unliebsame Vorkommnisse, die seine Mißbilligung hervorrufen und die er dann im Verein mit andern durch Verhöhnung und Katzenmusik ahndet. Heiratet ein „gefallenes“ Mädchen, so wird in Berenbach mit der Peitsche geknallt. Noch vor wenigen Jahren ging man in Clerf soweit, einer solchen Braut beim Auszug aus der Kirche Schalwari (Chariwari, Katzenmusik) zu machen. Gegen zänkische Eheleute war bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts das Tierjagen in Brauch. In Mützenich (Kr. Montjoie) wurde noch im November 1897 einem Ackerer wegen nicht einwandfreien Lebenswandels von zwei- bis dreihundert Leuten das Tier ge-

jagt. Mag auch solche Volksjustiz einem stark entwickelten Gefühle des Eifelers für Schicklichkeit und Sittlichkeit entspringen und ihm ein ehrendes Zeugnis ausstellen, besser ist es, wenn er nicht über den Nachbarn richtet.

Harmloser als diese Handlungen sind allerlei *Neckrufe* und *Spottnamen*, durch welche der Eifeler die verschiedenen körperlichen oder geistigen Schwächen und Fehler seiner Dorfgenossen kennzeichnet, das ungeschickte, täppische Wesen, die Beschränktheit und Dummheit, das rüpelhafte Auftreten, zu kurze oder zu lange, dicke oder dünne Gestalten bemäkelt. Den faulen Schlingel nennt er lubert, den Geizhals knousert, den Trunkenbold folert, den Dummerjan toopert oder boket (Acht), den schwerfälligen und besonders mundfaulen Burschen mots, ein hochnasiges Mädchen pingkemaelche, den mageren, langen Kerl reberech und dermerech. Auch in einer reichen Fülle von Redensarten und Sprichwörtern befaßt sich der Eifeler mit dem lieben Nächsten. Der Faule arbeitet „wii en aanjebonnenen ooss", der Fleißige „steet ob, ii (ehe) uuser herrjott de schuun (Schuhe) aan hat", der Tölpel „sprengt wi e bleivouhel" (Bleivogel), der Kluge „hijert (hört) de kriebs on der baach niesten" (niesen), dem Glückspilz „kalwen (kalben sogar) de oossen", dem Pechvogel „de kih noch net" und wer dem Hinterlistigen „jett wichtiges verzällt, jeet be-i den de-iwel (Teufel) bechten". Kein Alter und Geschlecht und keine soziale Schicht bleibt in den Eifeler Sprichwörtern unberücksichtigt und vor allem der Bauer und die landwirtschaftlichen Berufe, aber auch Acker, Hof und Vieh spielen darin eine Rolle. „E bouer, denn ob de jaad (Jagd) jeet, schiisst sechd (sich das) fett vaan der tsopp ewäg" und „e juude mijher hat seng (seine) säässen (Sense) loggter (lauter = immer) scharref" (Kr. Prüm). Schon die Ausdrucksweise zeigt, daß dem Eifeler Bauernvolke noch eine scharfe Beobachtungsgabe, ein feines Unterscheidungsvermögen und sinnliche Kraft der Rede innewohnt, daß es ohne Umschweife und Verschleierung spricht, wie sein Herz es fühlt und der Verstand es ihm eingibt. Gar mancher auch hat es schon erfahren müssen, daß Eifeler Mädchen und Jungen schlagfertig genug sind, losen Spöttern zu begegnen.

Wie die eigenen Dorfgenossen, so bedenkt der Eifeler auch die Bewohner der Nachbarorte mit Neckereien. Die Gegend um Kelberg-Boos heißt spöttisch bäreländche, weil angeblich die dortigen Bewohner besonders große Tolpatsche sind. Zu dem Necknamen „Geißenstripper" (Geißenschinder) für die Bitburger bildet die Unterlage ein Schwank. Als Zauberer- und Hexendorf wird Nattenheim verhöhnt. Das kleine Dorf Eppenberg (Kr. Cochem) heißt wegen seiner Abgelegenheit de schel seid (die scheele = abgelegene Seite).

Auch halten die Eifeler sich gegenseitig *Schildbürgerstreiche* vor. Daher mag es mit herrühren, daß man sie insgesamt z. B. an der Mosel und am Rheine spöttisch die „klug" Eifeler Bauern heißt. Im besonderen erzählt man sich von den Bewohnern des Dorfes Dahnen (Kr. Prüm), das zu den bekanntesten „Schilda" der Eifel zählt, wie sie ihren Gemeindestier auf die mit üppigem Gras bewachsene Wölbung des Gemeindebackofens ziehen, einen schweren Mühlstein den Berg hinabbringen, auf welche törichte Weise sie sich in einem heißen Sommer von einer Mückenplage zu befreien suchen, wie sie eine zu klein gewordene Kirche auseinanderrücken, ohne Erfolg eine schmiegsame Pappel als Steg über einen Weiher benutzen und vieles Ähnliche. Diese Dahnener Streiche oder Sprünge werden im Kr. Bitburg wiederum den Daleidenern zugeschrieben. Auch redet man gern von den sieben Daleidener Bauern, die ähnlich wie die sieben Schwaben erst nach langem Bemühen ihre Zahl festzustellen vermögen. Nicht viel klüger sollen die Nattesheimer sein, und weit über die Eifel hinaus ist Wiesbaum (Kr. Adenau) als Schilda bekannt. Vielleicht am meisten sind die Monschäuer, d. h. nicht nur die Bewohner der Stadt Montjoie, sondern auch des ganzen Montjoier Landes wegen angeblicher

Dummheit verschrieen. „Suu bot (dumm) wii en Monschöuer“ ist eine stehende Redensart.

In dem gleichmäßig sich abwindenden Tagewerk sind auch für den Eifeler Bauern die mannigfaltigen *Festfeiern* im Kreislauf des Jahres mit ihren gern geübten Bräuchen angenehme Unterbrechungen. In der Neujahrsnacht ist es dann den heiratsfähigen Jungen ein Hauptvergnügen, aber auch eine Art Ehrerweisung, vor den Häusern der einzelnen Mädchen aus dem Rosengarten das *Neujahr* anzuschießen. Dieser Brauch herrscht wenigstens noch in den Dörfern, wo die Polizei ihn nicht ganz hat ausrotten können. Der Neujahrstag selbst ist vor allem ein Freudentag für die Kinderwelt. Da verehren die Paten ihrem Patenkinde einen Neujahrsweck. Frühmorgens schon ziehen dann die Kinder einzeln auch zu anderen bekannten oder verwandten Familien und sagen ein Sprüchlein meist scherzhafter Art. In Walporzheim wünschen sie kurz:

Prosit Neujoa — de kopp voll hua — de maul voll zänn — adjüs Marjänn.

Ein sehr volkstümlicher Festtag ist auch noch in der Eifel der *Dreikönigstag.* Bereits am Tage vorher hört man z. B. im Dorfe Büllingen in der Westeifel die Kinder sich gegenseitig zurufen: hök koon (kommen) d'könike. Senkt sich dann der Abend zur Erde nieder, so halten die drei ältesten Schulknaben, als die Könige aus dem Morgenlande aufgeputzt und von einem Diener begleitet, ihren Umzug. Der schwarze Balthasar trägt einen Stab mit goldenem Stern und kleinem Glöckchen. Beim Eintritt in die einzelnen Häuser singen sie nach einer alten eintönigen Melodie und indem Balthasar jedesmal bei dem Worte Stern mit dem Stabe auf den Boden stößt:

Es führt drei Könige Gottes Hand,
Durch einen Stern aus Morgenland . . .

Vor ihrem Abschiede schenken sie den Kindern im Hause Nüsse und Äpfel. Sie selbst erhalten wohl eine kleine Gabe in Geld.

Große Freude und Ausgelassenheit herrscht zur *Fastnachtszeit* in den Eifeler Dörfern bei jung und alt. Bereits am Donnerstag vor dem eigentlichen Feste, am sogenannten fetten Donnerstag, ziehen die Kinder mit einem aus ihrer Mitte gewählten Anführer an der Spitze von Haus zu Haus, so in Schönecken bei Prüm. In Neuerburg (Kr. Bitburg) beteiligen sich an dem Umzuge auch herangewachsene Burschen. Unter Absingung von Liedern heischen sie Gaben. Gewöhnlich erhalten sie Mehl und Eier; davon backen sie nach beendigtem Rundgange in einem bestimmten Hause Kuchen und sind fröhlich dabei. In Prüm ziehen nur die Knaben am fetten Donnerstag singend von Haus zu Haus, die Mädchen am Fastnachtsonntag. Als Gaben heimsen die Sänger Muzen, Äpfel, Nüsse, Brötchen ein. Sonst gehört der Donnerstag vor Fastnacht wie in vielen Orten am Rhein auch in der Eifel den Frauen: *Weiberfastnacht.* In der Hocheifel, z. B. in Rodder bei Antweiler an der Ahr, müssen an diesem Tage die Männer den Frauen in allen Stücken gehorchen. Am Nachmittage geht dort die Weiblichkeit im Zuge von Haus zu Haus. Dabei fällt der jüngsten Ehefrau eine besondere Rolle zu. Mit einem umfangreichen Reifrock und darüber gezogenem Unterrock, violettem Kamisol und gestrickter Mütze bekleidet muß sie die „hott“ (Kiepe) tragen. Singend, lärmend, kreischend fordern die Evastöchter Speck und Eier, die in die hott wandern, und „brandewing“, der ihren Gaumen letzt. Alte Junggesellen werden mit Vorliebe gebrandschatzt. Je reichlicher das gebrannte Wasser fließt und die weiblichen Zungen löst, um so mehr Leben kommt in den Zug. Nach beendigter Rundreise halten die Frauen in einem bestimmten Hause ein Gelage ab, bei dem laute Munterkeit

herrscht und allerlei Kurzweil getrieben wird. Wehe dem männlichen Wesen, das in ihren Kreis gerät!

Besondere Erwähnung verdienen die Umzüge von Maskengesellschaften in Malmedy an den Fastnachtstagen selbst. Auf der Straße und in den Häusern tragen diese Gesellschaften aus dem Stegreif gedichtete oder vorher eingeübte Possen vor zur Belustigung des Verstandes und Gemütes. Zu vergleichen sind diese Aufführungen mit den früher besonders in den süddeutschen Städten weitverbreiteten Fastnachtsspielen oder mit den noch im Anfang des 19. Jahrhunderts in Köln ebenfalls an den Fastnachtstagen beliebten dramatischen Vorführungen der Bände (Gesellschaften) auf den Straßen und in den Häusern.

Vielfach spielt in der Eifel der *erste Fastensonntag* (Invocavit) eine große Rolle. Er führt je nach der Gegend den Namen Schefsundig oder ähnlich klingende andere (Kr. Bitburg), Bourgsonnig (in der Schneifel), Hette- oder Hüttensonntag (Kr. Cochem). Schon in der Woche vor diesem Sonntag schaffen die größeren Dorfjungen Reisig und Windschlag aus dem Walde auf eine Anhöhe beim Dorfe und türmen alles aufeinander. An dem Sonntage selbst sieht man Schuljungen, Burschen und auch Erwachsene wiederum von Haus zu Haus, von Hof zu Hof ziehen. Diesmal erbetteln sich alle Stroh, alte Körbe oder andere Brennstoffe. Die dabei gesungenen Heischelieder sind durchweg auf die Bitte gestimmt: jet oss en schants, bo (wo) mer meat dants .... Da bei vielen Eifelern der Glaube herrscht, durch Beisteuer zum Hütten- oder Burgfeuer werde der Mißwachs vom Kornfelde ferngehalten, fließen die Gaben reichlich. Der Glaube spiegelt sich wieder in den beiden Schlußversen eines Heischeliedes aus der Westeifel:

> jet oos (strüü) so deck we en päerdslief,
> dann oss üür koorn dis joor zoiersch rief.

Das gesammelte Holz und Stroh schleppt man auf den „Burgplatz" und macht nun die Burg oder Hütte fertig; auf das Dach wird eine Strohpuppe gesetzt. Mit Fackeln bewaffnet berennen die Burschen die Burg und suchen sie in Brand zu setzen. Indes wehrt der Burghüter, den in der Westeifel der jüngste Ehemann abgibt, alle Versuche ab, indem er mit einer langen Gerte bald diesem bald jenem Angreifer eins auswischt. So entspinnt sich ein Kampf um die Strohburg, bis es zuletzt doch gelingt, sie in Brand zu setzen. Während sie brennt, zieht jung und alt um das Feuer. Man singt und spielt und der Klang der Abendglocke begleitet die Feier. Der Einsturz des Feuerhaufens wird mit besonderem Geschrei begrüßt und in kühnem Sprunge setzen einzelne über den Brand. Zu Hause oder im Wirtshause beschließt man den Tag mit reichlicher Stärkung. Vielfach, z. B. bei Vianden im Kr. Bitburg und in der Umgegend von Prüm, wird am „Schefsonndig" ein schlanker Buchenstamm mit Strohbündeln dicht umwickelt. An dem oberen Teil befestigt man wie bei einem Kreuze einen Querbalken, der ebenfalls in Stroh gehüllt ist. Das Ganze, auch „Burg" genannt, wird dann aufgerichtet. An jedes Ende des Querbalkens und auf die Spitze des Stammes werden noch alte Körbe gesteckt. Zuletzt wird auch diese Burg in Brand geschossen, und sobald das erste Flämmchen emporzüngelt, erschallt der Ruf: d'būrg brennt, d'būrg brennt. Wieder an anderen Orten umwickelte man noch vor wenigen Jahren, vielleicht auch heute noch, ein altes Wagenrad samt den Speichen mit Stroh. Durch die Nabe zog man eine Stange, deren Enden zwei Burschen bequem fassen konnten. Bei Einbruch der Dunkelheit sausten die Burschen mit dem Rade von der Höhe eines nahen Berges hinunter. Andere Burschen begleiteten die beiden Feuerradler mit flammenden Strohwischen. Unten im Dorfe gab's bei ihrer Ankunft Jubel und Trubel und eine tüch-

tige Zeche. Wo die Sitte solchen Burg- und Feuerbrennens am ersten Fastensonntage nicht mehr in Übung ist, besteht wohl noch der Umzug, vornehmlich der Kinder. Sie singen dabei, so in Kaisersesch, good fräuche, bo (wo) beste (bist du)? Daher dann dieser Tag auch good-fräuches-Sonntag heißt. Als Gaben spendet man den Kindern Obstschnitzel und gebackene Birnen. In diesen vielleicht sehr alten Sitten des Feuerbrandes wollen einige eine ebenso alte Frühlingsvorfeier erblicken. Bestimmte Speisen, vor allem Gebäcke, die hier und da im Anschluß an die Feier genossen werden, könnten dann als Ersatz und Stellvertretung für ursprünglich gemeinsam genossene Opferspeisen gelten. Doch erscheint die Entstehung der Sitte in historischer Zeit nicht ausgeschlossen.

Die stille Fastenzeit endet mit der *Karwoche.* An den drei letzten Tagen zieht die ältere Schuljugend morgens, mittags und abends durch den Ort und gibt mit hölzernen Klappern oder Ratschen das Zeichen zum Gottesdienst oder zum Angelus, um so die schweigenden Glocken zu ersetzen. Das Klappern begleiten die Kinder mit Sprüchlein; am Mittag rufen sie z. B.: Mottaach, mottaach — bär tsopp hät jääs, där laacht (Kr. Adenau). Am Ostermorgen früh gehen die Jungen wohl auch noch vor den einzelnen Häusern „fir de Auferstehung klapbern“ und „Usterdach“ rufen.

An den Ostertagen sieht man wiederum verschiedene Gruppen sich geschäftig im Dorfe bewegen. Dann kommen zuerst die Messediener und Klapperjungen und sammeln *Ostereier.* Es kommen die „gruß jungen“ und erhalten von den heiratsfähigen Mädchen Ostereier als Geschenk oder Entgelt dafür, daß sie das Neujahr glückverheißend anschossen oder die verflossene Kirmes fleißig mit ihnen tanzten. Um Ostern auch kommt der Küster und sammelt für sich und den Pfarrer die Beichteier ein (Kreis Adenau). Überhaupt spielen die Ostereier in der Eifel eine große Rolle. Es ist dann wohl niemand im Ort, der nicht von irgendeinem aus irgend welchem Grunde Eier zum Geschenk erhält, außer den genannten das Gesinde, die Hirten, Handwerker, nicht zu reden von den Neffen, Nichtchen und Patenkindern. Auch allerhand Spiele führt man mit Eiern aus. Bekannt ist die Eierlage am Ostermontage zu Schönecken (Kr. Prüm), eine Art Wette zwischen zwei Burschen. Der eine hat 100 Eier, die in bestimmter Entfernung voneinander auf den Boden gelegt sind, einzeln aufzuheben und in einen Korb zu legen; der andere muß inzwischen nach einem Nachbardorfe laufen, einen Auftrag ausrichten und wieder zurückeilen. Wer sein Geschäft zuerst erledigt hat, ist Sieger und wird von den Dorfgenossen jubelnd empfangen.

Im Mittelpunkte der Eifeler Frühlingsfeiern steht noch in vielen Dörfern das Maifest, das *„Maigelog“*, namentlich an der Ahr (Niederzissen; Altenahr). Dann findet in der Nacht zum 1. Mai das *Mailehen,* in Urkunden Maidlehn, statt. Nach dieser Sitte werden die einzelnen heiratsfähigen Mädchen des Ortes an die Burschen versteigert. Auf die Dauer eines Jahres, besonders für den Monat Mai und bei der Kirmes, sind sie ihre Tänzerinnen und stehen unter ihrem besonderen Schutze. Das Mailehen ist ein uralter deutscher Brauch, auch am Rhein und in Hessen weit verbreitet.

Die Art der Versteigerung ist verschieden. Sie wird entweder auf freiem Dorfplatze vorgenommen oder in geschlossener Gesellschaft im Wirtshause. Auch wurde oder wird entweder jedesmal ein Paar als Mailehen verkündet und dazu die Zustimmung der Versammlung erbeten oder die Mädchen werden allein wie bei einem öffentlichen Verkaufe durch den „usklöpe“ ausgeboten und je nachdem für einen hohen oder geringen Betrag angesteigert. Nach dreimaligem Ausrufe wird dem Meistbietenden der Zuschlag erteilt. Mit der schönsten Maid wird angefangen. In unangenehmer Lage befinden sich die Dorfschönen, auf die kein Gebot erfolgt.

Oft werden sie als jeböt (Rest) oder Rummel zusammen ausgestellt und meist um ein Geringes einem Mitleidigen zugeschlagen. Bevor die eigentliche Versteigerung beginnt, wählt man als Vorsitzenden einen scholtes (Schultheiß) und einen Boten. Besonders einflußreiche „Jungen", die auch etwas zahlen können, erlangen diese beiden hohen Ämter. Der „bot" ist für die Dauer des Mailehens, d. h. also eines Jahres, eine Art Beamter, der auch die Aufsicht führt über die richtige Befolgung der „Maigesetze" während des Maimondes. Jede Übertretung wird mit Geld gebüßt. Dieses sowie der Erlös aus der Versteigerung fließt in die „Jungenkasse". Vielfach wird bei der ganzen Handlung ein Mailied gesungen. Im Kr. Schleiden geht der Versteigerung ein Rundgang der „Jungen" durch das Dorf vorauf. Bei diesem sammeln sie die Maieier ein oder als Ersatz dafür Geld. Vor dem Hause, das nichts spendet, wird kaaf gestreut, um es als ein geiziges, e kiipijet, zu zeichnen. Die Eier werden im Wirtshause zubereitet und gemeinsam genossen, das Geld aber in halef schobere, halbe Schoppen Branntwein, verwandelt. Alle trinken dabei aus demselben Glase (Umtrunk). Nach der Versteigerung gehen in demselben Kreise alle Teilnehmer um Mitternacht, also schon am 1. Mai, in den Wald und holen Maireiser, me-irise, gewöhnlich Buchenzweige, mit denen sie die Häuser der Maimädchen schmücken. Je nach der Wertschätzung des einzelnen Mädchens befestigt man ihm einen recht schönen oder wenig ansehnlichen, gar angetrockneten Zweig ans Haus. Die schönen Zweige lassen die Mädchen, stolz auf die Auszeichnung, mehrere Tage hängen, die unliebsamen entfernen sie möglichst bald.

Einen eigentlichen *Maibaum* richtet man in Eifeler Orten vielfach am *Pfingstfeste* auf. Am Vorabende holt man dann eine schlanke Rottanne aus dem nahen Walde. Auf dem Dorf- oder Kirchplatze verkeilen die Jungen den Baum sorgfältig in die Erde und bewachen ihn des Nachts, damit die Jungen aus dem Nachbarort ihn nicht rauben. Hat sich die Pfingstsonne am Morgen über die Bäume erhoben, dann darf die Zierde des Festes nicht mehr entwendet werden. Pfingstmontag veranstalten die Jungen nachmittags einen Umzug. Die Hüte mit Maien geschmückt, ziehen sie von Haus zu Haus. Vor jeder Türe singen sie ihr Heischelied:

Weil komme mer och aan dise hof . . . . .

Als Gaben empfangen sie Eier, Speck, auch Geld. Nach dem Rundgang wird am Pfingstbaum die Feier fortgesetzt. Den Baum selbst wirft man zu guter Letzt aus und versteigert ihn. Ein Schmaus im Wirtshause beendet das Fest. Wo die Sitte des Mailehens lebendig ist, da wird am Pfingstmontag aus dem Erlös der Versteigerung ein Tanzvergnügen abgehalten. In festlichem Zuge, die Musik voran, geht's zu dem durch einen festlich geschmückten Tannenbaum schon von weitem erkennbaren Tanzsaale. Vorher sind die Mädchen einzeln aus ihren Häusern herausgeholt und den Jungen zugeführt worden.

Der auf das Pfingstfest folgende *Dreifaltigkeitssonntag* ist den katholischen Bauern in der Voreifel und auf dem Maifelde besonders heilig; er heißt der Frommsonntag, an dem alles ruhen muß. Auf allen Arbeiten, die an diesem Sonntage angefertigt werden, lastet Gottes Fluch in ganz besonderem Maße.

Als ein außergewöhnlicher Tag gilt in der Eifel, besonders an der Ahr und im ganzen Kreise Adenau, der *Johannistag*. Am Vorabende flechten die Kinder oder auch die Mütter Kränze aus Kamillen mit Donnerkraut dazwischen oder aus den weißen Wucherblumen (im Kr. Adenau Johannsblumen genannt). Diese Kränze (johánskrants) werden des Abends beim Angelusläuten auf das Dach des Hauses geworfen. Jede Seite eines Daches muß einen Kranz haben, damit Haus, Scheune und Stall gegen Blitzschlag gefeit sei. Ältere Leute fassen es noch als böse Vorbedeutung auf, wenn der johanskrants nicht während des Läutens selbst auf dem

Dache hängen bleibt. Schutz gegen Unwetter, Blitz und Hagel sollen auch die am Sonntage nach dem *Mariä-Himmelfahrtsfeste* (15. August) in der Kirche gesegneten Kräuter verschaffen. Man nimmt dazu Wermut, Beifuß und Donnerstein (Schwarzkopf). Von diesen geweihten Kräutern werden beim Gewitter einige Zweiglein unter Gebet verbrannt, damit durch ihren Rauch von Gott der Blitzstrahl abgelenkt werde.

In manchen Teilen der Eifel bildet die Ernte den Höhepunkt der Jahresarbeit und den Mittelpunkt der Wünsche und Hoffnungen der Bauern. Besondere Erntebräuche und Erntefeste findet man allerdings in der Eifel nicht mehr. Dagegen bildet noch die *Beerenlese* ein Fest. Großer Jubel herrscht dann besonders unter den Kindern. In Gemeinschaft ziehen sie hinaus in den Wald. Die drei ersten Waldbeeren zerdrücken sie und werfen sie zur Erde; so will es noch in vielen Eifeldörfern alter Brauch und Glaube. Denn durch diese Opfergabe wird der Segen beim Weiterbrechen um so größer. Auf dem Heimwege erschallen fröhliche Liedchen oder wechseln mit Sprüchen ab. Im Kreise Adenau sagen die Kinder:

erble satt, woble (Waldbeeren) satt,
bruut hongerich,
decke melech düeschtech,
bär ken woble hät,
där äss och jeen.

Ein Beerenlied der Gerolsteiner Kinder lautet:

holter di polter dä korv oss voll,
de henk dii oss van eise,
weä well oss (uns) dä wäch no Gerolstein weise?

Zur Sommersonnenwende flammt in der Eifel kein Feuer von den Bergen auf. Um so eifriger aber werden *Herbstfeuer* abgebrannt. In Prüm und Umgegend ziehen bereits am Michaelstage die Kinder von Haus zu Haus und sammeln Holz und andere Brennstoffe für ein Michelsfeuer. Dabei singen sie:

jet es jet tse schtiere,
fir je Mecheltsfeier!

Das Feuer richten sie am Abend her und umschreiten es mit brennenden Besen. In anderen Eifelorten lodern zahlreiche *Martinsfeuer* auf. Am Fuße der Hohen Acht wird das Martinsfeuer am Vorabend (10. November) abgebrannt, auf dem Maifelde am Tage selbst (11. November). Beim Einsammeln der Brennstoffe singen die Kinder von Welschenbach (bei Virneburg):

jet es (uns) jet tse steuere,
für os Meetesfeure!
jet es en aale Meeteskörf!
jet es en schants udder en beusch schtrüü!
verbrenne mer öch de läus udde de flüü.

Wer den Kindern nichts gibt, dem wird zugesungen:

dat oss en aal knottebüx,
di jet es all joe (Jahre) nix (Arft bei Virneburg).

In Ahrweiler ziehen die Knaben des Städtchens, nach den vier alten Bezirken (Huden) getrennt, umher und sammeln Brennstoffe, indem sie singend bitten:

jäät os jät zom Meätesfeue . . . . . .

Greifen die Knaben in einen fremden Bezirk über, so kommt es leicht zum Streite. Jede Hude zündet ihr Feuer auf einem besonderen Berge an. Den Schluß des Martinsabends bildet ein Durchzug der Fakeln tragenden und Lieder singenden Knaben durch die Stadt.

Das Fest über alle Feste ist auch für den Eifeler die *Kirmes*. In ihrem Brauchtum ist sie allerdings schon stark verblaßt. Höchstens hat sich bei derselben noch der Umzug mit dem Fendelschwenken erhalten. Sehr eifrig wird aber vor wie nach zum Feste gerüstet. Vor allem legt männiglich rechtzeitig einen guten Stüber Geld



Abb. 8. Sonntag-Nachmittag auf der Kegelbahn, Westeifel.
Nach einer Aufnahme von J. Reuter, Bonn.

zurück. Dann wird gebacken und geschlachtet, das Haus gestrichen und getüncht, der Hausrat geputzt und gescheuert, die „Ballrobe“ nachgesehen. Der Vorrat an Fleisch und Backwaren, der am Tage selbst auf den Tisch kommt, scheint für drei Wochen vorzuhalten. Aber man täuscht sich; denn der Gäste sind viele. Mancher Kirmesweck und Kirmeskuchen wandert zuletzt mit ihnen in den Heimatsort. Die Hauptsache für die Erwachsenen ist das Vergnügen auf dem Tanzboden. Drei Abende hintereinander hält hier der Jubel und Trubel an. Am letzten Abend ist er am größten. Dann wird auch mancher alte Reigentanz aufgeführt, in der südlichen Eifel der besonders beliebte Kirmespitter. Mitten in der Kirmesfreude gedenkt man auch der Toten. Am zweiten Tage, Montags, findet ein Seelenamt für die Verstorbenen statt. Diesem Amte schließt sich gewöhnlich ein Besuch der Gräber an. Der früher in den meisten Eifeldörfern geübte Brauch, die Kirmes unter Teilnahme des ganzen Dorfes zu begraben, ist noch in Langenfeld (Kr. Adenau) im Schwange. Gleich am Morgen nach der Kirmes ziehen die Jungen

mit Musik vor das Dorf. Einige tragen Fleischknochen nach und der scholtes schwingt noch einen Schinken von einem gebratenen Lamm oder einer jungen Ziege. An einer Stelle vor dem Dorfe wird ein Loch gegraben, in das man die Knochen hineinlegt. Dann löst der scholtes das Fleisch vom Schinkenknochen und verteilt es brüderlich. Der Knochen selbst wird auf die andern gelegt und auf alles ein Gläschen Schnaps oder Wein gegossen. Die Musik spielt eine traurige Weise und unter Musik geht's auch wieder ins Dorf zurück. Die Jungen machen traurige Gesichter, weinen und schluchzen, gucken in den Geldbeutel und verzerren das Gesicht vor Schrecken über die Leere.

Viele Kirmessen werden nach der Ernte, vor und nach Martinstag gefeiert. In den meisten Dörfern bleibt's übrigens nicht bei einer Feier. Im Kreise Adenau hat man eine Ganz- und eine Halbkirmes, die beide zeitlich oft weit auseinanderliegen. Anderswo folgt der Hauptkirmes am nächstfolgenden Sonntag noch eine Nachkirmes, die hinter der ersten nicht viel zurücksteht.

Neben der Kirmes haben für die Eifeler die *Jahrmärkte* mit der stehenden Figur des „billigen Jakob" noch eine besondere Anziehungskraft. Das typische Beispiel eines solchen Eifeler Jahrmarktes und seiner Sitten gewährt der Lukas-Markt in Mayen.

Zwischen Martinstag und Weihnachten ist *Schlachtfest*. Wer eben kann, d. h. ein Schwein (oder Schaf) in der Mast hat, wetzt das Messer oder läßt es wetzen. Um ein Geringes ist der Dorfschlächter bereit, den Borstenträger vom Leben zum Tode zu befördern. Mit Scherzen und Spässen wird besonders das Wurstmachen verfolgt. Am ersten Sonntag nach der Schlachtung halten alle, die ein Schwein schlachteten, Wurstkirmes. Zu dieser werden die Verwandten eingeladen, die auch alljährlich zur Dorfkirmes kommen; andernfalls trägt man ihnen wie auch den Leuten, die zur Nachbarschaft gehören, und dem Dorfschlächter den gebührenden Anteil an Wurst und Wurstbrühe ins Haus.

Im Hart- oder Christmonat kommt die schönste Zeit des Jahres für die Kinder, *Nikolaustag und Weihnachtsabend*. D'r heleje Maan besucht die Kinder am Vorabend des 6. Dezembers. Schon viele Tage vorher bitten sie den Freund und Gabenspender in mannigfaltigen Liedchen zu sich:

Helech Nekelääsje,
kom iwet (über das) schträäsje,
kom an oos diir
on breng mo en jedreischt biir (Laubach).

Besonders die ganz kleinen Kinder empfehlen sich ihm:

Heleje, heleje Maan,
dou bäs en joode maan,
dou brengst den kleinen kindern vil:
loss die große loufe,
de könne sech sälwe wat koufe (Walporzheim).

Andere Kinder wagen es, solange der „heilige Mann" noch nicht in Sicht ist, ihm in Liedern Trutz zu bieten.

Am Weihnachtsabend herrscht noch in einigen Dörfern der Hocheifel, z. B. in Acht bei Virneburg, ein schöner Brauch. Zwei Mädchen aus dem Rosengarten hüllen sich in weiße Kleider, die mit Bändern geschmückt und mit Glasperlen über und über besetzt sind. Beide gehen dann, das eine als Christkindchen, das andere als Magd, in alle Häuser, in denen Kinder sind, die noch ans Christkindchen glauben. Je näher die Schelle von Christkindchens Magd an ihr Ohr dringt, um so größer wird ihre Spannung und freudige Erwartung. Plötzlich öffnet sich die

Türe. Mit aller Inbrunst und in festem Glauben an die leibhaftige Himmelserscheinung beten die Kinder gemeinsam laut, oft auch noch solche, die im 14. Lebensjahre stehen. Voll Ehrfurcht und Staunen zeigen sie dann dem Christkind das Kerbholz, auf dem die Anzahl der zu ihm gebeteten Rosenkränze getreulich verzeichnet steht. Zum Dank für die gespendeten Gaben reichen sie ihm und seiner Magd die Hand und geloben in rührender Einfalt, stets brave und artige Kinder zu sein.

Außer an den regelmäßig wiederkehrenden Festen oder den freudenreichen Ereignissen des Lebens finden die Eifeler namentlich an den Sonn- und Feiertagen Gelegenheit und Muße zur Vergeselligung und nehmen sie gern wahr. Im Sommer vergnügen sich dann die Männer beim Kegeln im Freien oder am leidenschaftlich betriebenen Kartenspiel. Jungen und Mädchen benutzen den Feierabend oder die Nachmittage an Sonn- und Festtagen zu Lustwandelungen auf der Landstraße, auf Feld- und Waldwegen. Den Mädchen, die sich unterfassen oder in den Arm hängen und so eine Reihe bildend voraufziehen, folgen die Jungen hinterdrein. Dann erklingen wohl noch im Chor, indem die Mädchen die Stimme führen und die Jungen begleiten, die lieben traurigen Lieder vom Knaben, der zu jagen ritt, vom ungetreuen Liebhaber und vom verlassenen Mädchen, vom toten Soldaten, dem frisch jungen Blut, von der Heiratslustigen und andere. Freilich darf man heute alte Volkslieder oder gar mundartliche, echte Bauernlieder auch in der Eifel nicht mehr suchen wollen. Man singt zumeist, was die Schule lehrt oder die Jungen als Soldaten mitbringen. Andere Lieder schmuggeln sich mit den billigen Liederheftchen von draußen ins stille Dorf, darunter echte Großstadtgewächse, seichte Operettenware und Couplets. Allerdings steht die Eifel in dieser Beziehung nicht allein da. Der Eifelverein hat sich jüngst in sehr anerkennenswerter Weise auch der Pflege des Eifelliedes angenommen.

Wenn es vielfach auch nur trümmerhafte Überlieferungen sind, mit denen das alte Eifeler Bauernleben in die Gegenwart hineinragt, so muß man sich doch freuen, daß sie im Zeitalter des Automobils und des Luftschiffes überhaupt noch da sind. Viele von ihnen sind der dauernden Erhaltung wert, manche, die früher einmal waren, der Wiederbelebung würdig. Möge vor allem die alte Eifeler Dorffröhlichkeit in den Festen und Spielen weiter blühen und der nachbarliche Zusammenhalt mit seinen sinnigen Bräuchen niemals sich lockern. Wer sich der Pflege der Heimatliebe und der Förderung des Heimatsinnes vor allem auf dem Lande widmet, leistet dem ganzen Vaterlande einen großen Dienst.



